Ozeanien

von

Fr. Christmann

und

Richard Oberländer.

2. 25

Das neue

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Ozeanien,

die Inseln der Südsee.

Von

Fr. Christmann und Richard Oberländer.

Ozeanien I.

Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee.

Ozeanien II.

Die Inselwelt des Stillen Ozeans in Melanesien, Polynesien und Mikronesien.

Das Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Otto Spamer's
Illustrirte Bibliothek der Länder- & Völkerkunde
zur
Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Ozeanien,
die Inseln der Südsee.

Von
Fr. Christmann und **Richard Oberländer.**

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, Karten, Porträts u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1873.



Vegetationscharakter der ozeanischen Inselwelt.

... des Stillen Ozeans.

... auf Leben,

... Naturvölker jener Eilande.

... Karten, neun Ton-

Leipzig.

... Otto Spamer.



Vegetationscharakter der [illegible]

Ozeanien,
die Inseln der Südsee.

Aeltere und neuere Erforschungsreisen
im Gebiete der Inselgruppen des Stillen Ozeans.

Mit besonderer Rücksicht auf Leben,
Sprache und Sitten der aussterbenden Naturvölker jener Eilande.

Von

Fr. Christmann und Richard Oberländer.



Mit 170 Text-Abbildungen, mehreren in den Text gedruckten Karten, neun Tonbildern, sowie 3 Karten in Farbendruck.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1873.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Neben dem Festlande Australien hat in den letzten Jahrzehnten namentlich auch Neu-Seeland politisch und kommerziell eine außerordentlich hohe Bedeutung erlangt, wenn gleich die Auswanderung dorthin noch eine erstaunlich geringe ist. Merkwürdiger Weise sind aber die Aussichten für das Vorwärtskommen europäischer Ansiedler auf den Neuseeländischen Inseln so vortheilhaft, wie kaum in irgend einer andern Kolonie.

Neu-Seeland ist etwa so groß wie Italien und hat die mannichfachste Abwechslung in seiner Oberflächengestalt aufzuweisen. Die Küsten zunächst, meistens felsig und steil, sind reich an vortrefflichen Häfen; vom Meere an dehnen sich fruchtbare Ebenen, zum Theil mit dicht verschlungenem Urwalde bedeckt, zum Theil auch nur mit Farrnkraut oder Flachs bewachsen, bis zum Fuße der Gebirge, welche auf der Nordinsel die Mitte des Landes und die Ostseite, auf der Südinsel dagegen die Westseite einnehmen. Die gebirgige Ostseite der nördlichen Insel ist noch unerforscht; die Mitte jener Insel aber, eine ungemein merkwürdige Region, kann als gut bekannt gelten und hier, in dem von den Eingeborenen bewohnten sogenannten Seen-Distrikt, befinden sich die bei diesen wie bei den Kolonisten berühmten natürlichen warmen Bäder und Seen von Ohinemutu, Roto-mahana u. a. In dem westlichen Theil der Nordinsel, auf der großen nördlichen Landzunge, sowie endlich in den nach den südlichen Gestaden sich öffnenden Thälern, sind bereits an vielen Punkten die Anfänge der Kolonisation gemacht worden, aber große Strecken des prachtvollsten Ackerbodens wurden noch niemals vom Pfluge berührt.

Aehnlich sind die Verhältnisse auf der Südinsel. Die Westseite dieses großen Eilandes wird, wie erwähnt, seiner ganzen Länge nach von einem gewaltigen, schnee- und gletscherreichen Gebirge überlagert, welches in vielen Beziehungen die erstaunlichste Aehnlichkeit mit den europäischen Alpen darbietet. Von den Gletschermassen und Eismeeren dieser neuseeländischen Alpen stürzen brausend und schäumend unzählige Wildbäche herab in die vorgelagerte, breite und fruchtbare Ebene, von wo sie, zu Strömen vereinigt, hinausfließen in das Meer. Diese niemals versiegenden Gebirgswasser repräsentiren gewaltige Arbeitskräfte; sie könnten Tausende von Mühlen, Stampfwerken und anderen gewerblichen Anlagen treiben. Außer diesem Wasserschatz besitzt Neu-Seeland auch die zwei Grundbedingungen zur Entwicklung der Industrie, nämlich Steinkohlen und Eisen, und endlich birgt der Boden dieses Landes enorme Schätze von Gold, deren Hebung voraussichtlich noch Jahrhunderte in Anspruch nehmen wird. Um eine Vorstellung von der Bedeutung dieser Reichthümer zu geben, sei erwähnt, daß während der zehn Jahre von 1858 bis 1867 für 14,580,204 Pfund Sterling (also für 175 Millionen Gulden oder 100 Millionen Thaler) Gold von Neu-Seeland nach England verschifft worden ist. Die gesammte europäische Bevölkerung Neu-Seelands belief sich aber im Jahre 1867 auf kaum mehr als 200,000 Menschen, während, wie sich aus

dem Vorstehenden zur Genüge ergiebt, Raum genug für Millionen fleißiger Viehzüchter, Ackerbauer und Gewerbtreibender vorhanden ist.

Daß sich der Strom der Auswanderung noch nicht hierher gewendet, muß wol hauptsächlich drei Ursachen zugeschrieben werden: erstens den seit Jahren auf der Nordinsel wüthenden Kriegen zwischen den Europäern und den Eingeborenen des Landes, den tapferen und intelligenten Maori; zweitens der ungeheueren Entfernung Neu-Seelands von Europa, die eine Reise nach jenen Gegenden zu einer Fahrt um den halben Erdball macht, und drittens der zum Theil aus dieser großen Entfernung folgenden Unbekanntschaft mit neuseeländischen Verhältnissen und Zuständen überhaupt.

Diesem letzteren Mangel soll das vorliegende Buch abhelfen. Der Leser findet hier eine Schilderung des Verhältnisses zwischen den Eingeborenen und den Kolonisten, ehemals und jetzt, eine Beschreibung der Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen, sowie der Eigenthümlichkeiten seiner Thier- und Pflanzenwelt, und die Ausführungen des Verfassers werden unterstützt durch zahlreiche, sorgfältig gearbeitete Illustrationen, welche die geschilderten Oertlichkeiten oder andere zur Sprache kommende Gegenstände zur unmittelbaren bildlichen Anschauung bringen.

Frankfurt a/M., im Juli 1870.

Fr. Christmann.

Den vorstehenden Bemerkungen über die Bedeutung des hier abgehandelten Themas kann sich die Unterzeichnete in allen Punkten nur anschließen. Die erste Abtheilung dieses Bandes, die Schilderung von Neu-Seeland, dem Großbritannien der Südsee, wird durch die nachfolgende zweite über die ozeanische Inselwelt ergänzt. Letztere beschäftigt sich also mit den übrigen Eilandgruppen der Südsee und bringt dadurch das Gesammtgemälde vom fünften Welttheile zum Abschluß. Beide zu einem Bande vereinigte Abtheilungen werden dann, mit dem bereits vorangegangenen Bande über das Festland Australien, das ganze tropische und subtropische Gebiet des Stillen Ozeans von der Ostküste Asiens und den vor ihr liegenden Inseln bis zur Westküste des südlichen Amerika zu einem einheitlichen geographischen und kulturhistorischen Bilde zusammenfassen.

Im Einverständnisse mit Herrn Fr. Christmann hat die Unterzeichnete für gedachte zweite Abtheilung dieses Bandes Herrn Richard Oberländer gewonnen. Derselbe hat durch vieljährigen Aufenthalt in verschiedenen Regionen der australischen Welt Land und Leute aus eigener Anschauung genau kennen gelernt und wird in diesem Werke den reichen Schatz langjähriger Erlebnisse, Erfahrungen und Studien niederlegen. — Wir können daher aus dieser Feder eine gediegene Zuendeführung des nach dem Urtheil Sachverständiger in trefflicher Weise begonnenen Werkes erwarten und unseren Lesern auch in dem Schlußabschnitte eine überaus interessante Lektüre in Aussicht stellen.

Leipzig, im September 1870.

Die Redaktion des Neuen Buches der Reisen.

Inhaltsverzeichniß zu
Ozeanien I.
Neu-Seeland. Das Großbritannien der Südsee.

Von

Fr. Christmann.

Zweiter Abschnitt.

Wanderungen durch das Land und Schilderungen aus Vergangenheit und Gegenwart.

Ozeanien I.

Neu-Seeland,

das Großbritannien der Südsee.

Von

Fr. Christmann.

Die Tonbilder der ersten Abtheilung gehören zu:



Einleitung.

Der Stille Ozean. Bedeutung desselben für den Weltverkehr. Melanesien. Polynesien. Mikronesien. Hohe und niedrige Inseln. Pflanzenwelt. Thierwelt. Klima. Abstammung der Bewohner. Das Tabu. Kava. Religion. Gesellschaftliche Einrichtungen. Betriebsamkeit. Landbau. Missionswesen. Die Beziehungen der Insulaner zu den Weißen. Aussterben der Ureinwohner. Sinkender Einfluß des romanischen und wachsende Bedeutung des germanischen Elements.

Als die Engländer im vorigen Jahrhundert nach langjährigen Kämpfen mit ihren damaligen amerikanischen Kolonien sich genöthigt sahen, die Unabhängigkeit der jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika anzuerkennen, haben sie gewiß nicht vorausgesehen, daß sie damit den Grund nicht nur zu einem gewaltig emporstrebenden Staatenbunde, sondern auch zu einer Macht legten, die im Verlaufe von kaum hundert Jahren mit ihnen abermals in einen großartigen und noch viel bedeutungsvolleren Ringkampf verwickelt sein werde! Dieser Kampf bedarf, um ausgefochten zu werden, zwar nicht mörderischer Kriegswerkzeuge, sondern nur friedlicher Verkehrsmittel; er zielt nicht auf Eroberung von Ländern, aber auf nichts Geringeres als auf Beherrschung des Welthandels ab. Der Schauplatz dieses Ringkampfes, der Stille Ozean, war damals zwar schon einigermaßen bekannt, aber er ruhte in tiefem Schlummer, — seine Bedeutung für den Weltverkehr entzog sich dem Auge, und die westlichen Gestadeländer, China und Japan, hielten sich noch von der Außenwelt abgesperrt. Platz genug haben die Seemächte, um sich nach Herzenslust auszutummeln. Denn der Stille Ozean (wie ihn Magelhaens 1521 wegen seiner verhältnißmäßig leichten und bequemen Durchschiffung nannte), während er bei den Franzosen gewöhnlich der Große Ozean, bei den Engländern häufig die Südsee heißt, bildet das Hauptmeer der Erde, das zwischen dem

westlichen Gestade von Amerika und den östlichen Küsten Asiens, des Indischen Archipels und des Australischen Festlandes gelegen, fast den dritten Theil des Flächeninhaltes der Erdkugel einnimmt. So groß ist dieses Wasserbecken, das zuerst unter allen Europäern der Spanier Vasco Nuñez de Balbao von einem Hügel auf der Landenge von Darien 1513 erblickte und das zuerst der Portugiese Magelhaens, als er bei Untersuchung des südlichen Amerika's die nach ihm benannte Meerenge entdeckte, im Jahre 1521 durchsegelte, — so unermeßlich ist es, daß es lange wegen seiner Größe gefürchtet wurde und seine Durchschiffung selbst bei den Europäern für ein außerordentliches Wagstück galt. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts geriethen die bis dahin ausgeführten Unternehmungen zur Entdeckung der in diesem Ozean gelegenen Inseln gänzlich ins Stocken. Kaum wagten es einzelne Kauffahrer und Seeräuber, wenigstens den nördlichsten und schmalsten Theil der Südsee zu durchschiffen. Erst James Cook, der größte Entdecker und Seemann nächst Columbus, hat auf seinen drei Erdumsegelungen von 1768—1778 theils die Kunde von den schon früher aufgefundenen Inseln erweitert und berichtigt, theils einen bedeutenden Theil der Inselgruppen der Südsee und die Ostküste des australischen Festlandes entdeckt und durch seine genaue Schilderung der entdeckten Länder, sowie durch sein Beispiel so anregend gewirkt, daß diese weiten Meeresflächen durch eine Reihe glänzender Unternehmungen sorgfältig durchforscht wurden. Jetzt sind sie zum größten Theile kaum weniger bekannt als die Europa umgebenden Meere.

Nunmehr trat die große Bedeutung der Südsee und ihrer Inseln so klar zu Tage, daß die Seemächte sich beeilten, dort festen Fuß zu fassen, so namentlich England in Australien und Neu-Seeland, Frankreich auf Tahiti, den Markesas und Neu-Kaledonien, während selbst Rußland durch den Erwerb eines Theiles der Mandschurei sich in dem Amurflusse einen Eingang zum Stillen Meere verschaffte. Hauptsächlich aber gewannen die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die Einverleibung Kaliforniens und durch die Herstellung einer Eisenbahn, die New-York mit San Francisco, das Atlantische Meer mit der Südsee verbindet, eine Stellung, durch welche sie den Handel eines Theiles von Indien, des Malayischen Archipels, China's, Japans und der Südsee in ihre Hände zu bringen hoffen. Auch für Europa ist dieser Weg zum Verkehr mit den Inseln und Küstenländern der Südsee der kürzere. Aber bei dem Erwachen der Südsee zu gewaltigem Eingreifen in den Weltverkehr konnten auch China und Japan ihre Abgeschlossenheit nicht länger behaupten; sie wurden, wohl oder übel, in den Strom des Weltverkehres und der Weltgeschichte hineingerissen.

In diesem Ringkampfe der Seemächte um die Herrschaft im Weltverkehr spielen die Inselgruppen, die wir im Verlaufe unseres Werkes schildern, eine nicht unbedeutende Rolle. Reich an werthvollen, zur Ausfuhr geeigneten Erzeugnissen, sind einige von ihnen, wie Tahiti und Hawaii, von der Natur gewissermaßen zu Halt- und Ruhepunkten für die Schiffe bestimmt, welche die Seestraße durch den Stillen Ozean verfolgen. Zu Hunderten sind diese Inseln, meist in Gruppen, in dem weiten Raume ostwärts von den Malayen bis fast zum amerikanischen Festland hin verstreut, und über die Mehrzahl derselben hat die Natur alle ihre Reize und die Fülle ihres Segens mit verschwenderischer

Hand ausgestreut. Dort treffen wir mächtige Berge, die sich über 4000 Meter hoch aufthürmen, gewaltige Vulkane, wie sie die Erde kaum anderswo aufzuweisen hat, großartige Schluchten, die bald von kahlen, schroffen Felswänden, bald von grünen, dicht belaubten Abhängen gebildet und häufig von schäumenden, rauschenden Wasserfällen belebt sind, während die frischen Thäler und Küstensäume im üppigen Pflanzenwuchs prangen und das Meer tosend an der steilen Küste brandet, oder das ruhige Becken der Lagune die Landschaft widerspiegelt, — alles Dies in so reicher Mannichfaltigkeit gruppirt, daß wir bald die anmuthigsten, bald die großartigsten landschaftlichen Bilder vor uns haben. Vulkanische Kräfte sind noch immer in der Südsee rastlos thätig, und Alles spricht dafür, daß, wie einst Australien mit Asien zusammenhing, so auch die übrigen Inselgruppen ein großes Festland bildeten, das allmählig gesunken ist und die Ländermassen und Inseln, die wir in der Südsee antreffen, als Reste zurückgelassen hat. Noch fortwährend steigen und sinken große Bodenflächen; auf den Karolinen stehen jetzt Gebäude im Wasser, die einst auf dem trocknen Lande gestanden haben, während umgekehrt auf Oahu die Erhebung so schnell vor sich gehen soll, daß das Meer im Laufe weniger Jahre über zwei Meter weit von Stellen gewichen ist, an denen man früher mit Booten landete.

Alle diese Inseln haben wir in unserer Schilderung nach den drei großen Abtheilungen Melanesien, Polynesien und Mikronesien behandelt, weil zwischen denselben rücksichtlich der Körperbildung, der Einrichtungen und Sitten, sowie der Sprache der Eingebornen Verschiedenheiten obwalten, die in dieser Eintheilung ihren Ausdruck finden. — Ihrer Natur nach zerfallen die Inseln in hohe und niedrige; jene sind fast durchgängig vulkanischen Ursprungs und gebirgig, bilden die größten und bedeutendsten in allen Gruppen und sind mit fruchtbarem Boden ausgestattet, wogegen die niedrigen Inseln nichts sind als meist ringförmige Felsen von Korallenkalk, die beim Untertauchen des Sandes von den Korallen um die Berggipfel gebaut wurden und immer höher stiegen, je tiefer der nun zum Meeresgrund gewordene Boden sank. Solche Korallenbauten kommen nicht nur in der Gestalt von Inseln vor, vielmehr bilden sie häufig am Ufer der hohen Inseln einen Kranz von Korallenbänken, der nur den Mündungen von Flüssen gegenüber Lücken hat, da die Korallen im Süßwasser nicht bauen. Die Lagunen-Inseln oder Atolle (Attols) sind die merkwürdigsten Bildungen. Sie schließen sämmtlich ringförmig ein Wasserbecken ein, ohne daß bisweilen auch nur der geringste Streifen Land über den Wasserspiegel hervorragt, sodaß man sie eigentlich noch gar nicht Inseln nennen kann. Dann sieht das Auge mit Verwunderung, wie mächtige, kreisförmige Brandungen eine ruhige Wasserfläche umtosen, und doch gewahrt es kein Land, an dem sich die Wogen brechen. Oft bilden sie einen nur einige hundert Schritt breiten, wenige Meter über den Wasserspiegel sich erhebenden, mit Kokospalmen bedeckten Ring um ein Becken von klarem, seichtem und stillem Wasser, das unter der Sonnenbeleuchtung in lebhaft grüner Farbe erscheint und von den dunkeln Meeresfluten durch einen Streifen schneeweißer Brandung geschieden wird, gegen welche sich die schlanken Formen und das frische Grün der Palmen mächtig abheben. Andere Koralleninseln sind durch vulkanische Einflüsse 100 Meter

emporgehoben, während wieder andere dadurch entstanden, daß unterseeische Korallenbauten durch die von den Wellen emporgeschleuderten Bruchstücke, durch angeschwemmten Sand und Schlamm bis über die Flutmarke erhöht wurden. Denn die Korallen können nur bis zum niedrigsten Wasserstand bauen; von Sonne und Luft getroffen, sterben sie augenblicklich ab. Sie bauen auch nie in trübem, nie in ruhigem Wasser, sondern merkwürdiger Weise gerade inmitten der stärksten Brandung, und dabei schaffen diese Thierchen mit so erstaunlicher Schnelligkeit, daß sie in kurzer Zeit weite Räume ausfüllen und z. B. die Reste versunkener Schiffe oft in 8—9 Monaten vollständig überbauen. Denken wir uns, nach Darwin's Darstellung, eine Insel im Bereiche der felsenbildenden Korallenthiere, so werden diese sich rings um dieselbe ansiedeln und ihren Bau beginnen und zwar in einer solchen Entfernung vom Uferrande, daß die durch die Wellenbewegung hervorgebrachte Trübung des Wassers sie nicht mehr stört. Haben sie auf diese Weise bis zur Höhe des niedrigsten Wasserstandes eine Felsenbank um die Insel aufgeführt, so können sie höchstens nach außen in die Breite bauen. Senkt sich eine solche Insel, so bauen die Korallenthiere unermüdlich weiter, indem sich die Korallenriffe immer enger zusammen ziehen. Wenn sich aber die ganze Insel, wie Tahiti, durch vulkanische Kräfte langsam aus den Fluten hebt, so sterben die Korallenthiere an der Luft ab, und die mittleren, höheren Theile der Insel sind von einem Kranze von Korallenfelsen und Riffen umgeben, außerhalb deren erst der flachere Strand beginnt.

Nicht lange, — und auf dieser kahlen Koralleninsel regen sich die schaffenden und treibenden Kräfte der Natur; die Wogen tragen, oft aus ungeheuren Entfernungen, Samen herbei, der zu Gräsern aufschießt oder zu Bäumen aufsproßt, Wasservögel besuchen den noch dürftigen Streifen Land und bald stellen sich auch einige Insekten und Amphibien ein, die mit ganzen, noch lebenden Bäumen von den Wellen herbeigeführt wurden. Da kann freilich die Vegetation nicht eben reich und üppig sein. — Auf den hohen Inseln dagegen ist sie eine tropisch üppige, wenn sie auch hinter der Fülle und Mannichfaltigkeit anderer äquatorialer Länder noch zurückbleibt. Die Berge sind meist bis zum Gipfel gut bewaldet, die Bäume sind hoch und als Bauholz brauchbar. Unter den Nahrungspflanzen fehlen die Kokospalmen, die Bananen, verschiedene Arten von Tarro oder Arum, Brotfruchtbäume, Pandang, Yamswurzeln, Bataten oder süße Kartoffeln auf keiner der größeren Inseln; dazu kommen Zuckerrohr, Ananas, Kaffee, Citronen, Orangen, kurz, fast alle Nutzpflanzen warmer Länder.

Hierbei stoßen uns einige Eigenthümlichkeiten auf. Während Neu-Guinea an Fülle und Mannichfaltigkeit der Pflanzen, an Pracht und Großartigkeit der Wälder mit den Molukken wetteifert, nimmt nach Osten zu die Vegetation, ohne an Ueppigkeit zu verlieren, insofern immer mehr ab, als die Pflanzenarten sich vermindern, so daß Tahiti nur noch 500, die Paumotu nur gegen 50, Waihu (Oster-Insel) gar nur einige 20 verschiedene Pflanzen zu haben scheinen. Ebenso auffällig ist es, daß die Vegetation nicht nur auf allen diesen Inseln überwiegend indisch ist, sondern daß sie denselben Charakter auch bis zu den östlichsten Inseln, die doch Amerika am nächsten liegen, bewahrt, so daß sich selbst dort keine amerikanischen Pflanzenformen finden.

Dasselbe Gesetz gilt im Ganzen auch für die Verbreitung der Thiere; nur ist die Armuth der Inseln an Landsäugethieren ganz allgemein, soweit sie nicht in späterer Zeit durch Einführung von Hausthieren gehoben worden ist. Zwar Neu-Guinea besitzt größere, wilde Vierfüßler, aber entweder nur Kängurus, die zu Hausthieren untauglich sind, oder nächtlich lebende Thiere, die wol zur Jagd, nie aber zur Zähmung taugen. Im Uebrigen fanden die Europäer, welche zuerst diese Inseln besuchten, an Landsäugethieren nur das Schwein, den Hund und die Ratte vor, und auch diese nicht einmal auf allen Inseln. Zahlreicher sind die Vögel. Das Huhn traf man fast auf allen Inseln an, und über den ganzen Ozean fanden sich verschiedene Arten prächtig gefärbter Tauben und Papageien, mancherlei Singvögel, Schnepfen, Reiher, wilde Enten, zahlreiche Seevögel, darunter namentlich der wegen seiner Schwanzfedern zum Schmuck sehr gesuchte Tropikvogel (Phaeton phönicurus). Hierzu kommen noch auf Neu-Guinea der wunderbar schöne Paradiesvogel und der bis nach Neu-Britannien verbreitete Kasuar, dem in dem Dickicht des Urwaldes nur mit großen Schwierigkeiten beizukommen ist. Die Thiere des Meeres, Fische und Schildkröten, sind allenthalben um diese Inseln äußerst zahlreich und mannichfaltig; der Dugong (Halicore cetacea) kommt in der Tropenzone vor. Walfische werden noch immer in den südlichen und nördlichen Theilen des Ozeans verfolgt, und der allgemein verbreitete Potfisch (Physeter macrocephalus) hat Veranlassung zu lebhaft betriebener Fischerei gegeben. Muscheln und Korallen entwickeln fast noch eine größere Mannichfaltigkeit in Farbenpracht und Gestaltung als irgendwo sonst in der Welt. Schlangen, meist ungefährliche, trifft man nur auf den westlichen Inseln und wahrscheinlich nur bis zur Tonga-Gruppe an, obwol eine nicht giftige Art auf den Markesas vorkommen soll; das Krokodil aber zeigt sich nur im äußersten Westen des Gebietes. Der Haifisch ist überall häufig und giftige Fische giebt es ebenfalls. Auch an Insekten ist Mangel; sie kommen am häufigsten noch auf den westlichen Inseln vor; am zahlreichsten sind überall die Schmetterlinge. Flöhe und Muskiten, Skorpione und Skolopender sind erst durch die Europäer eingeführt worden. Um so größeren Ueberfluß haben die Eingebornen der polynesischen und der mikronesischen Inseln an Läusen, die sie vielfach als Leckerbissen ansehen und einander, z. B. auf Tahiti, auf den Karolinen und anderwärts, keineswegs aus Reinlichkeitsgründen, absuchen.

Das Klima anlangend, so herrscht fast überall in Melanesien eine drückende Hitze, die in Verbindung mit der Feuchtigkeit der dicht bewaldeten Inseln eben so erschlaffend wie nachtheilig auf die Gesundheit wirkt; dagegen ist das Klima auf den übrigen Inseln zwar warm, aber sofern die Seelüfte Abkühlung bringen, nicht lästig und zugleich eben so angenehm wie gesund. —

Wie sind nun diese Inselgruppen bevölkert worden? Die vergleichende Sprachkunde hat festgestellt, daß sie ihre Bevölkerung von Hinterindien und vom Indischen Archipel her erhalten haben. Freilich gewinnt es den Anschein, als sei es mit besonderen Schwierigkeiten verbunden gewesen, vom Indischen Archipel ostwärts zu Schiff zu unsern Inselgruppen zu gelangen; denn die große Aequatorialströmung, die im tropischen Theile fortwährend gegen Westen führt, erleichtert in Verbindung mit dem in derselben Richtung wehenden Passat-

winde die Schiffahrt von Osten nach Westen, während sie dieselbe von Westen nach Osten erschwert. Allein im Gegensatz dazu fließt eine mächtige Strömung, die etwa 10 Breitengrade vom Aequator nach Norden zu einnimmt, von den Malayischen Inseln (Malayisien) aus ostwärts bis zur Küste von Amerika, indem sie die Karolinen, die Marschall- und Gilbert-Inseln, sowie die dicht am Aequator liegenden Inseln Polynesiens berührt. Diese Strömung ist es auch hauptsächlich, welche Mikronesien mit Treibholz, Schleifsteinen u. s. w. versorgt und manche unfreiwillige Fahrt von Westen nach Osten herbeigeführt hat. So sind japanische Schiffe durch die große japanische Strömung nach Hawaii verschlagen worden. Leicht konnten also in unvordenklicher Zeit die Bewohner des Indischen Archipels, freiwillig oder gezwungen, zu Schiffe nach unsern Inselgruppen getragen werden. Aber wie wir auf allen größeren Inseln des Indischen Archipels eine dunkelfarbige Rasse, die Papu, und ebendaselbst eine hellfarbigere, die malayische, welche ursprünglich die südöstlichen Theile Asiens bewohnte und in dunkler Vorzeit ihre Wohnsitze nach dem Indischen Archipel verlegte, antreffen, so finden wir diese beiden verschiedenen Rassen auch auf unsern Inselgruppen vor. Die Papu bilden die Ureinwohner Melanesiens; sie bewohnen also Neu-Guinea mit der Luisiade, den Archipel von Neu-Britannien mit den Admiralitäts-Inseln, die Archipele der Salomons-Inseln, der Königin Charlotte-Inseln und der Neuen Hebriden, sowie Neu-Kaledonien sammt den Loyalitäts-Inseln. Ihre sehr dunkel gefärbte Haut erscheint zuweilen fast so schwarz wie die der Kaffern, dazu haben sie krauses, grobes, aber sehr selten wolliges Haar, unangenehme Gesichtszüge, wenig regelmäßige Formen und häufig unverhältnißmäßig dünne Arme und Beine. Wegen solcher oberflächlichen Aehnlichkeit mit den Afrikanern nennt man sie auch wol Australneger oder Negritos.

Auf den übrigen Inseln herrscht das malayische Element, und zwar sind die Bewohner Polynesiens, also der Inselgruppen Fidschi, Tonga, Samoa, der Hervey-Inseln, der Sozietäts- und Austral-Inseln, der Paumotu, der Markesas- und der Sandwich-Inseln, dem südlichen Zweige der Bewohner der indischen Inseln, dem malayisch-japanischen, näher verwandt, während die Mikronesier, also die Bewohner der Ladronen, der Karolinen und der Marschall- und Gilbert-Inseln, die freilich keine Urbewohner mehr haben, dem nördlichen Stamme jener Inseln, dem tagalischen, sich anschließen.

Im Allgemeinen sind die Bewohner der hohen Inseln kräftiger, größer, schöner, heller und besser entwickelt; auf den niedrigen, ärmlicheren sind sie kleiner, minder stark, dunkler und häßlicher. Im Verhältniß zu den Mikronesiern insbesondere ist hervorzuheben, daß die Hautfarbe der Polynesier zwischen Hell- und Dunkelbraun schwankt mit einem Anflug von Gelb oder von Olivengrün, daß sie meist dichtes, schwarzes, glattes Haar, schwarze Augen, einen wohlgebildeten Mund mit mehr oder minder vollen, schwellenden Lippen und meist schönen, blendend weißen Zähnen haben, während die Stirn gut entwickelt, die Nase entweder kurz und gerade, oder lang und adlerförmig gebogen, das Gesicht oval ist und die Züge oft von hoher Schönheit, von sanftem, frohem Ausdruck und sehr lebendigem Mienenspiel sind. Dem gegenüber ist die Hautfarbe der Mikronesier etwas heller, ihre Gestalt ist zierlicher und behender, ihr Aus-

druck lebhafter, ihre Nase vorstehender, gebogener und weniger platt. Noch größer ist die sprachliche Verschiedenheit. Während sich das Melanesische durch zahlreichere und kräftigere Konsonanten, im Anlaut wie im Auslaut, auszeichnet und sich vom Malayischen und Polynesischen bestimmt unterscheidet, macht sich in dem Lautsystem der polynesischen Sprachen eine große Armuth, eine gewisse Kraftlosigkeit und Weichlichkeit bemerklich, wogegen sich die mikronesischen Sprachen in ihrer Form am nächsten dem einfacheren malayischen Sprachstamm anschließen, ohne eine nahe Verwandtschaft mit den polynesischen Sprachen zu verleugnen. Dabei aber sind die polynesischen Sprachen sogar auf den einzelnen Gruppen einander so auffallend ähnlich, daß sie trotz der großen Entfernung zwischen Hawaii und Neu-Seeland doch fast nur für Mundarten einer und derselben Sprache gelten können. Oft vermögen sich Reisende mit Wörtern, die sie auf einer der Inseln erlernt, auf anderen weit entlegenen Eilanden zu verständigen, und die Eingebornen von Hawaii können sich mit denen von Tonga unterhalten. Dagegen herrscht auf den mikronesischen Gruppen eine große Verschiedenheit der Zungen, und die einzelnen Mundarten gehen so weit aus einander, daß ein Verständniß der verschiedenen Inselgruppen unter einander unmöglich ist. Wie sich aber überall die ethnographischen Gebiete nicht schroff abgrenzen, so finden wir auch hier die Bewohner der Fidschi-Gruppen als vermittelndes Glied zwischen den melanesischen und polynesischen Stämmen eingeschoben. Denn sie sind zwar ihrer Farbe und Gesichtsbildung nach entschieden melanesisch; allein an Kunstfertigkeit und staatlicher Ausbildung, an Intelligenz und körperlicher Schönheit sind sie den westlicheren Völkern ihres Stammes weit überlegen, und wenn ihre Sprache in ihrem Bau und in ihren grammatikalischen Eigenthümlichkeiten einen augenscheinlich melanesischen Charakter trägt, so ist sie doch durch Uebernahme einer großen Anzahl polynesischer Wörter eine wesentlich verschiedene, eine reichere, wohlklingendere, regelmäßigere Sprache geworden, als man sie irgendwo in Melanesien antrifft. Alle diese Umstände lassen kaum bezweifeln, daß auf den Fidschi-Inseln ein ursprünglich melanesisches Volk durch Einwanderung von Polynesiern eine vollständige Umgestaltung erfahren hat. Dennoch behaupten im Gegensatz hierzu Andere, so namentlich Gerland, daß die Fidschianer kein Mischvolk sind.

An geistiger Begabung stehen die Melanesier den Polynesiern nach; Kriegslust und Streitbarkeit, Mißtrauen und Argwohn sind Hauptzüge in ihrem Charakter; auch den Kannibalismus trifft man bei den meisten Stämmen an. In ihren Berührungen mit den Europäern haben sie sich stets scheu und argwöhnisch, oft feindselig gezeigt, und es ist nur selten gelungen, einen dauernden Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. An Begehrlichkeit und Stehlsucht stehen sie den Polynesiern nicht nach, die, wiewol freigebig und gastfrei, im Uebrigen genußsüchtig und unzuverlässig, kalt und rücksichtslos, rachgierig und nicht immer tapfer, wol aber wild und grausam, stolz und eitel, zum Theil durch Wollust ausgeartet sind. Freunde von Menschenfleisch sind die Polynesier zum großen Theil ebenfalls, soweit das Christenthum sie dieser Liebhaberei nicht entwöhnt hat. Dagegen bezeigen sie fast durchgängig eine große Zuneigung und Vorliebe für die Europäer, wie für deren Sitten und Gebräuche, und haben sie meist

zuvorkommend aufgenommen, weshalb sich in einem Zeitraume von kaum hundert Jahren sehr freundliche Beziehungen zwischen ihnen und den Europäern gebildet haben. An geistiger Begabung stehen die Polynesier bedeutend höher, als alle übrigen Naturvölker der Erde, ja sie haben sich verhältnißmäßig so hoch entwickelt, wie kaum ein anderes Urvolk der Erde. Als vorzüglich geschickt erweisen sie sich in der Nachahmung oder wenigstens äußerlichen Aneignung europäischer Sitten; den richtigen Maßstab für ihre geistigen Leistungen gewinnt man aber erst, wenn man an ihre bedeutenden Männer, wie Finau, Pomare I. und besonders an Kamehameha I., denkt.

Auch die Mikronesier haben gute geistige Anlagen, leichte Empfänglichkeit und eine gewisse äußere Gewandtheit; sie sind gastlich, freundlich, gutmüthig, friedfertig und ehrlich, zum Theil aber auch sehr rachsüchtig und blutgierig.

Die Weiber werden in Melanesien im Ganzen hart gehalten; sie müssen alle schwere Arbeit verrichten, Lasten tragen, fischen, Holz und Wasser herbeischaffen, Körbe und Zeug bereiten, die Küche und die Kinder besorgen u. s. w., während die Männer nur die Yamswurzel (Dioscorea sativa) anpflanzen, Häuser und Kähne bauen und schlafen. Nicht viel besser steht es in Polynesien; mindestens nehmen dort, soweit das Christenthum nicht andre Verhältnisse herbeigeführt hat, die Weiber größtentheils eine untergeordnete Stellung ein, da sie z. B. auf verschiedenen Inseln nicht mit den Männern zusammen essen und manche Speisen nicht genießen dürfen. Dagegen werden in Mikronesien die Weiber sehr gut gehalten; sie stehen auf gleichem Fuß mit den Männern, nehmen an der Unterhaltung, den Festen, oft an öffentlichen Versammlungen Theil, besorgen das Hauswesen, flechten Matten und verfertigen Kleiderstoffe, während den Männern die schwere Arbeit obliegt.

Diese verschiedenartige Stellung der Weiber dürfte auf das Tabu zurückzuführen sein. Tabu, d. h. heilig, unantastbar und dem gewöhnlichen Gebrauche entzogen, ist Alles, worauf die Gottheit sich niedergelassen hat, z. B. Steine, Thiere, gewisse Plätze, die Priester im Zustande der Verzückung u. s. w. Die Verletzung des Tabu wird mit dem Tode bestraft. Gewöhnlich wird es durch einen Priesterherold laut verkündigt und bezieht sich entweder auf Einzelne oder auf Alle, auf eine gewisse Zeit, oder auf immer. Wird das Tabu über eine ganze Insel verhängt, so dürfen die Männer ihre gewöhnlichen Arbeiten nicht verrichten, sondern müssen den Versammlungen beiwohnen, in denen früh und Abends gebetet wird; ist das Tabu streng, so müssen alle Feuer auf der Insel ausgelöscht werden; Niemand darf mit seinem Boote ins Meer hinausfahren, Niemand darf sich baden, Niemand darf sich vor der Thür sehen lassen; kein Hund, kein Schwein, kein Hahn darf sich bemerklich machen, wenn der Eigenthümer nicht mit dem Leben büßen will. Die Häuptlinge sind ebenfalls göttlichen Geschlechts, darum ist ihr Eigenthum und Alles, was zu ihnen gehört, für das Volk Tabu; auch können sie Alles für Tabu erklären. Was nicht Tabu ist, das ist Noa, d. h. dem allgemeinen Gebrauche erlaubt. Insbesondere sind die Weiber stets vom Tabu ausgenommen, wahrscheinlich weil sie die schwächern sind und, wenn auch sie Tabu wären, Niemand zur Bedienung der geheiligten Männer vorhanden sein würde; denn das Haupt des Mannes als Sitz des Den-

kens und das Haar, das auf dem Kopfe wächst, ist insbesondere Tabu. Nun wird aber gerade in Polynesien und in Melanesien das Tabu mit aller Strenge gehandhabt, und daraus wird sich die über- oder untergeordnete Stellung der Weiber erklären. Dürfen doch Mädchen von ihrer Geburt an keinen Bissen einer Speise genießen, die des Vaters Hand berührt hat, oder die an seinem Feuer gekocht ist. Dagegen besteht das Tabu in Mikronesien theils gar nicht, theils wird es nicht streng geübt und bildet nie eine lästige Fessel; aus diesem Grunde nehmen auch die Weiber dort eine viel bessere Stellung ein.

Auch das Tätowiren dürfte mit der Religion im Zusammenhange stehen. In Polynesien hatte ursprünglich jeder Einzelne seinen bestimmten Schutzgeist, der in Thiergestalt gedacht wurde, und auf ganz entlegenen Inseln, auf denen sich die alten Gebräuche erhielten, durften Einzelne noch zur Zeit der Entdeckung gewisse Thiere nicht tödten, weil in denselben ihr Schutzgeist oder der ihrer Ahnen verborgen war. Darum malte man sich das Zeichen des Gottes auf, dem man angehörte, sei es als Einzelner oder als Stammesgenosse. In Melanesien scheint man ebenfalls von der Anschauung ausgegangen zu sein, daß man sich seinem Gotte weihe, indem man dessen Bild, Eidechsen, Schlangen, Fische u. dergl., auf sich einzeichnete und zwar die wichtigsten Körpertheile, Brust, Arme, Stirn, dazu bestimmte; nicht minder weist Mancherlei in Mikronesien darauf hin, daß das Tätowiren eine religiöse Bedeutung hat. Mit der Zeit hat sich freilich dieser Zusammenhang im Volksbewußtsein verwischt. In der Hauptsache wird beim Tätowiren so verfahren, daß mit einem kammförmigen Instrument Muster in die Haut gestochen und die wunden Stellen mit der in Oel getränkten Asche der Brennpalme (Caryota urens) eingerieben werden. Am sorgfältigsten wird das Tätowiren in Polynesien betrieben, wo es häufig von besondern Künstlern geübt wird; in Mikronesien wird es hier und da ebenso gehalten; am rohsten und ungeschicktesten wird es in Melanesien gehandhabt, indem man sich dort oft die Zeichnung nur einfach einschneidet und dann eine ätzende Farbe darüber streicht oder wol auch die Figuren einbrennt (skarifiziren).

Demnächst wollen Manche auch den Kava insofern für einen religiös geheiligten Genuß ansehen, als er nur den Häuptlingen und ihren Verwandten, nicht aber dem Volke erlaubt war. Der Kava, ein stark berauschendes Getränk, wird aus den Wurzeln einer Pfefferart (Piper methisticum) gewonnen, die man zerkaut und sie dann in hölzerne Schalen ausspeit, worauf Wasser zugegossen, das Ganze umgerührt und durchgeseiht wird. Dieses Getränk war überall in Polynesien verbreitet, in Mikronesien nur auf einzelnen Inseln, in Melanesien gar nicht bekannt. Noch jetzt wird es in Polynesien viel genossen; doch ist es meist durch den Branntwein verdrängt, der aber vielen Insulanern nicht behagen wollte.

Während wir bald Polynesien, bald Mikronesien mehr in Uebereinstimmung mit Melanesien finden, sehen wir in den wichtigsten Beziehungen Melanesien von den andern beiden Abtheilungen scharf abgegrenzt: hier ist Alles viel entwickelter als dort. Es drängt sich uns dabei die Beobachtung auf, daß die rohen Anfänge der Religion in Melanesien sich in Polynesien zu einem Religionssystem gestalten, das in Mikronesien eine reinere, mildere Form annimmt.

Die religiösen Vorstellungen der Melanesier sind nicht eben reich und dabei schwankend und verworren. Auf manchen Inseln glaubt man an eine Macht, die Alles leitet, Alles geschaffen hat. So hat Mangundi, den man in Neu-Guinea kennt, aus Nichts alle Dinge geschaffen, die Menschen Gutes und Nützliches gelehrt und sich dann selbst verbrannt, um als Jüngling aus dem Feuer wieder hervorzugehen. Anderwärts betet man die Sonne an, wogegen die Tannesen und die Neu-Kaledonier gar keine Gottesverehrung zu haben scheinen. Daneben glaubt man vielfach, daß Donner und Blitz durch böse Geister, die in der Luft wohnen, hervorgebracht werden, und überdies hat Jeder seinen Schutzgeist oder Korwar, der mit einem großen, spitzzahnigen Maule versehen ist, weil er die Seele frißt. Aber mit diesen Schutzgöttern geht man häufig nicht besonders säuberlich um; man prügelt sie wol durch, wenn sie nicht willfährig sind.

Anders Polynesien: hier ist der Himmel mit großem Götterreichthum gesegnet. Zunächst stoßen wir auf eine Reihe hoher Gottheiten, von denen die Welt geschaffen ist, und die man sich theils als unerschaffen, theils als von einander abstammend denkt; sie werden, wenn auch mit Verschiebungen und Abweichungen, durch den ganzen Ozean verehrt und sind, wie die ältesten, so die heiligsten Götter. Ihnen gegenüber steht eine ungeheure Schar von niederen Gottheiten, von Elementargeistern, Feen, Riesen und Dienern der ersteren, die man gleichfalls überall in Polynesien antrifft. Daneben findet sich eine dritte Klasse von Gottheiten, die durch vergötterte Menschen gebildet wird und die alte Lehre vielfach verdunkelt, verschoben und verwirrt hat. Aber die Schutzgeister, Tiki, die überall vorkommen und nur in Thiergestalt auftreten, sind jedenfalls eines der ältesten Stücke des polynesischen Glaubens, aus welchem sich durch Abstraktion die mächtigen Gestalten der Hauptgötter herausgebildet haben. Die Gottesverehrung fand im Tempel, Marae, statt. Die Priester bildeten auf vielen Inseln einen besondern erblichen Stand. Dem Oberpriester standen die Bilderbewahrer zur Seite; dann kamen die Unterpriester und nach diesen die zahlreiche Klasse der Priesterdiener. Auf vielen Inseln wurden den Göttern Menschen geopfert. In Mikronesien beruht die Religion auf dem Glauben an ein unsichtbares höchstes Wesen, zu welchem hier und da noch unsichtbare Mittelwesen treten. Zur Gottesverehrung hat man häufig weder Tempel noch Priester, und die Opfer sind stets unblutig.

In den gesellschaftlichen Einrichtungen steht Melanesien ebenfalls weit zurück. Die Bevölkerung einer Insel zerfällt in eine Menge Stämme, die, statt irgendwie staatlich verbunden zu sein, einander feindlich gegenüber stehen. Die einzelnen Stämme haben meist einen Häuptling, dessen Macht jedoch fast immer unbedeutend ist, und zerfallen wieder nach Dörfern in zahlreiche kleinere Abtheilungen, die sich bei wichtigen Veranlassungen einigen, bisweilen auch unter einem gemeinschaftlichen Herrscher stehen. Ueberall aber steht dem Häuptling das Volk ungetheilt gegenüber, und ein mittlerer Stand fehlt gänzlich. Dagegen ist in Polynesien die Gesellschaft überall scharf in zwei Stände geschieden: in den Adel, der mit den Göttern verwandt ist, und in das gemeine Volk, das nur der Erde angehört und ohne Seele ist; doch findet sich auf den meisten Gruppen zwischen beiden Klassen eine dritte, der Stand der Landbesitzer, eingeschoben, und

hier und da, z. B. auf Tahiti, bildet sich der hohe Adel aus dem König, der königlichen Familie und ihren nächsten Verwandten. Dabei finden wir ziemlich allgemein eine Art Feudalsystem, wonach ein König oder Oberhäuptling mehrere Häuptlinge unter sich hat, die von ihm ihren Grundbesitz ableiten und ihm Kriegsfolge zu leisten haben. Die Vornehmen sind im alleinigen Besitz alles Rechts, aller Macht, alles Eigenthums, nur sie stehen mit den Göttern in Verbindung und sind ihre Stellvertreter auf Erden; von ihnen ist das gemeine Volk unbedingt abhängig; ihnen gehört, was der gemeine Mann erarbeitet und besitzt, wenn sie es sonst nehmen wollen. Daher ist der Adel und Alles, was ihm gehört, durch die strengsten religiösen Banngesetze, auf deren Uebertretung Todesstrafe steht, von dem gemeinen Volke geschieden. Auf ein ähnliches Feudalsystem stoßen wir in Mikronesien. Die Bevölkerung ist gewöhnlich in drei Stände, Adel, Halbadel und Volk, getheilt, bisweilen kommt keine Zwischenstufe vor. Häufig steht über mehreren Häuptlingen ein König, der aber nicht gerade große Macht, dagegen um so größere Ehre hat, indem er unter Anderem in öffentlichen Versammlungen den Vorsitz führt. Natürlich hat sich hier wie in Polynesien mit dieser Ständeeinrichtung eine Etikette entwickelt, die häufig an Durchbildung, Strenge und Förmlichkeit kaum Etwas zu wünschen übrig läßt.

Auch in Betriebsamkeit und Kunstfertigkeit stehen die Melanesier zurück. Sie betreiben den Fischfang und in beschränktem Umfang den Landbau. Ihre Kähne, oft Doppelboote, bestehen häufig nur aus ausgehöhlten Baumstämmen; hin und wieder, z. B. auf den Salomons-Inseln, sind sie ziemlich gleichmäßig aus einzelnen Stücken, deren Fugen wasserdicht verkittet sind, gebaut. Dagegen wissen sie irdene Gefäße oft recht hübsch zu verfertigen und zeigen Geschick in der Herstellung ihrer Waffen, der Keulen, Speere, Schleudern, Pfeile und Bogen. Auch in Holzschnitzereien, die man an Kähnen, Häusern, Waffen und Geräthen trifft, sind sie nicht ungeschickt. Verbindung mit Europa haben mehrere Inselgruppen gar nicht; nur auf den Neuen Hebriden und den Loyalitäts-Inseln gab das Sandelholz Veranlassung zu einem lebhaften Verkehr, indem europäische Schiffe das Holz von dort nach Asien führten. Dagegen wird seit Jahrhunderten ein lebhafter Tauschhandel zwischen den Bewohnern der westlichen und nordwestlichen Küste Neu-Guinea's und den Bewohnern der Molukken betrieben. Neu-Kaledonien ward zwar durch die französische Besitzergreifung mit Europa in Verbindung gebracht, der beiderseitige Verkehr ist jedoch unbeträchtlich.

In Polynesien ist der Landbau in umfänglichem Betriebe und bedeutend entwickelt. Sowol im Bau der Häuser und Boote, wie in der Verfertigung des oft sehr schönen und feinen Basttuches, der Waffen und der Geräthschaften und in der Bearbeitung des Bodens zeigen die Polynesier große Kunstfertigkeit. Wir finden dort sogar vielfach Theilung der Arbeit, indem manche Geschäfte, der Kahnbau, die Schnitzerei, der Hausbau, die Dachdeckerei u. dergl., handwerksmäßig von Leuten von Fach betrieben werden. Der Handel mit Sandelholz, Perlen, Kokosöl, Trepang- und Walfischfang führte schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine Menge europäischer Schiffe in diese Meere, und die Nothwendigkeit, sich mit Lebensmitteln zu versorgen, rief einen lebhaften Verkehr mit den Bewohnern der Inseln hervor.

Auch in Mikronesien steht der Landbau, wo es der Boden gestattet, in Blüte. Mit ihren Booten, die kunstvoll, wenn auch nicht besonders stämmig, gebaut sind, segeln die Eingebornen, namentlich die Karoliner, ungemein rasch, ca. 2—3 Meilen in der Stunde, und machen damit sehr weite Seereisen. Viele ihrer größern Fahrten unternehmen sie blos des Handels wegen, indem die einzelnen Inseln das ausführen, was bei ihnen reichlich und gut bereitet wird, als Kähne, Pandangmatten, Tauwerk und Bindfaden aus Kokosnußfasern, Waffen aus Kokosholz, Geräthschaften von Brotbaumholz, Stoffe zu Kleidern, Körbe, Segel und besonders Schlafmatten, die sehr gesucht sind, u. dgl. m.

Freilich ist neben andern Umständen schon die geographische Lage Melanesiens der menschlichen Entwicklung in hohem Grade hinderlich, während in dieser Beziehung die polynesischen und mikronesischen Inselgruppen, wenn auch nicht günstig, so doch besser gestellt sind. Denn auch auf diesen Eilanden lebte kein den Menschen förderndes Hausthier, das er zum Lasttragen oder als ausgiebiges Nahrungsthier hätte verwerthen können, nirgends auch nur ein größeres Jagdthier; dabei entweder üppiger Nahrungsüberfluß ganz ohne, oder doch schon bei sehr geringer Anstrengung der Eingeborenen, wie auf den hohen Inseln und in der guten Jahreszeit, oder der empfindlichste Mangel an Lebensmitteln auf fast allen niederen Inseln und nach großen Stürmen oft auch auf den hohen; dazu nirgends Metalle und zum Ueberfluß ringsum der wildbrandende Ozean mit seinen unendlichen Entfernungen, der nicht, wie das Mitteländische Meer, durch bequeme Küstengliederung zu leichter Befahrung einlud. Daher sagt Hale mit Recht: „Bei einer Bevölkerung von wenigen Tausenden, welche auf eine kleine Insel zusammengedrängt, ohne Metalle, ohne größere Arbeits- und Lastthiere, ohne Nachbarn sind, die durch Handelsverkehr das Mangelnde gewähren könnten, findet der Fortschritt über einen gewissen Punkt hinaus unübersteigliche Hindernisse.“ Und wenn man nun einerseits zugiebt, daß die Bewohner unserer Inselgruppen die Stufe der Entwicklung erreicht haben, bis zu welcher sie unter den obwaltenden Umständen gelangen konnten, so läßt sich andererseits nicht bezweifeln, daß die Polynesier, so gut wie die Melanesier und Mikronesier, schon lange vor Ankunft der Europäer die Höhe der Bildung, die ihnen die umgebende Natur gestattete, erreicht hatten und im Verfall begriffen waren, der ja nothwendig eintreten muß, wenn befähigte Völker durch unübersteigliche Schwierigkeiten geistig zurückgehalten werden. Gerade in den wichtigsten menschlichen Verhältnissen, in den religiösen und staatlichen, war schon zur Zeit der Entdeckung Unsicherheit, Haltlosigkeit und Auflösung eingetreten. Die frühern religiösen Vorstellungen, die sich auf Personifikation der Natur gründeten, waren mehr und mehr verblaßt und namentlich in Polynesien und Mikronesien durch die Seelenlehre, durch die Verehrung der Seelen der Vorfahren, der Ahnen, durchaus nicht genügend ersetzt; überdies wurde der Druck des Tabu selbst Denjenigen, auf deren Vortheil es berechnet war, immer lästiger und unleidlicher. Von ganz außerordentlicher Bedeutung aber war es, daß durch Vergötterung der Fürsten die alten Gottheiten im Bewußtsein der Ozeanier mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Stand nun die alte Verfassung mit der alten Religion in der innigsten Verbindung, so konnte es

nicht anders kommen, als daß Beides mit einander stand und fiel. Mit ganz besonderer Schärfe tritt dieses Gegenseitigkeitsverhältniß auf Hawaii hervor, Dort warf ein hervorragender Mann, Kamehameha I., die alte Verfassung über den Haufen, und unter seinem Nachfolger brach die alte Religion zusammen, noch ehe ein christlicher Missionär die Insel betreten hatte. Auf andern Inseln, namentlich auch in Mikronesien, wurden die alten Verfassungen durch das Emporkommen des Adels aufgelöst.

Bei dieser Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit der Inselbewohner machte sich instinktmäßig das Bedürfniß nach neuen Elementen geltend, die auf das geistige Leben befruchtend und erfrischend wirken konnten. Daraus erklärt es sich, daß die Missionäre, und zwar die protestantischen, fast überall in Polynesien die freundlichste, entgegenkommendste Aufnahme fanden und bei der Bekehrung der Eingeborenen einen Erfolg hatten, wie solcher in neuerer Zeit nicht wieder erreicht wurde. Die unbildsamen Markesaner sind vielleicht die Einzigen, welche sich gegen das Christenthum durchaus ablehnend verhielten und bei ihren alten Sitten und Gebräuchen beharrten. Dagegen sind in Melanesien erst auf einigen Inseln, namentlich auf den Neu-Hebriden, in Neu-Guinea und Neu-Kaledonien, von christlichen, besonders protestantischen Missionären Bekehrungsversuche gemacht worden; dieselben waren aber mit viel größeren Schwierigkeiten verknüpft und von weit langsamerem und zweifelhafterem Erfolge begleitet, als in Polynesien. In Mikronesien ist das neue Mischlingsvolk der Ladronen erzkatholisch gemacht worden und auf verschiedenen Inseln der Karolinen, den Marschall- und Gilbert-Inseln haben in neuerer Zeit protestantische Missionäre das Bekehrungswerk mit Erfolg angefangen.

Wie hat nun das Christenthum, wie das Erscheinen des weißen Mannes überhaupt gewirkt? Gewiß ist, daß entlaufene Matrosen auf manchen Inseln die schlimmsten Laster und Krankheiten eingebürgert haben, daß rohe Schiffskapitäne sich Gewaltthätigkeiten gegen die Eingeborenen erlaubten und sie durch Branntwein entsittlichten, während das Christenthum häufig eine Heuchelei, die sich mit wahrer Sittlichkeit nicht verträgt, ins Leben gebracht hat; nur zu oft ist jenes rein äußerlich aufgenommen worden und hat nicht mit vollem Verständniß das Bewußtsein der Eingeborenen durchdrungen. Dagegen hat das Christenthum das unleugbare Verdienst, daß es den Kannibalismus, sowol die Menschenopfer als den Kindesmord beseitigt, das Familienleben verbessert, der Trunksucht vielfach gesteuert und überall, wo es zur Geltung gelangt ist, zu geordneten Rechtszuständen geführt hat, zu geschweigen, daß es den ununterbrochenen Kriegen auf den Inseln ein Ende gemacht. Die protestantischen Missionäre haben augenscheinlich auf die Kultur der Eingebornen den größten Einfluß ausgeübt; oft haben es ihnen die Eingeborenen offen ausgesprochen: „Wir wären zu Grunde gegangen, wenn ihr nicht gekommen wäret.“ Ihr bisheriges Leben zehrte sie leiblich auf, und geistig bot es ihnen keinen Halt mehr. Durch alles Das und durch das Umsichgreifen des weißen Elementes hat sich die volkswirthschaftliche Lage der Inseln ungemein gehoben und ihre Bedeutung für den Weltverkehr außerordentlich gesteigert.

Bei Alledem bleibt es fraglich, ob sich die Eingebornen der befruchtenden

Elemente, die in ihr Leben geworfen sind, auf die Länge werden erfreuen können; denn die Bevölkerung der Inseln ist im Schwinden, und je vielfacher und inniger die Beziehungen zu den Weißen sind, wie in Polynesien, um so umfänglicher, ja geradezu grauenerregend, ist die Volksabnahme. In Melanesien macht sich da, wo sich das weiße Element festgesetzt hat, z. B. auf Aneitum und Tanna, eine starke Abnahme der Bevölkerung bemerkbar. Auf der Hawaii-Gruppe ist die Bevölkerung seit Cook's Tagen um etwa Vierfünftel zusammengeschmolzen — ähnliche Erscheinungen lassen sich auf den übrigen Inseln beobachten. Auch in Mikronesien hat die Berührung mit dem weißen Manne, namentlich infolge der Einschleppung verheerender Krankheiten, wie Blattern und Syphilis, die Wirkung gehabt, daß z. B. auf Ponape, einer zu den Karolinen gehörigen Insel, die Bevölkerung von 15,000 Seelen im Jahre 1840 dermalen bis zu 5000, und auf Kusaie in den letzten 20 Jahren um die Hälfte zusammengeschrumpft ist. Nun behauptet Gerland, daß in Melanesien da, wo sich die Missionäre und die Weißen überhaupt der Eingebornen annehmen, die Bevölkerung nicht nur nicht zurückgeht, sondern sogar im Steigen begriffen ist; weiterhin, daß sie anderwärts entweder nicht mehr so rasch abnimmt wie früher, oder auch gar nicht weiter zusammenschmilzt und stellenweise gar im Wachsen ist. Ob hierin nicht blos vorübergehende Erscheinungen liegen, und ob sie den Schluß begründen, daß die ursprüngliche Bevölkerung, statt allmählig ganz zu verschwinden, sich wieder heben werde, das dürfte um so zweifelhafter sein, als die Bewohner der Südsee-Inseln dem weißen Elemente gegenüber doch zu wenig Widerstandskraft und Halt zeigen. Die bisher gemachten Erfahrungen sprechen durchaus für die Annahme, daß die Bevölkerung der Inseln infolge der Berührung mit europäischer Civilisation allmählig zu Grunde gehen wird.

Wie dem auch sei: unter allen Umständen liegt das Schicksal dieser Inselgruppen in der Hand des weißen Mannes und zwar, wie wir mit Befriedigung wahrnehmen, in der Hand des germanischen Elementes. Wir können diese Schlüsse aus dem Entwicklungsgange, den die Dinge dort genommen haben, aus dem ganzen Stande der Verhältnisse ziehen; ja, wir können daraus Folgerungen ableiten, die für die Zukunft unsres deutschen Vaterlandes höchst ermuthigend sind. Das germanische Element ist der Hauptträger, die Hauptstütze des Protestantismus. War es nur so ganz zufällig, so ganz ohne weitergreifende Bedeutung, daß der Protestantismus gerade auf die Südsee-Inseln sein Augenmerk mit solcher Beharrlichkeit gerichtet hält? Man hat sich ja hundertmal gesagt, daß sich der Protestantismus zur Bekehrung der Heiden nicht eigne, weil er ihre Fassungskraft übersteige, und hat vielmehr dem Katholizismus einen besondern Beruf zur Heidenbekehrung zuschreiben wollen, weil er sich seinem ganzen Wesen nach der kindlichen, sinnlichen Anschauungsweise des Wilden mehr anzuschließen vermöge. Wie glänzend hat die Südsee diese Vorurtheile Lügen gestraft! Die protestantischen Missionäre haben das Bekehrungswerk in der Südsee nicht nur in die Hand genommen: sie haben mit geradezu erstaunlichem Erfolge gewirkt und den Jesuiten, diesen berufenen Bekehrern der Wilden, den Rang vollständig abgelaufen. Selbst die vielfache Unterstützung, welche den Jesuiten von Seiten der französischen Regierung zu Theil wurde, vermochte

nicht ihr Werk einigermaßen in Fluß zu bringen; überall haben sie nur dürftige Erfolge erzielt und ihrem Unmuth und Groll gegen das Gedeihen der protestantischen Bemühungen nur dadurch Luft zu machen gewußt, daß sie überall Ränke spannen, Unfrieden säeten und die Gemüther der kaum Bekehrten wieder irre zu machen suchten. Wenn es irgend noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die romanischen Völker sich mit den germanischen Stämmen nicht mehr messen können, so hat ihn die Südsee in diesem Wettkampf zwischen dem germanischen Protestantismus und dem romanischen Katholizismus, den jener so glänzend bestanden hat, schlagend geführt. Aber sie hat noch in einer andern Beziehung den Beweis geliefert, daß die ferne Zukunft der Welt und die Herrschaft in der Südsee dem germanischen Elemente gehört. Wie dürftig und kleinlich nehmen sich die spanischen und französischen Kolonisationsversuche in der Südsee gegen die frische, lebensvolle, ja, großartige Entwicklung aus, die wir auf den Inseln und in den Kolonien wahrnehmen, in denen germanischer Geist, germanisches Wesen herrscht! Auf den Ladronen haben es die Spanier mit ihrem verkehrten Kolonisationssystem nur dahin zu bringen vermocht, daß die ursprüngliche Bevölkerung ganz ausgerottet, daß an deren Stelle ein dummes, faules Mischlingsvolk getreten und eine Kolonie entstanden ist, die dem Mutterlande nicht nur Nichts einbringt, sondern ihm jährlich noch Tausende kostet. In Neu-Kaledonien haben die Franzosen mit all ihrem Geldaufwand nichts Erhebliches zu Wege gebracht und irgend welchen Aufschwung der Kolonie sehr unwahrscheinlich gemacht; auf den Markesas sind sie mit ihrem kostspieligen militärischen Kolonisiren glücklich dahin gekommen, daß sie sich von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt und in neuerer Zeit ihre meisten Niederlassungen wieder aufgegeben haben; auf Tahiti endlich hat die französische Niederlassung wegen der gar zu militärischen Verwaltung nicht nur keine Fortschritte gemacht, sondern der früher so lebhafte Verkehr ist durch das französische Zollwesen und durch die Zollplackereien erheblich zurückgegangen. Wie riesenhaft ist gegenüber diesen winzigen, kümmerlichen Erscheinungen die Entwicklung und der volkswirthschaftliche Aufschwung in Australien, Tasmanien, Neu-Seeland, kurz überall, wo sich, wie in Hawaii, das germanische Element in genügender Stärke festgesetzt hat, um auf die Gestaltung der Verhältnisse bestimmend einzuwirken! Und wie kann es anders sein? Will man doch in Frankreich — von der verkehrten spanischen Wirthschaft ganz zu schweigen — in den Kolonien Alles militärisch, polizeilich, bureaukratisch ordnen, ohne der freien Bewegung den nöthigen Spielraum zu lassen, und was jährlich an Schauspielern, Köchen, Haarkünstlern und Handwerkern von Frankreich ausrückt, das wird nicht von sozialem Unbehagen, nicht von dem Streben nach wirthschaftlicher Unabhängigkeit, sondern von der Hoffnung auf leichten Erwerb getrieben, den man später auf den Boulevards von Paris behaglich verprassen kann. Dagegen sehen wir überall, wo das germanische Element die Hauptrolle spielt, die freieste Bewegung, die freieste Entfaltung aller Kräfte, und was von den germanischen Staaten auswandert, das wird neben der Aussicht auf Gewinn von dem angebornen Unternehmungsgeiste, von dem Reize, den ganz neue Verhältnisse üben, oder von dem Bedürfniß nach wirthschaftlicher Unabhängigkeit bestimmt.

Der Entwicklungsgang der Südsee-Inseln zeigt uns also recht deutlich, daß sich die sinkende Lebensfrische der romanischen Nationen mit der unerschöpflichen Fülle von Lebenskraft, die wir bei den germanischen Völkern finden, gar nicht mehr messen kann.

Ob sich nun an der Westküste von Nordamerika oder in Australien mit der Zeit neue, selbständige Staaten bilden, oder ob die Franzosen, Spanier und Portugiesen im Laufe der Zeit den Fuß, den sie auf manche Südsee-Insel gesetzt haben, vor der drohenden Herrschaft der germanischen Völker werden zurückziehen müssen, das lassen wir dahingestellt sein; denn mit Vermuthungen wird kein sichrer Boden gewonnen, und für die ferne Zukunft spielt sich die Rolle des Propheten nur zu leicht. Wir begnügen uns mit der Thatsache, daß durch den Aufschluß der Südsee der Weltverkehr erst zu seiner wahren Bedeutung gekommen ist und eine außerordentliche Verstärkung und Belebung erhalten hat. Die Südseeländer, im weitesten Sinne genommen, liefern Zucker und Kaffee, Indigo und Kakao, Guano und Fieberrinde, Thee und Baumwolle, Tabak und Gewürze, Gold, Silber und Kupfer, Zinn und Blei, Sandelholz und Kokosöl, Wolle und Häute, Perlen und Trepang, Pfeilwurz und Reis, Flachs und Pelzwerk, Walfischthran und Holz, und ein stets wachsender Verkehr ist ihnen gesichert. Da mag sich der Ringkampf zwischen England und den Vereinigten Staaten und der staatliche Zustand der Südseeländer gestalten, wie es auch sein möge: immer wird die Südsee den nothwendigen Bedarf an Menschen aus Europa und hauptsächlich aus den germanischen Ländern ziehen, immer wird sie gerade dadurch an Europa gefesselt bleiben. Deutschland aber wird als dritte seefahrende Macht in dem Weltverkehr, wie er sich durch den Aufschluß der Südsee gestaltet hat, eine hervorragende Rolle spielen, und unsere Kaufleute werden bereits festen Fuß dort haben, wenn es der Verwaltung des Deutschen Reiches einst gefallen wird, eine ganze Gruppe oder einzelne Eilande an sich zu bringen!

Leipzig, im September 1872.

Richard Oberländer.



Eingeborene von Neu-Seeland, Maori, Mann und Frau.

Erster Abschnitt.

Entdeckungs- und Kolonisations-Geschichte auf Neu-Seeland.

I. Die ersten Europäer auf Neu-Seeland.

Abel Tasman. — Die wilden Neu-Seeländer. — Ermordung von Tasman's Matrosen. — Cook und Surville. — Cook's Küstenaufnahme. — Streit mit den Eingeborenen. — Alte Waffen. — Häuser und Dörfer der Maori. — Kleidung derselben. — Kannibalismus. — Cook's zweite und dritte Reise. — Furneaux auf Neu-Seeland. — Surville's Landung. — Gefangennehmung eines Häuptlings. — Marion du Fresne. — Freundliches Entgegenkommen der Eingeborenen. — Ermordung Marion's und vieler Franzosen. — Crozet's Rache. — Englische Seeleute an den neuseeländischen Küsten. Pakeha-Maori. — Gründung von Kororarika. — Handelsverkehr mit Sydney. — Maori auf Reisen. — Tepahi und Bruce. — Rua-Tara's Schicksale. — Einführung des Getreidebaues auf Neu-Seeland. — Erneute Grausamkeiten der Maori.

Der erste europäische Seefahrer, von dem es sicher ist, daß er die Küste Neu-Seelands gesehen, war Abel Tasman. Es war auf seiner ersten großen, zur Auffindung des „Südlandes" unternommenen Reise, die der berühmte holländische Kapitän auf Befehl des Generalstatthalters van Diemen von Batavia aus angetreten hatte, daß Tasman am 13. Dez. 1642 das westliche Gestade der großen Südinsel erreichte. Er verfolgte dasselbe nordwärts, bis er einige Tage später hinter einer Sanddüne, dem heutigen Farewell-Spit, einen passenden Ankerplatz gefunden.

Am 18. Dez. Morgens in der Frühe wurden zwei Boote ausgesandt, um einen Wasserplatz aufzusuchen, und in der Nacht kamen dieselben zurück, gefolgt von zwei Kanoes mit Eingeborenen. Da die Neu-Seeländer

ihre Seemuscheln erschallen ließen, so antworteten ihnen die Holländer auf dem Schiffe mit den Trompeten. Die Eingeborenen zogen sich aber bald zurück, um am folgenden Morgen in größerer Zahl wieder zu erscheinen. Sieben Fahrzeuge stießen auf einmal vom Lande ab, jedes mit 12—18 Eingeborenen bemannt, die sehr rasch ruderten und den holländischen Schiffen (Hemskirk und Zeehaan) sich bis auf die Weite eines Steinwurfs näherten. Nun sah Tasman zum ersten Male die Neu-Seeländer. Sie waren alle von starkem Körperbau und gelblich-braun von Farbe. Ihre schwarzen Haare, in welchen Vogelfedern als Zierathen steckten, waren auf dem Scheitel in ein Bündel zusammengebunden, und ihre Kleidung bestand aus Matten, die, wie sich später herausstellte, aus neuseeländischem Flachs verfertigt waren. Die meisten unter ihnen trugen die Brust unbedeckt, sodaß man deutlich den dunklen Schein der Tätowirungen darauf sehen konnte. Die Fahrzeuge endlich waren „lange und schmale, je zu zweien zusammengebundene und mit Bretern zum Sitzen bedeckte Piroguen.“ Die mehr als zwei Meter langen Ruder, Pagaien genannt, waren ziemlich breit und liefen nach vorn spitzig zu. Die Wilden wußten ihre Ruder mit erstaunlicher Gewandtheit zu gebrauchen; die Boote schossen förmlich über das Wasser dahin, und die große Menge der sich gleichzeitig hebenden und senkenden Ruder gab ihnen fast das Aussehen lebender Wesen, schrecklicher Ungethüme, die mit hundert Armen und Füßen über die Fluten hinwegzueilen schienen.

Die Neu-Seeländer in ihren Booten gaben sich Zeichen mit ihren Pagaien und riefen sich sowol als den Holländern in den Schiffen öfter zu, die letztern verstanden sie jedoch nicht. Die Worte der Eingeborenen waren nicht in dem Wörterbuche von den Salomons-Inseln zu finden, das Tasman in Batavia mitbekommen hatte. Die Holländer zeigten den Neu-Seeländern Fische, weißes Tuch und Messer, um sie herbeizulocken; diese ließen sich aber nicht bewegen, näher zu kommen, sondern umringten nur die beiden Schiffe. Als aber von dem „Hemskirk“ ein Boot mit einem Offizier und sechs Matrosen nach dem in einiger Entfernung liegenden „Zeehaan“ hinüberfahren wollte, verfolgten es die Eingeborenen mit ihren Piroguen und holten es bald ein. Sie stießen mit solcher Wucht auf das Boot, daß dieses sich auf die Seite legte und mit Wasser füllte. Fast gleichzeitig begann auch der Angriff, dem in wenig Augenblicken vier Matrosen erlagen. Der Offizier und die zwei andern Matrosen schwammen dem Schiffe zu und wurden von einem herbeieilenden Boote glücklich wieder aufgenommen. Einen der Todten nahmen die Wilden in eine Pirogue; das Boot der Holländer trieb auf dem Wasser. Nun kamen noch viel mehr Fahrzeuge vom Lande her; aber obwol von beiden Schiffen aus ein heftiges Flinten- und Kanonenfeuer gegen die Wilden eröffnet wurde und man deutlich die Kugeln auf den feindlichen Fahrzeugen aufschlagen hörte, so scheint doch die Wirkung derselben keine sehr mörderische gewesen zu sein.

Tasman, von Schrecken und Abscheu erfüllt, verließ alsbald diese unglückselige Küste, die er die Moardenoars-Bai (Mörderbai) nannte, und

segelte an der Westseite des Landes weiter bis zu den Drei-Königsinseln an der nordwestlichen Spitze, wo er am 4. Jan. 1643 ankam. Da er indessen auch hier schon vom Schiffe aus die Kriegsrüstungen der Eingeborenen gewahrte, und außerdem die Heftigkeit der Brandung an der von Korallenriffen eingesäumten Küste eine etwa beabsichtigte Landung sehr zu erschweren drohte, so ging er unter Segel, ohne Wasser eingenommen zu haben, obschon er dessen sehr bedürftig war.



Ein Maori aus früherer Zeit.

Die entdeckten Länder erhielten den Namen Staatenland, weil Tasman der irrigen Meinung war, daß dieselben einen Theil des großen südlichen Kontinents bildeten und mit den von Shouten und Le Maire im Jahre 1615 östlich vom Feuerland aufgefundenen und mit demselben Namen belegten Gegenden zusammenhängen müßten. Als bald darauf dieser Irrthum eingesehen wurde, erhielt das von Tasman entdeckte Land den Namen, welchen es noch heute führt, Neu-Seeland, eigentlich Neu-Zealand, ein Wort, welches in der Sprache der Eingeborenen, die dasselbe gleichfalls angenommen haben, Nuitireni lautet.

In den folgenden Jahrzehnten gerieth wol ein oder das andere europäische Schiff an die Küsten dieser Inseln, wie sich wenigstens aus dunklen Erzählungen der Wilden vermuthen läßt; von keinem Besuche ist jedoch ein Bericht bekannt geworden. Offenbar eilten Alle, so rasch als möglich wieder

fortzukommen aus einem Lande, in welchem der Kannibalismus in solch unbegrenztem Maße zu Hause war, wie auf Neu-Seeland.

Erst 127 Jahre nach Tasman besuchten fast gleichzeitig Engländer und Franzosen die Gestade dieser großen Inseln im südlichen Meere. Am 8. Okt. 1769 landete nämlich Cook auf seiner ersten Reise [vgl. „Australien" *), S. 31 fg.], in der Tauranga- oder Povertybai an der Ostküste der nördlichen Insel, und am 17. Dez. desselben Jahres ankerte Surville in der von ihm Lauristonbai genannten Meeresbucht, welche heutigen Tages den Namen Doubtleßbai führt und nahe am Nordende der nördlichen Insel gelegen ist.

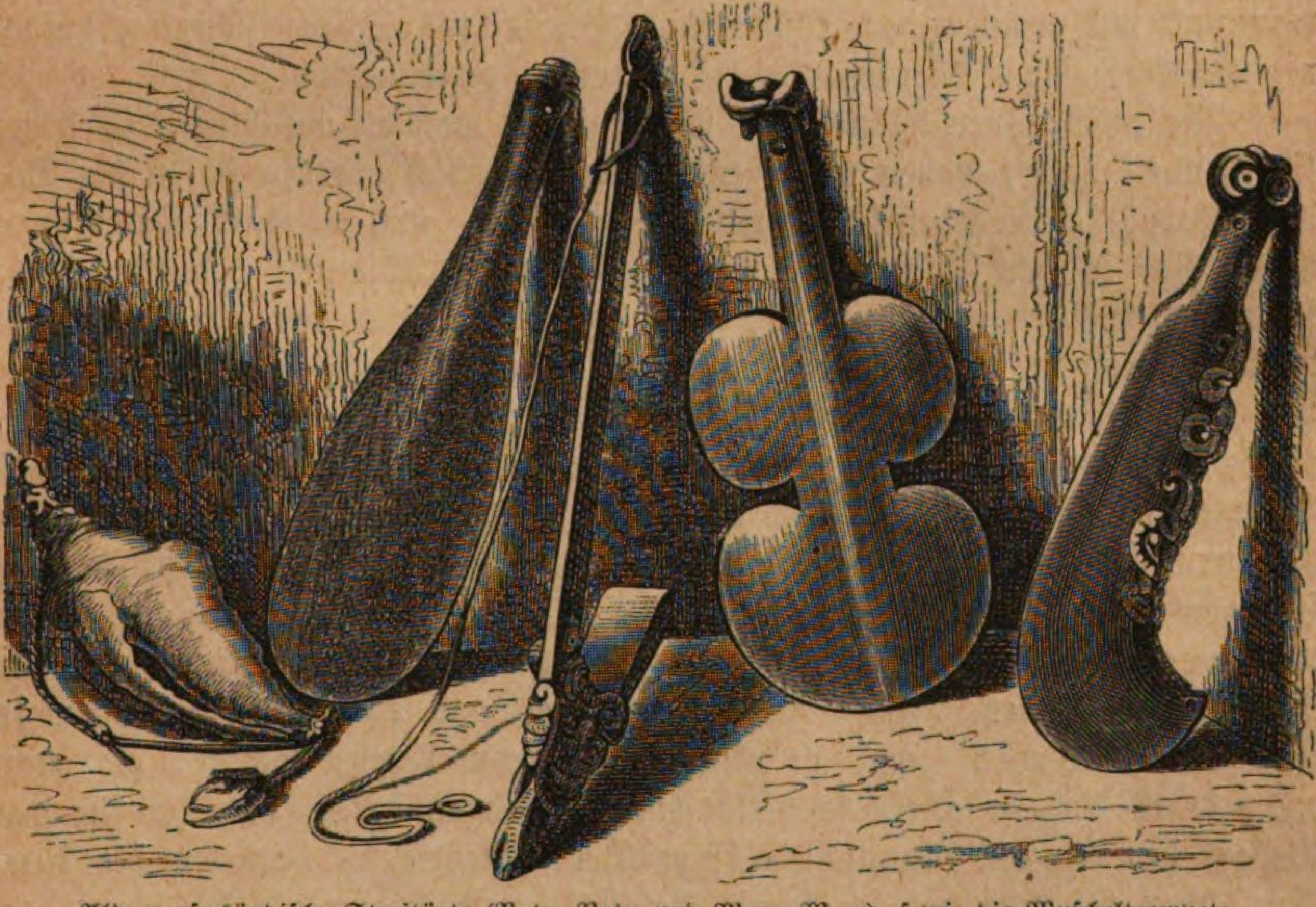
Während eines Aufenthaltes von sechs Monaten gelang es Cook, eine vollständige Aufnahme der drei Inseln zu machen, aus welchen Neu-Seeland besteht, und auf seinen beiden folgenden Reisen vervollständigte er diese Aufnahme der Art, daß an seinen Karten selbst durch die neuen, von der englischen Admiralität angeordneten und mit viel besseren Instrumenten, wie mit viel größerem Aufwand an Zeit ausgeführten Küstenvermessungen nur kleine Unrichtigkeiten nachgewiesen werden konnten. Welch glänzendes Zeugniß von unermüdlichem Fleiß und grenzenloser Ausdauer für Cook und seine Gefährten damit abgelegt wird, läßt sich einigermaßen beurtheilen, wenn man die in einem großen Maßstabe entworfene Karte Neu-Seelands, welche diesem Bande beigegeben ist, betrachtet und die vielen tiefen Einschnitte der steilen, felsigen Küste an der ganzen südlichen und westlichen Seite der großen Südinsel genauer ins Auge faßt, dabei aber noch bedenkt, daß diese Gegenden einen großen Theil des Jahres hindurch stürmischen Westwinden, infolge davon fortwährender heftiger Brandung und unendlichen Regengüssen ausgesetzt sind, während an andern Stellen des Landes flacher, sandiger oder sumpfiger Strand, oder Verderben drohende Korallenriffe die Annäherung von Booten nicht minder erschweren.

Gleich bei der ersten Landung der Engländer war es zu einem blutigen Zusammenstoß mit den Eingeborenen gekommen, wobei einer derselben erschossen worden war. Am folgenden Tage (9. Okt.) erschien eine größere Anzahl von Eingeborenen an dem Orte, an welchem Abends vorher der Kampf stattgefunden hatte. Cook ließ mehrere Boote aussetzen und begab sich in Begleitung von Banks, Dr. Solander und dem tahitischen Dolmetscher Tupia, sowie unter Bedeckung einer beträchtlichen, aus Matrosen und Marinesoldaten bestehenden Mannschaft, an den Strand. Ein Flüßchen trennte die Engländer von den Eingeborenen. Diese sprangen vom Boden auf und schienen feindliche Absichten zu hegen; doch beruhigten sie sich nach einiger Zeit, und ein Theil davon näherte sich den Fremden, welche ihnen Glasperlen und Eisenwaaren, d. h. Nägel u. dgl., anboten. Auf beides schienen die Neu-Seeländer keinen großen Werth zu legen; dagegen machten sie den Vorschlag, die Waffen gegenseitig zu tauschen, und

*) Australien, Geschichte der Entdeckungsreisen und der Kolonisation; Bilder aus dem Leben in der Wildniß und den Stätten der Kultur der neuesten Welt. Von Fr. Christmann. Verlag von O. Spamer.

da die Engländer auf diese Art von Tauschhandel nicht einzugehen willens waren, so versuchten die Wilden, ihnen die Flinten und Säbel gewaltsam zu entreißen. Einer der Eingeborenen erwischte in der That einen Hirschfänger und lief damit fort; eine ihm nachgeschickte Kugel erreichte ihn jedoch und streckte ihn todt nieder. Die Waffe wurde nach großen Anstrengungen zurückerobert.

Nach einigen Tagen gelang es Cook, sieben Eingeborene, die in einem Boote fuhren, vom Lande abzuschneiden. Die Wilden setzten sich alsbald mit ihren Rudern gegen die Engländer kräftig zur Wehre; diese machten natürlicher Weise sofort wiederum Gebrauch von ihren Mordwaffen und tödteten vier Eingeborene. Die drei andern sprangen ins Meer, um ans Land zu schwimmen; sie wurden aber aufgefischt und an Bord des Schiffes gebracht.



Alte neuseeländische Streitäxte (Patu=Patu und Mere=Mere), sowie die Muscheltrompete.

Hier waren sie anfänglich in großer Angst, bis es Tupia gelang, sie zu beruhigen. Man gab ihnen zu essen, schenkte ihnen Kleider, und des Abends schliefen sie gesund und unbesorgt ein. Doch erlangten sie ihre natürliche Heiterkeit erst wieder, nachdem man sie am andern Morgen ans Land gebracht hatte.

In den folgenden Tagen kamen Scharen von Eingeborenen in Kähnen bis nahe an das Schiff gerudert, sie schwangen ihre Waffen und schienen durchaus feindliche Absichten gegen die Fremden zu verfolgen. Diese fanden für gut, bei zwei solchen Gelegenheiten mit Kartätschen geladene Vierpfünder zwischen die Wilden hinein abzufeuern, „ohne jedoch auf sie zu zielen.“ Immerhin hatten diese Beweismittel den Erfolg, daß die Neu-Seeländer sich eiligst zurückzogen.

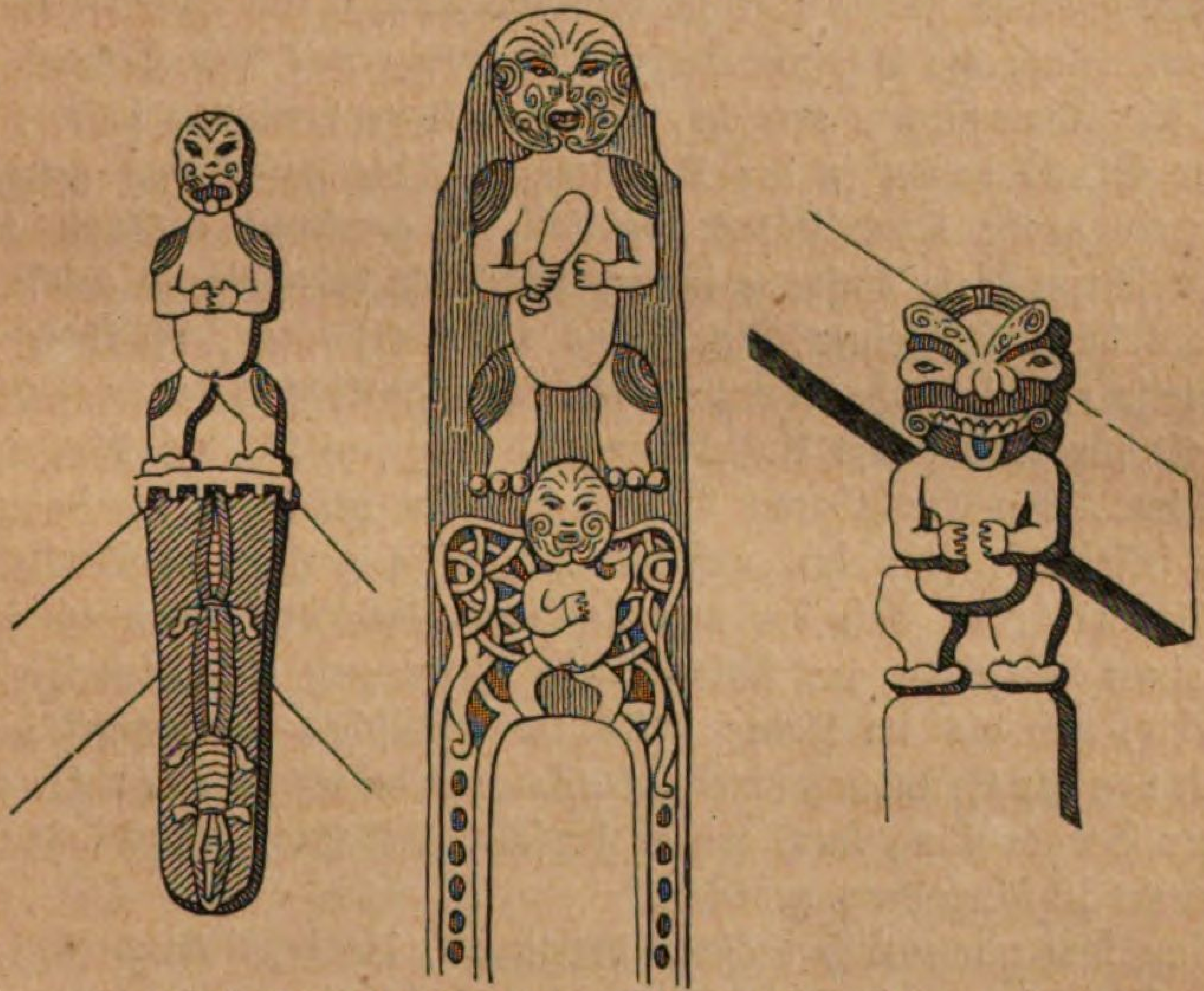
Bei der Weiterfahrt längs der Ostküste der nördlichen Insel kam Cook an einem ziemlich einförmig aussehenden Lande vorüber und ankerte am 24. Okt. in der Tolagobai. Dort wurde Holz und Wasser im Ueberfluß gefunden, es waren aber nur sehr wenig Eingeborene anzutreffen. Dieselben hatten, wie man von einem alten Manne erfuhr, die Wohnungen in den Niederungen verlassen und die auf den Höhen gelegenen Hütten bezogen. Aus der großen Zahl von Häusern ließ sich übrigens der Schluß ziehen, daß diese Gegend ganz besonders gut bevölkert sein müsse.

Der Wilde zeigte den Engländern den Gebrauch seiner Waffen. Dabei diente ihm ein alter Baumstumpf dazu, den Feind vorzustellen. Zuerst speerte der Krieger seinen Feind mit einem etwa drei Meter langen, an beiden Enden zugespitzten hölzernen Speer und danach griff er denselben mit der Streitaxt (Patu-Patu) an, die aus sehr hartem Holz gemacht war und mit welcher der Wilde einen Streich führte, der sicherlich hingereicht hätte, einem Menschen den Schädel zu zerschmettern.

Die meisten neuseeländischen Gegenden, welche Cook bisher zu sehen Gelegenheit hatte, waren in hohem Grade malerisch, ebenso schien der Boden überall außerordentlich fruchtbar zu sein, und diese Beobachtungen haben sich in der Folge auch wirklich bestätigt. Oftmals bedeckten hochstämmige Wälder auf weite Strecken das Land, die Berghänge wie die Thäler prangten im üppigsten Pflanzenschmucke, häufig sah man Bäume von 30 Meter Höhe bis zum Anfang der Aeste und von 5 Meter Umfang; Scharen von Vögeln, worunter prachtvolle Papageien, bevölkerten Bäume und Sträucher, so weit das Auge reichte. Merkwürdig war aber, daß man von vierfüßigen Thieren nur Ratten und häßliche, mit kleinen, spitzigen Ohren versehene Hunde sah; die letzteren waren ganz zahm und wurden anscheinend von den Eingeborenen gehalten, um ihnen zur Nahrung zu dienen. Fische und Schalthiere gab es an allen Küsten in ungeheuren Mengen, und fast nirgends ankerten Cook's Schiffe, wo man nicht durch Angeln allein so viele Fische gefangen hätte, daß sie für den Bedarf der ganzen Mannschaft hinreichten. Uebrigens bewiesen die Neu-Seeländer ein bedeutend größeres Geschick im Fischfang als die Europäer. Einmal brachten dieselben so viele Makrelen zum Schiffe, daß man, nachdem sie eingesalzen waren, einen ganzen Monat Proviant für die gesammte Schiffsmannschaft, etwa 90 Personen, hatte.

Trotz der anfänglichen Schwierigkeiten war es nämlich Cook gelungen, einen Tauschhandel mit den Eingeborenen zu Stande zu bringen, mittels dessen die Seefahrer einige der bereits genannten Waffen und einige Keulen von Grünstein erhielten. Diese Keulen, von den Eingeborenen Mere-Mere „Feuer der Götter“, oder Mere-Punamu genannt, sind aus einem lauchgrünen, oftmals geflammten, durchscheinenden Nephrit, dem neuseeländischen Grünstein, geschliffen, 40—60 Centimeter lang und von großem Werth. Sie vererben sich noch heutigen Tages in den Familien der Häuptlinge, und manchmal werden 100 Pfd. St. für eine solche Mordwaffe aus früheren Zeiten bezahlt.

Nach mannichfachen Anstrengungen glückte es auch Cook und seinen Begleitern, Ausflüge ins Innere des Landes zu unternehmen. Auf diesen Wanderungen wurden große Schätze an Pflanzen und Mineralien und viele Notizen über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen gesammelt. Cook, Banks und Dr. Solander lieferten schon recht genaue Beschreibungen von den großen und dauerhaften Kriegsfahrzeugen mit den merkwürdigen Holzschnitzereien, von den Neu-Seeländern Wahe genannt, die aus ausgehöhlten Baumstämmen gebaut wurden und manchmal 70—80 Mann fassen konnten; sie sahen die von den Neu-Seeländern angelegten Pflanzungen, welche zusammenhängende Fluren bis zu 200 Morgen Landes bildeten und auf welchen Taro (Dracaena indivisa), süße Bataten und Kürbisse angebaut waren.



Holzschnitzereien an einem Hause in Ohinemutu (am Rotorua-See).

Sie erzählten endlich schon, daß die Eingeborenen sich selbst Maori nennen, in Dörfern beisammen wohnen, welche mit Wällen, Gräben und Pallisadenzäunen umgeben und dadurch vor etwaigen feindlichen Ueberfällen geschützt sind, und daß ihre geräumigen und mit kunstvoll ausgeführten Holzschnitzwerken verzierten Häuser, obgleich ihnen das Eisen und seine Verwendung unbekannt war, doch sehr solid aus Holz mit Schilf- und Mattenflechtwerk hergestellt werden. Die menschlichen Figuren an den Schnitzereien stellen übrigens keine Götzenbilder vor, sondern sind Bilder der dahingeschiedenen Ahnen der Familie. Ebenso schilderte Cook die verschiedenen Arten des Fischfangs, sowie die gewerblichen Beschäftigungen und die Kunstfertigkeiten der Maori, namentlich die Art, wie aus dem überall im ganzen Lande wachsenden neuseeländischen Flachs (Phormium tenax) eine Menge von Gegenständen geflochten oder gewebt wird. Die Eingeborenen verstanden nämlich damals schon Matten, Kragen und

Mäntel (Kakahu) aus diesem Material herzustellen und verzierten diese Dinge manchmal noch mit Vogelfedern, Muscheln u. dgl. Die Anfertigung der Mäntel war eine ziemlich einfache. Die Blätter wurden einzeln neben und über einander an einem dünnen Netzwerk aus demselben Material angebunden, sodaß die einzelnen Schichten dachziegelförmig über einander lagen und der ganze Mantel ein sehr dickes Kleid abgab, das vom Regen nur schwer durchnäßt wurde.

Man hatte frühzeitig erkannt, daß die Faser dieser Flachspflanze weit stärker und besser ist, als die Faser des europäischen Hanfes oder Flachses, und demgemäß auch versucht, sie in England und Frankreich anzubauen; doch scheint die Sache nicht recht gelungen zu sein. Bis jetzt wenigstens ist der neuseeländische Flachs nur in Gewächshäusern und Ziergärten heimisch geworden. Auch die Ausfuhr dieser Nutzpflanze aus Neu-Seeland hat niemals solche Dimensionen erreicht, als man hätte erwarten sollen; offenbar liegt der Grund davon in der Schwierigkeit, die Faser rein genug herzustellen und große Quantitäten wohlfeil zu gewinnen. Trotz vielfacher Versuche scheint diese Aufgabe immer noch nicht befriedigend gelöst zu sein.

Cook hatte bei seiner, im Jahre 1771 erfolgten, Rückkehr von der ersten Reise eine so hohe Meinung von der Tauglichkeit der neuseeländischen Inselwelt für europäische Ansiedelungen, und sein Bericht über das herrliche Klima, den fruchtbaren Boden und die prachtvollen, immergrünen Wälder fesselte so sehr den auf das Praktische gerichteten Verstand Benjamin Franklin's, daß der amerikanische Philosoph schon im folgenden Jahre einen Vorschlag zur Kolonisirung dieses neu entdeckten Landes veröffentlichte, und als im Jahre 1786 im englischen Parlament die Angelegenheit von der Gründung einer Strafkolonie an irgend einem Orte Australiens zur Verhandlung kam, wurde derselbe Gedanke, jedoch ohne Erfolg, von Neuem in Anregung gebracht.

Man kam namentlich deshalb davon ab, die beabsichtigte Strafkolonie auf Neu-Seeland anzulegen, weil Cook auch schon davon gesprochen hatte, daß ein fürchterlicher Zug in dem Charakter der Neu-Seeländer seinen düstern Schatten auf alle jene Anfänge von Kultur bei diesem Volke werfe, nämlich die bei ihnen allgemein verbreitete schreckliche Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen. Die Eingeborenen der Südinsel hatten bereits auf Cook's erster Reise diesem Seemanne ganz ohne Scheu erzählt, daß sie ihren Feinden den Schädel einschlügen, den Bauch aufschlitzten, den Körper in Stücke zerschnitten und diese endlich brieten und verzehrten, sodaß Cook der Bestätigung eines so schrecklichen Gebrauchs durch eigene Anschauung im Grunde nicht bedurft hätte. Indessen sollte sich ihm auf seiner zweiten Reise auch hierzu Gelegenheit bieten. Vom März 1773 an hielt sich nämlich Cook wiederum an den Gestaden Neu-Seelands auf und traf mit den Eingeborenen verschiedener Plätze zu wiederholten Malen zusammen. Er hatte ihnen Schweine, Hühner, Kartoffeln und verschiedene andere nützliche Pflanzen mitgebracht. Bei einem dieser Besuche, den Cook im Oktober 1773 im Königin Charlotte-Sund machte, traf es sich, daß einige seiner

Offiziere verstümmelte Glieder eines jungen Maori-Mannes fanden, die bereits zum Braten zugerichtet waren. Sie nahmen dieselben mit an Bord. Dort wurden die Stücke Menschenfleisch gekocht und den Eingeborenen überlassen, welche mit wahrer Lust davon aßen.

Kurze Zeit, nachdem Cook den Königin Charlotte-Sund verlassen hatte, kam sein Begleiter Furneaux, welcher mit seinem Schiffe, „Adventure", auf der Reise um die Südspitze Afrika's von jenem getrennt worden war, an demselben Platze an. Unglücklicherweise entspann sich ein Streit zwischen Furneaux' Leuten und den Eingeborenen, zu welchem übrigens die Engländer die Veranlassung gegeben hatten, der damit endete, daß die Wilden eines der Schiffsboote wegnahmen und die darin befindlich gewesenen zehn Matrosen erschlugen und verzehrten. Ein Jahr später erschien wiederum Cook am Königin Charlotte-Sund, und bei seiner dritten Reise landete er nochmals — im Monat Februar 1777 — an demselben Platze, ohne daß es indessen bei diesen zwei Besuchen zu einer Wiederholung solch schrecklicher Ereignisse gekommen wäre.

Wie erwähnt, war zu derselben Zeit, als Cook an der Küste Neu-Seelands hinabfuhr, im Dezember 1769, der französische Schiffskapitän Surville an denselben Gestaden gelandet. In einem Sturme, den Surville zu bestehen hatte, war sein Schiff in arge Gefahr gekommen; die Kranken wurden in die Schaluppe gebracht, um ans Land geschafft zu werden; allein wegen der Heftigkeit des Windes und der Brandung konnte die Schaluppe weder den Landungsplatz erreichen, noch das Schiff wieder gewinnen, wurde vielmehr in einer benachbarten kleinen Bucht (die davon den Namen Zufluchtsbai erhielt) auf den Strand geworfen. Hier fanden die kranken und halbverhungerten Franzosen in dem Hause eines Häuptlings Namens Nagui-Nui gastliche Aufnahme und die sorgfältigste Verpflegung, ohne daß derselbe eine Bezahlung oder irgend eine Vergütung dafür angenommen hätte. Erst nach mehreren Tagen war die Schaluppe im Stande, das Schiff wieder zu erreichen. Während des Sturmes hatte aber Surville das am Schiffe angebundene Boot verloren; es war allem Vermuthen nach in die Zufluchtsbai getrieben und dort von den Eingeborenen gefunden und verborgen worden. Surville war erzürnt darüber, daß die Wilden ihn um das Boot gebracht hatten; er ließ einen der am Ufer stehenden Eingeborenen ergreifen und gebunden auf das Schiff bringen; es war derselbe Häuptling Nagui-Nui, der seine armen Kranken gepflegt und seine hungrigen Matrosen gespeist hatte; Surville's Leute machten ihn darauf aufmerksam, sie legten Fürbitten ein für ihren Wohlthäter, es war umsonst; Nagui-Nui blieb Gefangener. Der Kapitän befahl, eine der Piroguen vom Strande wegzunehmen und die andern anzuzünden. Danach wurde noch das ganze Dorf verbrannt, und nachdem Schrecken und Unheil weit und breit über die Gegend ausgestreut waren, verließ Surville Neu-Seeland. Der unglückliche Häuptling, der seinen Verwandten und Freunden, wie seinem vaterländischen Boden, als Gefangener entführt worden war, sah seine Heimat niemals wieder. Er erlag dem Kummer nach wenig Monaten, am 12. März

1770 in der Nähe der Insel Juan Fernandez; seine Leiche wurde ins Meer geworfen.

Wol ahnte Surville die unglückseligen Folgen seiner übereilten Handlungen nicht; sie blieben aber deshalb nicht aus. Im Monat Mai 1772 ankerte Kapitän Marion du Fresne mit zwei Schiffen, „Mascarin“ und „Castries“, in der dem Schauplatz von Surville's Thaten benachbarten Inselbai. Schon zu Anfang des Monats, als sich Marion noch in der Nähe von Kap Brett befand, hatten sich Eingeborene in ihren Piroguen den französischen Schiffen genähert und dieselben bestiegen. Diese Wilden waren mit eisernen Werkzeugen, Kleidern und dergleichen beschenkt worden und hatten darauf andere ihrer Landsleute veranlaßt, die „Kaipuke“, die „schwimmenden Berge“, der Fremden zu besuchen. Die Zutraulichkeit der Wilden war so groß, daß in der ersten Nacht, in welcher sich die französischen Fahrzeuge in der Nähe des Landes befanden, fünf oder sechs Wilde auf einem der Schiffe blieben. Unter ihnen befand sich sogar ein Häuptling, Takuri mit Namen.

Nachdem Marion etwa eine Woche lang in der Nähe des Kap Brett sich aufgehalten, ging er am 11. Mai unter Segel, um einen sicheren Hafen zu suchen, und landete am folgenden Tage auf einem kleinen Eiland, von den Eingeborenen Motu-aro genannt, mitten in der Inselbai, das Holz und Wasser im Ueberfluß darbot. Dort wurden Zelte aufgeschlagen, die Kranken dahin verbracht und ein Wachtposten dabei eingerichtet.

Eine Menge Piroguen erschien; die Wilden kamen an Bord mit allen Zeichen der freundschaftlichsten Gesinnungen und brachten kostbare Fische, die sie, nach ihrer Aussage, ausdrücklich für die Fremden gefangen hatten. Gleich in der ersten Nacht schliefen wieder acht oder zehn Wilde an Bord eines der Fahrzeuge, gleich als wenn sie schon langjährige Bekannte der französischen Seeleute gewesen wären, und so ging es Tag für Tag, Nacht um Nacht fort. Sogar Frauen und Mädchen kamen an Bord der Schiffe, und Neu-Seeländer wie Neu-Seeländerinnen waren in jeglicher Beziehung die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit selbst. Nie brachten die Männer Waffen mit; vielmehr luden sie die Weißen ein, ans Land zu kommen und die Eingeborenen in ihren Dörfern zu besuchen. Als dies nach einigen Tagen geschah, kamen die Wilden den Europäern wiederum ohne Waffen, aber in Begleitung ihrer Frauen und vieler Mädchen entgegen, obschon die Matrosen alle mit Gewehren versehen waren. Die Franzosen wurden in die Dörfer geleitet, überall umhergeführt und mit allen nur erdenklichen Zeichen der Freundschaft behandelt.

Die Seeleute brauchten neue Masten für eins der Schiffe. Sie suchten die Bäume dazu unter den prachtvollen Cedern der Insel Matu-aro aus, bauten einen Weg von dem Standort der Bäume an das Wasser, errichteten eine Schmiede am Ufer der Insel und begannen die Bearbeitung der Stämme. Bei allen diesen Beschäftigungen leisteten die Wilden jeden möglichen Beistand; sie halfen nicht allein die Bäume fällen, den Weg durch den Wald aushauen und die Breter für die Schmiedehütte und die

andern Arbeitshütten sägen; sie brachten den Arbeitern auch Fische und Geflügel herbei und trugen sogar die Franzosen an den Arbeitsplatz oder bei ihren Streifzügen im Innern des Landes, wenn dieselben zu müde zum Gehen geworden waren.

Indessen blieben die Europäer trotz aller Beweise von Güte und Freundschaft lange Zeit auf ihrer Hut. Die Mannschaft der Boote ging nie unbewaffnet an das Land, und man gestattete den Eingeborenen nie, mit Waffen versehen an Bord zu kommen, was sie einige Male zu thun versucht hatten. Endlich befestigte sich aber das Vertrauen in die friedfertigen Gesinnungen der Neu-Seeländer so gut, daß Marion am 8. Juni befahl, die Boote nicht mehr zu bewaffnen, wenn sie ans Land gingen, um den Eingeborenen einen Beweis zu geben, wie sehr die Franzosen das freundschaftliche Wesen derselben zu schätzen wüßten.

An dem genannten Tage begab sich auch Marion selbst wieder ans Land. Er war, wie immer, von den Wilden umringt, von welchen er Viele mit Namen kannte; diesmal wurde er aber von ihnen mit noch weit größeren Freudenbezeigungen empfangen. Die Häuptlinge verschiedener Dörfer hielten eine große Versammlung ab, in welcher sie Marion unter dem lauten Beifall der Menge zu ihrem obersten Häuptling erwählten. Zum Zeichen dafür wurde Marion's Kopf mit vier Vogelfedern geschmückt, und zufriedener als je kam der Kommandant auf sein Schiff zurück.

Vier Tage später fuhr der Kapitän mit 16 Leuten von der Schiffsmannschaft und in Begleitung des Häuptlings Takuri, sowie von fünf oder sechs Wilden, welche auf dem Schiffe gewesen, ans Land. Marion wollte am Strande vor Takuri's Dorfe Austern und Fische fangen. Er kam jedoch nicht wieder auf das Schiff zurück. Man beunruhigte sich nicht darüber, da schon öfter Leute von der Schiffsmannschaft über Nacht am Lande geblieben waren, wenn es ihnen zu spät geschienen hatte, auf das Schiff zurückzukehren. Am andern Morgen in der Frühe wurde, wie gewöhnlich, eine Schaluppe an das Land geschickt, um frisches Wasser und Holz für den Tag zu holen. Um 9 Uhr des Vormittags aber sah man vom Bord des „Castries“ aus einen Mann im Meere und den Schiffen zuschwimmen. Sogleich schickte man ein Boot ab, das ihn aufnahm. Der Matrose hatte mehrere Lanzenstiche und erzählte, daß er ganz allein dem Blutbade entronnen sei, das die Wilden unter ihnen angerichtet. Er hätte gerade noch Zeit gehabt, sich zu verstecken, als die Wilden die Holz suchenden und nichts Böses ahnenden Seeleute von allen Seiten her überfallen hätten, um sie niederzumetzeln. Alle, die mit ihm gewesen, seien ermordet und die Leichname in Stücke zerschnitten worden; offenbar sollten sie von den Kannibalen bei dem Siegesschmaus verzehrt werden.

Nun war allerdings kein Zweifel, daß Marion und seine Gefährten Tags zuvor dasselbe Schicksal, wie die Leute der Schaluppe, erlitten hatten. Die Offiziere an Bord schickten alsbald eine bewaffnete Abtheilung aus, um an der Küste das Boot und die Schaluppe aufzusuchen, und dem Lieutenant Crozet, welcher die Arbeiten auf der Insel Matu-aro leitete,

Anzeige von dem Vorgefallenen zu machen. Im Vorüberfahren wurden die beiden von den Wilden erbeuteten Fahrzeuge am Strande gesehen, die Neu-Seeländer umstanden dieselben in großer Zahl, und man bemerkte deutlich, daß sie sich mit den Beilen und Aexten bewaffnet hatten, welche die Matrosen zum Holzhauen hatten gebrauchen wollen.

Crozet hatte auf seinem Posten an dem Mastbaum-Werkplatz wohl bemerkt, daß er von allen Seiten in auffallender Weise von den Wilden beobachtet wurde, doch hatte er sich diesen Umstand bei der bisherigen Freundlichkeit der Eingeborenen nicht schlimm gedeutet; jetzt gewann es freilich einen andern Anschein. Nachdem Crozet die furchtbaren Neuigkeiten von dem Führer der Soldaten erfahren hatte, ließ er zunächst alle Werkzeuge, Geräthschaften und Materialien, die wegen des Mastbaues an das Land gebracht worden waren, zusammenholen und fuhr mit denselben auf das Schiff zurück. Die Wilden, welche den Franzosen während ihres Rückzugs von allen Seiten zuriefen:

„Takuri mate Marion; Takuri hat Marion getödtet;"

hatten die Seeleute sich einschiffen lassen. Sobald dies aber geschehen war, eilten sie bis an den Rand des Wassers herbei, schleuderten Spieße und Steine nach der Schaluppe, verbrannten die Hütten der Franzosen, welche am Ufer standen, und bedrohten unter fortwährendem Geschrei die davon Eilenden. Crozet meinte, die Neu-Seeländer triumphirten über die Flucht der Franzosen, und da wollte er die Ehre der französischen Waffen retten, d. h. er ließ von mehreren geübten Schützen unter die am Strand stehende Menge feuern, und es „schien unzweifelhaft, daß eine Anzahl Wilder, darunter auch mehrere Häuptlinge, getödtet oder mindestens schwer verwundet worden sein mußten".

Trotzdem gelang es Crozet, an demselben Tage noch sämmtliche Kranke, die, wie erwähnt, auch auf der Insel untergebracht waren, auf die Schiffe zu retten, und ein Posten, welcher bei der Schmiede aufgestellt wurde, um das Eisen, einen von den Wilden sehr begehrten Gegenstand, zu bewachen, erfuhr während der ganzen Nacht nicht die geringste Beunruhigung. Am folgenden Morgen schickte Crozet ein zweites Detachement auf die Insel mit dem Auftrage, Wasser und Holz zu holen, aber außerdem auch die Wilden zu zerstreuen, im Falle sich dieselben gefährlich zeigen sollten. Auf der Insel befand sich nämlich ein Dorf, welches von etwa dreihundert Eingeborenen bewohnt sein mochte. Diese kamen am Nachmittage gegen die Franzosen heraus, der Häuptling des Dorfes war von fünf andern Häuptlingen begleitet, und diese ermuthigten durch lautes Geschrei ihre Krieger, die Weißen anzugreifen. Die Franzosen marschirten unangefochten bis dicht vor das Dorf, dort stellten sie sich in Pistolenschußweite von den Neu-Seeländern in Schlachtordnung auf, und nachdem dies Alles mit der größten Gemächlichkeit ausgeführt worden, begannen sie zu feuern. Die sechs Häuptlinge waren unter den Ersten, welche fielen; alle Krieger flohen entsetzt durch das Dorf zu ihren Piroguen, die Franzosen verfolgten sie, spießten eine große Zahl mit den Bajonnetten, trieben die Andern ins Meer und

steckten das Dorf in Brand. Die Weiber und Kinder waren größtentheils schon nicht mehr auf der Insel; was man aber von ihnen noch erreichen konnte, wurde umgebracht. So machten sich die Franzosen zu Herren der Insel.



Rama-Rama, Waldgegend in der Nähe des Waikato. Nach der „Novarareise".

Darauf ward alles Farrnkraut auf derselben, das sehr dicht stand und fast zwei Meter hoch gewachsen war, abgeschnitten, damit die Wilden, welche etwa vom Lande herüber kämen, sich nicht darin verbergen könnten, und schließlich wurde die Schmiede und der Eisenvorrath eingeschifft.

Die schönen Mastbäume, welche auf der Insel lagen, konnten jetzt

freilich nicht mehr auf das Schiff gebracht werden; dazu hätte man der Hülfe der Wilden bedurft. Man mußte sich also mit Masten behelfen, welche aus den an Bord der Schiffe selbst vorhandenen Stücken Holz gezimmert werden konnten; aber dennoch blieb Crozet noch einen ganzen Monat auf seinem Ankerplatz, um sich nach und nach mit den 700 Stückfässern Wasser und den 70 Klaftern Brennholz zu versehen, deren die Franzosen bedurften, ehe sie ihre Reise fortsetzen konnten.

Crozet unterließ aber auch nicht, nach Marion und seinen Gefährten genaue und umfassende Nachforschungen anzustellen, und „die Schuldigen zu bestrafen, so weit er ihrer habhaft werden konnte.“ Zu diesem Zwecke wurde die Schaluppe, mit Steinböllern und Büchsen wohl bewaffnet, nach Takuri's Dorfe abgeschickt. Dasselbe war verlassen; nur zwei alte Männer fanden sich darin, welche ihren Kameraden nicht hatten folgen können und vor den Thüren ihrer Häuser saßen. Einer von ihnen wurde getödtet, weil er einen Spieß gegen einen der Weißen erhoben hatte, „dem andern that man nichts zu Leide“, wie sich Crozet in seinem Berichte ausdrückt. Darauf durchsuchte man das Dorf. In Takuri's Hause fand man den Schädel eines Menschen, der vor einigen Tagen gekocht worden war, und auch ein Stück von einem Menschenschenkel, der an einem Spieß steckte und zu drei Viertheilen verzehrt war. In einem andern Hause fand man Marion's Hemd, über und über blutig und mit einigen Löchern am Kragen. Außerdem wurden noch die Pistolen eines der Offiziere, welche Marion begleitet hatten, und ein Haufen Lumpen, Ueberbleibsel von den Kleidern der Seeleute, herbeigebracht. Takuri selbst war in der Ferne zu sehen; er hatte Marion's blauen Mantel mit dem rothen Kragen, der weithin kenntlich war, umgehängt.

Nachdem solchergestalt kein Zweifel mehr an der Ermordung Marion's und seiner Kameraden bestehen konnte und die verschiedenen Effekten, welche sich vorgefunden hatten, gesammelt waren, wurden sämmtliche Häuser des ganzen Dorfes in Brand gesteckt. Während die Soldaten mit dieser Arbeit beschäftigt waren, bemerkten sie, daß ein benachbartes Dorf von seinen Bewohnern geräumt wurde. Alsbald zogen sie auf dasselbe los, durchsuchten gleichfalls die Häuser und fanden, wie in dem ersten, Ueberreste der Kleider von Matrosen und Soldaten, sowie andere Effekten aus Marion's Boot; wie sich leicht denken läßt, theilte dieses Dorf das Schicksal des andern. Nach einigen Stunden waren beide in Aschenhaufen verwandelt.

Darauf verließen am 14. Juli 1772 die Franzosen unter Crozet's und Duclesmeur's Befehlen Neu-Seeland. — Das Andenken, welches sie bei den Maori hinterließen, war ein fürchterliches.

Der an Marion begangene Mord war offenbar die Vergeltung für die von Surville verübte Verrätherei und Gewaltthat an Nagui-Nui. Takuri und seine Krieger gehörten zu demselben Stamme, welchem der unglückliche, von Surville entführte Häuptling gleichfalls angehört hatte; wahrscheinlich war dieser sogar ein naher Verwandter Takuri's, und wenn der Letztere so lange damit gezögert hatte, den seinem Stamme angethanen Schimpf

zu rächen, so geschah dies jedenfalls nur, weil Takuri sich vergewissern wollte, ob Marion zu Surville's Volk gehöre, und weil er eine günstige Gelegenheit abwarten wollte, d. h. eine solche, bei welcher eine möglichst große Zahl der Feinde zum Opfer fallen mußte. Es ist ganz natürlich, daß der furchtbare, von Crozet ausgeführte Rachezug nur dazu dienen mußte, den Haß der Neu-Seeländer gegen die Franzosen von Neuem zu entflammen, und er ist in der That selbst heute noch nicht erloschen. Die Maori wissen nämlich sehr genau die Franzosen von den Engländern zu unterscheiden; sie heißen die ersteren wiwis (von oui, oui), ganz ähnlich wie die Eingeborenen von Neu-Caledonien die Franzosen die oui-men, die Engländer dagegen die yes-men zu nennen pflegen.



Holzschnitzereien an einem Wharepuni (Versammlungshaus aus früherer Zeit).

Besser, als mit den Franzosen, schienen die Maori sich mit den Engländern vertragen zu wollen. Von Zeit zu Zeit ankerte ein Walfischfänger oder ein Schiff mit Robbenjägern an den neuseeländischen Küsten. Die ersten Anfänge von Tauschhandel entwickelten sich zwischen den Fremden und den Eingeborenen, und es scheint, als ob namentlich die Neu-Seeländerinnen eine eigenthümliche Anziehungskraft auf die Matrosen jener Schiffe ausgeübt hätten, denn bereits um das Jahr 1795 blieben einige derselben an den Gestaden Neu-Seelands zurück, als ihr Schiff abfuhr, und ließen sich unter den Maori häuslich nieder. Zu diesen ersten europäischen Ansiedlern gesellten sich bald die verwegensten Abenteurer, die in der Fremde irgendwo eine Zufluchtsstätte suchten und im Lande der wilden Maori einen recht geeignet scheinenden Schauplatz für ihre Thaten fanden. Entlaufene Matrosen, entsprungene Sträflinge aus Neu-Süd-Wales, welche, in einem Schiffe versteckt, die Reise mitgemacht hatten, rohe Walfischfänger und Seehundsjäger und endlich Glücksritter aller Art waren es, welche sich an

dem gewöhnlichen Landungsplatze der europäischen Schiffe, an der Inselbai, zusammenfanden.

Merkwürdigerweise wurden alle diese Menschen von den Neu-Seeländern freundlich aufgenommen; ja, diese überließen den Europäern willig ihre Töchter zu Frauen, und als man, namentlich in Neu-Süd-Wales, einmal merkte, daß die zuerst angelegte Niederlassung der Europäer an der Inselbai, welche den Namen Kororarika führte, gedieh, so entstanden bald ähnliche Sammelplätze verwilderter Europäer auch an andern Küsten des Landes. Das Wort „Europäer" heißt im Neuseeländischen „Pakeha", und so wurden also von den Maori diese Wohnorte der weißen Männer aus Europa bezeichnend genug die Niederlassungen der Pakeha-Maori genannt.

Sicherlich hätte man sich einem argen Irrthume hingegeben, wenn man hätte erwarten wollen, daß das wilde, sittenlose Volk von Verbrechern und Schwindlern, welches da hauste, eine merkliche Verbesserung der Sitten der Eingeborenen herbeiführen würde; im Gegentheil war es nur zu natürlich und durchaus nicht zu verwundern, daß die Europäer den Neu-Seeländern recht viele Proben ihrer eigenen Schlechtigkeit gaben und überall so viel Unrecht begingen, als sie nur konnten, ohne die blutige Rache der Eingeborenen befürchten zu müssen. Die Maori ihrerseits waren aber, wie es scheint, damals schon praktisch genug, die Fremdlinge zu dulden, welche ihnen gar mancherlei bis dahin noch unbekannte Geräthe mitbrachten, sowie Verbesserungen und Erleichterungen im Acker- und Häuserbau einführten. Wie sich leicht denken läßt, wurden die Feuerwaffen von den wilden Neu-Seeländern ganz besonders geschätzt, seitdem sie die Ueberlegenheit derselben über ihre eigenen Waffen kennen gelernt hatten. Sie boten Alles auf, um sich solche von den ankommenden Walfischfängern und Seehundsjägern zu verschaffen, und oftmals wurde eine ganz alte, noch obendrein durchaus verdorbene Flinte für 30 oder 40 Schweine oder für einige hundert Körbe voll Bataten gekauft.

Das Gedächtniß an die von den Maori an Holländern und Franzosen begangenen Mordthaten hatte übrigens immer noch fortgelebt und Viele von der Ausführung des Gedankens abgehalten, sich bei einem so unbändig wilden Volke niederzulassen. Als jedoch im Laufe der Jahre die Furcht, von den Neu-Seeländern aufgegessen zu werden, mehr und mehr verschwand, wuchs die Zahl der fast eben so wilden europäischen Ansiedler in immer mehr steigendem Verhältniß, und es kam sogar zu einer ziemlich lebhaften Handelsverbindung zwischen Kororarika und Sydney.

Wollene Decken, alte Schießgewehre, Pulver und Blei, Messer, Säbel, Beile und Tabak wurden in jenen Hafenplatz der Inselbai eingeführt, und Lebensmittel, d. h. Kartoffeln, Gemüse und Schweinefleisch, sowie neuseeländischer Flachs, wurden verschifft. Allerdings ward auch noch eine andere Waare von Neu-Seeland aus in den Handel gebracht, nämlich geräucherte Menschenschädel, die für die europäischen Museen bestimmt waren. So schrecklich es auch klingt, so ist es dennoch buchstäblich wahr, daß Eingeborene Andere erschlugen, nur um ihre Köpfe, ordnungsmäßig geräuchert

und konservirt, nach Sydney verkaufen zu können, von wo sie dann weiter nach dem Ort ihrer Bestimmung verführt wurden. Um aber den Bewohnern von Sydney den Beweis zu liefern, daß die Menschenschlächterei auf Neu-Seeland immer noch in vollem Gange sei, wurden sogar Töpfe voll gesalzenen Menschenfleisches nach Sydney verschifft, bis der Gouverneur von Neu-Süd-Wales endlich diesem furchtbaren Unwesen ein Ende machte.

Fast zu derselben Zeit, als die ersten Europäer sich in Neu-Seeland niederließen, begannen auch die Eingeborenen dieses Landes, getrieben von ihrem angeborenen Reisedrang, die Fremden in ihren Besitzungen in Neu-Süd-Wales zu besuchen. Die Neu-Seeländer kannten und besaßen kein Geld und — wie sich leicht denken läßt — verfügten auch wol nur in seltenen Fällen über so viele sonstige Gegenstände von Werth, daß sie die Kosten einer Seereise auf einem europäischen Schiffe hätten bestreiten können. So kam es, daß die reiselustigen Maori, obschon sie die Söhne vornehmer und mächtiger Häuptlinge waren, sich in den meisten Fällen als Matrosen auf englischen Schiffen verdingten und sich zu Arbeiten und Dienstleistungen bequemten, die sie in ihrer Heimat schwerlich jemals verrichtet hätten. Indessen ging Alles gut, wenn nur die englischen Kapitäne ihre Verbindlichkeiten gegen die braunen Neu-Seeländer erfüllten. Dies thaten jedoch nicht alle. Die von den englischen Schiffskapitänen und ihren weißen Untergebenen gegen die wehr- und freundlosen Maori begangenen Brutalitäten sind sogar in einzelnen Fällen geradezu unbegreiflich und kaum für möglich zu halten.

So hatte Tepahi, einer der mächtigsten Häuptlinge an der Inselbai, im Jahre 1804 oder 1805, die Reise nach der Insel Norfolk und von da nach Port Jackson unternommen. Er war von dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales mit Auszeichnung empfangen und auch nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Sydney mit dem Schiffe „Lady Nelson“ wieder in seine Heimat gebracht worden, wohin er eine große Menge nützlicher Gegenstände und Werkzeuge mitbrachte, welche ihm der Gouverneur zum Geschenk gemacht hatte. Ein junger Engländer, George Bruce mit Namen, begleitete Tepahi nach Neu-Seeland und ließ sich dort nieder. Nachdem sich Bruce, wie ein geborener Neu-Seeländer, hatte tätowiren und unter die Krieger aufnehmen lassen, erhielt er die Tochter Tepahi's zur Frau und lebte Jahre lang mit seinen neuen Landsleuten, denen er in vielen Beziehungen nützlich wurde, in Frieden und Freundschaft. Da landete im Jahre 1808 ein Walfischfänger, der den gleichen Namen wie der Sieger von Manila, Dalrymple, führte, in der Inselbai, und Bruce erwies diesem Manne eine Menge Gefälligkeiten. Zuletzt begleitete er noch in Gemeinschaft mit seiner Frau den englischen Kapitän auf dessen Schiffe nach einer Stelle der neuseeländischen Küste, an welcher Dalrymple Gold vermuthet hatte. Statt jedoch die beiden Leute wieder an ihrem heimatlichen Gestade zu landen, wie er versprochen hatte, fand der Engländer es bequemer, sie beide mitzunehmen. In Malakka ließ er den Mann zurück, die Frau dagegen verkaufte er in Pulo-Pinang. Erst nach Ueberwindung der größten

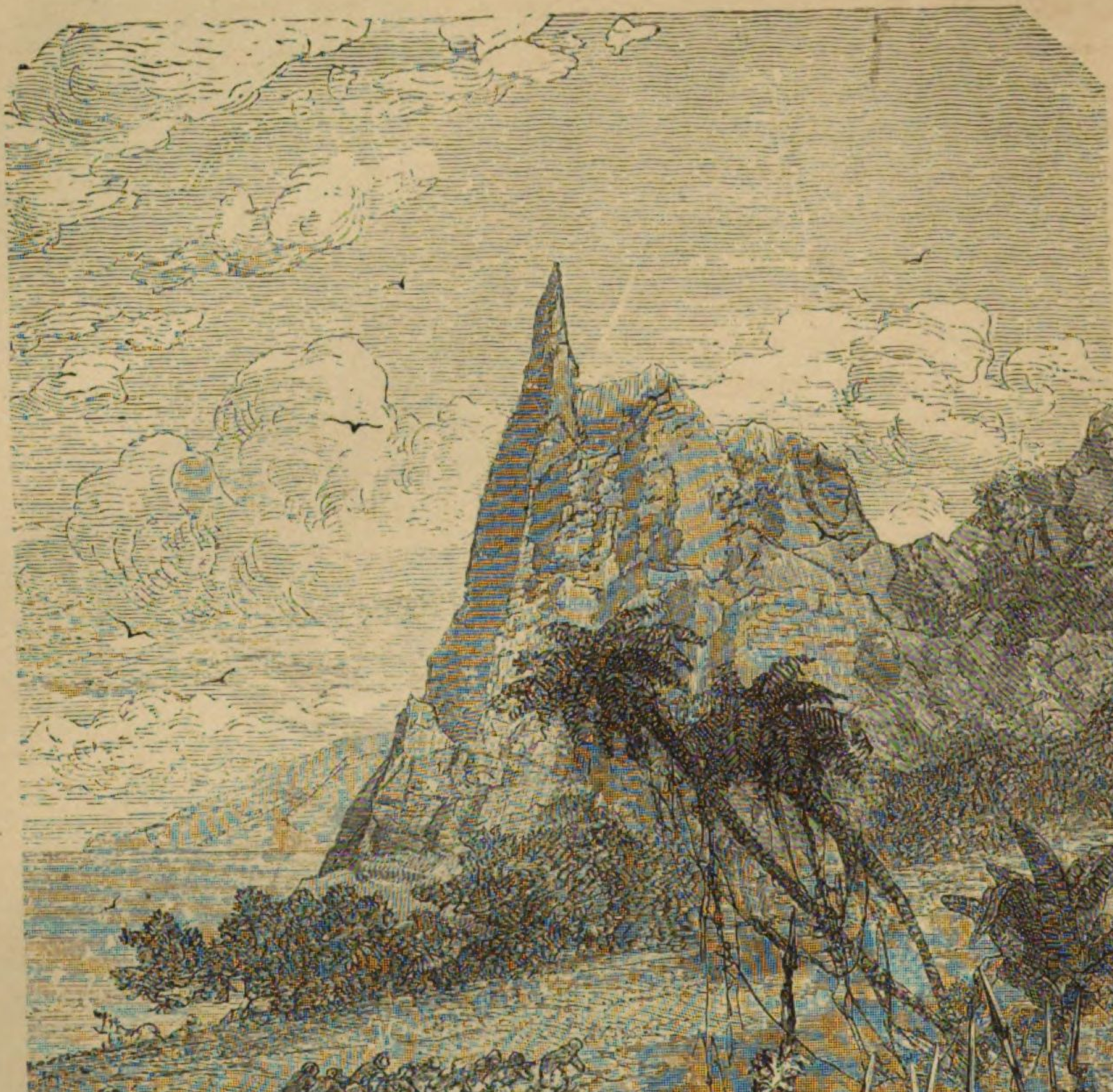
Schwierigkeiten glückte es den beiden Gatten, sich wieder zusammenzufinden und in ihre Heimat zurückzukehren.

Dies ist eine der zahlreichen Proben von Treulosigkeit und Undankbarkeit, welche die Engländer den Neu-Seeländern zu geben für gut fanden. Viel wechselvoller noch waren die Schicksale eines Neffen Tepahi's, Namens Dua-Tara oder Rua-Tara, der, von dem Wunsche beseelt, den König Georg III. von England zu sehen, sich im Jahre 1805 als Matrose auf dem Walfischfänger „Argo“, Kapitän Baden, vermiethete, unter der Bedingung, daß er mit nach England genommen werde. Die Geschichte Rua-Tara's hat nicht nur darum ein Interesse, weil durch sie das Verfahren vieler englischen Seefahrer den Neu-Seeländern gegenüber in ein helles Licht gestellt wird, sondern auch deshalb, weil Rua-Tara nach seiner endlichen Rückkehr in die Heimat eine merkwürdige Rolle als Apostel der Civilisation zu spielen bestimmt schien.

Der junge Neu-Seeländer — Rua-Tara war damals noch nicht 19 Jahre alt — kannte jedenfalls den Werth des von Kapitän Baden erhaltenen Versprechens noch viel zu wenig, sonst hätte er sich gewiß nicht dem engen Raume des Schiffes anvertraut. Nachdem sich der Kapitän etwa fünf Monate lang an verschiedenen Punkten Neu-Seelands aufgehalten hatte, um Walfische zu fangen, kehrte er noch einmal in die Inselbai zurück. Darauf verließ er Neu-Seeland wirklich und fuhr nach Sydney. Von hier aus wurde eine zweite Fahrt nach den Küsten Neu-Seelands ausgeführt, und nachdem die „Argo“ wiederum — nach weiteren sechs Monaten — in Port Jackson angekommen war, entließ der Kapitän den neuseeländischen Matrosen, der ein Jahr lang gedient hatte, ohne ihm jedoch den geringsten Lohn auszuzahlen.

Nun schiffte sich Rua-Tara auf dem Schiffe „Albion“, Kapitän Richardson, ein, das gleichfalls in den Meeren Neu-Seelands fischte. Nach abermals sechs Monaten landete das Fahrzeug in der Inselbai, und Rua-Tara kehrte zu seinen Freunden zurück, nachdem er von dem Kapitän seinen Lohn in verschiedenen europäischen Artikeln erhalten hatte, jedoch ohne dem Ziele seiner Wünsche nur um irgend Etwas näher gekommen zu sein.

Rua-Tara war übrigens nicht der Mann, der sich so leicht von seinem Plane abbringen ließ. Zum zweiten Male unternahm der muthige Neu-Seeländer die Reise nach England. Der Walfischfänger „Santa-Anna“, Kapitän Moody, lag in der Inselbai vor Anker, und nachdem Rua-Tara von Moody das bestimmte Versprechen erhalten hatte, daß er ihn nach England mitnehmen wolle, verdingte sich derselbe auf dem englischen Schiffe als Matrose. Zunächst ging aber die Fahrt nach der wüsten und wasserlosen Insel Bounty, südöstlich von Neu-Seeland gelegen, wo Rua-Tara, ein anderer Maori, zwei Tahitier und zehn Europäer ans Land gesetzt wurden, um Seehunde zu fangen. Ein kleiner Vorrath von Wasser, Brot und gesalzenem Fleisch wurde für die Seehundsjäger ausgeschifft. Darauf segelte das Schiff nach Neu-Seeland zurück, um Bataten einzunehmen, und von da nach Norfolk, um Schweine zu holen. Erst nach Verlauf von beinahe



Rua Tara unterweist die Eingeborenen im Ackerbau.

vier Monaten kam das Fahrzeug wieder an der Insel Bounty an; die Jäger hatten sich unterdessen 8000 Seehundsfelle verschafft, aber sie hatten auch die bitterste Noth gelitten. Die geringen Vorräthe waren bald verzehrt gewesen, und nachdem dies geschehen, hatten die Männer nichts mehr zum Stillen des nagenden Hungers gehabt, als das thranige Fleisch der Robben und Seevögel, und um den quälenden Durst zu löschen, war ihnen keine andere Wahl geblieben, als das Blut der erlegten Vögel zu trinken, da nicht ein einziger Tropfen Wasser auf der ganzen Insel aufzutreiben war. Zwei Europäer und ein Tahitier waren diesen furchtbaren Leiden erlegen. Die Häute wurden eingeschifft, und jetzt endlich machte sich der Kapitän mit seinem Schiffe auf den Weg nach England.

Im Juli 1809 langte Rua-Tara in der Themsestadt an. Aber er bekam dort weder den König zu sehen, noch erhielt er einen Pfennig Bezahlung von seinem Kapitän, ja kaum die allernothdürftigste Bekleidung und Verköstigung. Moody verwies den Neu-Seeländer wegen seiner Bezahlung an die Schiffseigenthümer in Sydney und ließ schließlich den armen Mann von seinen weißen Matrosen auf die grausamste Weise mißhandeln. Glücklicher Weise traf Rua-Tara auf einem andern Schiffe, der „Ann“, Kapitän Gwinn, auf welchem er nach Sydney zurückkehren wollte, den englischen Missionär und späteren Apostel der Neu-Seeländer, Marsden, welcher sich des armen, kranken und durchaus entkräfteten Mannes annahm und bei welchem Rua-Tara von seiner Landung in Sydney an, die im Februar 1810 erfolgte, bis zum November jenes Jahres blieb. In dem genannten Monat schiffte sich der vielgeprüfte Mann an Bord des Walfischfahrers „Frederik“ ein, in der Hoffnung, sein Vaterland bald wieder zu sehen; aber erst, nachdem er wiederum alle Arten von Mißgeschick und Unrecht erduldet hatte, von dem gewissenlosen Kapitän des genannten Schiffes auf der Insel Norfolk ausgesetzt und nachher von dem zufälliger Weise nach dieser Insel gekommenen Kapitän Gwinn von der „Ann“ nach Sydney gebracht worden war, wo er zum zweiten Male bei seinem Beschützer Marsden einen Zufluchtsort fand, gelang es ihm endlich, im Jahre 1812, seine Heimat wieder zu erreichen.

Rua-Tara's Oheim, Tepahi, war während der siebenjährigen Irrfahrten des Ersteren gestorben, und dieser wurde nunmehr Häuptling des Stammes der Rangihu. Von nun an benutzte Rua-Tara allen seinen Einfluß, um unter seinen Landsleuten den Geschmack an nützlichen Beschäftigungen, besonders aber am Ackerbau, zu beleben. Er selbst widmete seine ganze Zeit dem Anbau und der Pflege der verschiedenen, von Sydney mitgebrachten Sämereien und Pflanzen; insbesondere versuchte er es, den Getreidebau auf Neu-Seeland einzuführen. Zu diesem Zwecke erzählte er zunächst seinen Freunden und den benachbarten Häuptlingen, daß das Brot, welches sie Alle schon auf den europäischen Schiffen gesehen und so gerne gegessen hatten, aus den Körnern bereitet werde, die er ihnen zeigte und von welchen er einige Säcke voll aus Neu-Süd-Wales mitgebracht hatte. Obwol fast Alle die Auseinandersetzungen Rua-Tara's mit ungläubigen Mienen

anhörten, nahmen sie dennoch einen Theil jener Körner an, und er zeigte ihnen, wie man sie säen müsse. Den Rest seiner Saatfrucht behielt Rua-Tara für sich und seinen Oheim Hongi.

Nun waren leider die Neu-Seeländer zu ungeduldig, als daß sie die Zeit der Reife des Weizens abgewartet hätten. Die Saat war kaum aufgeschossen, so untersuchten sie dieselbe schon, um die versprochenen Früchte zu finden. Die Maori waren in dem Irrthume befangen, die Körner müßten, wie dies bei den Bataten der Fall ist, an den Wurzeln der Pflanzen sitzen, und da sie im Boden kein Getreide fanden, so rissen sie die Pflanzen aus und verbrannten sie. Rua-Tara's und Hongi's Getreide reifte, die Aehren wurden gesammelt und gedroschen, und obwol die anderen Häuptlinge sich jetzt überzeugen mußten, daß Rua-Tara Recht gehabt hatte, als er ihnen sagte, die Frucht wachse oben an den Pflanzen, so glaubten sie darum ihrem vielerfahrenen Landsmanne noch immer nicht, daß man Brot daraus machen könne. Rua-Tara besaß aber keine Mühle, um das Mehl bereiten zu können, und so vergingen nochmals mehrere Monate, bis es ihm endlich gelang, seinen Landsleuten auch für diese Behauptung den Beweis zu liefern.

Marsden, der die Anstrengungen Rua-Tara's, so viel er vermochte, unterstützte, hatte nämlich unterdessen ein Schiff, die „Active", gekauft und mit zwei Missionären, Hall und Kendall, nach Neu-Seeland geschickt. Mit diesem Schiffe kam die erste Getreidemühle (eine kleine Handmühle) dort an, und Rua-Tara begann alsbald vor den Augen seiner Landsleute Getreide zu mahlen. Als die Maori nun das Mehl sahen, schrieen und tanzten sie vor Freude. Rua-Tara aber formte einen Kuchen und bereitete in einer Bratpfanne das erste Brot, das von Neu-Seeländern gebacken wurde.

Als im Januar 1815 Marsden selbst in der Inselbai landete, sah er schon reifen und glänzenden Weizen auf den Feldern stehen; Rua-Tara aber schien an dem großen Ziele seiner Bestrebungen angekommen zu sein. Mit freudigem Stolze und triumphirenden Blicken sprach er zu Marsden: „Jetzt habe ich den Anbau des Getreides auf Neu-Seeland eingeführt; in kurzer Zeit wird mein Vaterland eine große Bedeutung erhalten; ich werde Getreide nach Port Jackson ausführen und dagegen Hacken, Beile und Spaten, Thee und Zucker und Alles, was wir brauchen, eintauschen können." Mit diesem Gedanken beschäftigt, traf er mit seinen Landsleuten Verabredungen über große Getreidekulturen; auch entwarf er den Plan zur Erbauung einer Stadt mit regelmäßigen Straßen nach europäischer Weise und an einem Platze, welcher die Einfahrt in die Inselbai und die umliegende Gegend beherrschte. Schon wurden die Straßen dieser Stadt ausgesteckt — da, mitten in der Ausführung solcher, gewiß großartigen Pläne wurde Rua-Tara auf sein Sterbelager geworfen. Im Alter von 28 Jahren starb der Mann, der sicherlich der größte Wohlthäter seines Volkes geworden wäre, wenn er nur noch einige Jahre länger gelebt hätte.

Die Gegend an der Inselbai war, wie auch aus dem Mitgetheilten zur Genüge hervorgeht, der Ort, an welchem fremde Schiffer vorzugsweise

gern landeten, offenbar deshalb, weil sie hier wegen der Niederlassung der Pakeha-Maori auf ein besseres Entgegenkommen von Seiten der Eingeborenen rechneten. Dennoch kam es auch an diesem Platze zu blutigen Konflikten zwischen den Engländern und den Maori. Dabei darf man allerdings nicht vergessen beizufügen, daß die Engländer jedesmal auf irgend eine Weise die Veranlassung zu dem nachfolgenden Gemetzel gegeben hatten, und daß der Grundzug in dem Charakter der Maori, erlittenes Unrecht niemals ruhig zu ertragen, sondern, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, blutige Rache dafür zu nehmen, bei allen diesen traurigen Ereignissen immer die letzte und leitende Ursache gewesen ist.

Im Jahre 1809 war der Kapitän des Schiffes „Boyd", von Sydney nach Neu-Seeland bestimmt, darauf eingegangen, einige Neu-Seeländer von Sydney aus in ihre Heimat mitzunehmen, unter der Bedingung, daß sie während der Fahrt Matrosendienste leisteten. Unter diesen Leuten befand sich Taara, der Sohn eines der Häuptlinge des Wangaroastammes an der Inselbai. Taara erkrankte auf der Reise und weigerte sich, den Dienst zu thun. Da aber der Kapitän nicht glauben wollte, daß der Wilde wirklich krank sei, so ließ er ihn peitschen und arg mißhandeln. Als nun das Schiff vor der neuseeländischen Küste vor Anker lag, schilderte Taara seinen Landsleuten die Beleidigungen, welche er zu erdulden gehabt hatte, und forderte sie auf, Rache dafür an dem Kapitän und dem Schiffsvolke zu nehmen. Solches geschah, und in so gründlicher Weise, daß es nur zwei Frauen und zwei Kindern gelang, dem allgemeinen Blutbad zu entgehen. Siebzig Menschen wurden geschlachtet und von den Maori verzehrt. Das Schiff selbst ging zu Grunde. Der Vater Taara's wollte nämlich, während er sich noch auf dem Fahrzeuge befand, eine der erbeuteten Flinten probiren. Unglücklicher Weise stand er in der Nähe eines Pulverfasses, als der Schuß losging. Das Pulver entzündete sich, mit einem furchtbaren Knall ging ein Theil des Schiffes in Trümmer und der Rest fing Feuer; Taara's Vater aber und viele andere Neu-Seeländer fanden bei der Explosion ihren Tod, und Taara, weit entfernt, sich gerächt zu glauben, schrieb nun auch die Schuld an dem tragischen Ende seines Vaters den Weißen zu.

Im folgenden Jahre, 1810, kamen einige Walfischfahrer in die Bai und zerstörten das Dorf Tepahi's, der an dem Unternehmen gegen die Mannschaft des „Boyd" ganz unbetheiligt gewesen war, sich vielmehr umsonst Mühe gegeben hatte, einige der Unglücklichen zu retten. Bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Eingeborene getödtet und Tepahi sowie noch viele Andere verwundet. Infolge dieses Rachezuges begann die Wegnahme europäischer Schiffe ein regelmäßiges Geschäft der Neu-Seeländer zu werden, und nur zu oft hatten Unschuldige für Schuldige zu leiden. Die Europäer ihrerseits wurden aber zu neuen blutigen Vergeltungszügen gereizt, und während der Jahre 1815, 1816 und 1817, d. h. zu einer Zeit, in welcher bereits die englischen Missionen an den neuseeländischen Gestaden eingerichtet waren, wurden allein in der Nähe der Inselbai an hundert Neu-Seeländer von Europäern erschlagen.

Und so ging es mehr als zehn Jahre fort.

Noch im Jahre 1828 wurde an demselben Platze die ganze Mannschaft eines englischen Schiffes bis auf einen Einzigen, einen Offizier, ermordet und das Fahrzeug geplündert. Doch glückte es der Mannschaft eines anderen kurze Zeit darnach dieselbe Küste besuchenden Fahrzeugs, das Schiff selbst wieder mitzunehmen. Von der Mannschaft schien Niemand mehr zu retten zu sein; der einzige Ueberlebende wurde nicht entdeckt. Dieser war der allgemeinen Schlächterei nur durch einen Zufall entgangen; immerhin schien es sehr unwahrscheinlich, daß die Kannibalen ihn noch lange am Leben lassen würden, bis ein neuer Zufall ihm wirklich das Leben rettete. Die Wilden wurden nämlich wenige Tage, nachdem sie die Weißen ermordet und die reiche Beute des Schiffes an sich gebracht hatten, von einem benachbarten Stamm mit Krieg bedroht. Ihr Häuptling verlangte deshalb von dem weißen Manne zu wissen, wer von ihnen Sieger bleiben würde. Zugleich brachte er den Sextanten herbei, den die Wilden aus dem Schiffe geraubt hatten, mit der Weisung, aus diesem Instrument die verlangte Prophezeiung zu machen. Der Engländer entsprach dem Verlangen des Wilden und weissagte ihm den Sieg. Anderen Tages wurde die Schlacht geschlagen. Der gefangene Engländer hörte das Geschrei der gegen einander stürmenden Feinde, lange Zeit wogte der Kampf unentschieden hin und her, da erdröhnte die Luft von Geschützdonner; es waren die aus dem Schiffe genommenen Kanonen, welche gegen die Angreifer abgefeuert wurden, und dies entschied den Sieg der Angegriffenen. Der englische Offizier aber wurde von dem Tage an von dem ganzen Stamme mit einer wahren Ehrfurcht behandelt. Es gelang ihm später, zu entkommen und die Niederlassung Kororarika zu erreichen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß es in andern Gegenden Neu-Seelands nicht besser um die Sicherheit des Lebens und Eigenthums der an der Küste landenden Seefahrer bestellt war, als an der Inselbai und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, deren Eingeborene doch immerhin in einigem Verkehr mit den Pakeha-Maori in der Niederlassung lebten.

So hatten z. B. im Jahre 1806 die Neu-Seeländer an der Westküste der Südinsel die Mannschaft des Schiffes „Sydney-Cove" — allerdings wieder zur Rache für eine von den Weißen den Wilden zugefügte Ungerechtigkeit — niedergemetzelt und das Schiff zerstört, und an der Cooks- wie an der Foveauxstraße war es zu ähnlichen Ereignissen gekommen.

Nirgends aber hatte der Umgang der englischen Seefahrer mit den Eingeborenen Neu-Seelands zu irgend einer wesentlichen Verbesserung der Sitten der Ureinwohner dieses Landes geführt, und noch weniger waren, wie leicht einzusehen, die verwilderten europäischen Kolonisten in Kororarika und den anderen Küstenplätzen im Stande, eine Aenderung in der wilden Lebensweise der Maori zu bewirken. Dafür befanden sich jene Kolonisten selbst auf einem viel zu tiefen Stande der Gesittung; ja die Zuchtlosigkeit der Europäer wurde zuletzt selbst den Maori zu arg.



Das Innere eines befestigten Dorfes auf Neu-Seeland.

II. Die Urgeschichte der Maori.

Abstammung der Maori. — Aussehen derselben. — Tätowirung — Sprache. — Religiöse Anschauungen. — Das Tapu. — Schöpfungssagen der Polynesier. — Te-Ika-a-Maui. — Maui's Fischzug. — Einwanderungssagen der Maori. — Te-Wahi-Punamu. — Rakiura. — Die „Insel Hawaiki". — Die Unterwelt der Maori. — Die wilden Maero und Ngatimamoe. — Te-Uira und sein Mere-punamu. — Spuren eines älteren Volkes auf Neu-Seeland.

Alle Nachrichten, welche sich bei den verschiedenen Völkerschaften der Südsee-Inseln aus ihrer Geschichte früherer Zeiten erhalten und auf die späteren Generationen vererbt haben, erscheinen durchaus dürftig und unbedeutend, wenn man sie mit den reichen Schätzen von Sagen und geschichtlichen Ueberlieferungen anderer Menschengeschlechter vergleicht. Und ganz natürlich! Besaßen doch alle diese Völker der Südsee-Inseln kein anderes Mittel zum Gedankenaustausch, als die Sprache! Weder hieroglyphische noch andere Schriftzeichen waren bei ihnen im Gebrauche, nicht einmal Denkschnüre (Quipos) kannten sie, wie sich solche bei den Peruanern, oder Gedächtnißknoten, wie sie sich bei andern, gleichfalls noch auf den ersten Kulturstufen stehenden Völkern vorfanden.

Ganz besonders gilt das Gesagte von der eingeborenen Bevölkerung Neu-Seelands. Zerstreut über das ganze Land und getheilt in viele einzelne, kleine

und von einander vollständig unabhängige Stämme, zwischen welchen zudem oftmals blutige und vernichtende Kriege wütheten, fehlte den verschiedenen Völkerschaften Neu-Seelands jeder staatliche Zusammenhang und damit auch fast jede Tradition, die auf die Gesammtheit des Volkes Bezug gehabt hätte. Das Gedächtniß der Einzelnen an vergangene Zeiten beschränkte sich meistens auf die Erinnerung an die Thaten ihrer Väter und Großväter und reichte selten bis in das dritte oder vierte Glied der Vorfahren. Die hoch angesehenen Familien, aus deren Mitgliedern die Häuptlinge hervorzugehen pflegten, sorgten allerdings dafür, daß irgend einer ihrer Angehörigen sich mit der Sammlung und Weiterverbreitung ihrer Gesetze (tikanga), ihrer Lieder und Gesänge, sowie der historischen Sagen des eigenen Stammes befaßte. Um so mehr ist die Mannichfaltigkeit der auf diese Art noch erhaltenen Ueberlieferungen überraschend. Klagegesänge zum Andenken an verstorbene Verwandte und Freunde, feurige Kriegslieder und Heldengedichte über die Großthaten ihrer Voreltern, aber auch sinnige Liebeslieder und launige Spottgedichte bilden den Inhalt ihrer poetischen Sammlungen, und außer diesen hat sich eine Menge Sagen und Märchen über den Ursprung, die Wanderungen und Abenteuer der einzelnen Stämme der Maori, wenn auch etwas vag und unbestimmt, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und bis auf den heutigen Tag erhalten.

Aus diesen Sagen geht zunächst hervor, daß sich die Maori selbst als Angehörige des Menschenstammes betrachten, der die östlichen Inseln des Großen Ozeans bevölkert und von welchem einige Gruppen, wie die Bewohner der Gesellschaftsinseln (Tahiti), der Freundschaftsinseln (Tonga) und andere, durch ihre körperliche Schönheit sowol, als durch die Zierlichkeit ihres Wesens und die Anmuth ihrer Sitten so hoch berühmt geworden sind.

Allerdings hätte auf diese Zusammengehörigkeit schon die äußere Erscheinung der Eingeborenen Neu-Seelands hinweisen müssen.

Sie sind weit verschieden von den unglücklichen Australiern und nicht, wie diese, schwarz und schmuzig, mit übelriechendem Fett, sowie mit Rauch und Ruß bedeckt, sondern stehen auf der Stufenleiter menschlicher Gesittung um ein Beträchtliches höher. Dies wurde auch alsbald von den ersten Europäern, welche in Berührung mit den Bewohnern Neu-Seelands kamen, erkannt; die Neu-Seeländer sind im Allgemeinen von ziemlich lichter Hautfarbe und müssen als ein einziges Volk angesehen werden, obschon verschiedene dunklere Schattirungen der Haut bei ihnen vorkommen, von Gelblichbraun bis zu Rothbraun und selbst Schwärzlichbraun. Diese Verschiedenheiten verrathen nur, daß die Bewohner Neu-Seelands auf ihren unzweifelhaft über weite Strecken unternommenen Wanderungen vielfache Vermischungen mit anderen Völkern erfahren haben müssen.

Der Gliederbau der Neu-Seeländer ist durchweg von vollendetem Ebenmaß, und ihre Gesichtszüge sind oftmals von erstaunlicher Regelmäßigkeit. Die jüngeren Maori-Frauen und mehr noch die erwachsenen Mädchen können im Allgemeinen sogar hübsch genannt werden; einzelne sind von

merkwürdiger Schönheit und beinahe eben so weiß, wie die Frauen im südlichen Europa. Freilich muß zugegeben werden, daß diejenigen Völkerschaften, welche auf den näher am Aequator gelegenen, durch großartige Fruchtbarkeit wie durch ein paradiesisches Klima gleich ausgezeichneten Inseln wohnen, hinsichtlich ihres Körperbaues nicht vollständig mit den Neu-Seeländern übereinstimmen und den letzteren namentlich in Bezug auf Schönheit und Zierlichkeit der Körperformen überlegen sind. Die Bewohner der Tonga-Inseln sind durchweg kleiner, die Tahitier heller gefärbt, die Bewohner der Carolinen von sanfterer, ruhigerer Gemüthsart als die Maori, welche, wie die Einwohner von Nukahiva, sich oft blutige Kämpfe liefern; allein das Alles sind Verschiedenheiten, die sich zum großen Theile schon aus den klimatischen Verhältnissen und der veränderten Lebensweise der einzelnen Völkerschaften erklären. Die in den wärmeren Himmelsstrichen vorherrschende Pflanzenkost ist bekanntlich allein schon im Stande, unter sonst gleichen Verhältnissen das Temperament des Menschen ruhiger und sanfter zu erhalten, während die in rauheren Gegenden lebenden und Fleisch essenden Menschen von hitzigerer Gemüthsart zu werden pflegen, und in völliger Uebereinstimmung mit diesem Satze steht die Thatsache, daß die Maori durchweg von athletischem Körperbau und kolossaler Muskelstärke, aber auch von eben so ungemein reizbarer und heftiger Gemüthsart sind. Hinsichtlich ihrer geistigen Begabung stehen die Maori sicherlich hinter keinem andern Volk der Südsee-Inseln zurück, und in Bezug auf ihre Zahl müssen sie als der bedeutendste Stamm aller Polynesier angesehen werden.

Wenn es übrigens noch eines Beweises für den gemeinschaftlichen Ursprung des australischen Volksstammes und der übrigen Polynesier bedürfen sollte, so müßte derselbe in dem über einen großen Theil Polynesiens verbreiteten oder vielmehr verbreitet gewesenen Gebrauch der Tätowirung gefunden werden. Die Neu-Seeländer übten diese Kunst nicht nur sehr allgemein, sondern übertrafen darin sogar unzweifelhaft alle übrigen Polynesier, vielleicht mit einziger Ausnahme der Bewohner von Nukahiva. Das Klima, unter welchem alle diese Völker leben, erlaubt ihnen, ihren Körper nur mit leichten Kleidern zu bedecken, auch die Neu-Seeländer pflegten sich einen großen Theil des Jahres nur mit dem Mantel von Flachsstreifen zu bekleiden, aber, getrieben von dem Wunsche, sich zu schmücken, erfanden die Menschen einen Ersatz für die Kleidung; sie bemalten sich oder ritzten sich Zeichnungen in die Haut ein, die durch einen ätzenden Pflanzensaft dunkel gefärbt und für die ganze Lebenszeit haltbar gemacht wurden.

Die Neu-Seeländer hießen die Tätowirung „Moko", und es gab eigene Künstler, Tohunga genannt, die sich mit der Ausübung dieser Kunst befaßten; einzelne derselben besaßen einen hohen Ruf. Die Operation selbst war sehr mühsam; sie wurde mittels eines kleinen Meißels (Uhi) ausgeführt, der früher aus scharfen und harten Federkielen oder aus Fischgräten u. dergl. verfertigt war, seit Einführung des Stahles jedoch durch diesen ersetzt wurde, und der jedesmal, bevor er mit einem hölzernen Hammer durch die Haut getrieben wurde, in die färbende Flüssigkeit getaucht

werden mußte. Zur Herstellung des Färbestoffes selbst (Ngarahu) war der Ruß der Kauri-Tanne (Dammara australis) erforderlich, welcher gewonnen wurde, indem man Stückchen Kauri-Holz auf den Blättern des Ti-Strauches (Cordyline australis) verkohlen ließ. Dieser Ruß wurde mit einer Auskochung aus der Rinde des Hinau (Elaeocarpus Hinau) vermischt und, zu Kugeln geknetet, aufbewahrt. Bevor der Färbestoff gebraucht werden sollte, wurde eine solche Kugel in dem Safte der Frucht des Tupa-kihi (Coriaria sarmentosa) aufgelöst.

Das vollkommene Moko umfaßte das Gesicht, die Arme, Brust und die Schenkel innen und außen bis an die Lenden hinauf und bis zu den Knieen herab. Bei den Frauen wurden nur die Hände, die Ohrläppchen, das Kinn und die Lippen tätowirt; letztere erhielten dadurch ein fast schwarzes Aussehen, was jedoch auf Neu-Seeland als Hauptmerkmal weiblicher Schönheit galt.

Es ist einleuchtend, daß die Operation des Tätowirens äußerst schmerzhaft sein muß; sie ist es in der That in so hohem Grade, daß sie ohne Lebensgefahr nicht auf ein Mal ausgeführt werden kann. Es ist nur ein einziger Fall bekannt, daß ein Maori das ganze Moko auf ein Mal an sich anbringen ließ; indessen starb er, als die letzten Linien eingeschlagen waren. Die tätowirten Theile schwellen an und veranlassen manchmal schlimme Entzündungen; im Allgemeinen jedoch heilen die mit dem Uhi eingeschlagenen Wunden nach zehn bis zwölf Tagen.

Durch die Einführung des Christenthums unter den Eingeborenen Neu-Seelands ist übrigens das Tätowiren fast ganz außer Gebrauch gekommen, und so kann man heutzutage diesen Schmuck, der durch die blauschwarze Färbung der Zeichnungen auf der Haut dem Gesicht einen unheimlich düsteren Ausdruck giebt, nur noch an alten Maori bewundern.

Außer den beiden erwähnten, mehr äußerlichen Kennzeichen der Zusammengehörigkeit der Neu-Seeländer mit den übrigen Polynesiern, nämlich der ähnlichen Hautfarbe und dem Gebrauch des Tätowirens, giebt es aber auch noch viel wesentlichere, die in der Verwandtschaft der Sprache und der religiösen Begriffe ihre Begründung finden.

Was zunächst die sprachliche Zusammengehörigkeit betrifft, so ist diese so groß, daß heutigen Tages noch die Bewohner der neuseeländischen Inseln und die Bewohner von Sawai in der Samoagruppe sich vollkommen gut verstehen, obwol sie durch ein Meer von 300 geographischen Meilen Ausdehnung von einander getrennt sind. Die neuseeländische Sprache ist nur als einer der verschiedenen Dialekte zu betrachten, in welche der große, gemeinsame Sprachstamm der polynesischen Völkerschaften zerfallen mußte, nachdem diese, durch weite Meere getrennt, vielleicht Jahrhunderte lang nicht mehr mit einander in Verkehr gestanden hatten.

Am auffallendsten aber ist die Uebereinstimmung der Neu-Seeländer und der Bewohner von Tahiti, der Samoagruppe und aller der vielen anderen kleinen Inseln bis hinüber zu den Sandwichsinseln in ihren religiösen Anschauungen. Alle Polynesier haben den einfachsten Naturgottesdienst. Sie verehren in der Sonne, der Erde, dem Monde, dem Meere, der Luft 2c.

eben so viele Elementargeister, jedoch ohne Götzenbilder oder Tempel zu besitzen; allen Polynesiern ist die so äußerst merkwürdige Einrichtung des Tapu gemeinsam, d. h. des Gebrauchs, gewisse Personen oder Dinge für



Tätowirung eines neuseeländischen Häuptlings.

eine bestimmte Zeit oder für immer heilig zu sprechen und für unantastbar zu erklären, und alle Polynesier haben endlich denselben Mythus über die Erschaffung der Welt.

Wie die Tonga-Insulaner erzählen, daß Tangalao die Welt aus dem Meere gezogen habe, als er mit der Leine fischte, und die Tahitier sagen, daß Taroa aus den Scherben der Muschel, in der er gefangen gewesen und die er zerbrochen, den Grund zu dem „großen Lande“ (Tahiti) gelegt und aus den kleineren Bruchstücken jener Muschel die anderen kleineren Inseln gebildet habe, so besitzen auch die Neu-Seeländer eine Schöpfungssage, die mit derjenigen der Tonga-Insulaner eine ganz auffallende Uebereinstimmung zeigt und nebenbei auch den Namen der nördlicheren der beiden größeren neuseeländischen Inseln erklärt.

Diese Insel heißt Ahi-na-Maui oder Te-Ika-a-Maui *), der Fisch des Maui. Maui war aber ein gewaltiger neuseeländischer Held, der, wie der griechische Herakles, eine ganze Reihe großer und erstaunlicher Thaten vollbracht hatte. Er war nicht nur der Lehrer im Kahn- und Häuserbau, der Erfinder der Kunst, aus Flachs Stricke zu drehen und Schlingen zu binden, er hatte auch der Sonne und dem Monde ihre Bahnen angewiesen, war der Herr des Wassers und des Feuers, der Luft und des Himmels und endlich der Schöpfer der Erde, welche er aus dem Meere gefischt hatte.

Maui hatte nämlich fünf Brüder, die alle fleißig dem Fischfang oblagen, während er selbst träge zu Hause saß, so daß Alle über ihn und seine Trägheit klagten. Eines Tages sagte Maui, er wolle fischen gehen, aber er werde einen Fisch fangen, so groß, daß ihn die Brüder nicht würden aufessen können. Da nun die Brüder wohl wußten, welch' mächtiger Zauberer Maui war, und ihn wegen seiner Zauberkünste fürchteten, so wollten sie ihn nicht mit sich ins Boot nehmen. Maui kam aber dennoch mit. Er verwandelte sich in einen kleinen Vogel und flog in das Kanoe; erst auf offener See gab er sich zu erkennen.

Als sie nun weit draußen im Meere waren, wollte Maui fischen. Er hatte einen kostbaren Angelhaken bei sich, der aus der Kinnlade seines Großvaters gemacht war; die Brüder aber wollten ihn auf jede Weise an der Ausführung seines Vorsatzes hindern und weigerten sich, ihm einen Köder zu geben. Da schlug sich Maui ins Gesicht, daß seine Nase blutete, und tränkte etwas Flachs, den er neben sich im Kanoe fand, mit diesem Blute. Das war der Köder. Maui warf die Angel aus und ließ die Schnur ablaufen. Es dauerte nicht lange, so biß es an und zog mit solcher Gewalt, daß die Brüder fürchteten, das Kanoe möchte umschlagen, und riefen: „Maui, laß los!“ „Ka mauta Maui, ki tona ringa ringa e kore e taia te ruru.“ „Was Maui hält, läßt er nicht wieder los“, war die Antwort, die bei den Neu-Seeländern seitdem zum Sprüchwort geworden ist. Dabei

---

*) Te-Ika-a-Maui und Te-Wahi-Punamu sind neuere Schreibarten dieser Wörter, so wie dieselben der deutschen Aussprache sich am besten anpassen; die auf einigen Karten gebrauchten, etwas abweichenden Schreibweisen sind die von Cook angegebenen und lange Zeit beibehaltenen. Bemerkt sei noch, daß Ta-Wai-Punamu „Grünstein-Wasser“ bedeuten würde.

zog Maui mehr und mehr und zog ein Land heraus. „Ranga whenua“, riefen die Brüder, „der Fisch ist ein Land.“ Maui fragte sie, ob sie den Namen des Fisches wüßten, und als sie diese Frage verneinten, sagte er ihnen: „Haha whenua“, „das gesuchte Land“. Als der Fisch vollends aus dem Wasser war, eilten die Brüder, ihn unter sich zu vertheilen; sie zogen und zerrten von allen Seiten, und daher kommen die Unebenheiten auf der Insel. Das Kanoe aber strandete, als das Land in die Höhe kam, und heute noch erzählen die Eingeborenen, es liege auf dem Gipfel des Berges Ikaurangi bei Waipiro, nahe dem Ostkap der Insel, wo auch Maui begraben liegt.



Waldpartie auf Neu-Seeland.

An diese neuseeländische Schöpfungssage reihen sich dann die Einwanderungssagen der Maori an, mit welchen ähnliche Sagen der Tongalesen und Tahitier wiederum in ganz merkwürdiger Weise übereinstimmen. Sie haben alle eine nach den Vorstellungen der Neu-Seeländer im Osten oder Nordosten gelegene Insel, Hawaiki genannt, zum Ausgangspunkte, von welcher die Entdecker Neu-Seelands, die Vorfahren der jetzigen Maori, abstammen sollen.

Eine dieser Sagen berichtet, daß Ngahue, ein Häuptling auf Hawaiki, infolge von Streitigkeiten und Krieg geflüchtet und nach langer Seefahrt nach Tuhua, einer Insel an der Ostküste von Ika-a-Maui, gekommen sei. Von da ging er auf die große Nordinsel selbst und erreichte, der Küste entlang fahrend und die Meerenge überschreitend, die Südinsel, und auf

der Westseite derselben das Land Arahura, wo er den hochgeschätzten Punamustein entdeckte, den neuseeländischen Grünstein oder Nephrit, nach welchem in der Folge die ganze Insel ihren Namen: „Te-Wahi-Punamu“, „das Land des Grünsteins“, erhielt. Da die Flüsse und Bäche fischreich waren und riesige Vögel (die Moa) in großer Zahl die Wälder bevölkerten, so kehrte Ngahue nach Hawaiki zurück und bewog seine Freunde, weil der Krieg dort immer noch fortdauerte, mit ihm nach dem neuentdeckten Lande zu fahren.

Beiläufig möge hier auch noch der neuseeländische Name für die dritte Insel der Gruppe, die Stewarts-Insel der Engländer, erwähnt werden. Dieselbe heißt nämlich bei den Maori der Nordinsel Rakiura, was, wörtlich übersetzt, schönes, trockenes Wetter bedeutet und sich ziemlich einfach erklärt, wenn man weiß, daß für die Bewohner der Nordinsel der Südwind, welcher ja aus der Gegend jener Insel kommt, klaren Himmel zu bringen pflegt.

Einer anderen Sage zufolge heißt der Entdecker Neu-Seelands Kupe. Derselbe war ausgezogen, um seine Frau aufzusuchen, welche ihm von seinem Bruder entführt worden war. Nach langer Fahrt landete er bei Wanganui-a-tera, auf der Nordinsel an der Cooksstraße, ohne die Flüchtigen gefunden zu haben. Da er aber das schöne Land sah, mochte er die Treulose vergessen; er durchforschte die Wälder und kehrte darauf in seine Heimat zurück, um Alle zur Auswanderung nach dem großen Lande aufzufordern.

Eine große Zahl Kanoes wurde ausgerüstet, und merkwürdig, nicht nur die Namen dieser Kanoes, welche die Vorväter der Maori in die neue Heimat brachten, sind in den Ueberlieferungen einzeln aufgeführt, jedes der Kanoes hat auch seine besondere Wandersage und seine eigenen Helden. Man erkennt daraus deutlich, von welch' großartiger Bedeutung für das ganze Volk die Gewinnung der neuen großen Heimat gewesen sein muß.

Während die Erinnerung an spätere geschichtliche Ereignisse aus dem Gedächtnisse des Volkes zum Theil ganz und gar entschwunden zu sein scheint, hat es jene Anfänge seiner Geschichte in dem neuen Lande mit so gewissenhafter Sorgfalt aufbewahrt, daß es sich selbst der besonderen Umstände der Reise, der Erlebnisse einzelner Führer und endlich verschiedener Pflanzen und Thiere erinnert, welche von Hawaiki mitgebracht worden waren. Und in der That weichen alle von den Neu-Seeländern als eingeführt bezeichneten Pflanzen und Thiere, wie die Batate (Convolvulus Batata), der Taro (Arum esculentum), der Karakabaum (Corynocarpus laevigata), der Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris), der grüne Papagei Kakariki (Platycerus) ꝛc. von dem übrigen Naturcharakter Neu-Seelands in ganz auffallender Weise ab und deuten auf eine unter den Tropen gelegene Heimat hin.

Nicht minder merkwürdig ist es, daß die Eingeborenen sich noch heutigen Tages der angeblichen Landungsplätze der ersten Kanoes zu erinnern wissen. So wird am Kawia-Hafen (auf der Westseite der Nordinsel) ein

etwas über einen Meter langes, aus plattigem Kalkstein bestehendes, in schiefer Richtung aus dem Dünensand hervorragendes Felsstück (vergl. Schlußvignette, S. 36) von den Bewohnern jenes Hafens als der Rest des Tainui-Kanoe's bezeichnet, von dessen Insassen sie selbst ihre Abstammung herleiten. Der Platz war früher tapu, d. h. heilig und unnahbar, und auch jetzt noch bleiben die Maori, welche das Kanoe Tainui besuchen wollen, in angemessener Entfernung davon stehen, um die Heiligkeit des Ortes nicht zu entweihen. Bei Maketu (Plenty-Bai) lag nach der Sage das Kanoe Arawa auf dem Strande. Es wurde jedoch vom Blitz getroffen und zerstört, und jetzt sieht man nur noch den Steinanker davon. Ein anderer solcher Steinanker liegt auch an der Mündung der Mokau, er ist der Ueberrest von dem Kanoe Tokamaru.

Und nicht genug mit allen diesen Einzelnheiten, von welchen sich doch nicht gut annehmen läßt, daß sie jeglicher Grundlage entbehren; die verschiedenen Stämme der Neu-Seeländer leiten sogar auch ihre eigene Abkunft in langen Ahnenreihen von jenen ersten Einwanderern ab.

Nach allem Diesem mußte man unbedenklich zugestehen, daß in den Wandersagen der Neu-Seeländer wirkliche historische Erinnerungen niedergelegt sind, und man hat sich demgemäß Mühe gegeben, nach der Anzahl der in jenen genealogischen Tafeln aufgeführten Ahnen ungefähr die Zeit zu bestimmen, wann jene erste Einwanderung in Neu-Seeland stattgefunden haben mochte. Da nun diese Ahnenlisten etwa 18 bis 20, in einem Falle sogar 26 Generationen ergaben, so folgerte man daraus, daß die Einwanderung der Maori auf Neu-Seeland wahrscheinlich vor fünf- bis sechshundert Jahren, also um das Jahr 1300 der christlichen Zeitrechnung, erfolgt sei; die Zahl der ursprünglichen Einwanderer aber wurde mit einiger Wahrscheinlichkeit auf etwa 800 Menschen berechnet. Dr. Thomson, gestützt auf seine eigenen, während vieler Jahre an Ort und Stelle gesammelten Notizen, hat die Zeit der Maori-Einwanderung noch um 100 Jahre später, nämlich „um das Jahr 1419“, gesetzt.

Für die Insel Hawaiki hatte man zuerst die große und bekannte Insel Hawaii in der Sandwichsgruppe gehalten. Der Name kommt übrigens unter den Inseln der Südsee mehrmals vor, und die Frage, welche davon das echte Hawaiki der Maori wol sein möge, war wirklich unentschieden, bis H. Hale, der Philolog der großen amerikanischen Expedition unter Wilke's Kommando, nach sorgfältigen Untersuchungen gefunden hat, daß unter allen Inseln der Südsee für keine größere Ansprüche erhoben werden könnten, das Hawaiki der neuseeländischen Sage zu sein, als für die Insel Sawaii in der Samoagruppe, zumal diese Gruppe sich gerade in der Mitte des ganzen, großen Inselgürtels befindet, welcher von dem polynesischen Volksstamme bewohnt ist. Auch in der für die Einwanderung nach Neu-Seeland angenommenen Zeit ist Hale abweichender Ansicht. Er hält nämlich dafür, daß die erste Einwanderung auf Neu-Seeland und ebenso auf Tahiti vor etwa 3000 Jahren, also vielleicht um die Zeit des Trojanischen Krieges, stattgefunden habe, während das Hawaii der Sandwichsinseln erst um das

Jahr 450 der christlichen Zeitrechnung bevölkert worden wäre, demnach zur Zeit, als die Fluten der großen Völkerwanderung in Europa schon bis nach Italien gedrungen waren.

Allerdings existirt noch eine andere Auffassung. Nach dieser sollen die Wandersagen ebenso, wie die Schöpfungssage, durchaus mythischer Natur sein und Hawaiki nicht sowol den Namen einer Insel, als vielmehr die Unterwelt, das Schattenreich, bedeuten, den Anfang und das Ende, den Ort, woher die Ahnen kamen und wohin die Seelen der Verstorbenen zurückkehren. Und auch dieser Auslegung läßt sich für etliche Einzelnheiten ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit nicht geradezu absprechen. Nach der Vorstellung der Maori überschreiten nämlich die Geister der Verstorbenen bei der Höhle Reinga, am Nordkap der Nordinsel, die irdische Schwelle, den Eingang in das Todtenreich. An jener Höhle steht ein uralter, mit einem ewigen Tapu belegter, also geweihter Pohutukauabaum (Metrosideros tomentosa), dessen tief hinabreichende Aeste den Geistern der Todten als Leitern dienen. Der Weg führt erst tief hinunter in die Erde, dann wieder bergauf und endlich auf dem Geisterpfad Rerenga wairu an ein Meer. Dort besteigen die Geister den Todtenkahn und fahren über nach dem Lande Hawaiki, der „Wiege des Volkes". Unaufhaltsam ziehen die Schatten ihren Weg durch die dunkle Pforte der Unterwelt nach dem Jenseits ihrer ursprünglichen Heimat; vergeblich wäre es, nach ihnen zu greifen, um sie zu erfassen, denn sie sind wesenlos; wenn aber große Schlachten geschlagen werden, dann hören die Bewohner der nördlichen Gegenden der Insel zur Nachtzeit den Flug der Geister durch die Lüfte.

Gewiß muß man hierin eine durch und durch poetische Auffassung von dem Fortleben des Menschen nach dem Tode erblicken. Wen sollte diese Sage nicht lebhaft an die griechische Mythe vom Hades erinnern, dem Aufenthaltsort der Seelen der Abgeschiedenen, und an den Fährmann Charon, der in seinem Nachen die bleichen Schatten über die trüben und salzigen Fluten des Acheron hinüber brachte in die lieblichen Gefilde Elysiums oder an die Pforte des Schreckens, den Tartaros!

Uebrigens ist nicht einzusehen, was für die zufriedenstellende Beantwortung der Frage nach der Zeit der Einwanderung der Maori nach Neu-Seeland gewonnen wird, wenn man diese in eine mythische Zeit zurück verlegt und statt der Insel Hawaiki jenen mythischen Ort Hawaiki als Ausgangspunkt des gesammten polynesischen Volkes betrachtet. Die auf dem Boden der wirklichen Geschichte stehenden Muthmaßungen erklären wol eben so viel, denn die hauptsächlichste Frage, wie oder woher wol jenes Urvätervolk nach Hawaiki gekommen sein mag, ob aus Asien oder von Amerika herüber, ob zu Wasser oder über Länder hinweg, die seitdem untergegangen sein müßten, konnte durch keine der bis jetzt aufgetauchten Vermuthungen in irgend genügender Weise beantwortet werden. Nur so viel scheint unzweifelhaft zu sein, daß die Polynesier bei der unwiderleglichen Einheit und Zusammengehörigkeit der ganzen polynesischen Menschenwelt in weit auseinander gelegenen Zeiträumen großartige Wanderungen unternommen

haben müssen, wie auch heutigen Tages noch alle Insulaner der Südsee eine merkwürdige Liebe zum Meere und eine große Neigung zum Reisen auszeichnet.

Viel dunkler und unsicherer, als die Geschichte von der Einwanderung der Maori, ist ihre Geschichte von der Zeit an, da sie festen Fuß auf Neu-Seeland gefaßt hatten. „Keine Königsgräber und keine Säulenhallen von Tempeln oder Palästen erzählen die Thaten vergangener Geschlechter.“ Es gab auf Neu-Seeland durchaus keine bleibenden, von Menschenhand errichteten Denkmäler; weder Tempel und Paläste noch Städte kannten die Maori, bevor die Europäer in ihr Land kamen, und der Mangel einer geschriebenen Sprache hat natürlicher Weise verursachen müssen, daß alle geschichtlichen Begebenheiten sich sehr bald mit einem unbestimmten Dunkel umhüllten.

So viel scheint aber sicher zu sein, daß zunächst die Nordinsel bevölkert und die Südinsel erst kolonisirt wurde, nachdem die Zahl der Bewohner im Norden zu groß geworden war. Zu Cook's Zeiten schätzte man 100,000 Menschen im Ganzen auf beiden Inseln; im Jahre 1859 waren es nur noch 55,000, und von diesen lebten 53,000 auf der Nordinsel und nur 2000 auf der Südinsel.

Auch scheint es, daß Neu-Seeland vor der Ankunft der Maori völlig unbewohnt gewesen ist. Zwar erzählen die Bewohner der Nordinsel von wilden Menschen, „Maero“ genannt, mit langen Haaren und langen Nägeln an den Fingern, die ihre Nahrung roh essen und in den unzugänglichsten Schluchten und Urwäldern des Tararua-Gebirges (im südlichen Theile der Nordinsel) wohnen sollen. Ebenso erzählen sie von den Ngatimamoe als von wilden, im Innern der Südinsel hausenden Männern. Es scheint jedoch nicht, als ob diese beiden Völkerschaften für Ueberreste von vormaligen Ureinwohnern Neu-Seelands gehalten werden dürften; vielmehr machen die Erzählungen der Maori selbst in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Ngatimamoe wirkliche Maori sind, die sehr frühzeitig nach der Südinsel hinüber gefahren waren und sich dort in einer Gegend niedergelassen hatten, in welcher sie Ueberfluß an jagdbarem Wild (flügellosen Vögeln) fanden. Als später die Ngatitara und ihre Freunde, die Ngatikuri, durch einzelne ihrer Leute erfahren hatten, wie schön das Land jenseit der Meerenge (der Cooksstraße) sei, und welch guten Aalfang es dort gebe, ruderten diese beiden Stämme gleichfalls nach der Südinsel, und nun entstanden Streitigkeiten zwischen den neuen Ankömmlingen, die den gemeinschaftlichen Namen Ngatihahu angenommen hatten, und den alten Besitzern des Bodens, die damit endeten, daß die Ngatimamoe von der Küste mehr und mehr in das Innere der Insel zurück gedrängt wurden.

Dr. Ferdinand von Hochstetter, der berühmte Geolog der Novara-Expedition, welcher sich fast ein Jahr lang auf Neu-Seeland aufhielt, berichtet sogar, daß ein Häuptling von der Westküste der Südinsel noch vor wenig Jahren erzählt habe, die Ngatimamoe wären vor einem Jahrhundert schon bis zur Jacksonbai zurück getrieben gewesen und ihre

Kriegsbefestigungen (Pa) am Mawhera (Greyfluß) und Arahura (Brunnerfluß) wären zu jener Zeit bereits in die Hände der Ngatihahu gefallen. Damals sei der Anführer der Ngatimamoe ein berühmter Krieger, Te-Uira, „der Blitz", gewesen, und der Stamm hätte ein sehr kostbares Mere-Punamu besessen, das ist, wie bereits erwähnt, eine Streitaxt aus Nephrit, welche der Häuptling des Stammes zu führen und aufzubewahren hat. Diese Waffe hätten die Ngatitahu lange Zeit vergeblich in ihre Gewalt zu bekommen versucht, bis es ihnen endlich durch List gelungen wäre, Te-Uira mit seinem Mere zu fangen. Er wäre nach dem Pa am Arahura gebracht und an einen Baum festgebunden worden, um getödtet zu werden, sobald die Freunde vom Mawhera-Pa, zu denen Boten geschickt worden, herüber gekommen wären. Te-Uira aber, ein sehr starker Mann, hätte seine Bande zerrissen und sei in das Dickicht des Waldes entwischt. Nur hätte er nicht zu seinem Stamme zurückkehren wollen, ohne das kostbare Mere-Punamu. So habe er sich nochmals in die Nähe des feindlichen Pa zurück geschlichen und auf eine Gelegenheit gelauert, die Waffe zu erobern. Da habe er bemerkt, wie einer der Maori das Wachtfeuer verlassen hatte. Te-Uira wäre auf ihn losgesprungen, hätte ihn erdrosselt, sich in den Mantel des Getödteten gehüllt und sei dann ruhig nach dem Feuer gegangen, wo er sich unter seine Feinde gesetzt habe. Diese hätten eben das herrliche Mere bewundert, welches von Hand zu Hand gegangen wäre. Te-Uira hätte es gleichfalls erhalten. Kaum aber hätte er die gewohnte Waffe in seiner Hand gefühlt, so wären von ihm durch zwei kräftige Streiche nach rechts und links die beiden Krieger, zwischen denen er saß, nieder gestreckt worden; er aber sei aufgesprungen und nach dem Walde gelaufen, ohne daß ihn seine Feinde hätten einholen können. Die Ngatihahu, erbost darüber, daß ihnen Te-Uira entsprungen war, hätten ihm den Rückweg abschneiden wollen und seien nach dem Pa an der Jacksonbai aufgebrochen. Te-Uira hätte denselben aber schon vorher erreicht gehabt, und die Befestigung wäre so gut gewesen, daß die Verfolger keinen Angriff hätten wagen dürfen. In der zweiten Nacht aber hätten sie auf einem steilen Felsen, oberhalb des Pa ein Feuer brennen sehen. Das sei das unter den Ngatimamoe früher verabredete Zeichen gewesen, sich in das Innere des Landes nach einem schon vorher bestimmten Platze zurückzuziehen. Ihr kostbares Mere-Punamu hätten sie mit sich in die Wildnisse der Wälder genommen, und seitdem hätte man Nichts mehr von ihnen gehört.

Immerhin geht noch die Sage, daß in den ödesten Gegenden des Landes westlich vom Wanaka-See einige dieser verwilderten Ngatimamoe leben sollen; Eingeborene und europäische Ansiedler wollen solche außerordentlich menschenscheue Maori gesehen haben.

Ein ähnlicher versprengter, in das Gebirge zurück getriebener und dort verwilderter Volksstamm mag wol auch derjenige der Maero der Nordinsel sein.

Im Jahre 1862 sind allerdings bei der heutigen Stadt Wellington unter den Wurzeln eines dicken Totarabaumes (Podocarpus totara, eine Conifere)

eigenthümliche Geräthschaften aufgefunden worden, gänzlich verschieden von den bei den Maori gebräuchlichen, nämlich runde Sinker für Fischleinen aus krystallinischem Kalk und mit einem Loch in der Mitte, sowie verschiedene Schneidewerkzeuge aus einem Quarzgestein, das nur an dem Wairaufluß auf der Südinsel vorkommt. Dieser Fund hat der alten, von Taylor und Dr. Lorenz Dieffenbach aufgestellten Behauptung eine neue Grundlage gegeben, nach welcher die beiden neuseeländischen Inseln schon zur Zeit der Ankunft der Einwanderer aus dem Norden von einem anderen dunkel gefärbten Volke von völlig verschiedener Abstammung bewohnt gewesen seien.



Dr. Ferdinand von Hochstetter.

Und in der That scheint eine solche Annahme viel für sich zu haben. Zunächst muß nämlich daran erinnert werden, daß alle Maori-Stämme aus Freien und Sklaven bestehen, ein Umstand, der leicht auf den Gedanken führen kann, daß die Einwanderer bei ihrer Ankunft auf Neu-Seeland die daselbst vorgefundenen Bewohner unterjocht und zu Sklaven gemacht haben, eine Unterstellung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, seitdem nachgewiesen ist, daß die Maori noch vor wenigen Jahrzehnten unter einander Kriege führten, wesentlich zu dem Zwecke, Gefangene zu machen, welche nachher dem feindlichen Stamme als Sklaven zu dienen hatten.

Der Hauptgrund für die Behauptung Taylor's und Dieffenbach's liegt aber in dem Umstande, daß viele Bewohner der Gegenden zwischen dem Waikato-Fluß und der Bai of Plenty sich durch eine ganz besonders dunkle, fast schwarze Hautfarbe, eine sehr merkwürdige, an den israelitischen

Typus erinnernde Gesichtsbildung und schwarze, krause, jedoch nicht wollige Haare auszeichnen, während die vornehmen Familien der Rangatira, aus welchen die Häuptlinge hervorzugehen pflegen, auch in dem so eben bezeichneten Theile des Landes den rein polynesischen Typus — hellbraune Hautfarbe mit schlichten schwarzen Haaren — bewahrt haben.

Dennoch ist die ganze Hypothese unsicher. Es ist völlig undenkbar, daß alle die zahlreichen Sagen über die Einwanderung der Maori einen ungemein wichtigen Umstand, wie das Zusammentreffen mit einem Urvolk, mit Stillschweigen übergangen hätten, wie es nicht minder unglaublich ist, daß ein solches Urvolk sich, ohne irgend einen Widerstand zu leisten, dazu bequemt hätte, den neuen Ankömmlingen den Boden, die Jagdbezirke und die Fischplätze so ganz ohne Weiteres zu überlassen. Viele Ueberlieferungen schildern die riesenhaften Vögel, welche die Maori bei ihrer Ankunft in dem neuen Lande antrafen, und beschreiben aufs Umständlichste die furchtbaren Kämpfe, die sie mit jenen zu bestehen hatten. Wie viel mehr würde das kriegslustige Volk die Kämpfe mit den Urbewohnern beschrieben haben, aus denen zudem die Maori als Sieger hervorgegangen wären, wenn es überhaupt zu solchen Kämpfen gekommen wäre. Dazu gesellt sich noch der ganz gewichtige Umstand, daß überall im Bereich der neuseeländischen Inseln nur eine einzige Sprache mit äußerst geringen dialektischen Verschiedenheiten gesprochen wird, und endlich ist hervorzuheben, daß das Vorhandensein der bei Wellington aufgefundenen Gegenstände keineswegs unbedingt darauf hinweist, daß diejenigen, welche jene Dinge unter dem Totarabaum zurückgelassen haben, auch an jenem Platze gewohnt haben müssen. Bei dem überaus wanderlustigen Leben der Polynesier ist es aber nicht einmal so unwahrscheinlich, als es vielleicht auf den ersten Anblick scheinen mag, daß Eingeborene irgend einer anderen Insel jene Gegend auf Neu-Seeland zeitweilig oder vorübergehend besuchten und ihre Fischerei-Geräthschaften an der Küste verbargen, an welcher sie reichen Fang gemacht hatten und wohin sie später zurückzukehren gedachten.



Die Ueberreste des Tainui-Kanoes.



Ufer des Waikatoflusses auf Neu-Seeland. Aus dem Novara-Reisewerke.

III. Die Niederlassungen der Engländer auf Neu-Seeland.

Die „Aboriginal-Protection-Society". — Die Kirchen-Missions-Gesellschaft. — Marsden, der Apostel der Neu-Seeländer. — Erste Missionsreise nach Neu-Seeland. — Marsden's erste Reise. — Geringe Fortschritte der Missionen. — Einrichtung derselben. — Das europäische Gesindel in Kororarika. — Marsden's zweite und dritte Reise. — Hongi's Reise nach England. — Die Kriegszüge Hongi's. — Der „Napoleon" Neu-Seelands. — Bessere Fortschritte der Missionen. — Politische Bestrebungen derselben. — Die „Neuseeländische Compagnie". — Gründung von Wellington. — Der Vertrag von Waitangi. — Der erste Handel der Neuseeländischen Compagnie mit den Maori. — Die Schlacht an der Wairau. — Das Fest der Eingeborenen bei Auckland. — Heke erobert und zerstört Kororarika. — Heke bedroht Auckland. — Te-Whero-Whero rettet die Stadt. — Gouverneur Grey.

Der Unfug, den die verwilderten Europäer auf Neu-Seeland trieben, und nicht minder die ganz unverantwortliche Art, mit welcher die Schiffskapitäne und Seeleute zuweilen die unglücklichen Insulaner behandelten, welche sich auf englischen Schiffen als Matrosen vermiethet hatten, mußte mit der Zeit die Aufmerksamkeit der Regierung von Neu-Süd-Wales auf sich ziehen. Auch hätte der Gouverneur Lachlan Macquarie (vergl. „Australien", S. 81 fg.), bald nach dem Antritte seines Amtes (1. Januar 1810), außerordentlich gern irgend Etwas gethan, um der einen wie der anderen Kalamität in diesem, wie es schon damals schien, für den Handel von Wichtigkeit werdenden Lande abzuhelfen. Er vermochte jedoch zunächst nichts weiter, als die Gründung einer Gesellschaft in Sydney fördern zu helfen,

welche den Titel „Aboriginal-Protection-Society“ führte und sich zur Aufgabe stellte, alle Ungehörigkeiten englischer Unterthanen gegen die Eingeborenen in der Presse Englands öffentlich zur Sprache zu bringen, d. h. an den Pranger zu stellen. Die Möglichkeit, Weiteres zu unternehmen, war dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales dadurch abgeschnitten worden, daß die englische Regierung Neu-Seeland beharrlich als ein unabhängiges Land ansah.

Zwei Jahre vor Macquarie's Ankunft, also im Jahre 1808, hatte sich aber bereits die Kirchen-Missionsgesellschaft in England (Church Missionary Society) damit beschäftigt, das Missionswerk bei den Eingeborenen Neu-Seelands in Angriff zu nehmen, und insbesondere beschlossen, eine Niederlassung auf jenen Inseln zu gründen.

Im Februar des Jahres 1810 kam, wie Seite 19 schon erwähnt, der Prediger Samuel Marsden, der Bischof von Neu-Süd-Wales, in Begleitung von zwei Missionären, Hall und King, in Sydney an. Marsden und seine Begleiter hatten, wie gleichfalls bereits erzählt, schon während ihrer Seereise Gelegenheit, die Bekanntschaft des Neu-Seeländers Rua-Tara zu machen und die Sprache desselben kennen zu lernen. Das Letztere thaten sie denn auch gewissenhaft; es vergingen aber noch einige Jahre, ehe der Versuch gewagt werden durfte, Missionäre nach der Heimat der wilden Kannibalen und dem Wohnorte der fast eben so wilden Pakeha-Maori zu schicken. Insbesondere hatte die Katastrophe des „Boyd“ genöthigt, die Missionsangelegenheit in jenem Lande bis auf ruhigere Zeiten zu verschieben.

Im Jahre 1813 wollte Marsden, nachdem noch ein dritter Missionär, Kendall, in Neu-Süd-Wales angekommen war, auf dem von ihm angekauften Schiffe „Active“ sich selbst nach Neu-Seeland begeben. Er bat den Gouverneur Macquarie um die Erlaubniß, dieses Land besuchen zu dürfen. Der Gouverneur hielt es jedoch nicht für angemessen, ihm die Erlaubniß für dieses Mal zu gewähren, sagte ihm aber, daß er, wenn Marsden die „Active“ dahin schicken wolle und das Schiff glücklich zurück käme, ihm die Erlaubniß geben werde, einige mit den Missionären angekommene Kolonisten und ihre Familien dahin zu begleiten, wenn das Schiff zum zweiten Male nach Neu-Seeland abgehen würde. So gab also Marsden Befehl, das Fahrzeug zur Abreise auszurüsten, und Hall und Kendall erhielten den Auftrag, sich auf demselben nach der Inselbai einzuschiffen, wo sie Rua-Tara und andere Eingeborene, die sie kannten, besuchen sollten.

Diese Reise hatte zunächst die Folge, daß der Gouverneur im Jahre 1814 eine Ordonnanz erließ, wonach die englischen Seeleute nach der Strenge der englischen Gesetze bestraft werden sollten, wenn sie sich gegen Neu-Seeländer eine schlechte Behandlung erlauben würden. Wenn diese Ordonnanz auch nicht viel besserte, so war es doch, namentlich seitdem im Jahre 1817 die Missionäre durch den Gouverneur von Neu-Süd-Wales richterliche Gewalt über alle englische Unterthanen auf Neu-

Seeland erhalten hatten, in einem oder dem andern Falle möglich, den Gesetzen Achtung zu verschaffen und die schreiendsten Ungerechtigkeiten zu verhüten.

Am 19. November 1814 landete der muthige Bischof Marsden selbst in der Inselbai, und am 24. Januar 1815 kaufte er von den Häuptlingen von Rangihu für den Preis von zwölf eisernen Hacken ein Stück Land von etwa 200 englischen Acker Flächengehalt. Häuser wurden erbaut und die Missionsanstalt, in welcher 25 Europäer unter den Wilden wohnten, eingerichtet. Nachdem die Gärten und Felder umzäunt und bestellt waren, wollte man anfangen die Wilden zu lehren; diese aber, unter der Geißel blutiger Kriege schmachtend, welche zwischen den einzelnen Stämmen wütheten, verlangten nichts als Gewehre, Pulver und Blei, um desto leichter ihre Feinde vertilgen zu können. Obschon angesehene und einflußreiche Häuptlinge, wie Rua-Tara, Hongi, Koro-Koro, Tuaï und Andere sich für die Pläne der Missionäre interessirten, so war doch gleich bei Beginn des Unternehmens vorauszusehen, daß Jahre vergehen würden, ehe irgend ein nennenswerthes Resultat von Heidenbekehrung bei diesem wilden Volk zu erzielen wäre; ja, es ist ziemlich gewiß anzunehmen, daß Marsden, wenn er nicht den Beistand der eingeborenen Häuptlinge gehabt hätte, überhaupt gar keinen festen Fuß im Lande hätte fassen können. Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß beinahe 15 Jahre lang die Verbreitung der christlichen Lehre so gut wie keinen Fortschritt unter den Maori machte.

Wenn es auch schwer sein mag, alle Ursachen aufzuzählen, welche diesen so gänzlich unbedeutenden Erfolg der Missionäre veranlaßten, so steht immerhin so viel fest, daß diese selbst ihre Stellung in mehreren Beziehungen sehr einseitig aufgefaßt haben. Wenigstens erzählt Earle, ein englischer Maler, der viele Jahre seines Lebens mit Reisen in allen Welttheilen zugebracht hat und im Jahre 1827 nach Neu-Seeland kam, wie er von den Missionären in Marsden-Vale an der Inselbai so kalt und unfreundlich empfangen worden wäre, daß sogar die Wilden ihre spöttischen Bemerkungen darüber gemacht hätten; wie die Missionäre nachher, als er das Unglück gehabt hatte, daß sein hölzernes Haus abbrannte, ihm wol mit etwas Thee, Zucker und einigen Porzellansachen ausgeholfen hätten, wie es ihnen aber dabei gar nicht eingefallen wäre, ihm, dem Obdachlosen, nur das bescheidenste Plätzchen in ihren großen, geräumigen Häusern als Zufluchtsstätte anzubieten, und wie sie eben so wenig den Eingeborenen gegenüber irgend Etwas gethan hätten, was im Stande gewesen wäre, ihnen deren Sympathien zu erwerben. Die Missionäre hätten sich zu allererst ein gutes, starkes und bequemes Haus gebaut, mit Gräben rings herum und mit Pallisaden, um sich gegen jeden Ueberfall von Seiten der Wilden zu schützen. Wenn dies geschehen und das ganze Haus gut ausmöblirt gewesen wäre, so hätten sie ihren Garten bepflanzt und nachher ihre Arbeitswerkzeuge ganz ruhig hingelegt, um sich dann mit Predigen zu unterhalten, statt den Eingeborenen mit Rath und That an die Hand zu gehen, wie sie ihre eigenen Felder besser bestellen, ihre Häuser besser

zimmern könnten, sie mit der Bearbeitung des Eisens bekannt zu machen und andere nützliche Dinge zu lehren, welche den Missionären gar nicht eingefallen wären.

Allerdings trifft die frommen Männer nicht alle Schuld. Ein außerordentlich großes Hinderniß für eine gedeihliche Wirksamkeit von ihrer Seite war unstreitig die Anwesenheit der wilden Gesellen aus Europa, der Pakeha-Maori, sowie der Besuch der Walfischfänger in der Inselbai, welche häufig hier ankerten, um sich Lebensmittel zu holen. Die Seefahrer brachten den Neu-Seeländern sehr gern das, was diese wünschten, nämlich Flinten, Pulver und Blei, und da die Missionäre sich entschieden weigerten, ebenfalls solche Waaren einzuführen, so wollten die Eingeborenen auch im Uebrigen nichts von den Predigern des Christenthums wissen. Die Missionäre ihrerseits gaben sich alle Mühe, die Maori von dem Umgange mit dem verdorbenen Gesindel von Kororarika und dem nicht viel besseren Schiffsvolke, das den Handel mit jenem Platze betrieb, abzuhalten, und um diesen Zweck zu erreichen, sagten die Missionäre den Neu-Seeländern, sie, die Maori, seien viel bessere Menschen als jene Weißen. Diese Behauptung, die damals sehr wohl ihre Berechtigung gehabt haben mag und auch, wie leicht begreiflich, dem Stolz der Eingeborenen nicht wenig schmeichelte, hat später sehr schädlich auf die Weiterentwicklung des Verhältnisses zwischen den Europäern und den Eingeborenen gewirkt. Diese gewöhnten sich nämlich so sehr an den Glauben, daß sie „besser“ als die Weißen seien, daß sie auch später, nachdem wirklich edel gesinnte Einwanderer ins Land gekommen waren, keinen Unterschied machten und diese auf eine Stufe mit den ersten Ankömmlingen stellten, und daß sie endlich Alles, was von den Weißen zu ihrem Besten unternommen wurde, mit Mißtrauen betrachteten, wie sie denn überhaupt allen Handlungen der Europäer eigennützige Motive unterzuschieben pflegten.

Dennoch ließ Marsden nicht nach, Alles zu versuchen, was in seinen Kräften stand, um die Heidenbekehrung in Neu-Seeland vorwärts zu bringen und insbesondere die natürlichen Hülfsquellen des Landes zu vermehren, da er sich, und offenbar mit vollem Recht, sagte, daß die kannibalischen Gewohnheiten der Maori wahrscheinlich um so leichter zu beseitigen sein würden, je mehr andere gesunde und kräftige Nahrungsmittel in dem Lande produzirt werden könnten. Deshalb schickte er zunächst im April 1817 mehrere Kühe und Stiere hinüber. Diese bereiteten den Maori vielen Verdruß, weil sie, wie die Schweine, sich nicht viel um die mit Tapu belegten Plätze bekümmerten und arge Verwüstungen an diesen geheiligten Orten sowol wie an den Pflanzungen anrichteten. Die Maori wollten darum von der Rindviehzucht nicht viel wissen, doch wurde dieselbe ungehindert von den Missionären betrieben.

Marsden unternahm aber auch selbst noch zwei Reisen nach Neu-Seeland, eine im Jahre 1817, die andere im Jahre 1820. Bei beiden durchwanderte er große Strecken der nördlichen Insel und knüpfte hierbei neue Bekanntschaften mit angesehenen Häuptlingen an, um sich deren

Unterstützung bei dem Missionswerk zu sichern und, wenn möglich, passende Plätze zur Anlage neuer Stationen zu finden.

Im Jahre 1819 wurde in der That eine neue Missionsanstalt zu Keri-Keri (Kidi-Kidi) gegründet, 1820 eine Kolonie an der Hokiangabai angelegt, und die Missionäre hatten gerade angefangen einigen Einfluß auf die wilden Neu-Seeländer zu erlangen, als unter denselben ein Krieg ausbrach, der sieben Jahre lang die Nordinsel verheerte und die schlimmsten Zeiten der Kannibalenwirthschaft über das Land herauf beschwor.

Dieser Krieg war durch den Ehrgeiz eines Mannes veranlaßt worden, der sich Napoleon, den Eroberer, zum Vorbild genommen hatte und, verführt von dessen Kriegsruhm, alle Maoristämme unterjochen und sich zu ihrem König machen wollte. Hongi, der Oheim Rua-Tara's, war dieser Mann, der mächtige Häuptling, der sich bereits in verschiedenen kleineren Kriegszügen alle Stämme in der Umgegend der Inselbai unterjocht hatte und der von den Missionären zu einer wichtigen Rolle ausersehen worden war. Die frommen Glaubenshelden in Neu-Seeland führten nämlich neben der Heidenbekehrung ganz im Geheimen nichts Geringeres im Schilde, als die Gründung eines Priesterstaates nach dem Vorbilde Paraguay's, und bei der Ausführung dieses Planes dachten sie, daß der angesehene Häuptling ihnen gute Dienste leisten könnte. Die Sache war weit aussehend und schlau genug angelegt worden; die richterliche Gewalt hatten die Missionäre ja bereits an sich gezogen; nun schien, im März 1820, der passende Zeitpunkt gekommen zu sein, daß Hongi eine Reise nach England unternehme. Im August kam Hongi in London an und erregte hier durch sein stolzes, würdevolles, fürstliches Benehmen in allen Schichten der Gesellschaft ungetheilte Bewunderung.

Die Anschauung des Lebens der civilisirten Welt, sowie der Anblick der Macht und der Reichthümer eines europäischen Großstaates, und endlich der Glanz einer Königskrone, sollten einen tiefen und bleibenden Eindruck auf den Fürsten der Wilden machen, und diese Absicht wurde auch in der That erreicht, nur in ganz anderer Weise, als die Missionäre es sich ausgemalt hatten. Hongi kehrte im Juni 1821 in seine Heimat zurück und klagte mit bitterem Spott darüber, daß König Georg IV. ihm seine Bitte um Kriegsgeräth nicht gewährt habe. In Sydney schon hatte er Alles verkauft, was er von schönen Geschenken in England erhalten hatte, bis auf die Rüstung, die ihm der König gegeben, und hatte sich Waffen und Schießbedarf dafür angeschafft; die christlichen Männer in Marsden-Vale aber sollten kurze Zeit danach zu ihrem großen Leidwesen erfahren, wie einer ihrer besten Freunde unter den Maori sich wieder in einen furchtbaren, blutgierigen Kannibalen verwandelte.

Mit einem Heere von 3000 Mann, wovon 100 mit Schießwaffen versehen waren, begann Hongi fast unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Europa, im September 1821, seine Kriegszüge. Ein benachbarter, am südlichen Gestade der Inselbai wohnender Stamm war zum ersten Opfer ausersehen, und der Grund zum Kriege fand sich bald trotz aller Nach-

giebigkeit von Seiten des Bedrohten; denn Hongi wollte es so. Außerdem mußte er ja auch seine neuen Waffen probiren. Der oberste Anführer der Feinde, Hinnaki, wurde in der Schlacht erschlagen, Hongi riß das rechte Auge seines sterbenden Feindes aus und verschluckte es, darauf stach er ihm in den Nacken und trank das aus der Wunde fließende Blut. Hinnaki's Brüder blieben gleichfalls auf dem Platze, ihr Fleisch wurde beim Siegesbankett verzehrt und ihre Köpfe als Trophäen einbalsamirt; 1300 Mann sollen auf dem Schlachtfelde getödtet und — gegessen worden sein! Mehr als 2000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger und wurden in die Sklaverei fortgeschleppt; Hongi hatte in seinem eigenen Boote allein 20 Sklaven; aber seine Tochter, deren Mann in der Schlacht gefallen war, sprang bei der Ankunft des Bootes herzu und schlug allen Gefangenen die Köpfe ab. Darauf tödtete sie sich selbst.

Im folgenden Jahre verlegte Hongi den Kriegsschauplatz weiter südlich an die Ufer des Hauraki-Golfes und des Kaipara-Hafens und richtete unter den dortigen Stämmen ein großes Blutbad an. Allerdings fielen dabei zwei Piroguen mit der ganzen Mannschaft derselben in die Hände der Feinde, welche Alle tödteten und aßen; aber Hongi und seine Krieger erschlugen 1500 Mann und drangen bis an den Waikato vor, und so ging es Jahr um Jahr weiter. Jeder siegreichen Schlacht folgten die furchtbarsten Kannibalenfeste, bei welchen Hongi und sein Heer im Menschenfraß förmlich schwelgten. Trotzdem nannte sich dieser wilde Kannibale „Freund der Missionäre" und verhinderte auch in der That, so viel er konnte, jede Gewaltthat gegen ihre Besitzungen. Nachdem sich Hongi's Feinde gleichfalls Feuerwaffen verschafft hatten, wurden die Kämpfe immer hartnäckiger und blutiger, bis am 2. Januar 1827 Hongi durch einen Schuß lebensgefährlich verwundet wurde. Die Kugel war ihm unter dem Schulterblatt in die Lunge eingedrungen und die Luft strömte bei jedem Athemzuge unter lautem Zischen aus der Wunde; dennoch starb er erst ein volles Jahr, nachdem er den Schuß erhalten hatte. Als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, ließ er seine Vorräthe an Schießpulver und seine Waffen bringen, vertheilte die eroberten Streitäxte und das Panzerhemd, das er von König Georg IV. erhalten, unter seine Kinder und sagte, indem er auf die Pulvertonnen wies: „Das ist euer bester Schatz." Darauf ermahnte er sie, jeden Angriff, wie mächtig er auch sei, zurückzuweisen, und verschied am 16. März 1828 mit den Worten: „Kia toa! Kia toa, toa!" (Seid tapfer, tapfer!)

Mit Hongi, der sich den Beinamen „Neu-Seelands Napoleon" erworben hatte, starb der letzte, aber auch der furchtbarste Repräsentant des Kannibalismus und der Stammeskriege auf Neu-Seeland. Von nun an war die Erschöpfung der Stämme, welche sich so viele Jahre feindselig gegenüber gestanden hatten, und das allgemeine Bedürfniß nach Frieden den Bestrebungen der Missionäre günstig. Der Unfug der europäischen Ansiedler zu Kororarika und auf anderen Punkten der Insel hatte nachgelassen, insbesondere seitdem, im Jahre 1823, auf Betreiben der Missionäre durch einen Parlamentsbeschluß den obersten Gerichtshöfen in Neu-Süd-

Wales und in Tasmania die Jurisdiktion über sämmliche britische Unterthanen in Neu-Seeland zugesprochen worden war. Mit jedem Jahre vermehrte sich die Zahl der Missionsanstalten und die Zahl der Getauften. Bei den Missionsstationen wurden Schulen gegründet, in welchen die Eingeborenen ihre eigene Sprache lesen und schreiben lernten, sowie andere nützliche Kenntnisse sammelten. Namentlich widmeten sich viele junge Maori mit erstaunlicher Vorliebe dem Studium der biblischen Geschichte und der Geographie. Aus dieser Zeit stammt die Sitte, den Maori-Niederlassungen biblische Namen zu geben, die sich allerdings im Maori manchmal recht sonderbar ausnehmen, wie Petani (Betania), Hiruhurama (Jerusalem), Kariri (Galiläa), Heriko (Jericho), Piripai (Philippi) und andere.



Missionsstation am Taupiri.

In den Dörfern der Maori wurden neben den niedrigen Häusern der Eingeborenen stattliche Kirchen und Kapellen erbaut, in welchen die Söhne der Häuptlinge, die sich in großer Zahl zu Missionsgehülfen ausgebildet hatten, den Gottesdienst leiteten. Der Betrieb des Ackerbaues wurde verbessert, der Rindviehzucht größere Sorgfalt als bisher zugewendet, und die Eingeborenen zeigten sich eifrig im Erlernen von allerlei nützlichen Gewerben. Die Zeiten des Kannibalismus aber waren für alle Zukunft vorüber, oder schienen es wenigstens zu sein.

Wenn sich indessen die Missionäre von dem genannten Zeitpunkte an in Beziehung auf die Fortschritte in der Civilisation der Maori unleugbar die größten Verdienste erworben haben, so waren auf der anderen Seite ihre politischen Bestrebungen für die fernere Entwicklung des Landes in vielen Beziehungen ein wirkliches Hemmniß. Jene Bestrebungen waren, wie vorhin bereits erwähnt (vergl. S. 41), darauf gerichtet, einen von der Kirche regierten Staat zu gründen, und der Umstand, daß die Missionäre mit dem ersten Versuch so unglücklich waren, hielt sie nicht ab, einen

anderen zu unternehmen. Auch diesmal handelten sie sehr vorsichtig. Im Jahre 1833, zu einer Zeit, als etwa 1200 Europäer auf Neu-Seeland lebten, setzten sie es zunächst durch, daß die englische Regierung „auf die Bitten von 13 neuseeländischen Häuptlingen", sowie „zum Schutze der Eingeborenen und für die Sache der Humanität und Civilisation" nach Kororarika, als dem Mittelpunkte der „Pakeha-Maori", der halbverwilderten europäischen Kolonisten, in dem Konsul Busby einen Vertreter schickte, welchen sie bei den Missionären akkreditirte. Und zwei Jahre später erlangten diese sogar eine, wenn auch indirekte Anerkennung ihres „Staates" dadurch, daß die englische Regierung das von den Missionen okkupirte Gebiet Neu-Seelands als eine „Konföderation der vereinigten Maori-Stämme Neu-Seelands" erklärte. Von diesem Zeitpunkte an war Neu-Seeland, das bis dahin als eine Art Anhängsel der Kolonie Neu-Süd-Wales angesehen worden war, auf dem besten Wege, ein von den Missionären oder ihrem Bischof regierter Maori-Staat zu werden.

Daß der fein durchdachte und bis dahin schlau durchgeführte Plan, ein neues Paraguay in Polynesien zu gründen, dennoch fehl schlug, daran sind die Missionäre nicht schuld. Ihr so schön angelegtes und fast vollendetes Gebäude erfuhr seinen ersten Stoß von einer Seite, von der man gar keine Gefahr hatte ahnen können.

Im Jahre 1837 bildete sich nämlich in England die „Neuseeländische Compagnie", eine Kolonisationsgesellschaft nach Wakefield'schen Grundsätzen (vergl. „Australien", S. 117 ff.), und zwei Jahre später sandte dieselbe ihre erste Expedition aus und gründete die Ansiedlung Wellington, an Port Nicholson in der Cooksstraße. Diese neue Kolonie wurde mit nicht geringerer Begeisterung als die sechs Jahre früher gegründete von Südaustralien begrüßt. Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, hier ein vollständiges Großbritannien der Südsee einzurichten, das, wie sich von selbst verstand, nur mit allen Vorzügen der alten Heimat ausgerüstet werden sollte. Durch die Anlage der Wakefield'schen Niederlassung rückte aber der Schwerpunkt der Kolonisation von den Missionsstationen im Norden weg und nach der neuen Ansiedlung an der Cooksstraße hin, und die Missionäre sahen ihren Einfluß wesentlich geschädigt. Aber um sich doch einen Theil desselben für die Zukunft zu sichern, bestürmten sie jetzt die englische Regierung mit Bitten, die neuseeländischen Inseln als britische Kolonien zu erklären.

Um dieselbe Zeit traf die französische Regierung Anstalten, aus Neu-Seeland eine Strafkolonie zu machen, und nun beeilten sich die englischen Minister, „da es sich um das Wohl britischer Unterthanen handelte", entscheidende Schritte zu thun. Kapitän Hobson wurde als zweiter Konsul nach der Inselbai geschickt mit dem Auftrage, durch freundliche Verständigung mit den Eingeborenen die Berechtigung zur Besitznahme Neu-Seelands durch die Engländer zu erreichen. Die Missionäre waren schon lange vorher eifrig bemüht gewesen, die im Jahre 1835 gegründete „Konföderation" der Häuptlinge zu vergrößern, welche als eine Art Landesvertretung bei

den einzuleitenden Unterhandlungen benützt werden sollte und in der That benutzt wurde, obwol bei weitem nicht alle Häuptlinge jenem Bunde beitraten und von den Mitgliedern des Bundes kaum ein Einziger die wichtigen und folgenschweren Maßregeln begriff, welche Gegenstand der Verhandlungen waren. Ob die Häuptlinge überhaupt, ohne Zustimmung ihrer Stämme, das Recht besaßen, über die Souveränetät Neu-Seelands zu verfügen, das war eine Frage, an die Niemand auch nur im Entferntesten dachte und die noch viel weniger Gegenstand der Erörterung wurde. Es genügte, durch Vertheilung von wollenen Decken, Schießwaffen, Branntwein, und was dergleichen diplomatische Ueberredungskünste mehr waren, 52 Häuptlinge zu bestimmen, daß sie im Februar 1840 den durch die Missionäre vorbereiteten, nachmals berühmt gewordenen Vertrag von Waitangi unterschrieben, der nur aus drei sehr kurzen, aber folgenschweren Artikeln besteht. Nach dem ersten derselben treten die versammelten Häuptlinge alle ihre Souveränetätsrechte für immer an die Königin von England ab. Die eigentliche Bedeutung dieses Artikels wurde sicherlich nur von einem Theile der Kontrahenten, nämlich den Engländern, richtig aufgefaßt. Die Königin garantirt dafür im zweiten Artikel den Häuptlingen und Stämmen, sowie den Familien und einzelnen Personen, das ungestörte Recht auf ihre liegenden Gründe; aber sie hat bei allen Veräußerungen das Vorkaufsrecht unter den jedesmal zu verabredenden Bedingungen. Und drittens nimmt die Königin die Eingeborenen in ihren Schutz und gewährt ihnen — den wilden kannibalischen Maori — alle Rechte und Privilegien englischer Unterthanen.

Am 21. Mai 1840 wurde die Souveränetät der Königin über Neu-Seeland feierlich proklamirt.

So war Neu-Seeland mit einem Male Kolonie der britischen Krone geworden. Hobson wurde der erste Gouverneur, und Auckland, damals eine unbedeutende Niederlassung, ward zum Sitz der Regierung und künftigen Hauptstadt von Neu-Seeland bestimmt. Wenige Tage vor Abschluß des Vertrags von Waitangi hatten die Franzosen feierlich Besitz von Neu-Seeland genommen; nachdem die Engländer den Vertrag von Waitangi herbei brachten, gaben die Franzosen ihre Ansprüche auf und haben sie seitdem nie mehr erneuert. Nun hätte man erwarten sollen, daß die Verhältnisse der jungen Kolonie einen friedlichen und gedeihlichen Fortgang nehmen würden. Statt dessen verwickelte sich jedoch Alles zu einem furchtbaren Knäuel der widerstreitendsten Interessen.

Am Hauraki-Golf hatte die britische Regierung festen Fuß gefaßt, an der Cooksstraße die Neu-Seeland-Compagnie und an verschiedenen anderen Punkten die Missionäre, und diese drei Gewalten lagen in fast ununterbrochenem Hader und Streit mit einander. Namentlich gab es arge Zerwürfnisse zwischen der Kolonisationsgesellschaft und der Regierung. Erstere behauptete, das Recht zu haben, in ihren Niederlassungsorten Polizeibehörden einzusetzen und eine Miliz zu errichten, welche gegen die Eingeborenen nothwendig zu sein schien. Die Regierung bestritt beides. Dann

kam es zu Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Missionären und, seitdem neben den protestantischen Missionen der englischen Hochkirche auch die Wesleyaner und die Katholiken Missionen auf Neu-Seeland eingerichtet hatten, zu gegenseitigen Anfeindungen der konfessionell verschiedenen Missionsanstalten. Verfehlte Maßregeln der ersten Gouverneure Hobson (1840 bis 1842) und Fitzroy (1843 bis 1846) machten die Verwirrung noch größer; zu ganz endlosen Schwierigkeiten aber führte der zweite Artikel des Vertrags von Waitangi.

Dieser unheilvolle Artikel verursachte nicht nur Klagen und Beschwerden ohne Zahl, sondern auch blutige und verderbliche Kriege, die noch heutigen Tages die Fluren des reichen und gesegneten Landes verheeren und als die wesentlichste Ursache der langsam voranschreitenden, aber sicherlich eintretenden Vernichtung der eingeborenen Rasse betrachtet werden müssen.

Die nach Wakefield's Prinzipien gegründete Kolonisations-Compagnie, der es mit ihren Spekulationen auf Neu-Seeland genau eben so schlecht erging, wie der nach demselben Styl arbeitenden südaustralischen Land-Compagnie, hatte zu Anfang der Vierziger Jahre ihre sogenannten Kronrechte an die Regierung von Neu-Seeland abgetreten und dafür eine Entschädigung von 700,000 Acker Land erhalten. Dieses Land, auf der Südinsel gelegen, wo es die neue Provinz Nelson bildete, sollte schleunig bevölkert werden. Kapitän Arthur Wakefield, Gibbon Wakefield's Bruder, wurde zum Hauptagenten ernannt und nahm seinen Wohnsitz in der neuen Stadt Nelson; das ganze Territorium aber war bereits in England in 315 Loose vertheilt worden und zwar von Personen, welche niemals Neu-Seeland gesehen hatten. Die Grenzen der Bezirke waren hübsch deutlich mit rechteckigen Figuren auf der Karte eingetragen, und dem Landvermesser auf der Landkarte konnte es am Ende auch ziemlich gleichgiltig sein, ob an irgend einem zu einem „Loos" gehörigen Platze vielleicht ein meilenweiter See seine Fluten wälzte, oder ob unersteigliche Felswände sich viele hundert Meter hoch über einander aufthürmten. Wer hinkam, konnte ja selbst am besten beurtheilen, was er für einen Kauf gemacht habe. Trotzdem gelang es Arthur Wakefield, binnen Jahresfrist an 5000 Einwanderer für die neue Provinz zu gewinnen, darunter die vom Grafen von Rantzau 1844 fortgeschickten Mecklenburger Taglöhner, die des Herrn Grafen Güter in Neu-Seeland nach mecklenburgischen Grundsätzen bebauen sollten, sowie die von einer Gesellschaft Hamburger Spekulanten dahin gelieferten deutschen Bauern, welchen es später wegen der fortdauernden Unruhen im Lande und wegen der argen Schwindeleien ihres Anführers so schlecht erging. —

Der damalige Kolonial-Sekretär, Lord John Russell, muß indessen wol eine Ahnung von den nachfolgenden Zerwürfnissen gehabt haben, denn er ermahnte schon im Jahre 1841 den Gouverneur Hobson aufs Eindringlichste, Alles aufzubieten, „um die Eingeborenen Neu-Seelands vor den Kalamitäten zu bewahren, welche bisher die wilden Völker bei der Annäherung der civilisirten Rasse jedesmal betroffen haben", ohne übrigens das Mittel zu nennen, durch welches dieses schöne Ziel sich hätte erreichen lassen.



Hafen von Auckland zur Zeit der Gründung der Stadt.

In der Wirklichkeit gestalteten sich die Dinge in der neuen Provinz binnen kurzer Zeit ganz anders, als der Gouverneur und der Kolonial-Sekretär wußten oder auch nur ahnten. Wie es schon seit der ersten Landung der europäischen Kolonisten zu Reibereien mit den braunhäutigen Maori gekommen war, so sollte auch der vollständige Bruch zwischen beiden Parteien nicht lange mehr ausbleiben.

Ein Theil des von der Neu-Seeland-Compagnie beanspruchten Landes lag an der Wairau, und Kapitän Wakefield sandte Landvermesser aus, um dasselbe aufzunehmen. Da erschienen verschiedene Häuptlinge mit dem tapferen Rauparaha an der Spitze und erklärten das fragliche Land für ihr gemeinschaftliches Eigenthum. Die Maori-Häuptlinge verlangten, daß eine richterliche Person nach der Wairau gehe, um dort den Beweis ihres Eigenthumsrechtes entgegen zu nehmen; die Direktoren der Compagnie wollten jedoch von einer richterlichen Entscheidung nichts wissen, sondern ließen die Geometer mit den Vermessungsarbeiten fortfahren. Die Landvermesser hatten sich aus Manukazweigen*), die sie aus den Wäldern des streitigen Landes nahmen, eine Buschhütte errichtet und waren darnach an die Arbeit gegangen. Um aber diese Besitzergreifung zu hindern, gingen die Häuptlinge, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, daß Niemand in der Hütte sei, hin, packten die Gegenstände, welche sich in derselben befanden, auf einen Wagen und schickten Alles nach Nelson; die Hütte aber steckten sie in Brand. Nun erklärte Thompson, einer der Direktoren der Neuseeland-Compagnie, der zu gleicher Zeit das Amt des ersten richterlichen Magistrats in der Provinz Nelson bekleidete, diese Handlung für das Verbrechen der Brandstiftung, erließ Verhaftsbefehle gegen Rauparaha und seine Genossen und organisirte ein bewaffnetes Freiwilligen-Corps von etwa 300 Mann, um mit dessen Hülfe die Häuptlinge einzufangen.

Diese waren nicht müßig gewesen; sie waren entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und versammelten und bewaffneten ungefähr 500 streitbare Männer. Am Ufer eines kleinen Nebenflusses der Wairau trafen sich die Feinde. Die Maori erklärten, daß sie die Häuptlinge nicht ausliefern würden, und stellten sich hinter dem Flusse auf einem gut gewählten Platze auf, der ihnen einen etwaigen Rückzug in die Wälder leicht machte. Die Engländer folgten über den Fluß und das Gefecht begann. Auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gekämpft, die Maori gewannen die Oberhand und trieben die Engländer an den Fluß zurück. Ein Ueberschreiten desselben unter dem Feuer der Maori schien dem sicheren Untergange gleich zu sein, und so blieb Nichts übrig, als sich dem siegreichen Feinde zu ergeben. Die Maori stellten das Feuern ein und verlangten, daß die Engländer die Waffen auf die Erde legen sollten. Während dies geschehen sollte, ward von einem der Kriegsgefangenen noch ein Schuß abgefeuert, welcher die Frau eines Häuptlings tödtete. Dieser unglückliche Schuß gab das Zeichen zu einem furchtbaren Blutbade, welches

*) Leptospermum scoparium, der Theebaum der Kolonisten.

die Maori unter den Europäern anrichteten, und wenn sich eine Anzahl der letzteren auch noch durch eine wilde Flucht zu retten im Stande war, so blieben doch viele Europäer auf dem Wahlplatz. Das war der traurige Ausgang des ersten bewaffneten Zusammenstoßes englischer Kolonisten mit den Eingeborenen Neu-Seelands, ein Ausgang, der namentlich darum in hohem Grade bedenklich erscheinen mußte, weil er die Achtung der Maori vor den englischen Waffen mit einem Male gründlich zerstört hatte. Ein allgemeiner Schrecken hatte sich sämmtlicher Bewohner Nelsons und Wellingtons bemächtigt; man machte sich aufs Aeußerste gefaßt. Aber die Wilden bewiesen eine weise Mäßigung, und nachdem sich Rauparaha und seine Genossen in der Folge wirklich als die einzig rechtmäßigen Eigenthümer des streitigen Landes ausgewiesen hatten, gab der neue Gouverneur Fitzroy ihnen den ganzen Distrikt bis auf einige sehr unbedeutende Strecken, die unmittelbar an die europäischen Besitzungen stießen und auf welche Rauparaha ausdrücklich verzichtet hatte, zurück.

Aehnliche Vorgänge hatten sich schon öfter wiederholt, wenn sie auch nicht in gleicher Weise ausgeartet waren. Jetzt, nach dem Abschluß des großen Streites, in welchem die Eingeborenen mit den Waffen gesiegt und zuletzt auch in der Sache selbst Recht behalten hatten, zeigten dieselben deutlich, wie ihr Stolz und das Bewußtsein ihrer Stärke mehr und mehr wuchs. Die Kolonisten hingegen befanden sich in der durchaus nicht beneidenswerthen Lage, den Wilden sehr unfreiwillige Konzessionen machen zu müssen.

So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, am 11. Mai 1844 von den Eingeborenen am Hauraki-Golf und am Manukau-Hafen, der Landenge, an welcher nicht lange zuvor die Stadt Auckland gegründet worden war, ein großes Fest gegeben zu Ehren der Eingeborenen vom Waikato, welche die Ersteren besucht hatten. Eine Halle von 300 Meter Länge wurde erbaut, und vor derselben sah man wahre Wälle von gebratenen Kartoffeln und gerösteten Fischen aufgeschichtet. Der Gouverneur war zu der festlichen Versammlung eingeladen worden und wohnte derselben mit seinem ganzen Gefolge bei. Nachdem die Berge von Nahrungsmitteln verzehrt und die bei einem solch feierlichen Anlaß, wie die Anwesenheit des englischen Gouverneurs, erforderlichen gewaltig vielen Reden gehalten worden waren, tanzten 1600 Maori, mit Musketen und Tomahawks bewaffnet, den Kriegstanz. Manchmal in Reih' und Glied, manchmal in kleine Gruppen vertheilt, sprangen sie bald vorwärts, bald seitwärts oder rückwärts, mit grimmig verzerrten Gesichtern, dann setzten sie sich Alle nieder und plötzlich sprangen sie wieder auf, um mit wildem Geheul auf eine Stelle los zu stürmen, an welcher der fingirte Feind versteckt war. Die Waffen schwangen sie in der Luft, und mit der Hand, welche keine Waffe hielt, schlugen sie sich auf die Schenkel. Darauf sprang die wilde Rotte auf ein gegebenes Zeichen fast eine Elle hoch in die Luft, um im nächsten Augenblick wieder, dicht an den Boden gekauert, zu sitzen, oder im raschesten Lauf eine Strecke weit weg zu eilen. Während der ganzen Aufführung rollten die Augen der Tänzer so wild und zuckten ihre Muskeln

so heftig, als wäre es ihnen mit ihrem Kriegstanz völliger Ernst, und die englischen Soldaten mußten sich im Stillen gestehen, daß sie es mit einem furchtbaren Feinde zu thun haben würden, wenn es je zwischen ihnen und solchen Kriegern zum Kampfe kommen sollte. Den zuschauenden Kolonisten aber mußte an diesem Tage klar werden, daß sie in Neu-Seeland nur die Rolle der Geduldeten spielten. Uebrigens verlief Alles gut. Der Friede wurde nirgends auch nur einen Augenblick gestört. Auch vergnügten sich die jüngeren Besucher des Festes mit weit harmloseren Spielen, wenn schon die von ihnen zur Ausführung gebrachten Leibesübungen, wie die Wettkämpfe im Ringen oder die Kreislauf- und Schwingübungen an Seilen rc., verriethen, daß es ihnen vor Allem um die Ausbildung ihrer Körperkräfte zu thun war. Als die ganze Festlichkeit zu Ende gegangen, zogen Scharen von Neu-Seeländern in den Straßen der Stadt umher, um die in den Schaufenstern zum Verkauf ausgestellten Waaren zu betrachten und zu bewundern.

Nach einigen Tagen waren die größten Schwärme der Wilden fort, und für die Sicherheit der Stadt war nichts weiter zu fürchten. Ganz anders und viel schlimmer stand es in dieser Beziehung etwa 16 Monate nach dieser großen Versammlung.

Wie bereits mehrmals erwähnt, war Kororarika an der Islands-Bai (Inselbai) im Laufe der Jahre Mittelpunkt des neuseeländischen Handels geworden. Im Jahre 1832 hatten sich vielleicht hundert Europäer dort angesiedelt, sechs Jahre später waren ihrer jedoch schon über tausend, und mit jedem Jahre wuchs ihre Zahl. Gleichfalls im Jahre 1838 waren schon fast anderthalbhundert fremde Schiffe in dem genannten Hafen eingelaufen, und es ist einleuchtend, daß auch die in der Nähe der Niederlassung wohnenden Maori durch die Lieferung von Lebensmitteln für die Seeleute u. dergl. ein Interesse an dem Aufblühen der Stadt bekommen hatten.

Nun drohte aber der Handel sich von der Inselbai mit einem Male wegzuziehen, seitdem Auckland und Wellington gegründet waren, und eine allgemeine Unruhe begann, sich der Umwohner der Inselbai zu bemächtigen. Viele Maori waren in vollem Ernste der Meinung, daß alle Engländer sie jetzt sicher bald verlassen würden, um sich in anderen Gegenden des Landes Reichthümer zu erwerben, und sie sahen klar ein, daß ihnen dadurch gleichzeitig die Möglichkeit entzogen wäre, selbst noch Etwas zu verdienen, weil natürlicher Weise keine Schiffe mehr in die Inselbai kommen würden, wenn die Europäer fort wären. Während sich die Eingeborenen mit solchen Befürchtungen für ihre eigene Zukunft trugen, hatte ein amerikanischer Seemann den Neu-Seeländern gesagt, wenn sie die Flaggenstange in Kororarika niederreißen könnten, würden sie viel von ihrem verlorenen Ansehen und Wohlstand wieder gewinnen; und diese Worte, denen die Maori gewiß eine andere Bedeutung beilegten, als der Amerikaner, drangen tief in die Herzen der abergläubischen Menschen, so daß das von den Eingeborenen im Geheimen genährte feindliche Gefühl gegen die Europäer der Niederlassung sich allmälig in glühenden Haß umwandelte.



Kriegstanz der Neu-Seeländer.

Da verursachte eine ganz zufällige Veranlassung den Ausbruch des heimlich glimmenden Brandes.

Ein Häuptling vom Ngapuhi-Stamme, Namens Heke, der sich früher zum Christenthume bekannt, nachher aber wieder den Glauben seiner Väter angenommen hatte, war eines Tages von einem Engländer beleidigt worden. Aufbrausend und jähzornig, wie die Eingeborenen eben sind, beschloß Heke sofort, das erlittene Unrecht an sämmtlichen Kolonisten zu rächen. Er sammelte seine Krieger und zog gegen Kororarika. Die Flaggenstange wurde umgehauen, das stolze Banner Englands von den wilden Maori in den Koth getreten, die Stadt Kororarika aber an allen vier Ecken angezündet und vollständig dem Erdboden gleich gemacht. Das geschah am 11. März 1845. Die Kirche war das einzige Gebäude, welches Heke's plündernde und mordende, sengende und brennende Horden verschonten. Wer sich von den unglücklichen Einwohnern nicht frühzeitig genug flüchten konnte und von den Wilden erreicht wurde, mußte sterben.

Nachdem die Kolonie an der Inselbai vernichtet war, rückte Heke an der Spitze von 6000 Mann gegen Auckland, um dieser Stadt ein gleiches Schicksal zu bereiten. Der Gouverneur erklärte Heke als Rebellen und setzte einen Preis von 100 Pfund Sterling auf seinen Kopf; dieser antwortete damit, daß er einen Preis von 1000 Pfund Sterling auf den Kopf des Gouverneurs setzte. Bestürzung und Rathlosigkeit bemächtigte sich aller Einwohner, welche von den Flüchtlingen von Kororarika die haarsträubendsten Einzelnheiten über die Art der Kriegführung der Maori zu hören bekamen. Die paar Compagnien Soldaten, über welche die Regierung verfügen konnte, waren bei Weitem nicht hinreichend, auch nur den Versuch eines Widerstandes zu machen, und wer demnach irgend konnte, ergriff die Flucht nach Neu-Süd-Wales. Die werthvollsten Habseligkeiten der Zurückbleibenden wurden in die Kirchen geschleppt, da man hoffte, daß Heke, wie er ja an der Inselbai gethan, auch hier die Kirchen verschonen würde.

Täglich rückte Heke mit seinen entmenschten Kriegern näher; die Angst und Verzweiflung in Auckland hatte den höchsten Grad erreicht; denn nirgends schien es mehr eine Rettung für die unglückliche Stadt zu geben, weil aus Neu-Süd-Wales noch keine Hülfstruppen zu erwarten waren; — da erschien plötzlich ein anderer Häuptling, Te-Whero-Whero, von Süden her, aus dem Gebiet des Waikato-Flusses, an der Spitze von 4000 gut bewaffneten Eingeborenen zum Schutze der bedrohten Engländer und ihrer Stadt. Te-Whero-Whero nahm Stellung um die Stadt herum und wählte seine Posten so gut, daß Heke den Angriff gar nicht wagte. Als später Truppen und namentlich auch Kanonen von Australien herübergekommen waren, rückten die Engländer gegen Heke vor; aber erst im Januar 1846 gelang es nach vielfachen Anstrengungen und nachdem eine bedeutende Truppenmacht aufgeboten worden war, diesen ersten Maori-Krieg zu Ende zu führen und die „Rebellen" zur Unterwerfung zu zwingen.

Die Engländer wollten eigentlich nie recht zugeben, daß das Unternehmen Heke's gegen Auckland ein „Krieg" gewesen sei, sie heißen es auch

heute immer noch eine Rebellion, eben so wie sie die noch in dem gleichen Jahre 1846 bei Wellington und bei Wanganui zwischen den Eingeborenen und den Kolonisten zum blutigen Austrag gekommenen Händel auch nur Emeuten nennen. Für spätere Ereignisse haben sich die Engländer freilich auch dazu bequemt, die Bezeichnung „Krieg“ zu gebrauchen.

Im Oktober 1845 war der Gouverneur, Kapitän (später Sir George) Grey (vergl. „Australien“, S. 150 ff.), in Auckland eingetroffen, und seinen aufrichtigen Bemühungen ist nicht nur die Beendigung des Krieges mit Heke zu verdanken, sondern es gelang ihm auch, während der ganzen Dauer seiner Verwaltung, bis zum Jahre 1853, eine verhältnißmäßig ruhige Entwicklung der Dinge herbeizuführen. Die Kolonien auf der Nordinsel erweiterten ihre Gebiete mit jedem Jahre mehr, und auf der Südinsel entstanden ganz neue Niederlassungen, welche zum Theil recht gut gediehen, ohne daß die Engländer dort mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätten, wie auf der Nordinsel. Die wenigen Eingeborenen, welche auf der Südinsel wohnten, konnten nämlich kaum den zehnten Theil der ungeheuren Länderstrecken in Benutzung nehmen, welche ihnen die große und fruchtbare Insel darbot, und so stieß die Besitzergreifung des kulturfähigen Landes durch die Europäer nirgends auf irgend einen Widerstand bei den Ureinwohnern; im Gegentheil waren diese immer erfreut darüber, wenn Europäer sich in der Nachbarschaft eines Stammes ansiedelten, weil sich den Eingeborenen dadurch die Aussicht bot, durch Umtausch von Flachs oder dergleichen gegen nützliche Werkzeuge ihre eigene Lage zu verbessern.

Ganz anders gestalteten sich dagegen die Verhältnisse auf der Nordinsel. Die Selbstsucht der Engländer war die Ursache von vielem gegen die Eingeborenen begangenen Unrecht, und alle Geschicklichkeit des Gouverneurs vermochte es kaum, die unseligen Folgen des Betragens seiner Landsleute von denselben abzuwenden. Um so rühmender muß es hervorgehoben werden, daß Gouverneur Grey, der die Sprache der Maori nicht nur verstand, sondern selbst geläufig sprach, es nirgends daran fehlen ließ, die aufgeregten und mißtrauischen Eingeborenen wenigstens von den ehrlichen und guten Absichten der Regierung zu überzeugen, und um so erstaunlicher ist es gleichzeitig, daß ihm dies in den meisten Fällen über alles Erwarten gelang. Diese Thatsache ist besonders deshalb merkwürdig, weil es ja aller Welt bekannt ist, daß die Rolle, welche die Engländer in Neu-Seeland spielten, vom Anfange an von mindestens sehr zweideutiger Ehrlichkeit war. Mußte doch die englische Regierung in ihren dem Parlamente in London vorgelegten Aktenstücken ein Mal selbst zugeben, daß die Eingeborenen Neu-Seelands beim Landverkauf „manchmal übervortheilt“ worden seien! Und brachten es doch die damals weiter mitgetheilten Einzelnheiten dahin, daß ein Parlamentsmitglied sich zu dem Ausruf veranlaßt sah: „Angesichts der durch das Blaubuch konstatirten Thatsachen hat Britannia vollauf Ursache, wegen der von ihren Söhnen in Neu-Seeland begangenen Barbarei ihr Haupt zu verhüllen und in Sack und Asche zu trauern!“

Leider änderte dieses Bedauern, so gerechtfertigt es an und für sich auch war, an der Sache selbst nicht das Geringste. Der Grund und Boden wurde den Wilden Anfangs von den Missionären um leichten Preis abgekauft, später von den Kolonisten und von der Regierung selbst meist in betrügerischem Tauschhandel abgeschwindelt, oder es wurden beträchtliche Strecken Landes ohne Weiteres in Besitz genommen. Solche Mißbräuche, die nicht nur von einzelnen Kolonisten, sondern gerade von der Regierung verübt wurden, reizten die Eingeborenen um so mehr, je deutlicher sie die Folgen eines solchen Verfahrens durchschauten, nämlich die Ueberflutung ihres Landes durch weiße Einwanderer.

Zwar vermochte der Gouverneur Grey durch seinen gewaltigen Einfluß auf alle Eingeborene des Landes und durch das unbegrenzte Vertrauen, welches er bei ihnen genoß, die Angelegenheiten immer noch so zu führen, daß der tiefe Riß, welcher sich zwischen beiden Rassen, den farbigen Eingeborenen und den weißen Eingewanderten, zu zeigen begann, nicht allzu deutlich sichtbar wurde. Nachdem aber Grey sein Amt niedergelegt hatte, vermochte nichts mehr den gewaltsamen Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit zurückzuhalten; es kam zum Kriege. Bei den verschiedenen Friedensschlüssen, welche später folgten, setzte die Regierung den früher begonnenen Landraub unter dem besser klingenden Titel „Konfiskation" fort und veranlaßte damit einen neuen Ausbruch des Kampfes, sodaß jetzt seit vollen zehn Jahren alle Furien des Rassenkrieges auf Neu-Seeland wüthen. Der schließliche Ausgang desselben kann nicht wohl zweifelhaft sein; in Neu-Seeland, wie anderwärts, unterliegt der Wilde der „europäischen Civilisation", die bald mit Armstrongkanonen, bald mit Chassepots oder anderen Hinterladern neuester Konstruktion ihren großen Beruf erfüllt, die Welt zu erobern.



Kriegsboote der Neu-Seeländer.



Waldpfade auf Neu-Seeland. (Gegend an der Heerstraße südlich von Drury.)

IV. Der Maori-Krieg.

1. Das Maori-Königthum und die Land-League.

Das Gesetz über den Landverkauf. — Andere Klagen der Maori. — König Te Whero-Whero Potatau. — William Thompson. — Die Anti-Land-Selling-League.

Nicht lange, nachdem Gouverneur Grey (im Jahre 1853) sein Amt niedergelegt hatte und sein Nachfolger Wynyard in Auckland eingetroffen war, regte sich unter den Eingeborenen die Unzufriedenheit von Neuem.

Die englischen Kolonisten unterhielten wol noch den Verkehr mit den täglich trotziger werdenden Neu-Seeländern; aber das auf beiden Seiten wachsende Mißtrauen trat immer deutlicher zu Tage und der nur mühsam verhaltene Groll machte sich zunächst Luft in mancherlei schweren Anklagen, welche beide Theile über die beim Kauf und Verkauf der Ländereien vorgekommenen Unredlichkeiten gegen einander erhoben. Die Maori hatten nämlich im Laufe der Jahre von ihren Lehrmeistern im Handel recht gut gelernt, wie man es anfangen müsse, um den größten Vortheil aus einem Geschäft zu ziehen, und fädelten ihre Landspekulationen mit eben so großer Verschlagenheit ein, wie es vorher die Europäer gethan hatten. Wenn diese früher gewohnt waren, für die von den Maori erhandelten Landstrecken nur den dritten oder vierten Theil des wahren Werthes zu bezahlen, so machten sich jetzt wenige Neu-Seeländer ein Gewissen daraus, irgend ein Stück Land gleichzeitig an zwei oder drei Personen zu verkaufen und die Pakeha um ihr Geld zu betrügen.

Die Regierung fand es deshalb endlich für nöthig, energisch einzuschreiten. Sie erließ ein Gesetz, wonach in Zukunft das Recht, von den Eingeborenen Land zu erwerben, der Regierung allein zustehen sollte. Gleichzeitig wurde verfügt, daß alle früher von Privatleuten abgeschlossenen Käufe nur bis zur Höhe von 350 Ackern als rechtsgiltig angesehen werden sollten, und daß die Käufer alles Land über 350 Acker wieder heraus zu geben hätten. Es wurde dabei nämlich angenommen, daß der Werth, welchen die Eingeborenen für ihr Land erhalten hatten, so geringfügig gewesen sei, daß die Europäer, wenn sie 350 Acker behalten dürften, immer noch ein ganz gutes Geschäft gemacht hätten.

Statt nun aber die Ländereien, um welche nach dem Geständniß der Regierung selbst die Eingeborenen übervortheilt worden waren, diesen, den einzig rechtmäßigen Eigenthümern, zurückzugeben, wurde das den Europäern abgenommene Land für Staatseigenthum erklärt und zum Besten der Staatskasse öffentlich an den Meistbietenden versteigert.

Mit welchem Recht solches geschehen durfte, ist sehr schwer einzusehen; denn offenbar gehörte das von der Regierung den Kolonisten abgenommene Land entweder dem Käufer oder, wenn dieser sich beim Ankauf eine Unredlichkeit hatte zu Schulden kommen lassen, dem Verkäufer, am allerwenigsten jedoch der Regierung. Diese beging aber, während sie das, wie es schien, im Interesse der Maori erlassene Gesetz in Ausführung brachte, noch eine andere unverzeihliche Ungerechtigkeit.

Die Eingeborenen Neu-Seelands waren früher die freien und unumschränkten Besitzer ihres Grundes und Bodens. Sie konnten denselben behalten, wenn es ihnen gefiel, oder verkaufen an wen sie wollten. Das neue Gesetz aber stellte sie mit einem Mal unter die Vormundschaft der Regierung, und dazu kommt noch der weitere Umstand, daß die Eingeborenen früher wenigstens manchmal Käufer unter den Weißen gefunden hatten, die einen, dem wahren Werth des Landes gleichkommenden Preis bezahlten. Einen solchen bewilligte aber die Regierung niemals. Sie gab selten mehr als zwei oder drei, und nie mehr als sechs englische Pence (6 Pence ist gleich 5 Silbergr. oder 18 Kr.) für den Acker Land, welchen sie nachher zu 10 Shilling bis 3 Pfund Sterling (3 Thlr. 13 Silbergr. bis 20 Thlr. 17 Silbergr. oder 6 Fl. bis 36 Fl.) wieder verkaufte.

Die Maori hatten also jetzt nur noch die Wahl, ihr Land zu einem solchen Spottpreis herzugeben und die Regierung den daran gemachten Gewinn einstecken zu lassen, oder aber, ihr Land zu behalten und gar nicht zu verkaufen. Sie erkannten denn auch bald das Ungerechte in dem ganzen Vorgehen der Regierung und behaupteten — gewiß mit vollem Rechte — daß jenes Gesetz eine Verletzung des Vertrags von Waitangi enthalte, indem es ihnen, die ja ausdrücklich als englische Unterthanen erklärt worden seien, eine Beschränkung auferlege, welche die Engländer nicht treffe; denn diese könnten ihr Land verkaufen, an wen sie wollten.

Der Punkt wegen des Landverkaufs war übrigens nicht der einzige Grund zur Unzufriedenheit unter den Eingeborenen. Dieselben beschwerten

sich vielmehr noch über Mancherlei. Zunächst behaupteten sie, daß sie mit ungerechten Abgaben belastet würden, denn für die schwere wollene Decke, die jeder Maori zu seiner Kleidung nothwendig habe, müsse er mehr Zoll bezahlen, als die reiche Europäerin in der Stadt für ihre seidenen Kleider und kostbaren Spitzen. Diese Behauptung war sicherlich wohlbegründet; der Zoll in Auckland wurde nämlich nach dem Gewicht der Waare und nicht nach ihrem Werth erhoben. Sodann beklagten sich die Maori darüber, daß der Verkauf von Schießwaffen und Schießbedarf an die Eingeborenen strengen Gesetzen unterworfen sei, während derjenige des Branntweins, dessen Genuß nur schädlich wirken könne, ungehindert frei gegeben werde. Ferner beschuldigten die Neu-Seeländer die Regierung, daß diese ihnen nicht den Rechtsschutz gewähre, welchen sie ihnen als britischen Unterthanen versprochen habe, und den sie — die Eingeborenen — zu beanspruchen berechtigt wären. Auch diese Beschuldigung war nicht ungegründet; die Regierung war außer Stande, und bekannte dies auch offen, die einfachste richterliche Entscheidung in den von den Eingeborenen bewohnten Distrikten zur Vollstreckung bringen zu lassen. Hielt es doch öfter äußerst schwer, einem Beklagten in den genannten Gegenden eine gerichtliche Vorladung zuzustellen! Wie sollte da die Ausführung eines Urtheils möglich werden! Die unausbleibliche Folge dieser Rechtsunsicherheit war, daß die Streitigkeiten der Eingeborenen, die sie vor dem englischen Gerichte ja doch nicht durchfechten konnten, fast durchgängig zu Blutvergießen und Mordthaten führten, und daß die Maori sich zuletzt nicht scheuten, die schwere Anschuldigung gegen die Regierung zu schleudern, sie begünstige diese blutigen Fehden der Eingeborenen, weil dadurch das Aussterben der Rasse beschleunigt würde. Alles, was die Regierung in dieser Beziehung thue, beschränke sich darauf, daß sie genaue statistische Protokolle führe, aus denen berechnet werde, um wie viel sich die Zahl der Maori jährlich vermindere. Und endlich wurde den Maori mit einem Mal klar, daß die Weißen in ihren zahlreich abgehaltenen Versammlungen über das Land und über ihr — der Eingeborenen — Schicksal entschieden, ohne sie dabei nur gehört zu haben. Sie wendeten sich deshalb an den Gouverneur mit der Bitte um Ertheilung von Wahlrechten, erhielten jedoch folgenden Bescheid: „Da die Eingeborenen in Stämmen und Genossenschaften leben und von der Krone von England nicht mit ihren Ländereien belehnt worden sind, so sind sie auch nicht stimmberechtigt." Die Maori legten sich dies so aus, daß man sie für Fremde in ihrem eigenen Lande erklären wolle, und sie hatten damit wohl das Richtige getroffen.

Die hauptsächlichsten der erwähnten Uebelstände, die Verweigerung des Wahlrechtes, der mangelhafte Rechtsschutz und die Beschränkung des Landverkaufs riefen seit dem Jahre 1854 eine nachhaltige Bewegung unter den Maori hervor und führten sie zu Schritten, welche für die fernere Entwicklung des Landes von der allergrößten Bedeutung werden sollten.

Zunächst gingen die Maori von der Ansicht aus, daß, wenn sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt besäßen, welches mit ihren Sitten und

Gebräuchen, Gesetzen und Rechtsgewohnheiten, sowie mit ihrer Sprache, genau bekannt wäre, eine kräftigere Gerichtsverwaltung zu hoffen sei, als bis dahin bestanden hatte. Sie beschlossen daher, aus ihrer Mitte einen König zu wählen, welcher — unter der englischen Regierung stehend — ganz allein mit der Verwaltung ihrer Angelegenheiten beauftragt werden sollte, und beriefen sich dabei auf die ähnlichen Verhältnisse in Indien, wo gleichfalls die Eingeborenen unter Königen ständen, welche unter englischer Oberhoheit die Eingeborenen regierten.

Sicherlich war dies ein Schritt in der rechten Richtung. Die Regierung in Auckland, wie in England, sah dies jedoch nicht ein, oder wollte es nicht einsehen, obwol einzelne Männer, wie der Oberrichter der Kolonie, Dr. Martin, eifrig bemüht waren, darzuthun, daß die Regierung dieses Bestreben der Eingeborenen unterstützen müsse; ja, daß es gar kein besseres Mittel gäbe, die Eingeborenen in die Gewalt der Regierung zu bringen, als wenn ein mit der gehörigen Autorität ausgerüstetes Oberhaupt der Maori, welches ein gutes Einkommen von der Regierung zu beziehen und in der Hauptstadt der Kolonie seinen Wohnsitz zu nehmen hätte, für das Interesse der Regierung gewonnen würde.

Leider fanden diese vernünftigen Vorstellungen weder in Auckland noch in London Gehör. Die Bewegung für die Ernennung eines Maori-Königs wurde vielmehr als eine Rebellion der Eingeborenen betrachtet, die man auf jede Weise verhindern sollte. Die Eingeborenen ließen sich jedoch nicht irre machen, auch fanden sie bei den Missionären kräftige Unterstützung; ja, der hochkirchliche Bischof Selwyn und der Archidiakonus Hadfield ergriffen ganz offen für sie Partei, und gegen Ende des Jahres 1857 setzten die Maori in der That die Königswahl durch. Sie bewiesen durch dieselbe aufs Unzweideutigste, daß es ihnen mit der Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu den Engländern voller Ernst war; denn der erwählte König war kein anderer als der Erretter der Stadt Auckland im Jahre 1846 (vergl. S. 52), der Häuptling Te-Whero-Whero, welcher mit seiner neuen Würde den Namen Potatau (d. h. Schrei in der Nacht) annahm und sich den Titel: „Te kingi ote marietanga tu arua", „der Friedenskönig der Zweite", beilegte. Man wollte mit diesem Titel an den Friedenskönig Melchisedek erinnern, und als vor der Wohnung des Königs zu Ngaruawahia unter entsprechenden Feierlichkeiten die neue, weiß- und rothe Nationalflagge mit drei Sternen und der Inschrift „Nuitireni" („Neu-Seeland") aufgehißt wurde, da deutete man darauf hin, daß diese drei Sterne als die Symbole der Grundlagen des neuen Königthums anzusehen wären, das auf „Whakapono, arohe, ture", auf den Glauben, die Liebe und das Gesetz, gegründet werden sollte. Das Recht und der Friede sollten fortan auf Neu-Seeland herrschen, und alle Stämme der Maori sollten in Zukunft vereint danach streben, unter einander und mit den Europäern in Freundschaft und Frieden zu leben.

Te Whero-Whero hatte sich lange Zeit nicht entschließen können, die Wahl anzunehmen; denn, wenn er auch in seinen jungen Tagen ein

gewaltiger Kriegsheld und gewandter Redner gewesen war, so hatte ihn doch später die Last der Jahre gebeugt; er war erblindet und gebrechlich geworden und hätte lieber gehabt, wenn die Königswürde einem jüngeren, thatkräftigen Manne übertragen worden wäre. Erst nach langem Zögern ließ sich der Greis bewegen, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, und besonders leitete ihn dabei die von dem Ngatihaua-Häuptling Wiremu Tamihana geltend gemachte Ansicht, daß kein Anderer in demselben Maße, wie Te-Whero-Whero, im Stande sein würde, die Verdächtigungen zu zerstreuen, welche durch die Königswahl bei den Engländern gegen die Maori aufkommen möchten.



Ngaruawahia im Jahre 1861 und der Taupiri-Berg.

Wiremu Tamihana, bekannter unter dem englischen Namen William Thompson, spielte in der Geschichte Neu-Seelands eine hervorragende Rolle; zu der ganzen, der Königswahl vorausgegangenen Bewegung hatte er die Fäden in der Hand, so daß er sogar von den europäischen Kolonisten den Beinamen „the kingmaker“, „der Königsmacher“, erhielt. Thompson wurde der Minister Potatau's, und gewandt und unterrichtet, wie er war, wußte er sich nicht nur bei seinen Landsleuten einen großen Einfluß zu sichern, sondern sich auch bei den Engländern in Ansehen zu setzen und zu erhalten. Er blieb selbst während des später zum Ausbruch gekommenen Krieges mit dem Gouverneur in Korrespondenz und bei den zu verschiedenen Malen versuchten Friedensverhandlungen verkehrte man zuerst mit ihm.

Die Königspartei gewann unter den Maori rasch an Boden und zählte bald nicht nur die volkreichen Stämme am Waikato, sondern auch andere,

weiter im Innern des Landes wohnende Völkerschaften zu ihren Anhängern. Der Ort für die Wohnung des Königs, Ngaruawahia, dessen bereits Erwähnung geschehen, war mit großem Geschick am Zusammenfluß der Waipa und des Waikato ausgewählt worden, an der einzigen natürlichen Straße, die ins Innere der Nordinsel führt, sodaß man mit gutem Grund hoffen durfte, es werde aus dieser Residenz des Königs allmälig eine wirkliche Maori-Hauptstadt erblühen. Vorerst bestand Ngaruawahia freilich nur aus wenigen Häusern, die dem König und seinen Ministern zur Wohnung dienten. Aber hier war der Ort, an welchem die großen Runanga, die Volksversammlungen, abgehalten wurden, in denen alle wehrhaften Männer in allgemeiner Abstimmung die neuen Gesetze für das neue Reich beschlossen. Von hier aus schlichtete der Rath des Königs die unter den Eingeborenen ausgebrochenen Streitigkeiten und erhob den Tribut von den Maori, wie von den auf Maori-Land lebenden Europäern. Von hier aus wurden die Kinder der Maori, namentlich alle junge Mädchen, welche bei Europäern Dienste genommen hatten, aufgefordert, zu ihren Verwandten zurückzukehren, um sie von den Pakeha zu entfernen, und Viele von ihnen lenkten in der That ihre Schritte der alten Heimat zu. In Ngaruawahia endlich sammelten sich die Männer, denen es darum galt, die Mana, die Unabhängigkeit ihres Volkes, den fremden Eindringlingen gegenüber zu wahren. In dem benachbarten Kawia-Hafen aber wurde gar die Maori-Königsflagge aufgezogen und ein Zoll eingeführt für alle europäischen Schiffe, welche da einliefen.

Alle diese Dinge ließen die Kolonisten ruhig geschehen. Die Zeitungen gefielen sich darin, jetzt — nachdem nichts mehr an der Sache zu ändern war — die ganze Königswahl für eine Art Kinderspiel, für einen „Fastnachtsscherz" zu erklären; die Regierung selbst aber ignorirte jene Wahl vollständig, und verhielt sich so passiv gegen Alles, was im Innern des Landes vorging, daß selbst englische Missionäre, wenn sie Klagen gegen Eingeborene hatten, es bald vorzogen, beim Maori-König Recht zu suchen, statt vor das englische Gericht in Auckland zu gehen. Das Schreiben endlich, welches Potatau alsbald nach seiner Wahl an den Gouverneur in Auckland gerichtet hatte und worin er demselben anzeigte, daß er sich zur Annahme der Königswürde einzig und allein darum entschlossen habe, weil er hoffe, daß der Zuwachs an Macht und Einfluß auf seine Landsleute ihn befähigen würde, die Eintracht unter beiden Rassen wieder herzustellen, sowie dauernd zu befestigen, und daß er niemals aufhören werde, Ihrer Majestät getreuester Diener zu sein; dieses in den loyalsten Ausdrücken abgefaßte Schreiben ist von der Regierung nie einer Antwort gewürdigt worden.

Wahrscheinlich würden die Engländer auch später von dem Akte der Königswahl, der vorher so entschieden als Rebellion gebrandmarkt worden und den zu hintertreiben man vergebens bemüht gewesen war, keine Notiz genommen haben, wenn die Eingeborenen nicht zum Schutze ihrer Interessen noch eine andere Maßregel ergriffen hätten, die der Natur der Sache nach

tief in alle Verhältnisse Neu-Seelands einschnitt. In der Zeit vor dem Vertrag von Waitangi hatten die Häuptlinge manchmal Länderstrecken, so groß wie eine englische Grafschaft, gegen ein paar Pfund Tabak oder einige Werkzeuge vertauscht. Später jedoch lernten sie den Werth des Bodens besser kennen. Wenn man ihnen einige Jahre nach dem Abschluß jenes Vertrags sagte: „Ihr habt das Land nicht von Gott erhalten, damit Ihr es brach liegen lassen sollt, sondern in der Bibel steht: Du sollst das Land bebauen, auf daß es hundertfältige Früchte trage“, so antworteten sie schon: „Ja; aber es steht nirgends in der Bibel geschrieben, daß wir es Euch für einen Schilling den Acker verkaufen müssen.“ Und thatsächlich verkauften sie das Land gar nicht mehr, sondern gründeten sogar Ende 1856 oder Anfangs 1857 einen Bund, die sogenannte Anti-Land-Selling-League, dessen Hauptzweck war, der Regierung unter keiner Bedingung ferner Land zu verkaufen und solche Verkäufe auch bei Andern, welche noch nicht Mitglieder des Bundes waren, nach Möglichkeit zu verhindern.

Dies schien den Neu-Seeländern das sicherste und zu gleicher Zeit das einzige Mittel zu sein, sich gegen die immer riesiger anwachsende Macht der Europäer, mit welcher der Verfall des eigenen Volkes Hand in Hand ging, zu wehren, und der Bund breitete sich mit wunderbarer Schnelligkeit über einen großen Theil der nördlichen Insel aus. Bei der Aehnlichkeit des Zieles mit demjenigen, welches der Königsbewegung zu Grunde lag, konnte es nicht Wunder nehmen, daß er namentlich bei den Stämmen am Waikato und den ihnen eng befreundeten Taranaki-Völkerschaften zahlreichen Anhang fand.

Es dauerte auch nicht lange, so gewahrte die Regierung zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß ihre beste Einnahmequelle, der Landhandel, versiegte und daß es ferner nicht möglich sei, den täglich ankommenden Einwanderern Land anzuweisen, so daß in der That der weiteren Ausbreitung der Europäer, wie der Einwanderung aus Europa, mit einem Schlage ein Ende bereitet war. Die noch ankommenden Fremden eilten so bald als möglich nach Australien oder nach Californien, und die äußerste Muthlosigkeit bemächtigte sich derjenigen Kolonisten, welche, an die Scholle gebunden, jetzt das Land nicht verlassen konnten, in welchem sie in kurzer Zeit mit dem wachsenden Handel und Verkehr zu Wohlstand hatten gelangen wollen, und das ihnen jetzt nur Aussicht auf die dürftige und mühevolle Existenz eines Landbauers darbot.



Flagge des Maori-Königs.



Maori, um den Landbesitz streitend.

2. Der Krieg vom Jahre 1860.

Der Landkauf in Taranaki. — Die Eigenthumsverhältnisse bei den Maori. — Gewaltmaßregeln der Regierung. — Gould's Feldzug. — Eroberung des streitigen Landes durch die Engländer. — Runanga am Waikato.

Die Regierung in Auckland, umbekümmert um die Land-League, von deren Existenz sie wohl unterrichtet war, bemühte sich indessen nach wie vor, von irgend einem Häuptling Land zu kaufen.

Lange Zeit war alle ihre Mühe vergeblich, ein Mitglied des Bundes von seinen gegen denselben eingegangenen Verpflichtungen abwendig zu machen. Endlich, im März 1857, gelang es, den Taranaki-Häuptling Te-Taira (John Taylor) zu bewegen, ein in der Provinz Taranaki zwischen den Flüssen Waitara und Waiongona gelegenes, 30,000 Acker großes Stück Land der Regierung für 150 Pfund Sterling zu verkaufen.

Gleich nach dem Bekanntwerden dieses Verkaufs erschien aber der Häuptling Te-Whiti (mit seinem christlichen Namen Wiremu Kingi [William King] genannt), einer der Stifter der Land-League, und legte Verwahrung ein, weil Te-Taira kein Recht gehabt habe, ohne seine Einwilligung Land zu verkaufen, und weil er selbst bessere Eigenthumsansprüche an das fragliche Land zu machen habe, als Te-Taira, der nur ein Neuntel von demselben besäße, während er, Kingi, seine rechtmäßigen Ansprüche auf die übrigen acht Neuntel nachweisen könne.

Eine solche Einsprache konnte bei der eigenthümlichen Art des Landbesitzes auf Neu-Seeland recht gut erhoben werden. Unter der Herrschaft der Maori gab es nämlich weder Staats- noch Privatland auf Neu-Seeland,

sondern alle Ländereien gehörten den Stämmen, die sie bewohnten, und so weit sie dieselben gegen die Nachbarstämme zu vertheidigen im Stande waren. Innerhalb eines Stammes aber war — und ist noch — der Boden Gemeingut aller Stammesgenossen; Jeder konnte — und kann — Gebrauch davon machen, wie er will, und nur, so lange die Mitglieder einer Familie oder die Bewohner eines Dorfes gewisse Stücke bebauen und bepflanzen, haben sie eine Art besonderen Eigenthumsrechtes auf dieselben. Unter allen Umständen war der Besitz eines Einzelnen nur durch seine Zusammengehörigkeit mit dem Stamme gesichert.

Diese Verhältnisse hatten bereits vor der Einwanderung der Europäer zu endlosen Streitigkeiten und blutigen Kämpfen geführt, bei welchen ganze Stämme zersprengt, zu Sklaven gemacht oder vernichtet wurden, und seitdem durch den zweiten Artikel des Vertrags von Waitangi der Landbesitz einen Geldwerth erhalten hatte, entbrannten diese Streitigkeiten nur noch viel heftiger. Die merkwürdigsten Eigenthumsansprüche wurden erhoben. Bei einem einzigen Landkauf, der noch obendrein vor vielen Jahren, d. h. zu einer Zeit abgeschlossen wurde, in welcher die Maori noch nicht mit allen Kniffen so vertraut waren, wie später, kamen nicht weniger als fünfzig verschiedene Eingeborene, um solche Ansprüche zu erheben. Der Eine sagte, seine Vorfahren hätten die ersten Eigenthümer des Landes getödtet, und ein Anderer erklärte, daß seine Vorväter diese zweiten Besitzer weggetrieben hätten. Ein Dritter aber behauptete, daß sein Urahn der erste Besitzer von Allem gewesen und nie vertrieben worden sei. Sein Urahn sei eine ungeheure Eidechse gewesen, die viele Jahrhunderte lang in einer Höhle gelebt hätte, und sicherlich müsse sich die Höhle noch auf dem fraglichen Stück Land finden und die Richtigkeit seiner Behauptungen beweisen. Wieder ein Anderer gab an, seine Vorfahren hätten Ratten auf diesem Lande gefangen, folglich gehöre es ihm, obwol er selbst keine Ratten mehr da gefangen habe, weil keine mehr da seien, außer Pakeha-Ratten, die nicht zum eßbaren Wild zählen. Dann behauptete Einer, das Land gehöre ihm, weil sein Großvater auf demselben erschlagen worden sei, und auch der Sohn desjenigen, welcher jenen Mann erschlagen hatte, erschien und machte aus diesem Grunde sein Recht geltend. Noch Andere hatten einen Kriegstanz auf dem betreffenden Stück Land aufgeführt, oder ihre Vorfahren hatten vor Jahrhunderten Verwandte daselbst bestattet, oder es hatte Einer an der Küste gefischt, oder eine Nacht auf dem Boden geschlafen ꝛc. Da aber alle die angeführten Umstände zum mindesten einen Anspruch auf ein Utu (Entschädigung) begründen, so bedurfte es in dem angegebenen Falle dreimonatlicher Verhandlungen und „einer großen Partie Siebensachen", bis die Eingeborenen das Geschäft als tika (korrekt) anzusehen schienen.

Solche Verhältnisse konnten sich begreiflicher Weise mit dem Steigen des Bodenwerthes nur verschlimmern, und es war endlich so weit gekommen, daß selbst solche Stämme, die vielleicht früher einmal vorübergehend in Besitz irgend eines Stückes Land waren, ihren früheren Besitz geltend machten, um ein

Utu zu erlangen. Unter allen Umständen aber bildeten die bei jedem Landverkauf erhobenen „Land-claims“ („Landklagen“) das schwierigste Kapitel für die Regierung, welche zuweilen unter Hunderten, die Ansprüche erhoben, den rechtmäßigen Herrn sowie dessen Besitztitel ermitteln sollte.

Der vorliegende Fall war zudem ein ziemlich verwickelter. Die heutige Provinz Taranaki, d. h. die Küstengegend um den Mount Egmont herum, war nämlich früher, vor etwa 40 Jahren, von drei Stämmen bewohnt gewesen, den Ngatiawa an beiden Ufern der Waitara, den Taranaki am Mount Egmont und den Ngatiruanui südlich von den letzteren. Im Jahre 1834, während ein Theil der Ngatiawa einen Zug nach der südlichen Insel unternommen hatte, wurde der zu Hause gebliebene Rest des Stammes von einem der jenseits der Berge wohnenden Waikato-Völker überfallen und nach einem verzweifelten Kampfe eine große Anzahl der Küstenbewohner bis zum Kap Egmont hin in die Sklaverei geführt, soweit sie sich nicht durch eilige Flucht nach Otaki oder nach der Südinsel retten, oder in den Schluchten des Gebirges ein Versteck finden konnten. Da aber die Flüchtlinge sich nicht in die Heimat zurückwagten, vielmehr viele Angehörige des Taranaki- und des Ngatiruanui-Stammes aus Furcht vor den kriegerischen Waikato gleichfalls die Flucht ergriffen, so war die ganze Gegend um den Mount Egmont Jahre lang nur sehr dünn bevölkert. Dieser Umstand war von wesentlicher Bedeutung, als Kapitän Wakefield fünf Jahre später einen seiner riesenhaften Landankäufe an dieser Küste realisiren wollte. Wakefield kaufte damals die ganze Gegend, 12 geogr. Meilen in der Länge und 3—4 Meilen in der Breite, auf. Da jedoch, wie bemerkt, viele Eigenthümer dieses Gebietes in dem Distrikt von Waikanai, Otaki und Wellington, oder gar auf der anderen Seite der Meerenge, am Königin-Charlotte-Sund, wohnten, so war die Einholung ihrer Zustimmung erst nach großem Zeitverlust zu erlangen. Endlich aber wurde wirklich ein Vertrag von dem Taranaki-Stamme, ein zweiter von den Flüchtlingen im Süden, und endlich ein dritter von den auf dem verkauften Lande selbst noch wohnenden Eingeborenen unterschrieben, und einer der ersten Unterzeichner der damals am Königin-Charlotte-Sund wohnenden Eigenthümer war der bereits erwähnte Wiremu Kingi. Derselbe hatte sich damals sogar viel Mühe gegeben, auch die anderen Häuptlinge zur Unterschrift zu bewegen.

Im Jahre 1841 erhielten, wesentlich veranlaßt durch die Weiterverbreitung des Christenthums im Innern der Insel, viele von den im Jahre 1834 geraubten Maori-Sklaven wiederum ihre Freiheit und kehrten mit Jubel in ihr altes Vaterland zurück. Achthundert Mann kamen im September jenes Jahres auf ein Mal an und bald folgten ihrer noch viel mehr. Alle diese in ihre Heimat zurückkehrenden Maori waren nicht wenig erstaunt, ihre Ländereien unter die Fremden vertheilt zu finden, und bestritten energisch, daß sie ihre Zustimmung zu diesem Landkauf jemals gegeben hätten oder geben wollten. Auch hatten sie von dem Kaufpreis natürlicher Weise nicht das Geringste erhalten. Zu derselben Zeit erhob aber auch

Te-Whero-Whero einen Anspruch auf dieselben Ländereien, als von ihm früher erobertes Gebiet, und es gelang ihm in der That, eine Entschädigung von 3000 Pfund Sterling in baarem Gelde und in Waaren zu erhalten.

Zwei Jahre später, 1843, wurde ein Kommissar abgeschickt, um die Angelegenheit von Wakefield's Landkauf in Taranaki nochmals zu untersuchen. Dieser Mann entschied sich dahin, nur die Verträge der auf dem Lande selbst wohnhaft Gewesenen als giltig anzuerkennen, da er die Rechtmäßigkeit von Ansprüchen nicht einsehe, welche von Leuten erhoben würden, die seit Jahren die Gegend verlassen und sich an anderen Orten angesiedelt hätten. Uebrigens erklärte der Kommissar, daß 60,000 Acker Land richtig verkauft seien.



Auswandernde Maori.

Dem Gouverneur Fitzroy schien dies zu viel; er verweigerte die Bestätigung des Urtheils und reduzirte das als verkauft anzusehende Areal auf 35,000 Acker. Dies geschah im Jahre 1845. Ungefähr zwei Jahre später versuchte Gouverneur Grey die Wirkungen der von Fitzroy getroffenen Entscheidung zu ändern, welche die früher ausgewanderten Maori von Neuem veranlaßt hatte, ihre Ansprüche auch an jene 35,000 Acker zu erheben. Während darüber die Unterhandlungen noch im Gange waren, verließen im folgenden Jahre (1848) viele der früher von Taranaki ausgewanderten Maori die Gegend von Waikanai, um nach der Gegend von New-Plymouth zurückzukehren. Kingi, Te-Taira und andere Häuptlinge sowie viele Maorifamilien, zusammen 262 Männer, Weiber und Kinder, siedelten sich damals wieder an der Waitara an.

Das von Te-Taira im März 1857 der Regierung zum Verkauf angebotene Land machte einen Theil dieser, neun Jahre zuvor angelegten Ansiedelung aus, und Kingi, sowie sein Stamm, befanden sich wirklich im

Besitz des in Rede stehenden Landes. Sie hatten mehrere Dörfer (Kainga) und sogar eine Festung (Pa), d. h. ein Erdwerk mit Wall und Graben, darauf errichtet, und Kingi hatte erklärt: „Ich will den Verkauf von Waitara an die Europäer nicht erlauben. Waitara ist in meiner Hand und ich will es nicht aufgeben; ich will nicht; ich will nicht!"

Der Regierung war aber natürlich viel daran gelegen, einen so vortheilhaften Erwerb nicht aufgeben zu müssen; sie ignorirte deshalb Kingi's Ansprüche und behauptete, daß Te-Taira alleiniger Eigenthümer sei. Eine Kommission, die drei Jahre später (im Jahre 1860) durch das neuseeländische Parlament zur Untersuchung der Sache ernannt wurde, hat freilich nachgewiesen, daß die Regierung bereits damals, als die ersten Verhandlungen mit Te-Taira geführt wurden, genaue Kenntniß von Kingi's Ansprüchen gehabt hatte, und daß diesem sogar ein Geschenk angeboten worden war, wenn er den Verkauf gutheißen wolle. Kingi hatte jedoch nicht nur ein solches Ansinnen abgelehnt, sondern sich sogar erboten, die 150 Pfund Sterling, welche die Regierung irrthümlich an Te-Taira bezahlt hatte, ihr aus seinen eigenen Mitteln wieder zu ersetzen; nur solle man ihn im Besitz seines Eigenthums lassen.

Fast zwei Jahre lang wurden die Verhandlungen wegen dieses Landverkaufs fortgesetzt. Wäre es der Regierung Ernst gewesen, die Landfrage in gerechter Weise zu ordnen, so hätte sie dies ziemlich leicht selbst im Jahre 1859 noch thun können. Freilich wäre dabei nothwendig gewesen, daß sie sich der Sache der Eingeborenen mit Liebe angenommen und vor allen Dingen den Landkommunismus der einzelnen Stämme beseitigt hätte, dadurch, daß sie den einzelnen Familien für ein in freigebigster Weise festgesetztes, aber bestimmt abgegrenztes Areal den „Krontitel" verliehen hätte, gerade ebenso, wie dies den Kolonisten gegenüber jederzeit geschah. Dies hätte möglicher Weise noch das Mißtrauen verscheucht, und der Regierung wäre von den 80 Mill. Acker kulturfähigen Landes auf Neu-Seeland auch nachher noch genug für Hunderttausende von Einwanderern übrig geblieben.

Statt aber den Streit auf irgend eine gütliche Weise beizulegen oder auch nur einen Versuch in dieser Richtung zu machen, faßte die Regierung vielmehr den unglücklichen Entschluß, energisch durchzugreifen, und schickte Landvermesser aus, um von dem streitigen Lande Besitz zu nehmen.

Die Regierung handelte mit einer erstaunlichen Sorglosigkeit; denn, wenn sie Gewalt brauchen wollte, so mußte sie auf Widerstand gefaßt und dafür gerüstet sein. Nun beliefen sich aber die der Regierung zur Verfügung stehenden, unter den Waffen befindlichen Truppen kaum auf fünfhundert Mann, eine viel zu geringe Zahl, um nur den Gedanken an ein entschiedenes Auftreten aufkommen zu lassen.

Die Landvermesser langten auf dem streitigen Gebiete an und begannen ihre Arbeit. Niemand störte sie dabei, aber Kingi ließ, während die Geometer nicht arbeiteten, die von ihnen in die Erde getriebenen Pfähle wieder herausziehen. Dieses Geschäft wurde am 25. Januar 1860 besorgt, ohne daß es dabei zu einer Gewaltthätigkeit gegen irgend Jemand gekommen wäre.

Die Regierung jedoch verkündigte auf diese kleinlichen Vorgänge hin im Februar 1860, daß die Provinz Taranaki unter dem Kriegsgesetz stehe. Die Proklamation des Kriegszustandes verbreitete Schrecken und Verwirrung über das ganze Land; denn die Kolonisten sahen sehr wohl die große Gefahr für sich, wie für die ganze Niederlassung, welche die Regierung so muthwillig heraufbeschworen. Die Ansiedler flüchteten nach New-Plymouth oder nach Auckland, die Eingeborenen sammelten Tonnen von Schießpulver und kauften Schießwaffen, wo sie nur konnten, und bald entbrannte an der Waitara der Kampf.

Unter dem Kommando des Obersten Gould zogen die Soldaten gegen Ende Februar 1860, durch einen Trupp Freiwilliger verstärkt, von New-Plymouth nach dem Waitarafluß ab, und errichteten auf dem streitigen Boden ein befestigtes Lager. Wiremu Kingi suchte in einem Briefe an den Befehlshaber der Truppen um eine Unterredung mit dem inzwischen in New-Plymouth angekommenen Gouverneur nach. Gould ließ ihm jedoch eröffnen, daß sein Gesuch so lange unannehmbar sei, als die Eingeborenen unter den Waffen ständen. Kingi deutete sich dies so, daß es den Engländern ernstlich darum zu thun sei, Gewalt zu ergreifen, und bezog demnach mit seinen 800 bewaffneten Kriegern ein zu diesem Zweck errichtetes befestigtes Lager, in welchem er den Angriff der Engländer abwarten wollte.

Te-Taira, welcher, wie leicht begreiflich, auf Seiten der Engländer stand, eröffnete die Feindseligkeiten. Er zerstörte ein Dorf, das einem bis dahin ganz neutral gebliebenen Häuptling gehörte, der nun alsbald zu den Empörern übertrat. Um Kingi aus seiner Verschanzung herauszulocken, zerstörten und verbrannten darauf die Engländer die Dörfer in der Umgegend, trieben das Vieh, so weit sie dessen habhaft werden konnten, fort und vernichteten das Getreide auf den Feldern. Sie machten dabei keinen Unterschied, ob die Eigenthümer zu den Insurgenten gehörten oder nicht, und veranlaßten dadurch wiederum nur, daß die Zahl derer, welche gegen die Regierung zu den Waffen griffen, sich rasch vermehrte. Und als Kingi sich immer noch nicht bewegen ließ, aus seiner festen Stellung herauszugehen, wurde beschlossen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben. Am 17. März 1860 wurde der erste Sturm auf das von den Maori vertheidigte Erdwerk unternommen; er wurde abgeschlagen. Zum ersten Male hatten die von den Engländern so verächtlich als „Wilde“ bezeichneten Eingeborenen dem Bajonnet europäischer Truppen Stand gehalten und diese genöthigt, in ihre frühere Stellung zurückzukehren. Freilich war am andern Morgen ein zweiter Sturm auf den Pa unnöthig geworden, denn die Feinde hatten ihn über Nacht geräumt, alles Gepäck mit sich genommen und waren unbelästigt in die Wälder entkommen.

Die Engländer befanden sich jetzt thatsächlich im Besitz des von Te-Taira erkauften Landes, ohne daß indessen damit der Krieg sein Ende gefunden hätte. Jetzt erst strömten die Eingeborenen von allen Seiten herzu, um Kingi bei der Wiedereroberung seines Eigenthums behülflich zu sein. Das Nächste, was Kingi unternahm, war, nach dem von den Engländern

gegebenen Beispiel zu verfahren und, wie diese Maoridörfer geplündert und zerstört hatten, jetzt in ähnlicher Weise die Besitzungen der weißen Ansiedler zu überfallen. Bei diesen Raubzügen ging es grausam her; was den Maori von Europäern in die Hände fiel, Männer, Weiber und Kinder, Alles fand den Tod, die Häuser und Scheunen wurden niedergebrannt, das Vieh mitgenommen und Schrecken und Verwüstung über das ganze Land verbreitet.

Zum Schutz der geängstigten Farmer und ihrer wehrlosen Familien im Busch wurde demnach in New-Plymouth die Absendung eines zweiten Expeditionscorps, aus Freiwilligen, Miliz und Infanterie bestehend, beschlossen und, 270 Mann stark, unter dem Befehl des Obersten Murray abgeschickt. Am 28. März traf diese Expedition auf ein verschanztes, von 500—600 Eingeborenen vertheidigtes Lager. Der Kampf entbrannte und hätte sicherlich einen unglücklichen Ausgang für die Engländer genommen, wenn nicht noch am späten Abend der Kapitän Cracroft von dem englischen Kriegsschiff „Niger“, das gerade eingetroffen war, mit „sechzig Blaujacken“ zu Hülfe gekommen wäre, die „tollkühn wie immer“ den Pa stürmten und den englischen Waffen den Sieg verschafften. Weit mehr als hundert Leichen bedeckten das Schlachtfeld; aber die Eingeborenen gewannen die Wälder, wohin ihnen zu folgen die Engländer nicht wagen durften.

Die Aussicht zur Unterdrückung der Empörung schien besser zu werden, nachdem im Laufe des Monats April einige Kriegsschiffe mit Armstrongkanonen, Bombenmörsern und andern schönen Dingen, sowie mit Truppen aus Australien angelangt waren. Die auf Neu-Seeland befindliche Streitmacht bestand jetzt aus 2500 gedienten und wohlausgerüsteten Soldaten, die befehligt waren von berühmten Offizieren und in ihren Operationen unterstützt wurden durch fast eben so viele Freiwillige, so daß man hätte denken sollen, der Aufstand müsse in aller Kürze niedergeschlagen sein, da der ganze Stamm der Ngatiawa mit dem ihm befreundeten Taranaki-Stamme zusammen nur 3000 Personen (Männer, Frauen und Kinder) zählte, welche auf einer Länderfläche von zwei Millionen Acker zerstreut lebten.

Man wollte nun zunächst den Eingeborenen die Zufuhr von Schießbedarf und Lebensmitteln abschneiden und sie dadurch zum Abschluß des Friedens zwingen. Beides glückte jedoch nicht; denn es fanden sich fortwährend Kolonisten, welche die Eingeborenen heimlich, zu außerordentlich hohen Preisen, mit Pulver, Blei und sonstigen Vorräthen versorgten, während es einem amerikanischen Schiffe sogar gelang, in der Nähe des Nordkaps eine ganze Schiffsladung Schießpulver für die Rebellen glücklich ans Land zu bringen.

Die Eingeborenen unternahmen Wochen lang nur kleine Streifzüge und ermüdeten die Truppen durch endlose Märsche. Im Juni aber erschienen sie wieder an der Waitara, überfielen einige Truppenabtheilungen, wobei mehrere Soldaten getödtet wurden, und hatten die Kühnheit, den von ihnen früher dort angelegten und von den Engländern zerstörten Pa wieder zu besetzen und in vertheidigungsfähigen Stand zu bringen, ohne daß die Engländer sie daran hätten hindern können. Von diesem Pa aus, der

einen festen Stützpunkt für ihre Operationen abgab, beunruhigten die Maori die Engländer täglich, so daß Oberst Gould beschloß, den Feind zunächst wieder aus seiner Festung herauszutreiben. Am 27. Juni 1860 sollte zur Ausführung dieses Beschlusses geschritten werden.

An dem genannten Tage in der Frühe des Morgens zog eine Abtheilung Grenadiere und eine Compagnie des 40. Regiments unter Hauptmann Richards vor den Pa, und Leutnant Bellescombe mit 60 Marinesoldaten und 6 Kanonen begleitete ihn. Um 7 Uhr begannen die Engländer den Angriff mit ihren Kanonen. Nach einer Stunde traf eine zweite Truppenabtheilung, 250 Mann stark, unter Kapitän Seymour ein, und Major Nelson übernahm den Oberbefehl. Eine dritte Abtheilung, gleichfalls 250 Mann stark, war an den Ufern der Waitara aufgestellt, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Anfänglich zeigten die Maori wenig Lust, den Pa zu vertheidigen; als sie jedoch bemerkten, daß ihnen der Weg in den Wald verlegt war, griffen sie mit verzweifeltem Muthe zu den Waffen und schlugen die wiederholten Angriffe der Engländer nicht nur ab, sondern unternahmen sogar einen Ausfall und bedrängten die Hauptmacht Nelson's der Art, daß die Truppen in Verwirrung geriethen und der Anführer befürchten mußte, die Feinde möchten sich der Kanonen bemächtigen. Getrieben von dieser Furcht, befahl Nelson den Rückzug, der dann auch so eilends angetreten wurde, daß die Abtheilung an der Waitara ganz vergessen und schmählich im Stiche gelassen wurde.

Als der Befehlshaber dieser Truppe gesehen hatte, wie schwer Nelson im Gedränge war, hatte er die Maori im Rücken angegriffen; jetzt, nach der Flucht Nelson's, wendete sich die ganze Macht des Feindes gegen ihn. Vergebens sandte er dem fliehenden Anführer Boten nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; es blieb ihm nichts übrig, als sich durch die siegestrunkenen Feinde hindurchzuschlagen. Nach mehrstündiger heißer Arbeit, wobei Schritt für Schritt erkämpft werden mußte, gelang es den Engländern, die Reihen der Wilden zu durchbrechen, aber fast der dritte Theil der Soldaten war todt auf dem Wahlplatze geblieben.

Natürlicher Weise dachten die Maori jetzt weniger denn je daran, die Engländer um Frieden zu bitten; aber sie vermieden, wie früher, eine offene Schlacht. Der kleine Krieg und die fortwährende Beunruhigung der Engländer sagte ihnen besser zu.

New-Plymouth war seit Monaten nur noch ein Feldlager von Soldaten, Freiwilligen und bewaffneten Kolonisten; Frauen und Kinder waren nach Auckland, nach der südlichen Insel oder gar nach Sydney geflüchtet worden. Die Bestürzung und Rathlosigkeit der Kolonisten wuchs mit jedem Tage mehr.

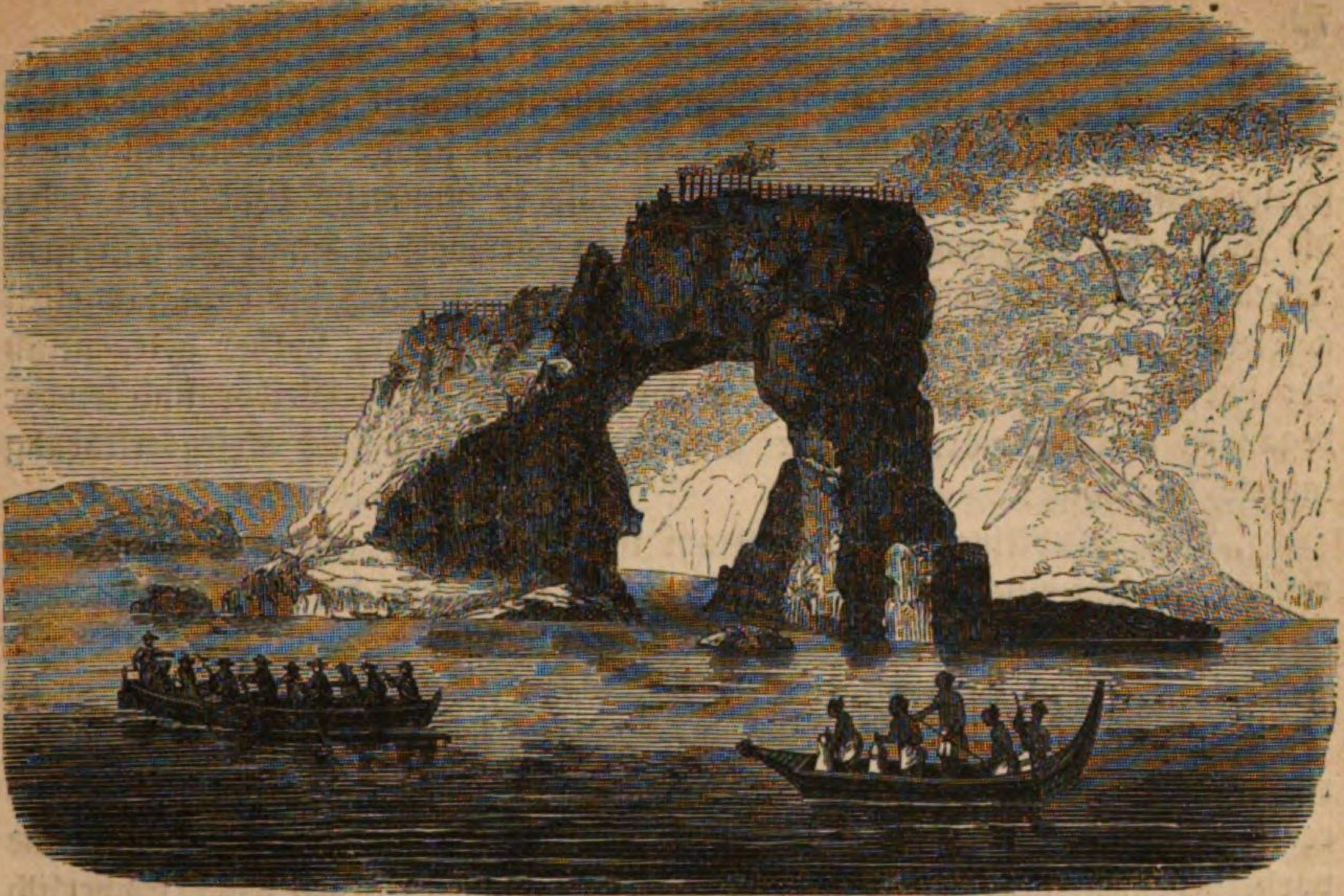
Bereits im Monat Mai war unter dem Vorsitz Thompson's, Potatau's Minister, ein großer Runanga, d. h. eine Volksversammlung, am Waikato abgehalten worden, auf welcher sich allerdings die älteren Häuptlinge für Einhaltung strenger Neutralität ausgesprochen hatten. Allein weder dem Einfluß Thompson's noch demjenigen der anderen Häuptlinge

gelang es, die jüngeren Leute davon abzuhalten, daß sie als Freiwillige nach Taranaki gingen und Kingi beistanden. Namentlich hatten die Stämme am oberen Wanganui, an der Mokau und am oberen Waipa ihre ganze streitbare Mannschaft Kingi zu Hülfe geschickt. Die Regierung in Auckland hatte Veranlassung genommen, sich darüber bei Thompson zu beschweren, und die Drohung beigefügt, daß sie die Waikato-Stämme als Theilnehmer der Rebellion ansehen würde, wenn jene bewaffneten Zuzüge nicht aufhören sollten. Thompson verwahrte sich jedoch in seiner Antwort aufs Entschiedenste dagegen, daß die Waikato-Stämme sich am Aufstand betheiligt hätten. Die Häuptlinge hätten sich vielmehr feierlich für die Neutralität ausgesprochen und nur nicht die Macht besessen, zu verhindern, daß einige ihrer Leute zu den Rebellen übergegangen wären. Solches könne aber nicht als Rebellion angesehen werden und werde auch bei anderen Völkern nicht so angesehen. England z. B. habe mit dem Königreich beider Sizilien im tiefen Frieden gelebt und doch ruhig geschehen lassen, daß viele Freiwillige aus englischen Häfen zu Garibaldi geeilt seien, als er auf seinem Zuge zum Umsturz des neapolitanischen Königreiches begriffen gewesen. Die Regierung begnügte sich mit dieser Antwort; sie mußte wol so thun, denn es standen ihr damals keine Soldaten zu Gebote, die sie gegen die Waikato-Stämme hätte abschicken können, auch wenn sie gewollt hätte.

Immerhin schien sich die Sache noch zum Frieden zu wenden. Mit dem Eintritt des Winters (Juli und August) waren die Maori zum größten Theil in ihre heimatlichen Dörfer zurückgekehrt, um sich dort von ihren Kriegszügen auszuruhen, und so hoffte man während der dadurch eingetretenen Pause Streitkräfte genug aus Indien oder anderen englischen Besitzungen herbeizuziehen, um jedem Versuch von Friedensstörung durch die Eingeborenen vorbeugen oder, wenn ein solcher dennoch zum Ausbruch käme, ihn sofort energisch unterdrücken zu können.



Kriegskanoe der Neu-Seeländer.



Neuseeländische Bergfestung.

3. Potatau II. Der Krieg vom Jahre 1861, sowie der Feldzug gegen die Waikato-Stämme.

Der junge König und seine Rathgeber. — General Pratt Oberbefehlshaber. — Eroberung des Pa Huirangi. — Waffenstillstand. — Gouverneur Grey und General Cameron. — Friedensversuche. — Erstürmung von Mere-Mere. — Rangiriri. — Ngaruawahia. — Der Verrath von Rangiawhia. — Orakau. — Ende des Feldzuges. — Die Landkonfiskationen. — Die „Militärgrenze." — Die Kriegsgefangenen und ihre Befreiung.

Kurze Zeit nach dem Ausbruche des Krieges, im Juni 1860, war der alte König Te-Whero-Whero Potatau gestorben, und nach einer Zwischenregierung von einigen Monaten war es Thompson gelungen, daß des Alten Sohn Matu-Taera unter dem Namen Potatau II. zum Maori-König erwählt wurde. Der junge thatkräftige Mann war durchaus nicht in gleichem Maße, wie sein Vater, ein Freund der Engländer, und obschon er den bewährten und erfahrenen Rathgeber Thompson als seinen ersten Minister beibehielt, so gab er doch auch den Rathschlägen des kühnen und kriegerischen Häuptlings Rewi williges Gehör. Dieser Häuptling, dessen Stamm mitten im Innern der nördlichen Insel wohnt, in einer Gegend, welche durch Engpässe, dichtverwachsene Wälder und ausgedehntes Sumpfland gegen jeden feindlichen Angriff geschützt schien, predigte laut und offen den Krieg gegen alle Europäer auf Neu-Seeland. Er konnte dies auch um so leichter, als er nicht so schnell zu befürchten hatte, daß ihm seine Ländereien weggenommen würden, wenn der Krieg zu Gunsten der Engländer sich entscheiden sollte. Rewi's Einflusse ist vorzugsweise die bald nach dem Regierungsantritt Potatau's II. eingetretene Aenderung in der Politik der Waikato-Stämme zuzuschreiben, wie er auch am meisten dazu beigetragen hat, daß die Friedensunterhandlungen, welche zu verschiedenen Malen eingeleitet wurden, scheiterten.

Alsbald nach der neuen Königswahl begannen die Rüstungen der Waikato, erst im Geheimen, dann offen, und schon Ende August 1860 schrieb Thompson an den Gouverneur, daß er nunmehr beschlossen habe, die Partei des ungerechter Weise mit Krieg überzogenen Kingi zu ergreifen. Thompson war zu diesem Schritte besonders noch durch die Grausamkeiten getrieben worden, welche von englischen Soldaten kurz vorher gelegentlich der Zerstörung einiger Maoridörfer bei Auckland gegen Weiber und Kinder begangen worden waren. Der Schluß von Thompson's Kriegserklärung lautete wie folgt:

„Der Häuptling Wiremu Kingi ist ein Mann, gegen welchen keine richterliche Untersuchung eingeleitet worden war, um die Strafe zu rechtfertigen, welche dadurch über ihn verhängt wurde, daß man seine Dörfer zerstörte und sein Vieh wegtrieb. Du, Gouverneur, verhöhnst uns, wenn Du behauptest, diese Inseln und ihre Bewohner seien unter einer Regierung vereinigt, welche gegen die Pakeha und gegen die Maori gleich gerecht gesinnt wäre. Ich frage Dich: Würde den Pakeha ihr Land ohne vorhergehende richterliche Entscheidung weggenommen worden sein? Sicherlich nicht, denn solches geschieht nur gegen uns. Ich betrachte diese Weißen, welche wie Wahnsinnige herbeiliefen, um mit Wiremu Kingi zu fechten, wie Leute, die Gottes Gebot unter die Füße treten: „Du sollst nicht tödten." Wäre Wiremu Kingi's Sache untersucht, wären seine ihm zur Last gelegten Vergehen bewiesen worden, und hätte er sich geweigert, sich dem richterlichen Spruche zu unterwerfen, dann wäre eine solche Bestrafung gerecht gewesen. Aber jetzt hat nicht er das Gesetz gebrochen, das haben die Pakeha gethan. Höre meine Worte, Gouverneur! Nicht Wiremu Kingi ist im Unrecht; Du bist im Unrecht und Du bist der Gesetzesbrecher!"

Wie vorsichtig und alle Verhältnisse wohl erwägend Thompson zu Werke ging, erhellt namentlich aus dem Umstande, daß er sich, bevor die Kriegserklärung abgeschickt wurde, und um sich Kingi's vollständig zu versichern, von diesem das streitige Land an der Waitara cediren und feierlich versprechen ließ, daß Kingi mit jeder Verfügung, die Thompson über dasselbe treffen würde, zufrieden sein wolle.

Mit dem offenen Uebertritt der Waikato auf die Seite der Aufständischen hatte die Rebellion eine Ausdehnung gewonnen, welche die Kolonie geradezu mit dem völligen Untergange bedrohte. Man mußte befürchten, daß die Waikato, welche aus den verschiedenen Stämmen zusammen gegen siebentausend kampfgeübte und mit Feuerwaffen versehene Krieger ins Feld stellen konnten, gegen Auckland marschiren würden, und es war sicher vorauszusehen, daß sie sich der Stadt wirklich bemächtigen würden, wenn es nur in ihrer Absicht lag, dies zu thun. Auch die nördlich von Auckland wohnenden Eingeborenen, deren Treue und Ergebenheit bisher keinen Verdacht hatte aufkommen lassen, wurden unsicher, und nur durch große Versprechungen und reichliche Geschenke wurden sie — bis auf Einzelne — von dem Uebertritt zu den Insurgenten abgehalten. Mit welchem Eifer und Erfolg aber die Maori ihre Rüstungen betrieben hatten, geht daraus

hervor, daß sie schon zu der Zeit, als die Einfuhr von Schießpulver noch gestattet war, nach zollamtlichen Ausweisen, etwa 100,000 Pfund Schießpulver aufgespeichert hatten, und daß sich vor dem Ausbruch des Krieges bereits an 20,000 Feuergewehre in ihren Händen befanden. Es braucht auch kaum erwähnt zu werden, daß die Maori später nicht minder eifrig waren, trotz des Einfuhrverbotes sich die zur Kriegführung wichtigen Dinge selbst mit den größten Opfern an Geld zu verschaffen. Bezahlte doch ein Häuptling 600 Schachteln Zündhütchen mit 300 Sovereigns!

In Auckland mag möglicher Weise unterdessen das Bewußtsein erwacht sein, daß mancherlei an den Eingeborenen begangenes Unrecht diese jetzt aufreize; aber man wollte unter allen Umständen die „Rebellion" erst niedergeschlagen haben, bevor man sich auf Unterhandlungen einzulassen beabsichtigte. So schlecht also auch die Sache eigentlich stand, so gab man sich doch das Ansehen großer Zuversichtlichkeit, besonders nachdem noch einmal Hülfstruppen aus Australien gelandet waren. Diese waren nämlich, 1500 Mann stark, im September gekommen, und obschon man in Auckland recht wohl wußte, daß jetzt alle Soldaten bis auf den letzten Mann von Australien weggezogen waren, so tröstete man sich doch damit, daß die Kolonien im fünften Welttheile auch ohne Soldaten würden bestehen können, und hoffte auf weitere Verstärkungen aus Indien. Nachdem auch diese und einige Abtheilungen Veteranen aus dem Krimkriege glücklich eingetroffen waren, mochten sich sämmtliche auf Neu-Seeland befindlichen Streitkräfte der Engländer, einschließlich der Marinesoldaten, auf vielleicht 10,000 Mann belaufen.

General Pratt von Melbourne übernahm den Oberbefehl. Allerdings konnte Pratt seine Streitmacht nicht an einem einzigen Platze verwenden, er mußte vielmehr gleich Anfangs einen Theil in der Stadt Auckland und ihrer Umgegend lassen, um die südlich von derselben wohnenden Waikato-Stämme im Schach zu halten, bis der Aufstand in Taranaki niedergeworfen wäre. Trotz dieser Zersplitterung seiner Macht erließ der neue Kommandeur, bevor er ins Feld zog, eine Proklamation an die Kolonisten, in welcher er zur Beruhigung der geängstigten Gemüther erklärte, daß die ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte genügten, um die gänzliche Beendigung des Krieges längstens binnen drei Monaten in sichere Aussicht stellen zu können.

Nun scheint es, daß die Maori gleichfalls Pratt's Proklamation gelesen und ihre Einrichtungen danach getroffen haben, denn der vermuthete Marsch auf die Hauptstadt unterblieb und die Stämme am Waikato, wie diejenigen in Taranaki, beschränkten sich darauf, die Truppen in kleine Gefechte zu verwickeln, die ohne große Folge blieben, obschon sie meist zu Gunsten der Europäer ausfielen. Die genaue Bekanntschaft der Eingeborenen mit den Schlupfwinkeln des gebirgigen Landes und mit den engen Pfaden, welche durch die dichten, oftmals sumpfigen Wälder führten, machte es ihnen stets leicht, auch im Falle einer erlittenen Niederlage sich vor der Verfolgung durch die Truppen zu schützen oder sich bei Annäherung

eines zu starken Feindes in die Verstecke der Wälder zurückzuziehen, ohne die Schlacht anzunehmen. Da ihnen aber alle Nachrichten über die Bewegungen der Engländer durch ihre Spione zugetragen wurden, so konnten sie plötzlich in einer von Soldaten entblößten Gegend erscheinen, konnten da sengen und brennen nach Herzenslust, und bis die Truppen oder die Nachbarn der unglücklichen Kolonisten herbeieilten, hatte sich die wilde Rotte längst wieder in die Sumpf- und Waldwildnisse geflüchtet.

Die Soldaten wurden durch die fortwährenden anstrengenden Märsche ermüdet, und in den neuseeländischen Zeitungen wurde in ganz verächtlichen Ausdrücken über die feigen Maori gesprochen, die nicht den Muth hätten, dem Feinde in offener Schlacht gegenüberzutreten, dafür aber zu nächtlicher Zeit, wie Räuber und Mörder, über wehrlose Ansiedler herfielen, um sie zu erwürgen und ihrer Habe zu berauben. W. Kingi las diese Zeitungsartikel auch, und da er darin seiner Landsleute Ehre und Tapferkeit angegriffen und verleumdet sah, so schrieb er an General Pratt einen Brief, in welchem er behauptete, daß die Maori den Pakeha an Muth und Tapferkeit völlig gleichstünden. Um dies zu beweisen, erbot er sich, an einem im Voraus bestimmten Tage und Orte mit all seinen Streitkräften zu erscheinen, um den Krieg mit den Weißen in einem großen Kampfe zur Entscheidung zu bringen, unter der einzigen Bedingung, daß die Weißen ihre großen Kanonen nicht mitbrächten, eine Bedingung, auf welche übrigens der General nicht für gut fand einzugehen.

Im Oktober 1860 kam die Nachricht nach New-Plymouth, daß ein Trupp Waikato von 600 Mann sich mit den Insurgenten unter Kingi vereinigt, und daß sich dieselben bei Mahoetahi verschanzt hätten. Pratt beschloß den Angriff auf diese Festung, und am 6. November wurde derselbe ausgeführt. Bei dieser Gelegenheit hatten die Maori, wie schon früher, ihr großes Geschick in der Auswahl ihrer Stellung gezeigt. Während die Engländer bei einem etwaigen Rückzuge durch ausgedehntes Sumpfland in ihren Bewegungen gehindert waren und nicht einmal bei Beginn des Kampfes ihre Kanonen an den Platz hatten bringen können, war es den Maori jederzeit, wenn es ihnen gefiel, leicht, in die Wälder zu entwischen. Zweitausend Mann geschulter europäischer Truppen schlugen sich hier gegen einen Trupp „wilder“ Eingeborenen; aber diese „Wilden“ fochten mit einer Tapferkeit und Ausdauer, daß die Engländer zwei Mal aus ihrer Stellung vertrieben wurden. Die Munition der Mannschaft war verschossen, die Maori feuerten aber immer weiter; es schien nichts mehr übrig zu bleiben, als den gefährlichen Rückzug durch die sumpfige Gegend anzutreten, wobei es den Fliehenden sicherlich schlecht genug ergangen wäre; da langten endlich im entscheidenden Augenblicke die Kanonen an; sie wurden aufgepflanzt, und nachdem auch die Mannschaft mit neuer Munition versehen war, behielten die Engländer den Sieg. Ueber 150 Eingeborene wurden in diesem Kampfe getödtet und an 400 verwundet. Der Führer der Waikato und viele andere Häuptlinge fielen in der Schlacht, die als der blutigste aller bis jetzt stattgehabten Kämpfe geschildert wird.



New=Plymouth auf Neu=Seeland und der Berg Egmont.

Durch diese Niederlage wurden die Maori nicht im mindesten entmuthigt; sie sammelten vielmehr neue Scharen von Kämpfern, während die Engländer zunächst auf den die Stadt New-Plymouth umgebenden Höhen eine Anzahl Befestigungen anlegten, um diese Stadt, welche zugleich Hauptwaffenplatz war, vor einer etwa beabsichtigten Ueberrumpelung zu schützen. Die Maori hatten einen ähnlichen, recht gut befestigten Waffenplatz, den Pa Huirangi, einige Meilen südlich von New-Plymouth, welcher ihnen nicht nur als Sammelplatz diente, sondern in welchem sie auch Lebensmittel, Waffen und Schießpulver aufgehäuft hatten. Diese „Festung" sollte genommen werden. General Pratt ließ zunächst der Maori-Feste gegenüber ein starkes Erdwerk errichten, in welchem die 2500 Mann einen Zufluchtsort finden könnten, welche bei den später gegen Huirangi auszuführenden Laufgräben und bei sonstigen Belagerungsarbeiten verwendet werden sollten. Die Maori aber beschlossen, sich jener Schanze zur besseren Vertheidigung ihres eigenen Pa zu bemächtigen. Sie führten durch geschickt unternommene Märsche die Engländer irre, so daß diese glaubten, die Eingeborenen beabsichtigten einen Zug nach New-Plymouth, und sich wirklich verleiten ließen, den geängstigten Einwohnern dieser Stadt mehrere Compagnien zu Hülfe zu schicken. Darauf hatten die Maori nur gewartet; denn kaum waren die Soldaten abmarschirt, so wurden die Engländer, am 23. Januar 1861, in ihrer eigenen Schanze überrumpelt. In derselben befanden sich damals 400 Mann, die Zahl der Angreifer betrug nur 140; aber dies war eine auserlesene, sehr muthige Schar, meist Häuptlinge oder Söhne von solchen. Die Maori waren bis unmittelbar an den den Wall umgebenden Graben vorgedrungen und hatten fast das Innere der Schanze erreicht, als sie bemerkt wurden und ein heftiges Musketenfeuer von beiden Seiten begann. Die Eingeborenen versuchten unter dem Kugelregen der Engländer die steilen Rasenwände des Walles zu erklettern. Mit den Tomahawks wühlten sie Löcher in den Rasen, um die Füße einsetzen zu können; Einer stieg auf den Schultern des Andern empor und so erreichten sie die Höhe. Hier starrten ihnen die Bajonnette der Engländer entgegen; da zogen die Maori die Soldaten mit ihren Waffen zu Boden, und nur mit genauer Noth wurde der erste Sturm abgeschlagen. Aber die Feinde unternahmen ihn zum zweiten und dritten Male und bedrängten die Soldaten so sehr, daß diese wirklich an den Rückzug dachten, als noch Hülfe von New-Plymouth für sie ankam. Nun wurden die Stürmenden im Rücken angegriffen und gezwungen, in wilder Flucht mit Zurücklassung von etwa 80 Todten und Verwundeten nach ihrem Pa zurückzueilen.

Pratt setzte die Belagerung Huirangi's fort, Tag und Nacht wurde in den Laufgräben gearbeitet; aber des steinigen und harten Bodens wegen schritt diese Arbeit nur sehr langsam voran, und die Unzufriedenheit über diese Art von Belagerung wurde unter den Kolonisten, wie unter den Truppen, allgemein. Da aber die Maori fast nichts thaten, um die Arbeiten der Belagerer zu hindern, so befürchtete der englische General, die

Maori möchten Pulverminen um ihr Fort herum angelegt haben, die sie bei einem etwaigen Sturme auffliegen lassen würden, so daß ihn ein solcher zu viele Leute kosten würde. Endlich nach acht Wochen wagte Pratt, ernstlich gegen das Werk vorzugehen, und siehe da, — die Engländer nahmen den Pa ohne einen einzigen Schuß ein; er war in aller Stille von den Maori geräumt worden. Von all den vielen hier aufbewahrten Vorräthen war nichts mehr da, als ein Haufen Kartoffeln. Für die englischen Truppen, wie für den General, war es recht bitter, ihre Mühe und Arbeit mit nichts weiter als einem so armseligen Resultat belohnt zu sehen.

Nach vielen kleinen Gefechten, die den Maori geliefert wurden, kam es am 15. März 1861 nochmals zu einem ernstlichen Kampfe. Es handelte sich um die Eroberung eines andern festen Erdwerkes bei Tearai, das gleichfalls schon Wochen lang vorher von der Hauptmacht der Engländer belagert worden war. Mit Armstrongkanonen und Bombenmörsern wurden die Befestigungen der Neu-Seeländer beschossen; aber erst nach dreitägigen Anstrengungen gelang es, die hartnäckigen Vertheidiger zu vertreiben.

Dennoch war in der Hauptsache nichts gewonnen worden; nur ein Waffenstillstand kam zum Abschluß, und Ende März 1861 zogen die Angehörigen der Waikato-Stämme ins Innere der Insel zurück.

Um die Engländer und ihre Macht in Neu-Seeland stand es aber jetzt, nachdem der Krieg schon ein ganzes Jahr lang gedauert hatte, viel schlimmer als zu Anfang desselben. Die Soldaten waren auf die Stadt New-Plymouth und einige auf den nächsten Höhen angelegte Werke beschränkt. Sie durften sich kaum noch in das Land hineinwagen, und der großrednerische General konnte nur mit Mühe die noch in den Händen der Engländer befindlichen Posten halten. Ein ganzes Stück Land von nicht unbedeutender Ausdehnung im Tataraimaka-Distrikt, wenige Stunden von New-Plymouth entfernt, das früher schon von den Engländern erworben worden war, befand sich aber wieder in der Gewalt des Feindes.

Dennoch ließ die Kriegspartei in der Kolonie nicht nach zu schüren. Ihre Anhänger meinten, der Krieg müsse fortgesetzt werden bis zur gänzlichen Unterwerfung der Maori, es möge auch kosten, was es wolle. Darauf müsse der Vertrag von Waitangi als durch die Rebellion vernichtet erklärt und Neu-Seeland wie ein erobertes Land betrachtet werden. Die Aussicht, auf solch einfache Art in den Besitz ungeheurer Ländereien zu kommen, hatte für Viele etwas Verlockendes, und in der That wurde, trotz der mißlichen Lage, in der sich augenscheinlich die Kolonie befand, im Mai 1861 von Gouverneur Brown noch eine Art Ultimatum an Thompson abgeschickt, worin die Maori zum Gehorsam und zur unbedingten Unterwerfung aufgefordert wurden. Das Königthum, die Land-League und die Nationalflagge sollten aufgegeben werden, und endlich sollten die Eingeborenen Schadenersatz gewähren für das im Taranaki-Kriege zerstörte oder geraubte Eigenthum. Gleichzeitig wurden Truppen von Auckland südwärts bis dicht an die Grenze des Maori-Gebietes geschickt; aber

diese Drohung schien auf Thompson keinen großen Eindruck zu machen. Er berief zwar ein Runanga nach Ngaruawahia, welchem er das Schreiben des Gouverneurs vorlegte; aber diese Versammlung beantwortete dasselbe am 7. Juni 1861 damit, daß sie dem obersten Beamten der englischen Krone den Rath gab, er möge sich vor einer übereilten Handlung hüten, d Thompson fügte dem einen langen Brief bei, an dessen Schlusse es heißt: „Ich habe nicht die Absicht, die Königin von dieser Insel zu vertreiben, sondern nur von meinem Lande. Ich muß für mein Stück Land und für meine Angelegenheiten selbst sorgen dürfen. Genug."

Uebrigens dauerte die kriegerische Stimmung auch in Auckland nicht mehr lange. Der unselige Krieg hatte schon Millionen verschlungen, die Steuerlasten waren ungeheuer und drückten bei dem fast gänzlichen Stillstand des Handels Alle, Reiche wie Arme, gleich schwer, und die sichere Voraussicht, daß jene Lasten bei der Fortsetzung des Krieges nur noch viel größer werden würden, trieb Manchen der Friedenspartei zu, welche jetzt noch einmal eine Anstrengung machte, und wirklich, wenn auch nur mit einer Stimme Majorität, ein Mißtrauensvotum gegen das Kolonial-Ministerium durchsetzte. Infolge davon übernahm ein neues Ministerium unter dem Vorsitz von Fox die Verwaltung, das von friedlicheren Gesinnungen beseelt war. Endlich wünschte die britische Regierung im Mutterlande gleichfalls den Frieden. Wenigstens hatte sie angefangen einzusehen, daß die seitherige Wirthschaft in Neu-Seeland ohne den größten Nachtheil für die ganze Niederlassung nicht länger dauern dürfe, und Gouverneur Brown, der im Jahre 1855 an Wynyard's Stelle getreten war, wurde abberufen. Indessen wollte man auch in London nicht alsbald den Frieden. Der Krieg war ohnedies noch im Gange, und da sollte erst doch die Ehre der englischen Waffen wieder glänzend hergestellt werden, ehe es zum Friedensschluß käme. Auch wollte man es schlauer Weise so einzurichten suchen, daß wenigstens der Schein entstehe, als hätten die „Rebellen" um Frieden gebeten.

Die britische Regierung hielt es übrigens in der That für geboten, den Maori ein Zeugniß ihrer eigenen friedlichen Gesinnungen zu geben und berief demzufolge den früheren Gouverneur von Neu-Seeland, Sir George Grey, von Neuem auf diesen Posten. „Die Regierung", so schrieb der Kolonialminister, der Herzog von Newcastle, an Grey selbst, „kennt keinen Diener der Krone, dem sie die Erfahrung und das Talent zutrauen könnte, das Unheil, von welchem sowol die Kolonisten wie die Maori bedroht sind, wo möglich abzuwenden." Gleichzeitig hielt es die britische Regierung auch für angemessen, zur erfolgreicheren Führung und hoffentlich baldigen Beendigung des Krieges einen neuen Befehlshaber, den General Cameron, an Pratt's Stelle zu ernennen.

Der General langte bereits im Juli 1861 auf seinem Posten an. Da man jedoch vor der Ankunft des neuen Gouverneurs nichts Wichtiges mehr unternehmen wollte, so wartete man diese ab. Im Dezember 1861 landete endlich der Gouverneur in Auckland; er wurde von den Europäern

wie von den Eingeborenen mit gleich ungetheilter Freude empfangen, weil Alle die Zuversicht hegten, es werde jetzt dem Blutvergießen Einhalt gethan und der lang ersehnte Frieden herbeigeführt werden.

Bei dem Abschluß des vorhin (S. 77) erwähnten Waffenstillstandes hatte Thompson den Wunsch ausgesprochen, der Kolonialminister in England möchte einen vertrauenswürdigen Mann schicken, um die Streitfrage zu entscheiden. Nun hatte man sich allgemein der Hoffnung hingegeben, Thompson werde in Gouverneur Grey, mit dem er früher in vertrautem Verkehr gestanden, den geeigneten Mann erblicken und demselben mit Friedensvorschlägen entgegenkommen. Solches geschah jedoch nicht.

Deshalb veranlaßte der Gouverneur einen Oheim des Königs, den Häuptling Tamati Nopera, welcher in der Nähe Aucklands wohnte, Thompson zu besuchen und ihn, sowie die Anführer der Kriegspartei, zu veranlassen, daß sie persönlich mit Friedensanerbietungen nach Auckland kämen, für welchen Zweck ihnen freies Geleit angeboten wurde. Man hätte sich eigentlich in Auckland klar darüber sein können, daß Thompson auf einen solchen Vorschlag nicht eingehen würde. Unter dem Regiment Gouverneur Brown's waren nämlich zwei kleine, unbedeutende Häuptlinge, denen gleichfalls freies Geleit zugesichert worden war, nach Auckland gekommen, um einen Separatfrieden für sich und ihre Stämme zu schließen. Diese Häuptlinge hatte man damals, weil sie die geforderten Bedingungen nicht eingehen wollten, ins Gefängniß geworfen, und es blieb Grey überlassen, von dieser Handlung seines Vorgängers, so viel als noch anging, gut zu machen. Grey hatte allerdings gleich nach seiner Ankunft beide Häuptlinge auf freien Fuß gesetzt, sie persönlich empfangen und mit reichen Geschenken nach Hause entlassen; aber es war ganz natürlich, daß Thompson sich auf dieses Beispiel von Wortbrüchigkeit berief und Nopera beauftragte, dem Gouverneur zu sagen, er — der Gouverneur — möge zu ihm kommen. Thompson und seine Landsleute würden ehrlich gegen ihn handeln und ihn wieder friedlich seines Weges ziehen lassen, während der Minister des Maorikönigs es nicht wagen dürfe, nach Auckland zu gehen. Wenn schon gegen unbedeutende Häuptlinge das versprochene freie Geleit gebrochen worden sei, so stünde nur zu befürchten, daß man gegen ihn, den man den Königsmacher nenne, noch weniger gewissenhaft verfahren würde.

Gouverneur Grey entschloß sich, dem schwierigen Gegner noch einen Schritt entgegenzukommen. Er besuchte in Begleitung seines Privatsekretärs und eines Ministers die Stämme der Eingeborenen am unteren Waikato. Dort wurde er aufs Feierlichste empfangen und bewirthet, aber er bekam keinen Häuptling zu Gesicht; sie ließen sich sämmtlich damit entschuldigen, daß die Wege im Innern des Landes zu schlecht zum Reisen seien. Darauf schickte Grey den ersten Minister Fox direkt zu Thompson. Dieser aber verließ sein Haus, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß der Gesandte von Auckland abgereist sei, und kehrte erst wieder zurück, nachdem Fox fünf Tage lang vergeblich auf diese Rückkehr gewartet und seine eigene Rückreise nach Auckland angetreten hatte.

Um aber den Gouverneur über seine Absicht durchaus ins Klare zu bringen, richtete Thompson am 21. Jan. 1862 ein Schreiben an die Regierung, in welchem er nach vielen Versicherungen seiner Friedensliebe sich entschieden weigerte, die Streitfrage wegen des Landes am Waitarafluß durch ein Schiedsgericht zum Austrag bringen zu lassen.

Dennoch war zu jener Zeit die Hoffnung auf eine gütliche Beilegung des unseligen Streites noch so allgemein, daß sogar einige in der Nähe Aucklands wohnende Maori-Stämme sich bei den am 29. Januar 1862 im Hafen der Stadt veranstalteten Regattas (Schifferstechen) mit ihren Kriegskanoes und ihren Kriegern einfanden, um den Pakeha das Schauspiel eines friedlichen Wettkampfes zu gewähren. Mehrere andere, etwas entfernter von Auckland wohnende Stämme waren gleichfalls zu diesem Wettkampf eingeladen worden; sie hatten es jedoch abgelehnt, zu kommen, obschon man den Ruderern eines jeden Bootes, welches in den Hafen einlaufen würde, um an den Regattas Theil zu nehmen, einen Preis zugesichert hatte, womit dieselben für die Anstrengungen entschädigt werden sollten, welchen sie sich unterziehen mußten, um mit den großen Kanoes über's Meer nach Auckland zu fahren. Die Maori erklärten aber, diese Anstrengungen seien ihnen zu groß! Wer da weiß, wie wenig die Maori körperliche Anstrengungen scheuen, mußte sich schon damals sagen, daß dies nur eine leere Ausrede war, und die Folgezeit bestätigte die Richtigkeit dieser Ansicht vollkommen. Die Maori-Stämme am Waikato, an der Plentybai und an anderen Orten benützten vielmehr die Zeit des Waffenstillstandes nur zu Vorbereitungen für einen neuen Krieg.

Auch Gouverneur Grey wollte diese Zeit so gut als möglich verwenden, und bei der Wiedereröffnung des neuseeländischen Parlaments, welche in Wellington am 14. Juli 1862 stattfand, erstattete er nicht nur Bericht über die verschiedenen erfolglosen Versuche, den Streit zwischen den Kolonisten und den Maori beizulegen, sondern konnte auch hinzufügen, daß er nicht versäumt habe, durch Herbeiziehung von weiteren Truppen aus Indien wichtige Maßregeln zu ergreifen, um bei einem Wiederausbruch der Feindseligkeiten gerüstet zu sein. Als das wichtigste Unternehmen seiner Verwaltung bezeichnete aber der Gouverneur den projektirten Bau von Heerstraßen nach dem Innern des Landes, welcher von den Truppen ausgeführt werden sollte. Er hob dabei zu gleicher Zeit hervor, daß solche Straßen selbstverständlich auch für spätere Friedenszeiten von dem größten Nutzen für das Land werden müßten, da sie eben die besten Mittel zur Hebung des Verkehrs abgeben würden. Grey verlangte gleichzeitig die Ermächtigung zur Aufnahme eines Anlehens von 100,000 Pfund Sterling, welche er auch in der That erhielt. Auf der anderen Seite mußte der Gouverneur der Gesetzgebenden Versammlung allerdings auch bemerklich machen, daß die heimatliche Regierung „es am liebsten sehen würde, wenn die Kolonie für ihre Vertheidigung selbst sorgte", und Grey empfahl deshalb, um dies wenigstens anzubahnen, die Bildung von Miliz- und Freiwilligencorps in der ganzen Kolonie und in ähnlichem Umfange, wie solche

bereits in den vom Krieg unmittelbar heimgesuchten Gegenden organisirt worden waren.

Fast zu derselben Zeit, als Grey dem neuseeländischen Parlamente seine Mittheilungen und Vorschläge machte, tagte auch eine Versammlung der Maori-Häuptlinge bei Pukitotaro (im Distrikt Otaki, nördlich von Wellington am Manawatuflusse) unter dem Vorsitz des Königs Potatau II. Die Beschlüsse dieses Maori-Parlaments waren durchaus anderer Natur als die des Kolonial-Parlaments in Wellington. Die Maori-Gesetzgeber wollten nämlich eine Gesetzsammlung anlegen und erließen als erstes Stück derselben das nachstehende, in mehrfacher Beziehung interessante „Manifest".*)

„Dies ist ein Manifest, welches Gesetze einführt. Befohlen durch die Gesetzmacher des Königs Matu-Taera Potatau und mit der vollen Zustimmung seines Rathes (Runanga) zu diesen Gesetzen. Beschlossen am 25. Tage des Juni 1862.

Gesetz I. Gott ist das Haupt für alles Volk auf der Welt.

Gesetz II. Gott ist die große Macht (Mana) über alle Mächte (Nga-Mana) auf der Welt.

Gesetz III. Laßt die Menschen Gott fürchten und seinen Gesetzen gehorchen.

Gesetz IV. Laßt die Liebe der Menschen zu Gott groß sein; laßt sie auch standhaft sein in der Religion (Whakapano) und laßt sie die Menschen lieben.

Gesetz V. Gott ist das Haupt des Königs. — Der König ist das Haupt der Menschen. — Laßt die Menschen die Gesetze des Königs ehren.

Dieses sind seine Gesetze:

1. Wenn ein Mann einen anderen Mann tödtet, so soll er nach dem Gesetz des Königs erschlagen werden.
2. Wenn ein Mann stiehlt, so soll er nach dem Gesetz des Königs gepeitscht werden (Whiua).
3. Wenn ein Mann ein Stück Land verkauft, so soll er nach dem Gesetz des Königs gepeitscht werden.
4. Das Urtheil der Königin (von England) soll nicht für die Männer des Königs gelten.
5. Wenn ein Unterthan des Königs eine Vorladung der Königin (von England) erhalten sollte, so soll dieselbe durch Feuer zerstört werden.
6. Die Unterthanen des Königs sollen den Vorladungen der Königin keinen Gehorsam leisten.
7. Was Einer den Pakeha an Geld schuldig ist, soll er ihnen genau bezahlen.
8. Wenn ein Unterthan des Königs Dinge stehlen sollte, die einem Weißen gehören, so soll es an dem König sein, ihn zu richten.
9. Die Landverpachtungen sind verboten. Sollten Schafe in irgend eine Gegend kommen, so sollen sie ohne Weiteres getödtet werden.

„O Freunde! Hier sind Gesetze für Euch Alle, wo Ihr auch an irgend einem Orte unseres großen Vaterlandes**) wohnen möget.

*) Nach einer englischen Uebersetzung. **) Aotearoa, dichterische Bezeichnung für Neu-Seeland.

„Wenn Du diese Gesetze verachtest, so sollst Du getödtet werden (Mate). Dies ist zur Warnung für Dich; verstehe es, Du sollst nicht stille sitzen und sagen, Du seist nicht gemeint.

„Diese Gesetze sind festgestellt für alle Zeiten.

„Ausgefertigt von allen Räthen (Runanga) von Tainui. Pukitotara, Distrikt von Otaki."

Nach dem Bekanntwerden dieses Manifestes konnte kein Zweifel mehr über Ziel und Zweck des Maori-Aufstandes bestehen; die Partei der Land-League und die Königspartei arbeiteten gemeinschaftlich daran, sich von der Herrschaft der Engländer loszumachen. Die Frage um den Landbesitz an der Waitara war dadurch eigentlich ganz in den Hintergrund gedrängt worden, und man durfte jetzt im Voraus sicher sein, daß bei einem etwaigen Wiederbeginn des Kampfes derselbe zu einem wahren Unabhängigkeitskriege der Maori auf ganz Neu-Seeland werden würde.

Trotzdem hielt der Gouverneur immer noch an der Hoffnung fest, daß Thompson unter gewissen Umständen sich dennoch auf einen Friedensschluß einlassen würde, und im September 1862 beschloß Grey, den starrsinnigen Maori-Minister in eigener Person zu besuchen. Heimlich und nur von einem einzigen Diener begleitet, verließ der Gouverneur Auckland und überraschte den erstaunten Mann in Ngaruawahia, seiner und des Königs Residenz. Der König selbst war nicht zugegen; so mußte der Minister den unwillkommenen Gast empfangen.

Grey versuchte es auf jegliche Weise, Thompson zu veranlassen, Friedensanträge zu stellen. Umsonst. Grey in seinem Eifer, die Streitsache endlich auszugleichen, kam Thompson immer mehr entgegen und erklärte endlich, daß nach seiner Ansicht die Eingeborenen hinsichtlich des Landes an der Waitara völlig im Recht gewesen seien, und daß er bereit wäre, ihnen dasselbe zurückzugeben, im Falle die Maori ihrerseits das eroberte Land im Tataraimaka-Distrikt gleichfalls herausgeben wollten. Das war es aber, was Thompson so lange Zeit angestrebt hatte. Der Gouverneur, der oberste Beamte der Regierung, hatte ihm ohne Rückhalt zugegeben, daß die Engländer einen ungerechten Krieg gegen die Maori begonnen hätten. Thompson erwiderte, daß sie gerne das Land an der Waitara zurücknehmen wollten, daß er jedoch wegen des von den Maori eroberten Landes bedaure, solches den vertriebenen Eigenthümern nicht zurückgeben zu können, bis den Maori vollständige Entschädigung geleistet worden sei für die mannichfachen Verluste und die Zerstörung ihres Eigenthums, welche sie während des nunmehr als ungerecht erkannten Krieges erlitten hätten. Der Maori-Minister verlangte also nicht weniger, als daß die britische Regierung Denjenigen, welchen sie für Rebellen erklärt hatte, eine Vergütung für zugefügte Beschädigungen gewähren sollte. Diese Bedingung, so sehr sie dem wahren Recht auch entsprechen mochte, glaubte aber der Gouverneur nicht gewähren zu können, ohne die Ehre der britischen Regierung öffentlich bloß zu stellen, und da Thompson sich auf gar nichts Anderes einlassen wollte, so schied der Gouverneur von Thompson.



Zusammenkunft zwischen Maori und Ansiedlern.

Vorher erklärte er jedoch, daß er, Grey, sich für berechtigt halte, das Taraimaka-Land ohne vorhergehende Kündigung des Waffenstillstandes in Besitz zu nehmen. Thompson seinerseits stellte zwar eine solche Befugniß aufs Entschiedenste in Abrede, aber nichtsdestoweniger verfügte sich Grey im April 1863 nach Taranaki und ertheilte dem General Cameron den Befehl, das Land mit Truppen zu besetzen. Die Eingeborenen leisteten auch keinen Widerstand; aber sie holten sich Verhaltungsbefehle vom Waikato, und nachdem diese angekommen waren, ergriffen sie wieder die Waffen.

In anderen Gegenden des Landes bestanden zu jener Zeit zwischen den Eingeborenen und den Engländern noch ganz friedliche Beziehungen. An der Hawkesbai z. B., bei dem Pa Whakairo, einem Maori-Dorfe, das einige Stunden von Napier entfernt liegt, fand am 20. Juli 1863 die feierliche Einweihung einer großen Getreidemühle statt, bei welcher Gelegenheit Weiße und Farbige noch aufs Freundlichste mit einander verkehrten. Das Geld zur Erbauung dieser Mühle war zum größten Theil von der Regierung gegeben worden, und darum erhielten die Regierungsbeamten und die Ansiedler von den Eingeborenen die Einladung, bei ihrer Einweihung zugegen zu sein; sogar Damen scheuten sich damals nicht, unter denselben Maori zu erscheinen, die sich wenige Jahre später als die grimmigsten Feinde der Europäer erweisen sollten. Allerdings fragten die Maori schon damals: „Warum werden überall im Lande Befestigungen angelegt und Soldaten gedrillt? — Es ist ja keine Veranlassung zu solchen Vorbereitungen", sagten sie. „Wir waren immer Eure Freunde und haben Euch nie Ursache zu einem Verdacht gegen uns gegeben, noch haben wir Euch mißtraut. Aber wir sind im Zweifel, was solche Vorgänge zu bedeuten haben." Der Superintendent Mac Lean, ein gewandter Mann, antwortete den Maori in ihrer Muttersprache. Er sagte ihnen, daß es bei den Engländern so Brauch sei, auch in Zeiten des Friedens die Miliz von Zeit zu Zeit einzuberufen, um sie in der Waffenübung geschickt zu erhalten, daß aber auch zu befürchten stände, die Waikato-Krieger möchten Napier überfallen, so daß also die Befestigungen nicht gegen die Bevölkerung der Umgegend, sondern gegen die feindlichen Stämme im Innern gebaut würden. Und der Redner war so erfolgreich in seinen Auseinandersetzungen, daß die Eingeborenen sogar alsbald eine Erklärung unterschrieben, worin sie nicht nur versprachen, Frieden mit den Pakeha zu halten, sondern ihnen auch gegen feindliche Stämme beizustehen.

Die Abbildung auf S. 83 zeigt ziemlich in der Mitte Mac Lean, den Superintendenten, im dunklen Kleide; vor ihm auf dem Karren sitzt Porokuru, ein angesehener Maori, der sich herbeifahren ließ, da er vor Alter weder gehen noch stehen konnte. Er war der Erste, der die Friedenserklärung unterzeichnete. In den ganz im Vordergrunde sichtbaren Gefäßen hatten die Maori ihren Gästen „Titi" mitgebracht, kleine Vögel, welche in ihrem eigenen Fett gekocht und aufbewahrt werden und bei den Maori als außerordentliche Leckerbissen gelten. Dieselben sind allerdings sehr nahrhaft, aber für europäische Gaumen unangenehm süß.

Während man sich in Papier noch damit schmeichelte, welch günstigen Eindruck diese Versammlung mit der Ergebenheitsadresse der Maori auf die benachbarten Stämme haben werde, war es im Westen der Insel schon seit Wochen zu schlimmen Händeln gekommen.

Am 4. Mai 1863 erschossen nämlich die Eingeborenen den Leutnant Targett, der mit acht Mann abgeschickt worden war, um Holz auf dem früher erwähnten Tataraimakalande fällen zu lassen. Damit begann der Krieg von Neuem!

Zunächst wurde am 18. Mai ein Trupp Maori von einem Theile des 57. Regiments völlig vernichtet, und da die Eingeborenen bis zum 4. Juni die „Mörder" Targett's und seiner Leute nicht herausgegeben hatten, weil, wie sie behaupteten, die Weißen den Waffenstillstand hinterlistig gebrochen hätten, dadurch, daß sie das Land in Besitz nehmen wollten, so setzte der Gouverneur seine Drohung, sie zu „besuchen", mit summarischer Eile ins Werk. Mit Tagesanbruch am 4. Juni war die Landmacht auf dem Marsche gegen eine von dem Feinde aufgeworfene Schanze am Katikara, einem kleinen, vom Berg Egmont herabstürzenden Flüßchen. Eine Batterie unterstützte die Bewegungen der Infanterie, und der Gouverneur selbst, der mit dem Schiffe „Eclipse" in die Mündung des Katikaraflusses gefahren war, ließ die Maorischanze aus einer hundertpfündigen Armstrongkanone bombardiren. Nach einer Stunde war die Schlacht gewonnen, d. h. die Maori waren aus der Schanze vertrieben und, wie der Bericht hinzufügt, „die Truppen machten Kehrt und marschirten im Geschwindschritt wieder der Stadt zu!" Die Engländer hatten bei dieser Affaire einen Todten und zehn Verwundete.

Die Abbildung zeigt die gewöhnliche Anordnung der von den Maori errichteten Verschanzungen. Die Hauptmacht der Besatzung befindet sich im Innern eines von vier Seiten durch steile Erdwälle abgeschlossenen Raumes; gewöhnlich werden an der Vorderseite des Werkes zwei oder drei Wälle mit Gräben angebracht, wie solches gleichfalls aus der Abbildung zu ersehen, auf welcher die Fronte der Schanze nach der rechten Seite, d. h. dem Flusse, zugewendet ist. Endlich werden die Vorderseite und die Flanken noch durch Schützengräben (rifle-pits) besonders gedeckt. Dies sind schmale, grubenartige Vertiefungen, in welchen sich die Schützen verbergen können, ohne in der Handhabung ihrer Waffen gestört zu sein. Bei vielen Gelegenheiten fügten die Maori den Engländern aus diesen Schlupfwinkeln den empfindlichsten Schaden zu, ohne daß man die Schützen aus ihren Verstecken vertreiben konnte. Die Engländer ihrerseits versäumten jedoch auch nichts, was ihnen einigen Vortheil zu bringen versprach. So ließen sie namentlich bei diesem Treffen zum ersten Male ihre rothen Röcke zu Hause, die sie früher stets zu so bequemen Zielscheiben gemacht hatten, und zogen blaue Kittel an, um sich besser vor den scharfblickenden Maori verbergen zu können.

Die „Mörder" Targett's waren gezüchtigt. Da zeigte es sich aber plötzlich, daß der Krieg eine gänzlich ungeahnte Ausdehnung gewann.

Wie ein Lauffeuer ging der Aufstand durch Neu-Seeland. Nach allen Theilen des Landes, selbst nach der nur von einigen Tausend Maori bewohnten Südinsel, waren Sendboten ausgeschickt worden, um die Eingeborenen aufzufordern, allerorts zu gleicher Zeit über die Weißen herzufallen und sie zu tödten, oder wenigstens zu zwingen, Neu-Seeland zu verlassen. Der Anfang des so lange prophezeiten Unabhängigkeitskrieges, zu welchem sich die Maori während des Waffenstillstandes nach Möglichkeit gerüstet hatten, war also da. Anfangs Juli 1863 müssen wol schon 8000 Maori unter den Waffen gestanden haben, und die Zeitungen berichteten sogar, daß sie sich im Besitz von vier Kanonen befänden. Diese scheinen übrigens bald unbrauchbar geworden zu sein, oder sie kosteten die Maori zu viel Pulver für das, was sie damit ausrichteten. Schießpulver war aber von jeher ein sehr theurer Artikel im Maori-Lande.

Wie schon früher erwähnt, war den Insurgenten zwar immer Pulver zugeschleppt worden, mußte aber enorm theuer bezahlt werden, und es schien ungemein wichtig, daß man die Zubereitung dieses zur Kriegführung so ganz unentbehrlichen Materials selbst besorgen lernte. So ist es erklärlich, welcher Jubel unter den Maori herrschte, als die beiden Häuptlinge Wiremu Toetoe und Hamara Rerehau, welche im Jahre 1859 mit der österreichischen Fregatte „Novara" die Reise nach Europa angetreten hatten, im Jahre 1861 in ihre Heimat zurückgekehrt waren, und erzählten, daß sie in Oesterreich auch die Schießpulverfabrikation kennen gelernt hätten. Toetoe, dessen Bildniß die Anfangsvignette, S. 1, vorführt, machte verschiedene Probeversuche, es ging jedoch nicht Alles gut; der Experimentator erhielt bei einem seiner Versuche furchtbare Brandwunden; schließlich gelang es ihm aber doch, ein Schießpulver herzustellen, welches sich als brauchbar erwies. Eine Pulvermühle wurde eingerichtet, und die Maori machten sich mit einem Artikel mehr von den Europäern unabhängig. Auch für das Blei verschafften sie sich einen Ersatz. Die jungen Aeste des Puriri-Baumes, dessen Holz eine ziemlich bedeutende Schwere besitzt, wurden, zu passenden Stückchen geschnitten, anstatt Kugeln verbraucht. Trafen sie auch nicht so sicher, wie bleierne Geschosse, da sie, ihres geringeren Gewichtes wegen, leichter durch einen Luftzug von ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt wurden, so blieben sie doch immer recht brauchbar, wo es sich nur darum handelte, auf die in geschlossenen Kolonnen aufmarschirenden Soldaten zu feuern. Endlich verschafften sich die Maori auch Zündhütchen dadurch, daß sie die Seiten der schon einmal verbrauchten Zündhütchen wieder zurecht bogen und mit der Zündmasse von Streichhölzern füllten.

Aber nicht zufrieden mit diesen Anstrengungen, die für die Fortsetzung des Krieges von einer immerhin nicht gering anzuschlagenden Bedeutung sein mußten, versuchten es die Maori sogar, den Engländern auch auf das Gebiet des geistigen Kampfes zu folgen. Die beiden Häuptlinge, welche in Europa gewesen waren, hatten in der Staatsdruckerei in Wien die Buchdruckerkunst erlernt und von dem Kaiser von Oesterreich eine Druckerpresse und das nöthige Schriftzeug erhalten.



Erstürmung des Pa Katikara durch das 57. Regiment.

Nachdem sie nun in ihre Heimat zurückgekehrt waren, unternahmen sie die Gründung und Herausgabe einer Maori-Zeitung, in welcher das Recht der Eingeborenen vertheidigt und der Kreuzzug gegen die Weißen gepredigt wurde.

Die Absicht der Maori war offenbar, während die englischen Streitkräfte in Taranaki beschäftigt wären, vom Waikato her nach Auckland vorzudringen, und, wie sie sich ausdrückten, das Ungethüm, das sie bis jetzt nur an den Händen und Füßen bekämpft hätten, einmal am Kopfe anpacken zu können. Einzelne Abtheilungen von Rebellen durchzogen bereits die von den Europäern in Besitz genommenen Länderstrecken, und es war offenbar Gefahr im Verzuge. Deshalb wurde vom Gouverneur beschlossen, den Maori zuvorzukommen und den Feldzug gegen die Stämme am Waikato alsbald zu eröffnen. Bei der imposanten Streitmacht, über welche die Engländer verfügen konnten, mit Einschluß der Freiwilligen nämlich 12,000 Mann, hoffte man denselben in Kurzem siegreich zu Ende zu führen.

General Cameron kehrte aus Taranaki nach Auckland zurück und sammelte bis Anfangs Juli 1863 eine hinreichende Zahl von Truppen mit dem erforderlichen Kriegsbedarf und Proviant in der Gegend von Drury am Manukau-Hafen (einige Stunden südwärts von der Hauptstadt), an welchem Orte schon früher eine große Schanze errichtet worden war. Sodann wurden zwei Dampfschiffe ausgerüstet und an die Mündung des Waikato geschickt, um gleichfalls Soldaten, Munition und Lebensmittel dahin zu bringen und die Operationen der Landarmee vom Flusse aus zu unterstützen. Am 12. Juli überschritten die Engländer, etwa 800 Mann stark, das Flüßchen Mangatawhiri, besetzten die Höhen von Tuakau und verschanzten sich daselbst. Etwa 1000 Maori, begleitet von vielen Weibern und Kindern, welche Munition herbeischleppten und die Gewehre luden, griffen am 13. Juli die Stellung der Engländer an, wurden jedoch nach einem hartnäckigen Gefecht zum Rückzuge gezwungen, den sie in guter Ordnung ausführten.

Der englische Befehlshaber hatte in Erfahrung gebracht, daß die Neu-Seeländer in einiger Entfernung bei Mere-Mere einen großen Pa errichtet hätten. Er muß es aber nicht für räthlich gehalten haben, dieselben bis dahin zu verfolgen, sondern blieb 12 volle Wochen in seiner Verschanzung in Tuakau, um Verstärkungen aller Art herbeischaffen zu lassen. Zwei Monate lang waren 1500 kräftige Packpferde ununterbrochen beschäftigt, Schießbedarf und Lebensmittel für das immer größer werdende Heer von Auckland nach Tuakau zu bringen. Zu Anfang Oktober befanden sich endlich an 7000 Mann am Waikato beisammen, und nun setzte sich die Armee in Bewegung.

Die Befestigungswerke von Mere-Mere waren unterdessen so beträchtlich verstärkt worden, daß es gewagt erschien, den Angriff auf die Fronte derselben zu unternehmen. Die Rückseite schien schwächer, und Cameron beschloß, hier anzugreifen. Als jedoch die Maori merkten, daß sie umgangen werden sollten, räumten sie die ganze, mit so viel Mühe und Fleiß ausgeführte Verschanzung, ohne nur einen einzigen Schuß abgefeuert zu

haben, und am Nachmittag des 13. Oktober besetzten 500 Engländer das verlassene und völlig leere Werk. Die Maori hatten nämlich, von den vorhergegangenen starken Regengüssen begünstigt, alle in dem Pa befindlichen Vorräthe in Kanoes auf zwei kleinen Nebenflüssen des Waikato einschiffen können, ohne daß die Engländer dies zu hindern vermochten, da das Land nach dieser Richtung hin weit und breit überschwemmt und in einen Sumpf von ungeheurer Ausdehnung verwandelt war.

Langsam zog das englische Heer im Thale des Waikato weiter aufwärts. Dieses Thal verbreitert sich mehr und mehr und bildet bald ein förmliches Becken, das sogenannte untere Waikato-Becken. Zu beiden Seiten des Flusses dehnen sich weithin zahlreiche Seen, welche von frischgrünen Wäldern umsäumt sind, während das übrige, sie umgebende Land einen raschen Wechsel von unwegsamen Moräften, fruchtbarem Ackerboden und einförmigen, mit Farrenkraut (Pteris) bewachsenen Heiden bildet. Fast mitten in diesem breiten Flußthale, das ringsum von grün bewaldeten Höhen begrenzt ist, liegt als Hauptort das Maori-Dorf Rangiriri, vielleicht fünf Stunden von Mere-Mere aufwärts. Dieser Ort war stark verschanzt, mit einem tiefen Graben rings umzogen und von gewaltigen Pallisaden umgeben worden. Unzweifelhaft wäre hier eine Position gewesen, in der eine hinreichende Besatzung eine Belagerung für längere Zeit hätte aushalten können. Die ausgedehnten Werke waren jedoch nur von 500 Eingeborenen vertheidigt, welche am 20. November von den an Zahl weitaus überlegenen, mit Armstrongkanonen und anderen Zerstörungswerkzeugen ausgerüsteten Engländern angegriffen wurden. Zuerst warfen die Angreifer einige Stunden lang feurige Bomben in den Ort und wurden dabei von den gleichfalls zur Belagerung herbeigekommenen zwei Dampfschiffen kräftig unterstützt. Danach wurde zwei Mal Sturm gelaufen, jedoch beide Mal vergeblich, und unterdessen war die Dunkelheit hereingebrochen. Die ganze Nacht hindurch hörte das Gewehrfeuer von beiden Seiten nicht auf und des anderen Morgens, als die Engländer damit umgingen, einen Laufgraben anzulegen, bemerkten sie, daß eine Abtheilung Eingeborener durch die Sümpfe zu entfliehen suchte. Alsbald wurden Truppen nach jener Gegend abgeschickt, welche jedoch die Fliehenden nicht mehr einholen und nur verhindern konnten, daß auch die übrigen in dem Orte befindlichen Maori entwischten. Dieser Rest der Besatzung zog die weiße Flagge auf und ergab sich ohne weiteres Blutvergießen; 183 Männer und 2 Frauen wurden zu Kriegsgefangenen gemacht und 175 Gewehre erbeutet; aber Potatau und Thompson, die sich damals in Rangiriri befunden hatten, waren glücklich mit den zuerst Entflohenen entkommen, wie Cameron später erfuhr.

Die Engländer hatten gehofft, die schwere Niederlage von Rangiriri werde die Maori dazu bestimmen, um Frieden zu bitten. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als eine vergebliche, nachdem sogar ein von dem Gouverneur eigenhändig an Thompson gerichtetes Schreiben von diesem unbeantwortet gelassen wurde, und so blieb nichts übrig, als den Krieg fortzusetzen und die Maori weiter ins Innere des Landes zu verfolgen.

Merkwürdiger Weise hatten diese den Taupiri-Paß unvertheidigt gelassen, und am 6. Dezember konnte Cameron von Ngaruawahia, des Königs Residenz, Besitz nehmen. Dort befand sich die Grabstätte Potatau's I., welche durch Cameron's Soldaten von Grund aus zerstört wurde. Die Maori waren aber vorsichtig genug gewesen und hatten die Gebeine des alten Königs schon vorher daraus entfernt.

Nun befanden sich die Engländer an einem zweiten, noch weit ausgedehnteren Thalkessel, als das schon erwähnte untere Becken, nämlich an dem sogenannten mittleren Waikato-Becken, das mit kleineren und größeren Seen geradezu besäet ist und in welchem sich solch weite und gefahrdrohende Sümpfe befinden, daß das Vordringen der Truppen in dieser Gegend als ein gewaltiges Wagniß angesehen werden mußte. Indessen ist es ja in aller Welt hinlänglich bekannt, welche Wunder das Geld zu bewirken vermag. Auch in Neu-Seeland fanden sich Leute, die „gegen Vergütung" den Eroberern die Pfade durch die Sümpfe zeigten; ja einer dieser Verräther führte die Truppen so gut, daß sie, ohne vom Feinde bemerkt worden zu sein, plötzlich dicht vor dem über acht geographische Meilen vom Taupiri-Paß entfernten, durch Sümpfe und Wälder vor einem Angriff völlig geschützt gehaltenen Orte Rangiawhia erschienen und in den Ort eindringen konnten, ehe die Maori sich nur von ihrer Bestürzung hatten erholen können. Dennoch wehrten sie sich aufs Hartnäckigste, und erst, nachdem die Engländer durch Ströme von Blut gewatet und über Berge von Leichen geklettert waren, konnten sie sich zu Herren des Platzes machen.

Der Verlust von Rangiawhia war ein sehr harter Schlag für die Eingeborenen, denn hier waren Lebensbedürfnisse und Kriegsmaterial in Masse für sie aufgespeichert; dennoch verloren die tapferen Männer nicht den Muth. Sie wußten, daß sie einen Kampf auf Leben und Tod kämpften, daß der Ausgang dieses Krieges das Schicksal ihres Volkes für immer entscheiden würde, und so beschlossen sie, das Aeußerste zu wagen, obwol schon viele der besten Krieger gefallen waren und bei dem Verrath in den Reihen der Volksangehörigen selbst nicht vorauszusehen war, welches Schicksal ihnen Allen in kürzester Frist vielleicht bevorstehen konnte, denn der Feinde Uebermacht war zu groß, und nur die äußerste Tapferkeit und das treueste, unbedingteste Zusammenhalten konnte ihnen noch einige Aussicht auf einen wirklichen Erfolg verschaffen.

Wol war den Maori aus den Zeitungen und auf anderem Wege bekannt geworden, daß die Engländer auf Neu-Seeland selbst in zwei große Parteien geschieden waren und daß die ihnen freundliche Partei mit jedem Tage an Bedeutung gewann. Nicht minder wußten sie auch, daß der Gouverneur selbst den Wunsch, Frieden zu schließen, so lebhaft gezeigt hatte, daß man sogar den Schluß daraus zog, die Regierung in London werde die große Zahl von Soldaten nicht mehr lange auf Neu-Seeland lassen, sondern sie — vielleicht sehr bald — abberufen. In der That hatte der Kolonial-Sekretär in London in einer seiner Depeschen die Möglichkeit eines solchen Falles durchblicken lassen und die Kolonisten dadurch

in nicht geringe Unruhe versetzt. Wenigstens aber hatten die Maori Kunde davon bekommen, daß die Regierung in England den ganzen Feldzug gegen die Waikato-Stämme gemißbilligt und verlangt hatte, die Kolonie solle die Kosten desselben tragen. Das hätte für Neu-Seeland zunächst eine ungeheure Schuldenlast ergeben, denn der Krieg hatte schon enorme Summen verschlungen, von welchen nur der kleinere Theil aus der Kolonialkasse, der größere aber aus dem englischen Schatzamt gezahlt worden war. Und wo hätten die englischen Kolonisten auf Neu-Seeland Soldaten auftreiben sollen, wenn ihnen die heimische Regierung keine mehr geben wollte! Es war sonach offenbar, daß der Krieg sein Ende erreichen mußte, sobald die Regierung in England Ernst damit machte, ihre Truppen zurückzuziehen oder der Kolonie die Bezahlung der Kriegsschulden aufzubürden. Zu alledem gesellte sich noch der Umstand, daß der Gouverneur Grey und der General Cameron ganz verschiedenen Ansichten über die zu ergreifenden Maßregeln huldigten und im neuseeländischen Parlament die Deputirten von der Südinsel durchaus keine Neigung mehr zeigten, für diesen Krieg ferner Geld zu bewilligen. Und ganz natürlich! Auf der südlichen Insel wohnten nur wenige Maori und diese lebten obendrein mit den Kolonisten im tiefsten Frieden. Der Grund und Boden aber gehörte schon ganz oder zum weitaus größten Theile den Europäern.

Alle diese Umstände mußten natürlicher Weise dazu beitragen, die Maori in ihrem Widerstande zu bestärken, und da die Rebellion in den letzten Monaten des Jahres 1863 sich auch wieder über Taranaki ausgebreitet hatte und an der Bay of Plenty und an anderen Orten neuen Boden gewann, so beschlossen die Eingeborenen, die letzten und stärksten Festungen des Waikato-Distriktes, welche sich noch in ihren Händen befanden, aufs Aeußerste zu vertheidigen, in der Hoffnung, daß die nächsten Wochen vielleicht eine ihnen günstige Wendung der Dinge bringen möchten. Es waren dies die beiden Orte Maungatantari und Orakau, einige Stunden von Rangiawhia entfernt, die durch geschickt angelegte Erdwerke in ziemlich starke Plätze umgeschaffen waren. Außer diesen mußten die Maori noch einen dritten Platz, Awamutu, vor dem Andrängen der Feinde zu schützen suchen, in welchem sie die Weiber und Kinder der in den Kampf gezogenen Männer untergebracht hatten. Die Engländer ihrerseits hatten sich nach der Einnahme Rangiawhia's bei Pukerima verschanzt, und Brigadegeneral Carrey erhielt, nachdem noch eine ungeheure Menge Schießbedarf und Proviant dahin geschafft worden war, den Befehl, gegen Awamutu vorzugehen.

Im März 1864 kam jedoch durch Maori-Spione die Nachricht, daß die Werke von Orakau bedeutend vergrößert würden. Solches zu verhindern, beschloß Carrey, zuerst einen Angriff gegen diese Festung zu unternehmen, und zog demnach mit 1000 Mann vor Orakau, das nur von etwa 300 Kriegern unter Rewis' eigenem Befehle vertheidigt wurde. Der Platz wurde ringsum eingeschlossen und zwei Mal der Sturm versucht, jedoch beide Mal kräftig abgeschlagen. Die dabei auf Seiten der Engländer erlittenen Verluste ließen es räthlich erscheinen, diese Art des Angriffs

aufzugeben und eine förmliche Belagerung zu beginnen. Zu dem Ende wurden noch 1000 Mann Verstärkungstruppen herbeigeholt und die Arbeit in den Laufgräben angefangen. Am 2. April waren diese so weit gediehen, daß die Engländer von ihnen aus Granaten in das Werk werfen und zwei Armstrongkanonen in Anwendung bringen konnten. Unterdessen war General Cameron selbst gekommen, um den Angriff zu leiten. Da er erfahren hatte, daß viele Weiber und Kinder in Orakau seien, so forderte er die Belagerten durch einen Parlamentär zur Uebergabe auf, weil der Platz unhaltbar geworden und diesmal keine Aussicht für die Belagerten mehr sei, den Engländern zu entwischen. Aber der Parlamentär erhielt nur zur Antwort: „Ka whaiwhai tonu, ake, ake, ake; wir wollen fechten, immer, immer, immer." Darauf ermahnte Cameron die Unglücklichen, sie sollten ihre Weiber und Kinder aus dem Pa entlassen, und ließ ihnen die Versicherung geben, die Gefangenen sollten gut behandelt werden; aber die Antwort der Maori war: „Unsere Weiber wollen mit uns fechten und sterben und unsere Kinder sind besser Leichen als der weißen Männer Sklaven!"

Nun ertönten im englischen Lager die Signalhörner von allen Seiten und der Sturm begann. Dreimal gingen die Engländer vor, und jedesmal wurden sie mit großem Verlust zurückgeworfen. Beim dritten Male aber unternahmen die Belagerten, in einen dichten Haufen zusammengedrängt, einen Ausfall, um sich durchzuschlagen. Weiber, Kinder und die Häuptlinge waren von ihnen in die Mitte genommen worden, und es glückte den todesmuthigen Kämpfern wirklich, die doppelte feindliche Linie zu durchbrechen. Als sie jedoch die Engländer im Rücken hatten, trennten sich die Maori in kleine Abtheilungen, um vereinzelt den Wald zu erreichen, und das war ihr Verderben. Cameron schickte ihnen die Kavallerie nach und diese hieb die Meisten zusammen. Ueber hundert Leichen, worunter viele Weiber und Kinder, wurden auf dem Schlachtfelde gefunden, aber es konnten nur 31 Gefangene gemacht werden. Von diesen waren zudem 27 Verwundete.

Nun trat aber der sonderbare Fall ein, daß General Cameron nach der Einnahme Orakau's den Feldzug für beendet erklärte, obwol er sehr gut wußte, daß sich noch zwei Festungen, ähnlich wie Orakau, in den Händen der Feinde befanden. Es scheint, daß er es nicht für räthlich hielt, weiter vorzudringen in einem Lande, in welchem sich die Schwierigkeiten mit jedem Schritte vorwärts nur vergrößerten. Auf der anderen Seite war freilich auch deutlich zu sehen, daß die Kraft des Aufstandes gebrochen sein mußte. Der Widerstand der Insurgenten in der Provinz Taranaki, dem ursprünglichen Herde der Rebellion, ließ nämlich genau in demselben Maße nach, wie am Waikato eine Position nach der anderen für die Maori verloren ging. Bereits seit Ende 1863 gelang es in Taranaki nur selten, einen größeren Trupp Maori zu finden, welcher den Kampf annahm. Dennoch wagten es die Engländer nicht, von dieser Seite aus in das Innere des Landes vorzudringen, weil sie auf den schmalen, durch die dichten Wälder führenden Pfaden jeden Augenblick hätten befürchten müssen, auf den

Seiten angegriffen und einzeln niedergemetzelt zu werden. Als aber am 24. März 1864 der etwa vier Stunden von New-Plymouth entfernte Pa Kaitaki von den Engländern genommen worden war, konnte der Feldzug auch in der Provinz Taranaki als beendet angesehen werden.

Es handelte sich jetzt noch darum, dem Aufstand an der Bay of Plenty, der täglich größere Ausdehnung gewann, entgegenzutreten, und dies war um so dringlicher, als die dortigen Ansiedlungen der Europäer völlig wehrlos gelassen worden waren.

Der Ort Tauranga an der gleichnamigen Bai ist der Hauptort der Europäer in jener Gegend; aber bis dicht an diesen Ort reichen die ausgedehnten Besitzungen Thompson's und anderer Waikato-Häuptlinge, und es war den Kolonisten, wie der Regierung, nicht verborgen geblieben, daß die auf diesen Besitzungen wohnenden Maori ihren Landsleuten am Waikato alle mögliche Hülfe leisteten, namentlich viele Felder mit Brotfrucht und mit Kartoffeln bestellten und die später gemachten Ernten nach dem Innern schafften. Allerdings waren auch schon vor Beendigung des Waikato-Feldzuges 600 englische Soldaten unter Oberst Gorre zum Schutz der Ansiedler nach der Bay of Plenty geschickt worden; da dieselben jedoch auf keinen Widerstand stießen, so beschränkten sie sich darauf, sich bei dem kleinen, gleichfalls an der Tauranga-Bucht gelegenen Orte Te Papa zu verschanzen.

Nach der Schlacht bei Orakau zogen viele Maori-Krieger nach der Bay of Plenty, deren flache und fruchtbare Ufer von zwei volkreichen Stämmen bewohnt wurden, den Ngatiporo und einem anderen Zweige der Ngatiawa, welche zusammen an tausend Krieger zu stellen vermochten und welche längst schon am Aufstand Theil genommen hätten, wenn sie nicht durch die näher bei Tauranga wohnenden, den Europäern freundlich gesinnten Stämme der Matata und Arawa abgehalten worden wären. Oberst Gorre verlangte Verstärkungen, und diese trafen bald, mit General Cameron selbst, ein. Fast gleichzeitig erhielten die Engländer die Nachricht, daß die Eingeborenen sich, 300 Mann stark, einige Meilen von Te Papa verschanzt hätten. Die Schanze erwies sich als eine besonders starke. Sie war nämlich nicht nur von dreifachen Wällen und Pallisadenreihen umgeben, sondern hatte vor diesen auch noch mehrere Reihen der schon früher erwähnten Schützengräben (rifle-pits).

Die Engländer hatten sich vorgesehen. Eine 110pfündige Armstrongkanone und acht kleinere, sowie 14 Mörser, bildeten das Werkzeug der Artillerie und 1780 Mann Infanterie und Kavallerie hatten bis zum Abend des 27. April 1864 die Festung ringsum eingeschlossen. Andern Morgens 7 Uhr begann die Kanonade. Die Eingeborenen erwiderten das Feuer, so gut sie dies mit ihren Gewehren zu thun im Stande waren; auch besserten sie den von den Kanonenkugeln angerichteten Schaden nach Möglichkeit aus, konnten aber nicht verhindern, daß nach einigen Stunden eine Bresche geöffnet wurde, welche den Engländern groß genug schien, um einen Sturmangriff möglich zu machen. Eine auserlesene Truppe von 300 Mann bildete

die Sturmkolonne, und eine Reserve von gleicher Anzahl war zur Unterstützung der Stürmenden bestimmt.

Alles ging nach Wunsch der Engländer. Die Stürmenden waren bereits in der Schanze und die Maori machten Anstalten, dieselbe auf der Rückseite zu verlassen. Da fanden sie den Weg durch ein ganzes Regiment Engländer verlegt, und nun wendeten sie sich mit rasender Wuth wieder um gegen die anstürmenden Truppen, welche plötzlich den Kopf verloren und die Flucht ergriffen. „There are thousands of them!" „Tausende sind da drinnen", schrieen sie und nichts vermochte ihre Flucht aufzuhalten. Die Reserve eilte herzu, Alles umsonst. Nun begannen auch die in den Schützengräben versteckten Maori ein mörderisches Feuer, und den Engländern blieb nichts übrig, als sich schleunig in ihr verschanztes Lager zurückzuziehen. Andern Tages war der Pa verlassen und es wurden in Allem nur zehn getödtete Maori gefunden, die Engländer dagegen hatten 47 Todte und 106 Verwundete, von welchen noch die Meisten ihren Wunden erlagen.

So glänzend nach dieser Eröffnung des Feldzuges an der Bay of Plenty die Sache für die Maori stand, so mußten sie doch bald wieder die Erfahrung machen, daß sie bei aller Tapferkeit den überlegenen Waffen und Streitkräften der Engländer auf die Dauer nicht Stand halten könnten. Der Feldzug in jenem Theile des Landes wurde aber insbesondere noch dadurch abgekürzt, daß die Arawa, von den Engländern durch Geld gewonnen, sich mit den Unterdrückern ihres Volkes vereinigten, und es den Engländern von da an möglich wurde, die zurückweichenden Feinde in die Wälder hinein verfolgen zu lassen.

Mit der im Juli 1864 erfolgten Einnahme des einige Stunden landeinwärts gelegenen Pa von Te Ranga konnte auch der Feldzug an der Plenty-Bai als beendet angesehen werden; wenigstens richtete General Cameron unterm 6. August eine Depesche an den Minister des Auswärtigen des Inhalts: „Am 5. und 6. August hat der Gouverneur von Neu-Seeland eine Zusammenkunft mit den Eingeborenen von Tauranga gehabt, wobei letztere sich unbedingt der Herrschaft der Königin unterwarfen und ihren Landbesitz dem Gouverneur zur Verfügung stellten. Es ist ihnen erlaubt worden, auf ihre Ländereien, von welchen nur ein kleiner Theil eingezogen werden soll, zurückzukehren."

Gerade diese Konfiskationen sind es aber, welche das Verfahren der Engländer gegen die Maori in einem so äußerst schlimmen Lichte erscheinen lassen und welche in den Herzen der Maori selbst jenen glühenden, tödtlichen Haß gegen alle Pakeha entflammt haben, der sich nicht eher zufrieden geben will, als bis alle diese verruchten Habgierigen von dem neuseeländischen Boden vertilgt sind!

Als im Laufe des Jahres 1864 die Ohnmacht der Maori mehr und mehr zu Tage trat, bildete sich unter den Kolonisten Neu-Seelands allmälig die Ansicht aus und wurde auch von den Zeitungen recht lebhaft vertheidigt, daß die Regierung jetzt eigentlich das Land erobert habe und demnach berechtigt sei, den Vertrag von Waitangi, als durch den Aufstand

außer Kraft gesetzt, zu erklären, daß sie folglich den Eingeborenen einen entsprechenden Theil des Landes wegnehmen dürfte, um sich aus dem Erlös desselben für die Kriegskosten entschädigen zu können. Auch die Minister billigten diesen Plan. Sie hatten dem Gouverneur eine Denkschrift überreicht, in welcher sie den Vorschlag machten, sämmtliches während des Krieges von den englischen Truppen in Besitz genommene Land der Eingeborenen so lange zu behalten, bis davon für die Summe von drei Mill. Pfund Sterling verkauft sei und außerdem noch die Kosten für die Herbeischaffung von 15,000 Einwanderern aus Europa gedeckt wären.



Besiegte Maori legen bei Te Papa die Waffen vor den Engländern nieder.

Diesen Einwanderern sollten unentgeltlich Ländereien an der Grenze der Maori-Gebiete angewiesen werden; dafür sollten aber diese Kolonisten eine wirkliche Militärgrenze bilden, indem ihnen die Verpflichtung aufzuerlegen wäre, jederzeit, sobald sie dazu aufgefordert würden, gegen die Maori zu kämpfen. In den ersten drei Jahren sollten diese „Grenzer“ auch noch einen regelmäßigen Sold beziehen, und für alles Das wollte man sich an den unglücklichen Eingeborenen durch fernere Landkonfiskationen schadlos halten.

Der Gouverneur Grey konnte sich jedoch nicht entschließen, einem solchen Plane seine Zustimmung zu ertheilen, einem Plane, welcher, wie er ausdrücklich sagte, die gegen die Engländer erhobene Beschuldigung unzweifelhaft hätte rechtfertigen müssen, der Krieg sei von den Kolonisten nur zu dem Zwecke unternommen worden, die Eingeborenen um ihr Land zu bringen.

Nur mit dem letzten Theil des ministeriellen Planes, der Bildung der Militärkolonien, erklärte sich Grey einverstanden; auch wollte er einwilligen, daß das hierfür erforderliche Land konfiszirt werde.

Die Minister jedoch, im Vertrauen auf die Stimmung des Landes und die Billigung des Kolonialministers, des Herzogs von New-Castle, beeilten sich, beim neuseeländischen Parlament einen Gesetzesvorschlag einzubringen, in welchem die Konfiskation in der von ihnen beabsichtigten Ausdehnung ausgesprochen wurde, und dieses Gesetz erhielt rasch und ohne Widerspruch von irgend einer Seite die Billigung beider Häuser. Der Gouverneur legte sein Veto ein und verhinderte damit vorläufig die Ausführung des ungerechten Gesetzes. In England war unterdessen der Posten des Kolonialsekretärs in die Hände Cardwell's gekommen, eines Mannes, der von der Ländergier der englischen Kolonisten auf Neu-Seeland mit Widerwillen und Abscheu erfüllt und fest entschlossen war, die Maori, so viel in seinen Kräften stand, vor den Ungerechtigkeiten der Kolonisten zu schützen. Er billigte durchaus das Verfahren Grey's und verlangte auf das Bestimmteste, daß das neuseeländische Parlament keine ausgedehnten Landkonfiskationen beschließe. Auch die Aboriginal-Protection-Society nahm sich der Maori nach Kräften an. Aber Alles war umsonst!

Die weiße Bevölkerung auf Neu-Seeland war einmal entschlossen, selbst gegen den Willen der englischen Regierung, sich in den Besitz von so viel Land zu bringen, als nur zu bekommen war. Ueberall in den englischen Kolonien wurden Volksversammlungen gehalten, in welchen die heftigsten Ausfälle gegen den Gouverneur wie gegen den Kolonialsekretär gemacht und die Minister aufgefordert wurden, standhaft zu bleiben und sich weder durch Gouverneur Grey's Einwände, noch durch die Depeschen Cardwell's einschüchtern zu lassen. In einigen dieser Versammlungen traf die Minister sogar noch heftiger Tadel, daß sie nicht vorgeschlagen hatten, den Maori alles Land wegzunehmen; man hätte ihnen ja späterhin einen Theil davon als Lehen und unter der Bedingung des Wohlverhaltens zurückgeben können. Und die Volksversammlungen setzten ihren Willen durch!

Da Grey sich zu den vom Parlament beschlossenen Konfiskationen durchaus nicht verstand, so dankten die Minister ab, und der Gouverneur mußte sich zuletzt ein Ministerium gefallen lassen, welches zur ersten Bedingung machte, daß die Konfiskation in noch viel größerem Maßstabe, als früher gefordert worden, alsbald in Ausführung gebracht werde. Die Kolonisten auf Neu-Seeland haben auf solche Weise sich allerdings für die Millionen betragenden Kriegskosten einen Schadenersatz verschafft; allein sie können den Vorwurf niemals abschütteln, daß der gemeinste Eigennutz, die niedrigste Habgier ihre Handlungen geleitet haben, und daß diese „christlichen" Briten sich durch jenen unter dem Deckmantel christlicher Civilisation begangenen Landraub einer ganz unüberbotenen Niederträchtigkeit schuldig gemacht haben; denn alle diese Vorwürfe treffen nicht sowol die Regierung als vielmehr direkt das Volk selbst, das hier — besserer Einsicht zum Trotz — seinen eigenen Willen durchgesetzt hat.

Bei dieser Gelegenheit muß übrigens noch eines Umstandes gedacht werden, der, zum Theil wenigstens, das Mißtrauen erklärt, welches sich in der Konfiskationsfrage so deutlich gegen den Gouverneur gezeigt hatte, während derselbe Mann ja doch wenige Jahre vorher von Jung und Alt als der Retter der Kolonie begrüßt worden war.

Während des langen Krieges waren sehr viele Kriegsgefangene gemacht worden. Die meisten derselben hatte man entlassen, nachdem sie ihr Wort gegeben, daß sie nach Hause gehen und nicht wieder gegen die Engländer fechten wollten. Anders verhielt es sich mit den in Rangiriri im November 1863 gemachten 187 Gefangenen und mit mehreren, den Engländern in anderen Gefechten in die Hände Gefallenen, von welchen man annahm, daß sie viele ihrer Bekannten zur Rebellion verleitet hätten. Diese Alle, im Ganzen 214 Mann, wollte man besser verwahren. Da nun die Regierung kein Gefängniß zur Unterbringung einer so großen Zahl von Gefangenen besaß, so beschloß man, ein altes Schiff für diesen Zweck einzurichten und dasselbe in der Mitte des großen Hafens von Auckland zu ankern. Eine Compagnie deutscher Soldaten wurde angeworben und mit der Bewachung der Gefangenen beauftragt. Den Letzteren erging es ganz gut, man versah sie mit allen Bedürfnissen und vernachlässigte nichts, was ihnen ihre Lage erträglich zu machen geeignet war. Da fanden die rechnenden Kolonisten mit einem Mal, daß die Verpflegung und Bewachung dieser Kriegsgefangenen viel zu kostspielig sei; sicherlich müsse es ein billigeres Verfahren geben, das man in Anwendung bringen solle. Viele aber meinten auch, man solle diesen Rebellen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden seien und die Andere zum bewaffneten Widerstand gereizt und verführt hätten, den Hochverrathsprozeß machen und sich ihrer für immer entledigen. Die Minister waren merkwürdiger Weise ganz derselben Meinung, und ohne die Entschiedenheit des Gouverneurs, der verlangte, daß man diese Gefangenen, ebenso wie mit den übrigen geschehen war, auf ihr Ehrenwort entlassen solle, wäre es den armen Maori wahrscheinlich noch schlimm ergangen. So gelang es aber dem Gouverneur endlich, nach langen, erbitterten Zänkereien mit seinen Ministern, daß alle 214 Gefangene auf die reizende kleine Insel Kawau gebracht wurden, welche etwa sechs geographische Meilen nördlich von Auckland liegt und eine Privatbesitzung des Gouverneurs bildete. Von nun an befanden sich die Kriegsgefangenen völlig in den Händen des Gouverneurs, der einen großen Theil seiner Zeit unter ihnen verweilte und Alles aufbot, um ihnen eine günstigere Meinung von den Engländern beizubringen. Auf diese Weise mochten etwa sechs Wochen verstrichen sein, als die überraschende Kunde nach Auckland kam, sämmtliche Gefangene, mit Ausnahme von drei oder vier, die wegen Krankheit nicht fort konnten, hätten die Flucht ergriffen. Diese Neuigkeit rief einen Sturm des Unwillens gegen Grey und seine Minister wach. Die Letzteren wurden getadelt, weil sie dem „Maorifreund", dem Gouverneur, gestattet hatten, die Gefangenen nach Kawau zu bringen, und jener selbst wurde geradezu beschuldigt, die Flucht der Gefangenen

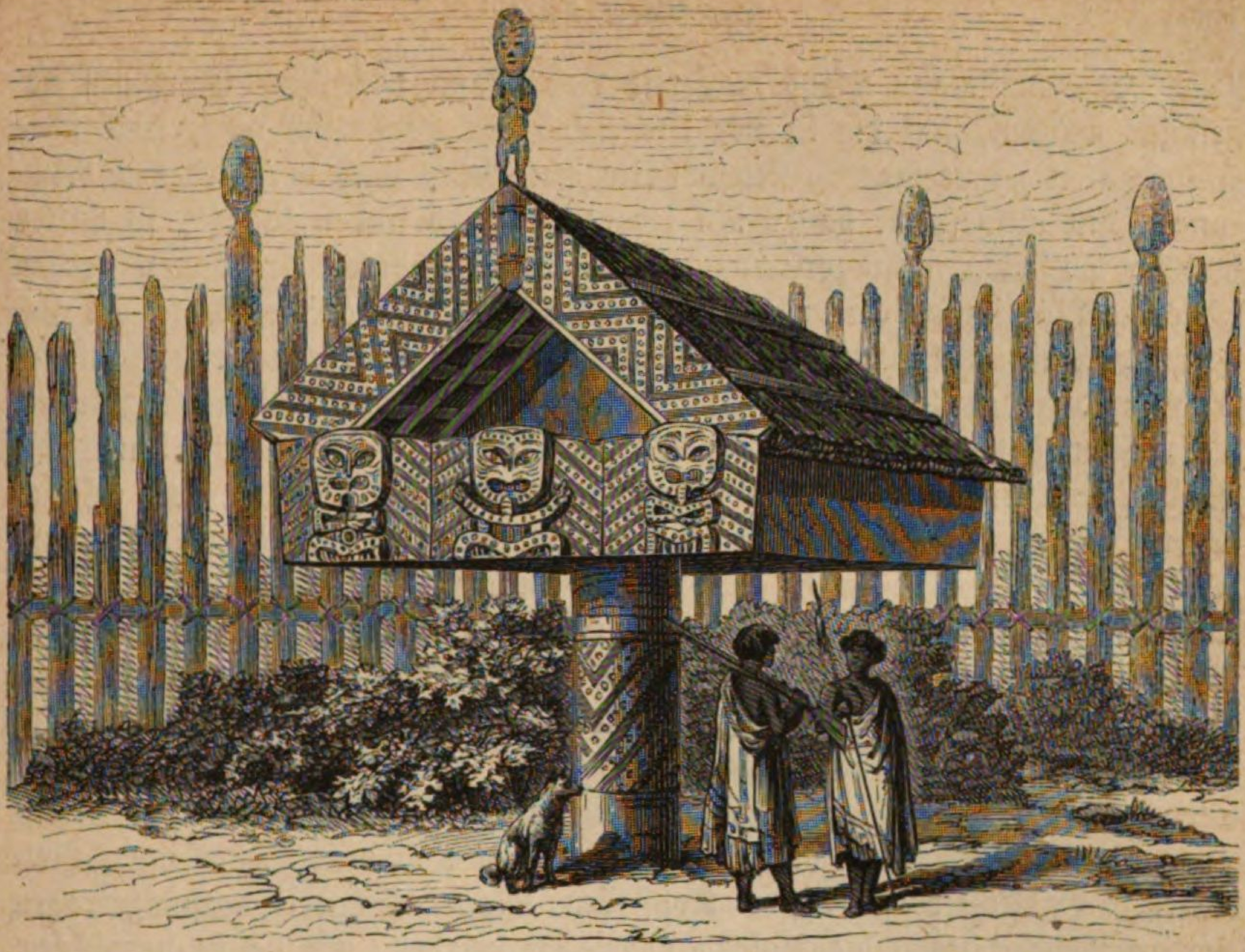
begünstigt zu haben, wie er ja überhaupt in allen Stücken die Partei der Maori zu ergreifen pflege.

Wie dem nun auch in dem vorliegenden besonderen Falle gewesen sein mag, die Flucht der Maori brachte den Gouverneur bei den Kolonisten um den Rest von Popularität, welchen er noch besessen, und trug wesentlich dazu bei, ihm seinen Posten zu verleiden. Wäre nur der Krieg zu seinem Ende gebracht und der Friede herbeigeführt gewesen, Grey hätte sein hohes Amt recht gern niedergelegt. So aber mochte er vielleicht befürchten, ein Anderer würde wol unter dem Druck der öffentlichen Meinung weniger gewissenhaft mit den Rechten der Eingeborenen umgehen, und deshalb entschloß sich Grey zu bleiben, so lange er es auszuführen im Stande wäre.

Die entsprungenen Gefangenen, von welchen die meisten am Waikato zu Hause waren, kehrten in ihre Heimat zurück, traten aber freilich beim Ausbruch des Wanganui-Aufstandes wieder in die Reihen der Aufständischen ein.

Endlich sei hier noch des Umschwungs in der öffentlichen Meinung über die neuseeländischen Verhältnisse in England selbst gedacht; eines Umschwungs, der um so erstaunlicher ist, als es sich dabei um das Aufgeben bequemer Ansichten und die Anerkennung sehr unbequemer Wahrheiten handelte. Beim Anfange der Verwickelungen mit den Maori scheint es, als seien alle echte Briten darüber einig gewesen, daß die Maori ihren Untergang und ihre Vertilgung durch die vielen früher an den Engländern begangenen Grausamkeiten reichlich verdient hätten. Es war dies just dieselbe Ansicht, die bekanntlich auch bei den Kolonisten auf Neu-Seeland die Oberhand behalten hatte und selbst heute noch nicht ausgerottet ist. Nach einigen Jahren jedoch begannen in England andere Stimmen sich hören zu lassen; namentlich zog „ein alter Feldoffizier" in einem Londoner Blatte scharf gegen die Kolonialregierung und gegen „Die Aucklanders" los. „Die Briten sind die Angreifenden", schrieb er, „und die Eingeborenen wissen, daß die Kolonisten nach ihrem Blute dürsten, weil diese in der Vertilgung der Maori das Mittel erblicken, am schnellsten ihr Ziel zu erreichen, welches in nichts Anderem besteht, als die Ländereien der Unglücklichen in Besitz zu nehmen. Den englischen Soldaten aber ist ein Krieg, den sie für solche schmutzige Interessen führen sollen, verhaßt und sie schämen sich, als Werkzeuge der Grausamkeit und Ungerechtigkeit dienen zu müssen."

Diese Sprache wirkte, so peinlich sie auch den britischen Ohren klingen mochte, und die Vertheidiger der Kolonisten wurden immer kleinlauter. Die Regierung jedoch faßte, wie bereits S. 90 erwähnt, den Entschluß, die englischen Truppen aus Neu-Seeland zurückzuziehen, sobald dies ohne augenscheinliche Gefahr für das Bestehen der Kolonie ausführbar sein würde.



Hütte eines Maori-Häuptlings.

4. Die Pai-Marire-Religion und der Frieden von 1865.

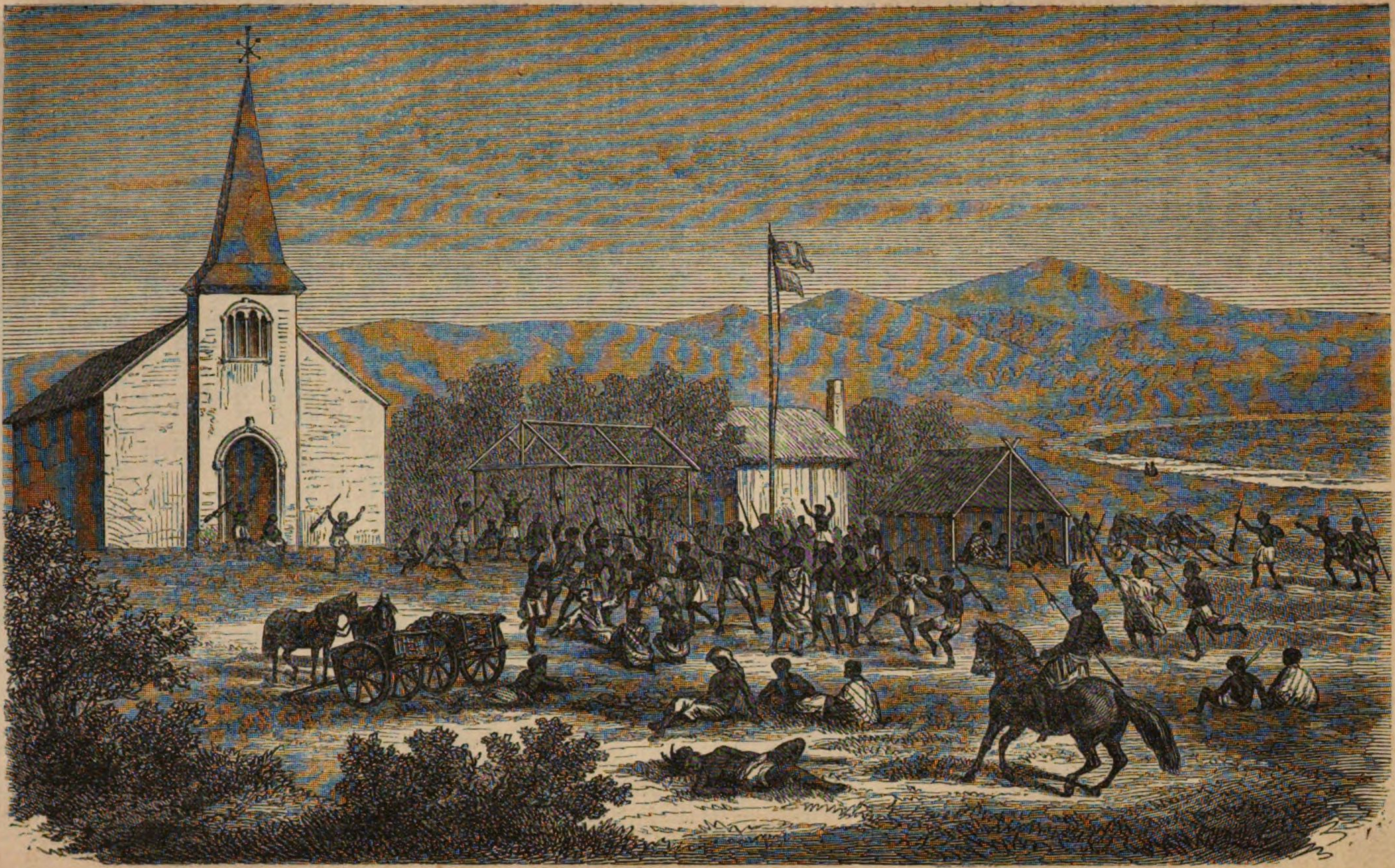
Die Ermordung des Hauptmanns Lloyd. — Lloyd's Kopf der Verkünder der neuen Lehre. — Die Pai-Marire oder Hau-Hau. — Grey's Feldzug nach Wanganui. — Ermordung des Missionärs Völkner. — Friedensschluß vom Juni 1865.

Der Aufstand der Maori war in der That gebrochen und eine dumpfe Verzweiflung hatte sich der unglücklichen Eingeborenen Neu-Seelands bemächtigt. Ihre besten Krieger waren erschlagen; es gab fast keine Familie mehr im ganzen Lande, die nicht den Verlust irgend eines Verwandten im Kriege zu beklagen gehabt hätte. Dazu gesellte sich die Noth. Große Strecken Landes konnten nicht, wie sonst, mit Feldfrüchten bestellt werden und als die Ernten ausblieben, kehrte der Hunger bei den Armen ein. All diesem Mißgeschick zum Trotz hielten sich die Anführer der Maori noch aufrecht. Sie hatten allerdings nicht viel mehr zu hoffen; bei den Landkonfiskationen hatten sie gerade große Strecken Landes verloren, die seit Jahren in gutem Anbau gehalten worden waren; aber dennoch sah sich der Gouverneur in seinen Erwartungen getäuscht. Die so sehnlich erwarteten Gesandten Thompson's oder des Königs, welche um den Frieden nachsuchen sollten, wollten immer noch nicht erscheinen. Im Gegentheil war es im Mai 1864 bei New-Plymouth von Neuem zu einem Zusammenstoß zwischen den englischen Soldaten und einem Haufen Maori gekommen, bei welchem die letzteren eine bis dahin in ihrer Kriegführung ganz beispiellos gewesene Bestialität an den Tag legten.

Der Hauptmann Lloyd war mit 100 Mann von New-Plymouth abgeschickt worden, um die in der Umgegend der Stadt sich umhertreibenden Insurgenten zu verjagen. Lloyd hatte den Feind nach verschiedenen Richtungen hin aufgesucht; da er ihn jedoch nirgends finden konnte, so hatten sich die Soldaten mehr zerstreut, als sie unter anderen Umständen gethan hätten. Plötzlich aber wurde der Kapitän, der nur einige Leute bei sich hatte, von einem Haufen Maori umringt, und alle Gegenwehr half nichts. Lloyd und sieben Soldaten wurden erschlagen und die übrigen Engländer, die meisten davon schwer verwundet, nach New-Plymouth getrieben. Die Wilden zerrissen in einer Art wahnsinniger Wuth die Leiche des erschlagenen Hauptmanns, tranken sein warmes Herzblut und schnitten ihm darauf den Kopf ab, den sie neben dem Körper in die Erde verscharrten.

Diejenigen, welche Blut getrunken hatten, erzählten dann folgenden Tages, daß ihnen in der Nacht der Erzengel Gabriel erschienen sei und ihnen befohlen habe, Lloyd's Kopf wieder auszugraben und nach alter Maori-Weise zu trocknen und zu räuchern. Wenn dieses geschehen, so werde der Geist des Getödteten aus diesem Kopf sprechen und als Mittel eines direkten Verkehrs zwischen den Menschen und dem allmächtigen Gott dienen. Endlich müsse dieser Kopf den Maori-Scharen vorausgetragen werden, welche gegen die Pakeha ausziehen würden, um sie zu vernichten. In der That wurde nun auch Lloyd's Kopf ausgegraben, und kaum war dies geschehen, so fing derselbe nach der Behauptung der Maori zu sprechen an, ein Umstand, der sich wol am besten erklären läßt, wenn man berücksichtigt, daß es unter den Maori viele und ausgezeichnete Bauchredner giebt. Der Kopf verkündete, daß die Maori einen neuen Glauben annehmen, den Krieg gegen die Pakeha von Neuem beginnen und so lange fortsetzen müßten, bis diese vollständig aus dem Lande vertrieben wären. Gleichzeitig ernannte der Kopf die Oberpriester: den Heropapea oder Te-Uta aus Ngatiruanui, den Hepa-Naja aus Taranaki und den Matene Rangitauira aus Wanganui. Und — so abenteuerlich Alles klingt — die neue Religion wurde gestiftet und fand ungemein rasch eine große Verbreitung auf der ganzen Nordinsel.

Die Möglichkeit einer so plötzlichen Umwandlung, welche die von allen Missionären als so musterhaft geschilderten Christen plötzlich wieder in Aberglauben und Fanatismus versinken ließ, ist sicherlich in hohem Grade merkwürdig. Sie beweist übrigens Zweierlei. Erstens: daß es sehr thöricht war, mit den „glänzenden Erfolgen" zu prahlen, wie solches die Missionäre mit ihrer Heidenbekehrung auf Neu-Seeland zu thun pflegten. Und zweitens: daß die christlichen Lehren nur sehr schwache Wurzeln bei den Maori geschlagen, in ihren Köpfen jedoch eine heillose Verwirrung angerichtet hatten. Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher die wilden Neu-Seeländer die christlichen Dogmen annahmen und glaubten, vertauschten sie jetzt diese mit der neuen Lehre, welche aus einem bunten Gemisch von Christenthum, Judenthum und altem Maori-Aberglauben zusammengesetzt ist, und welche den Namen Pai-marire (d. h. gut und friedfertig) erhielt.



Tanz der Pai-Marire-Fanatiker oder Hau-Hau.

Die Priester und Verkünder der neuen Religion wußten sich in ganz kurzer Zeit eine unbegrenzte Gewalt über ihre Landsleute zu verschaffen, besonders dadurch, daß sie unter ihren Anhängern den Glauben verbreiteten, sie, die Priester, erhielten unmittelbar vom Erzengel Gabriel die Befehle Hau-Hau's oder Jehova's für das auserwählte Volk der Maori. Diese Befehle konzentrirten sich alle in dem einen von der Vertilgung aller Weißen auf den Neuseeländischen Inseln. Jeder neue Anhänger wurde dadurch zum Pai-marire eingeweiht, daß er Wasser trank, in welches Lloyd's Kopf eingetaucht worden war; solches Wasser wurde ihm auch unter verschiedenen Ceremonien über den Kopf gegossen, wobei der Aufzunehmende namentlich den Eid ablegen mußte, bei der Vertilgung der Weißen nach allen seinen Kräften mit zu helfen. Daß dieses Werk gelingen werde, stand bei den Gläubigen ganz fest, zumal der Erzengel Gabriel nach den Versprechungen der Priester mit einer ganzen Schar von Engeln den Maori Beistand leisten würde und die Gläubigen unter dem besonderen Schutz der Jungfrau Maria ständen. Dieser Schutz Maria's sollte so mächtig sein, daß keine Kugel den Gläubigen treffen und keine Waffe ihn im Kampf verwunden könne, wenn er nur das heilige Erkennungswort Hau-Hau recht schnell und oftmals ausspreche. Damit aber die Zahl der Gläubigen sich rasch vermehre, wurde die von den christlichen Missionären eingeführte Ehe wieder vollständig abgeschafft. Außerdem lehrten die Hau-Hau-Priester: Das Buch, welches die Heilige Schrift genannt werde, enthalte viele Entstellungen und Lügen und sei überhaupt ein von den Priestern durchaus verfälschtes Buch. Gott selbst habe gar keine Gesetze gegeben. Auch werde die Welt immerdar bestehen und eine ewige Verdammniß gebe es nicht. Wenn die weißen Unterdrücker von Neu-Seeland vertrieben wären, so würde die Auferstehung der Todten unter den Maori ihren Anfang nehmen. Alle, die zu dem auserwählten Volk gehörten und seit der Existenz des Volkes gestorben seien, würden wieder lebendig werden, um Theil zu nehmen an der ewigen Glückseligkeit, die von jener Zeit an bis in alle Ewigkeit auf Aotearoa herrschen werde; denn es gäbe nur einen Himmel, nämlich den, welchen die Menschen sich selbst erschafften.

Es ist leicht erklärlich, daß solche Lehren auf die rohen, aber phantastischen, leicht erregbaren Gemüther der Maori einen tiefen Eindruck machten, besonders nachdem es den Priestern auf eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte Art mehrmals gelungen war, Verkündigungen von Vorfällen zu machen, die sich an weit entfernten Orten in dem Augenblicke der Prophezeiung zutrugen, und von denen, wie man glauben müßte, die Priester unmöglich Etwas hätten wissen können. Unbegreiflich aber bleibt das Eine, in wie kurzer Zeit es den Hau-Hau-Priestern gelang, alle Fortschritte der Civilisation und Gesittung unter den Maori wieder vollständig auszulöschen und sie zu Kannibalen und Ungeheuern zu machen, ärger noch, als sie vor der Ankunft der Europäer gewesen waren, obschon man auf der anderen Seite gestehen muß, daß die Kriegführung der Engländer, durch welche die Maori gleich wilden Thieren von einem Zufluchtsort nach dem

andern gejagt wurden, wie überhaupt ihr ganzes Verfahren, welches ja ungescheut darauf abzielte, den Eingeborenen das Erbe ihrer Väter zu entreißen, die Gemüther der Unglücklichen zur Wuth entflammen und der Verwilderung mit jedem Tage mehr zutreiben mußte.

Einige Wochen nach der Ermordung Lloyd's erschienen die Insurgenten, mit ihrer als Heiligthum betrachteten Trophäe an der Spitze, in großen Massen bei Wanganui, einer Stadt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in der Nähe der Cooks=Straße. Die Besatzung der Stadt war klein; auch war der Platz nur schlecht zu vertheidigen. Um so größer war, wie sich denken läßt, die Bestürzung der Einwohner. Schon wurden Vorbereitungen getroffen, die Bewohner mit ihren besten Habseligkeiten auf einige Schiffe zu flüchten, als ihnen eine ganz unerwartete Hülfe erschien. Die Eingeborenen des Distrikts, welche sich bisher völlig neutral verhalten hatten, waren, erbittert über die Verletzung ihrer Neutralität, zu den Waffen geeilt und griffen unter Anführung ihrer beiden Häuptlinge Mete Kingi und Hemi Hapi die Insurgenten an. Ein mehrstündiger Kampf entspann sich, der erst zu Gunsten der treu gebliebenen Einwohner entschieden wurde, nachdem die Besatzung und die Bewohner von Wanganui zu Hülfe gekommen waren. Die beiden Anführer der Eingeborenen blieben todt auf dem Schlachtfelde; die Kolonialregierung ehrte später ihr Andenken dadurch, daß sie denselben in der Stadt Wanganui ein Denkmal errichten ließ.

Uebrigens gewann es den Anschein, als ob der Aufstand mit diesem Ueberfall Wanganui's noch einmal aufleben wollte. Von allen Seiten erhielten die Insurgenten Verstärkungen, und der Umstand, daß die den Engländern freundlich gesinnten Eingeborenen diesen Hülfe geleistet hatten, schien gerade für diese Eingeborenen selbst verhängnißvoll zu werden. Die Erbitterung der übrigen Maori gegen sie wuchs in kurzer Zeit der Art, daß ihre völlige Vernichtung zu befürchten stand, wenn ihnen die Regierung nicht schleunigst Hülfe und Beistand schickte.

Der Gouverneur, welcher besonders darüber erbittert war, daß sich eine große Zahl der früher von der Insel Kawau entsprungenen Kriegsgefangenen unter den Rebellen befand, forderte den General Cameron auf, einen Feldzug nach dem Distrikt Wanganui zu unternehmen. Cameron aber, dem nach Abzug der in Auckland, in Taranaki, am Waikato und an anderen Orten gelassenen Besatzungen immer noch 6000 Mann zur Verfügung blieben, und welcher außerdem auf die Unterstützung von fast tausend tapferen Eingeborenen zählen durfte, erklärte, er könne ohne weitere Verstärkungen von wenigstens 2000 Mann diesen Feldzug nicht unternehmen. Cameron wußte recht gut, daß er diese Verstärkung von der englischen Regierung nicht mehr erhalten würde, seitdem die Stimmung für Neu=Seeland in London vollständig in das Gegentheil der früher dort herrschend gewesenen Ansichten umgeschlagen war. Die britische Regierung war nicht nur des enorm kostspieligen und in jeder Beziehung unheilvollen, für die englischen Waffen obendrein noch so ruhmlosen Krieges müde; sie schämte sich auch der Ungerechtigkeit desselben, die ja dem blödesten Auge

klar geworden sein mußte, und wollte nicht haben, daß durch die fernere Unterstützung der habgierigen Kolonisten im Parlamente oder in den Zeitungen mehr solche Aeußerungen gethan werden möchten, wie die S. 53 und S. 98 angeführten.

Die englischen Truppen befanden sich aber noch in Neu-Seeland und die Regierung durfte dieselben in keinem Falle sofort zurückrufen, wenn sie nicht bei den Eingeborenen neue Hoffnungen auf einen erfolgreichen Widerstand gegen ihre Unterdrücker erwecken wollte. Immerhin darf jedoch als sicher angenommen werden, daß der General Cameron bereits vor der Einnahme von Orakau (im April 1864) vom Kriegsminister in England bestimmte Weisungen erhalten hatte, den begonnenen Feldzug so rasch als immer möglich zu Ende zu führen und sich, wenn dies geschehen, jeder Betheiligung an neuen Händeln zwischen den Kolonisten und den Eingeborenen streng zu enthalten, und damit stimmt auch das fernere Thun des Generals überein; denn, statt nach Grey's Aufforderung den Wanganui-Feldzug zu unternehmen, oder gar statt die Ankunft der verlangten 2000 Mann Verstärkungstruppen zu erwarten, schickte Cameron zwei Regimenter von den zu seiner Verfügung stehenden Truppen nach Hause zurück und ging selber nach Auckland, wo er so lange verweilte, bis er die mehrfach erbetene Erlaubniß, nach England abreisen zu dürfen, wirklich erhielt.

So gewichtig indessen die Gründe Cameron's sein mochten, sich nicht ferner an dem Maorikriege zu betheiligen, so läßt sich auf der anderen Seite doch auch nicht recht einsehen, warum der General die von Grey verlangte Hülfe für die den Engländern getreuen und ergebenen und darum von ihren eigenen Landsleuten mit dem Verderben bedrohten Eingeborenen verweigerte, zumal er sicher annehmen durfte, daß der Feldzug, um welchen es sich handelte, in ganz kurzer Zeit beendigt sein würde.

Cameron verhielt sich jedoch für alle Vorstellungen und Propositionen Grey's ablehnend; er erklärte aufs Bestimmteste, keinen Mann und keine Muskete hergeben zu wollen, und so blieb dem Gouverneur, wollte er anders den Bedrängten Hülfe bringen, nichts übrig, als sich selber an die Spitze der Kolonialtruppen zu stellen und zu versuchen, was er mit denselben ausrichten würde. Er raffte alle Streitkräfte, die ihm zu Gebote standen, zusammen; es waren 319 alliirte Eingeborene, 139 auf Kosten der Kolonie angeworbene Jäger und 25 Kavalleristen, zusammen 474 Mann. Nur mit Mühe gelang es dem Gouverneur, den General Waddy zu bewegen, daß er ihm 400 Mann britische Truppen zu leihen versprach, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieselben nicht am Kampfe Theil nehmen dürften, sondern nur aufgestellt werden sollten, um der Armee ein besseres Aussehen zu geben. Von den versprochenen 400 Mann erschienen aber nur 200, und so mußten sogar die aufgestellten leeren Zelte der nicht erschienenen 200 Mann diesem merkwürdigen Kriegsheer noch zu einigem Ansehen verhelfen.

Und mit dieser Armee, kaum 700 Mann, zog Grey wirklich ins Feld, während Cameron eine zehnfach größere Zahl von Truppen hätte marschiren lassen können.

Der wichtigste Platz, welcher sich in den Händen der Insurgenten befand, war der Pa Wereroa, wenige Stunden von Wanganui gelegen und von etwa 250 Mann vertheidigt. Es gelang Grey mit Hülfe der befreundeten Eingeborenen in dem Distrikt selbst, ganz in der Nähe des Pa eine Schanze zu errichten, von welcher aus seine Artillerie das feindliche Werk bestreichen konnte, und es bald unhaltbar machte. Freilich vermochte Grey nicht zu verhindern, daß die Feinde sich unverfolgt, und ohne großen Verlust erlitten zu haben, in die Wälder zurückzogen. Cameron hätte die Truppenmacht besessen, ihnen diesen Rückzug abzuschneiden.

Auch der Gouverneur, welchem die „Briefe des alten Feldoffiziers“ (S. 98) sicherlich nicht unbekannt geblieben waren, hatte offenbar eine Ahnung davon, daß General Cameron bald den Befehl erhalten würde, seine Truppen aus Neu-Seeland wegzuziehen; er wünschte deshalb sehnlichst einen Friedensschluß und erließ eine Proklamation nach der andern, worin er die Eingeborenen aufforderte, die Waffen niederzulegen und ihren Unterthanen-Eid zu erneuern. Er bot Allen, welche sich innerhalb einer bestimmten Frist unterwerfen würden, vollständige Amnestie an, erklärte, daß kein Land mehr konfiszirt werden und den Eingeborenen in Zukunft das Recht zustehen sollte, ihr Land nach Belieben zu verkaufen, an wen sie wollten; endlich versprach er ihnen Gesetze, die den Maori das Recht ertheilen sollten, in beiden Häusern des neuseeländischen Parlaments zu sitzen und zu stimmen.

Alle diese Versprechungen wollten indessen wenig helfen. Zu oft schon waren die Eingeborenen von den Engländern getäuscht worden, und es kränkte sie nicht wenig, daß die früher ausgeführten Landkonfiskationen, die sie für durchaus ungerecht hielten, in Kraft bleiben sollten. Besonders erbitterte die Maori der Umstand, daß auf den konfiszirten Ländereien jetzt so viele militärische Ansiedler lebten, denen die Grundstücke bekanntlich (vergl. S. 95) unter der besonderen Bedingung überwiesen worden waren, daß sie stets bereit sein müßten, die Waffen gegen Diejenigen zu ergreifen, welche früher die Besitzer ihres jetzigen Eigenthums waren. Die vielen traurigen Erfahrungen aber, welche die Maori auf der anderen Seite während des mehrjährigen Krieges gemacht hatten, mußten sie freilich auch belehren, daß sie auf die Dauer unmöglich im Stande wären, den englischen Waffen Widerstand zu leisten.

Zu Anfang des Jahres 1865 war der Sitz der Regierung von Auckland nach Wellington verlegt worden. Sir George Grey liebte aber diese Stadt so wenig wie seine Minister und zog es vor, auf seiner friedlichen Insel Kawau zu wohnen, wo er seine Tage, abgeschieden von der Welt, in beschaulicher Ruhe genießen konnte. Die Angelegenheiten des Landes schienen auch in der That nach und nach in ein friedliches Geleise einzulenken, obwol von keiner Seite irgend Etwas zur Herstellung eines förmlichen Friedensschlusses unternommen wurde. Aus dieser Ruhe wurde Grey durch die Nachricht von dem grausigen Mord aufgerüttelt, den die Maori im März 1865 an dem Missionär Völkner begingen. Karl Sylvius Völkner war in Kassel geboren, hatte seine Ausbildung als lutherischer Geistlicher und Missions-

prediger in Hamburg erhalten und war von der norddeutschen Missionsgesellschaft nach Neu-Seeland geschickt worden. Dort trennte er sich jedoch von dieser Gesellschaft und trat auf Betreiben des Bischofs Selwyn zur Anglikanischen Kirche über. Anfangs predigte Völkner in Taranaki, ging darauf nach der Ostküste und siedelte sich zuletzt in Opotiki an, wo er der Mission Jahre lang vorstand und ein hübsches, werthvolles Grundeigenthum besaß.

Beim Ausbruch des Krieges war Völkner mit seiner Frau nach Auckland gezogen. Da nun aber die Aufregung sich hinreichend gelegt zu haben schien, beschloß er, an seinen alten Wohnort zurückzukehren, und führte diesen Entschluß, dem Rathe vieler Freunde entgegen, wirklich aus. Anfangs März landete Völkner in Opotiki. Die Eingeborenen empfingen ihn mit großer Zurückhaltung; Einige sprachen ganz offen die Ansicht aus, er hätte besser gethan, wenn er weggeblieben wäre, denn sie hätten jetzt eine neue Religion angenommen und brauchten keine christlichen Prediger mehr. Kurz zuvor war nämlich eine Anzahl Pai-marire aus Taranaki angekommen; diese hatten den Kopf eines von ihnen ermordeten Engländers mitgebracht, und es gelang ihnen nach wenig Tagen, die Maori-Christen von Opotiki für die neue Lehre zu gewinnen. Ein römisch-katholischer Priester, Namens Grange, war von ihnen zur Flucht gezwungen und Völkner's Wohnhaus war gestürmt und ausgeplündert worden. Statt sich durch diese ernsten Vorgänge warnen und zur Umkehr bewegen zu lassen, ging Völkner in sein Haus und begann dasselbe auszubessern. Die Schiffsmannschaft war damit beschäftigt, die Ladung löschen. Bei diesem Geschäft wurde sie von einer wilden Bande überrascht, die alle Männer knebelte und in sicheren Gewahrsam brachte. Die Schiffsladung wurde ans Land geschleppt und vertheilt. Darauf zog die ganze Rotte, die Hau-Hau von Taranaki und Eingeborene von Opotiki, unter der Anführung des Priesters Korkopa vor Völkner's Haus. Der Missionär wurde festgenommen und ihm verkündigt, daß er sterben müsse. Die christlichen Missionäre hätten eine falsche Lehre gepredigt, und die Annahme derselben habe die einst so glückliche Nation der Maori dazu geführt, daß sie jetzt unterdrückt und geknechtet werde. Deshalb müßten Alle umgebracht werden, welche ihnen diesen falschen Glauben gepredigt hätten. Die Hau-Hau entkleideten den Gefangenen und die „Christen“ unter den umstehenden Maori ließen Alles ruhig geschehen. Um 2 Uhr Mittags führten die Wilden den unglücklichen Mann unter eine Trauerweide in der Nähe seines Hauses, verbanden ihm die Augen, gaben ihm noch einige Minuten Zeit zum Beten und erhängten ihn an dem Baume unter teuflischem Geschrei und Gelächter der zahlreichen Zuschauer. Der Leichnam wurde grausam verstümmelt, das Herz unter die Anwesenden vertheilt und verzehrt, der Kopf aber vom Rumpf getrennt, das Hirn und die Augen herausgerissen und der Schädel nachher im Triumph herumgetragen, während die Eingeborenen das herabtröpfelnde Blut auffingen und mit Begierde verschlangen.

Dieser Mord erregte Entsetzen und Grauen auch unter den Maori selbst.

Der König und Thompson, obwol sie selbst eifrige Anhänger der neuen Lehre waren, richteten Schreiben an den Gouverneur, worin sie ihren tiefen Abscheu vor dieser schrecklichen That aufs Bestimmteste aussprachen und erklärten, daß sie den Mördern keinen Schutz gewähren würden, wenn die englische Regierung sie zur Verantwortung und Strafe ziehen wollte. Auch auf viele andere Maori scheint dieses Verbrechen einen gewaltigen Eindruck gemacht und ihnen gezeigt zu haben, zu welchem Grade von Verwilderung und Barbarei die Fortdauer des Kriegszustandes sie alle zu führen drohe. Welchen Einfluß auf ihre späteren Entschlüsse diese oder ähnliche Ueberlegungen gehabt haben mögen, läßt sich nicht wohl entscheiden; aber nicht lange nachher verbreitete sich das Gerücht, die Häupter des Aufstandes wären endlich geneigt, um Frieden zu bitten. In der That erhielt im Juni 1865 ein Vertrauter des Gouverneurs, George Graham, ein Schreiben von Thompson, worin derselbe unumwunden erklärte, daß der König, der Häuptling Rewi und er selber bereit seien, sich zu unterwerfen, und daß er wünsche, Graham möge, mit Vollmacht vom Gouverneur versehen, nach Tamahere kommen, wo er ihn erwarten wolle. Graham begab sich sofort nach Empfang dieses Schreibens zu dem Gouverneur nach der Insel Kawau. Da sich aber sämmtliche Minister in Wellington befanden, welche Stadt zur See an hundert geographische Meilen von jener Insel entfernt ist, so war der Gouverneur außer Stande, eine ordnungsmäßig von einem Minister kontrasignirte Vollmacht auszustellen. Um aber den günstigen Augenblick nicht unbenutzt verstreichen zu lassen, gab der Gouverneur dem Unterhändler ein Privatschreiben an Thompson mit und Graham reiste ab.

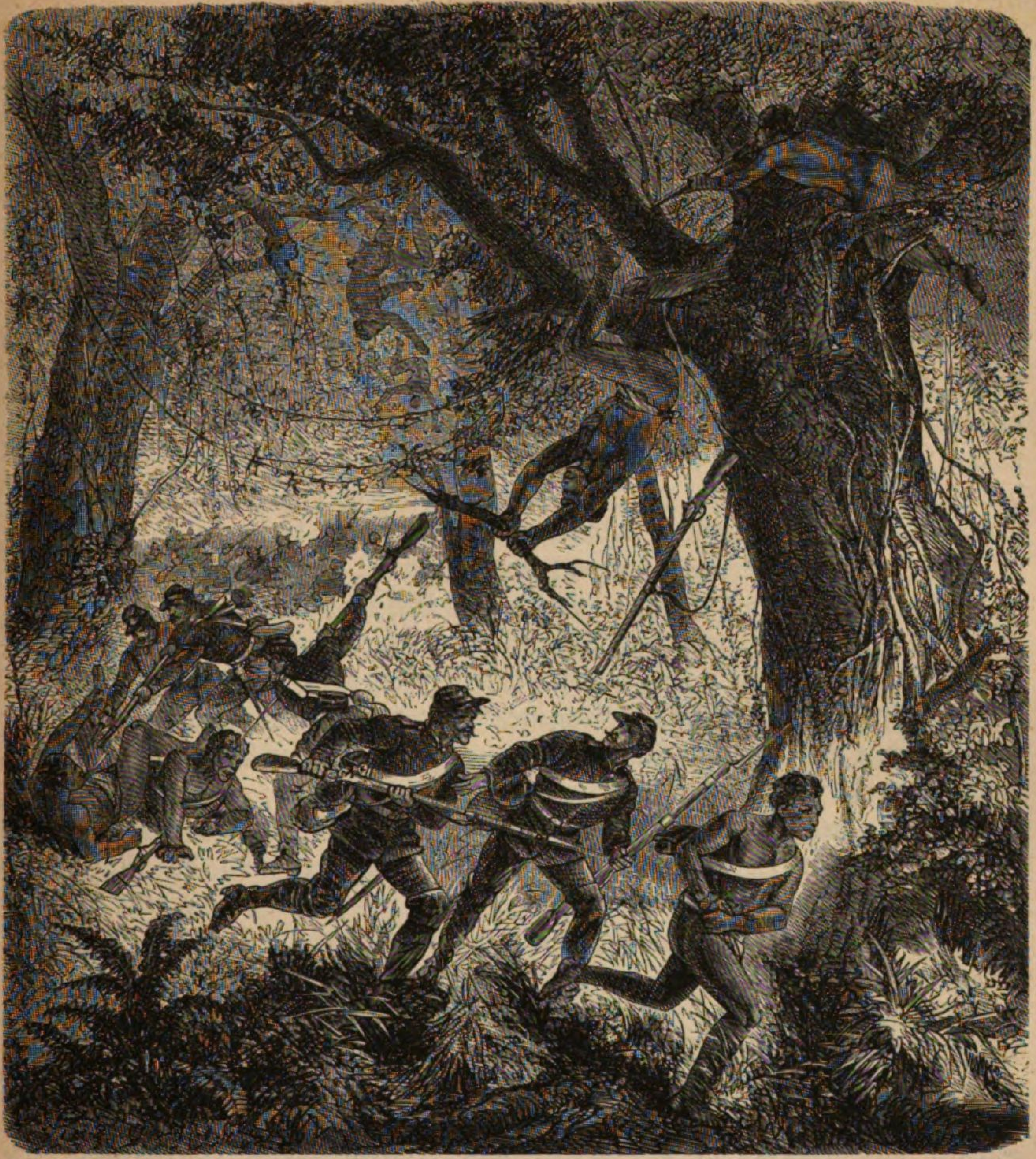
In Tamahere wurde der Gesandte des Gouverneurs zuvorkommend empfangen und ihm mitgetheilt, daß Rewi und der König zwar nicht anwesend seien, daß sie jedoch Thompson beauftragt hätten, auch in ihrem Namen die Unterhandlungen zu führen. Thompson, vor wenig Jahren noch ein stolzblickender Mann, sah kummervoll und gebeugt aus. Die Aufregungen und Strapazen des Krieges hatten tiefe Furchen in seinem Gesichte zurückgelassen, und den paar alten Männern, welche seine Umgebung bildeten, merkte man nicht weniger die Sorgen und den Kummer an, die ihnen am Herzen nagten. Die Fluren um das Dorf herum, die früher wohl angebaut waren, lagen brach, wüste und verödet. Die Spuren des Krieges waren überall deutlich zu sehen. Wie groß der Mangel bei den Maori geworden sein mußte, ergiebt sich wol am besten daraus, daß Thompson nichts mehr besaß, um seinen Gast nach Gebühr bewirthen zu können und daß er sich deshalb bei ihm entschuldigen mußte. Eine leere Ausrede war dies sicherlich nicht, denn die Maori halten noch Etwas auf die Gastfreundschaft.

Der Hauptgegenstand der Unterredung betraf natürlicher Weise die Landkonfiskationen, die besonders Thompson sehr hart betroffen hatten. Er erklärte jedoch, daß er sich in sein Schicksal finden würde, und daß er nur hoffe, die Regierung werde ihm nach abgeschlossenem Frieden einen Theil seines Eigenthums zurückgeben. Nun scheint es, als ob Graham in

dieser Beziehung bestimmte Zusicherungen gemacht habe, und Grey's Brief, den Thompson später veröffentlichte, enthält gleichfalls eine, auf eine solche Eventualität hinweisende Stelle. Es heißt nämlich darin: „Auch wird die Regierung von den Mitteln Gebrauch machen, welche sie jetzt in Händen hat, um die harten Verluste, welche der Minister erlitten, möglichst zu ersetzen.“ Dennoch hat Thompson nie wieder Etwas von den ihm konfiszirten Ländereien zurückerhalten, obwol er in eigner Person kurze Zeit nach der Unterredung mit Graham bei den feindlichen Vorposten erschien, und vor den besonders dazu ernannten Beamten feierlich seinen Unterthanen-Eid erneuerte. Der König und Rewi ließen sich nicht zu einem solchen Schritte bewegen; sie erklärten jedoch, daß sie die Landkonfiskationen anerkennen und nichts Feindliches gegen die Regierung oder deren Truppen unternehmen wollten, wenn man sie unbelästigt auf Rewi's Besitzungen im Innern der Insel lassen wollte.

Die Mörder Völkner's wurden, wie versprochen, ausgeliefert und von dem englischen Gericht zum Tode verurtheilt; dieses Urtheil ward auch zur Ausführung gebracht, ohne daß irgendwo im Lande eine Stimme dagegen oder zu Gunsten der Mörder laut geworden wäre, und nachdem noch verschiedene kleine Insurgentenbanden verjagt waren, die in Taranaki und an der Ostküste ihr Wesen getrieben hatten, wurde der Krieg als beendet angesehen.

Die englischen Truppen verließen Neu-Seeland; nur in Auckland und in Wellington verblieb vorläufig je ein Regiment, bis die neuseeländische Miliz organisirt sein würde, zu deren Bildung man ungesäumt schritt, nachdem die englische Regierung mit Bestimmtheit erklärt hatte, daß die Kolonisten in Zukunft sich selber zu schützen und bei einem etwaigen Wiederausbruch der Feindseligkeiten nicht mehr auf die Hülfe des Mutterlandes zu rechnen hätten. Allerdings verfügte die Kolonialregierung bekanntlich auch über die Militärkolonisten, deren Zahl durch neue Anwerbungen fortwährend im Zunehmen begriffen war, sowie über einige Kompagnien angeworbener Truppen. Auch glaubte man wirklich, sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, die Maori würden jetzt so schnell keinen neuen Aufstand wagen, und so werde man sehr leichte Arbeit damit haben, sie von nun an in der Unterwerfung zu erhalten. Wie wenig diese letztere Hoffnung begründet war, sollten die Ereignisse der nächsten Zukunft bereits zeigen. Das Feuer des Rassen-Hasses war nicht ausgelöscht, sondern nur zugedeckt; man wollte es freilich zum Ersticken bringen, aber es glimmte unter der Asche fort, um bei der nächsten günstigen Gelegenheit wieder in hellen Flammen aufzuschlagen.



Die Maori im Hinterhalte. (Der Buschkrieg auf Neu-Seeland.)

5. Die Rückkehr der nach den Chatham-Inseln Verbannten.

Die Verschwörung. — Landung der Gefangenen auf Neu-Seeland. — Erneuter Kampf. — Schließlicher Ausgang desselben. — Das Aussterben der Maori.

Nicht zum zweiten Mal wollte man die während der letzten Monate des Krieges gemachten Gefangenen in Grey's Verwahrung geben, sondern beschloß vielmehr, diese Kriegsgefangenen nach den Chatham-Inseln (Warrekauri) zu schicken. Die genannten Inseln werden nämlich von den Engländern als zu Neu-Seeland gehörig betrachtet, seitdem in den Dreißiger Jahren die Maori einen Kriegszug gegen die Bewohner jener Inseln ausgeführt und viele derselben getödtet, die übrigen aber zu Sklaven gemacht hatten. Wenn man die gefangenen Maori dorthin brächte — so tröstete man

sich — wären sie außer Verbindung mit ihrer Heimat und demzufolge auch für alle Zeiten unschädlich gemacht.

Wie groß mußte deshalb das Erstaunen und die Ueberraschung für die Bewohner Wellington's und der ganzen Kolonie sein, als man erfuhr, die nach Warrekauri deportirten Maori hätten sich befreit und seien auf einem der Regierung gehörigen Schiffe wieder auf Neu-Seeland angekommen!

So verhielt es sich jedoch in der That.

Der Schooner „Rifleman" war gegen Ende Juni 1868 nach den Chatham-Inseln gekommen, um den die Deportirten überwachenden Soldaten verschiedene Vorräthe zu bringen. Die Maori, unter denen sich viele Anhänger der Pai-marire-Religion und sogar einige Propheten der neuen Lehre befanden, hatten bereits vorher, heimlicher Weise, die erforderlichen Verabredungen getroffen und beschlossen, sich dieses Schiffes zu bemächtigen. Sie wußten nämlich aus früherer Erfahrung, daß ein solches Schiff alle Vierteljahre ankommen müsse, und konnten demgemäß alle Einzelnheiten des Planes vorher in Ueberlegung ziehen. Te-Kuti, einer der Propheten, war der Anführer der Verschworenen. Sobald das Schiff vor Anker lag, gab er das verabredete Zeichen und das Nächste, was geschah, war, daß alle Gefangenen über die Wachen herfielen und die Soldaten an Händen und Füßen banden. Einer, welcher Widerstand leisten wollte, wurde alsbald mit einem Keulenschlage getödtet; es war das einzige Opfer, welches die Rebellion forderte. Der oberste Beamte auf den Inseln, Kapitän Thomas, wurde gleichfalls gefesselt und die Anführer setzten sich in Besitz seiner Verwaltungsgelder im Betrage von 400 Pfund Sterling. Gleichzeitig bemächtigten sich die Aufständischen des Schiffes und seiner Mannschaft, die an Bord des Fahrzeugs scharf bewacht wurde. Alles gelang aufs Beste. Die wenigen Eingeborenen von Warrekauri und die paar dort lebenden Europäer waren zu jedem Widerstand zu schwach und mußten es sogar dulden, daß die Rebellen aus ihren Häusern Geld, Flinten und Schießbedarf wegnahmen. Zuletzt brachten die Maori ihre Frauen und Kinder auf das Schiff und segelten am 4. Juli 1868 ab. Es waren in Allem 163 Männer, 64 Frauen und 71 Kinder. Drei Männer und eine Frau wollten sich nicht mit einschiffen und blieben zurück. Die Bemannung des Schiffs wurde genöthigt, die Empörer nach Tukanga an der Poverty-Bai zu bringen. Dort landeten sie und begaben sich ruhig zu ihren Stämmen und Angehörigen zurück; das Schiff ließen sie ziehen. Es darf auch sicher angenommen werden, daß, wenn man sie in Ruhe gelassen hätte, Alles ganz friedlich verlaufen wäre. Wenigstens ist ganz klar erwiesen, daß sie auf den Chatham-Inseln und während der Ueberfahrt keine Grausamkeit gegen irgend Jemand begangen hatten. Vielmehr hat ein Beamter, welcher an Ort und Stelle geschickt wurde, um einen Bericht über dieses merkwürdige Ereigniß abzustatten, besonders betont, daß „diese Bande siegreicher Fanatiker" eine bewunderungswürdige Umsicht und eine preiswürdige Mäßigung bei der Ausführung ihres Planes bewiesen, und von Rachsucht keine Spur gezeigt habe. Als z. B. Kapitän Thomas sich

beklagt hatte, daß die Stricke, mit welchen er gebunden worden, zu fest angezogen seien, hätten die Maori ihm dieselben lockerer gemacht.

Statt nun von der Rückkehr dieser Kriegsgefangenen gar keine Notiz zu nehmen, wurden bewaffnete Konstabler, Freiwillige und mehrere Kompagnien Soldaten gegen sie ausgeschickt, um sie zu ergreifen und nach dem Orte ihres Exils zurückzubringen.

Seitdem begannen die Scharmützel von Neuem. Die Maori bildeten Banden, überfielen die Kolonisten in ihren Besitzungen, und mordeten erbarmungslos Alles, was ihnen in die Hände fiel, Männer, Weiber und Kinder; sie zerstreuten und vertrieben die Herden, brannten die Häuser und Scheunen bis auf den Grund nieder und verwandelten ganze Distrikte, die der Kultur für alle Zeiten gewonnen zu sein schienen, wiederum in furchtbare Einöden und traurige Wildniß.

Das Kriegsglück war sehr wechselvoll. Bald entflohen die Maori, bald mußten die Truppen vor dem Feinde das Feld räumen.

Am 8. Aug. vertrieb Oberst Whitmore die Rebellen aus einem Pa, den sie an der Poverty-Bai errichtet hatten. Da sich jedoch die Maori in die nordöstlich von dieser Bai gelegene Wildniß zurückzogen, so mußte von ihrer Verfolgung Abstand genommen werden. Am 7. Nov. griff Whitmore mit 300 Europäern und 80 freundlich gesinnten Eingeborenen den Pa Okutuku an der Wairoa in der Hawkes-Bai an; er wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. Während aber die Soldaten von dieser Seite die Eingeborenen nach dem Innern drängen wollten, unternahmen diese von ihren Verstecken aus einen Ueberfall gegen eine der europäischen Ansiedlungen an der Poverty-Bai, wobei alle Bewohner der Niederlassung getödtet wurden bis auf einen achtjährigen Knaben, dem es noch rechtzeitig gelang, sich zu verbergen, und der einige Tage nach dem Blutbade von benachbarten Ansiedlern gefunden wurde. Vier Wochen später, am 5. Dez., gelang es den Maori, die Eskorte zu verjagen, welche den Engländern an der Poverty-Bai Vorräthe zuführen sollte; bei dieser Gelegenheit erbeuteten sie acht Wagen voll Pulver und eine große Menge Waaren.

Unterdessen hatte auch der Krieg an der Westküste in der Gegend von Wanganui wieder begonnen. Dort hatte Oberst Mac Donnell eine Anzahl kleiner Dörfer zerstört, nachdem von einem der Rebellenanführer, Tito Kowaru, ein englischer Posten bei Waihi angegriffen und versprengt worden war. Am 20. August überfiel und zerstörte der Oberst Mac Donnell mit 350 Soldaten einen Pa; aber am 7. September erlitten die Weißen eine empfindliche Niederlage. Diesmal hatten sich die Maori vorgesehen und einen schmalen Waldpfad besetzt, auf welchem, wie ihnen verrathen worden war, die Engländer kommen würden. Ueberall hinter den Bäumen und zwischen den Aesten versteckt, warteten sie mehrere Stunden lang den Anmarsch des Feindes ab. Und in der That kam den Engländern dieser Ueberfall so überraschend und plötzlich, daß einige Zeit verstrich, ehe sie sich zur Wehre setzten. Fünf Offiziere blieben gleich Anfangs auf dem Platze; unter ihnen befand sich auch ein Deutscher, der Major von Tempsky,

welcher seit Jahren gegen die Maori focht und dessen Name während dieser Zeit in der Kolonie oftmals genannt worden war. Er fiel, von der Kugel eines Maori durchbohrt, der sich zwischen den Zweigen eines Baumes versteckt hatte. Den Engländern hielt es überhaupt schwer, die Feinde, von denen sie rings umstellt waren, in ihren Verstecken zwischen Gebüsch und Schlingpflanzen aufzustöbern. Endlich gelang es ihnen, den Rückweg aus dem Walde zu gewinnen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß alle diese Zusammenstöße ohne rechte Bedeutung blieben. Die Maori brachen bald da, bald dort, in kleinen Abtheilungen hervor, und es ist schließlich als beinahe sicher anzunehmen, daß ihre Zahl von Anfang an viel zu viel überschätzt wurde.

Da jedoch die Empörer über weite Räume zerstreut leben und sich ein einziger großer Schlag gar nicht gegen sie führen läßt, so verzettelt sich Alles und zieht sich endlos in die Länge. Bis Anfang August 1869 waren drei Expeditionen gegen die Eingeborenen ausgesandt worden; die Kolonisten hatten große Ausgaben dafür gehabt, ohne daß irgend ein nennenswerther Erfolg davon sichtbar geworden wäre. Der Aufstand schien vielmehr damals noch im Wachsen begriffen zu sein und große Unruhe herrschte im Lande. Ein Vierteljahr später berichteten dagegen die neuseeländischen Zeitungen, daß es in dem Rebellendistrikte anfange ruhiger zu werden; insbesondere hätten in den letzten paar Wochen keine so furchtbaren Niedermetzelungen von Kolonisten mehr stattgefunden, wie solche vorher an der Tagesordnung gewesen seien. Dennoch fand die Regierung es immer noch angezeigt, für alle Fälle geeignete Vorsorge zu treffen, und ließ sich demgemäß von der Gesetzgebenden Versammlung die Unterhaltungskosten für 1500 Mann angeworbene Soldaten auf die Dauer von fünf Jahren bewilligen.

Seitdem hat der Aufstand in der That mehr und mehr abgenommen und die neuseeländischen Blätter vom Januar 1870 geben sogar an, er sei vollständig im Erlöschen begriffen. Te-Kuti, der Hauptheld in diesem Kriege, ist verwundet und soll von den meisten seiner früheren Anhänger verlassen worden sein, sodaß man sogar daran denkt, es werde gelingen, diesen Anführer einzufangen.

Jedenfalls trösten sich die englischen Kolonisten damit, daß der Ausgang des Kampfes unzweifelhaft ist und daß die Maori rascher aussterben, als man vor 20 Jahren nur dachte.

Zu Cook's Zeiten belief sich die Maori-Bevölkerung Neu-Seelands auf mehr als eine halbe Million Menschen. Im Jahre 1842 war dieselbe aber schon auf 106,000 zusammengeschmolzen. Acht Jahre später lebten nur noch 70,000 und nochmals acht Jahre später nur noch 56,000. Wie viele jetzt noch von der ganzen Nation übrig sind, weiß man in der That nicht genau anzugeben, denn über große Strecken Landes, aus welchen die Regierung in früheren Zeiten sehr leicht Berichte hatte erhalten können, erfährt sie jetzt seit Jahren Nichts mehr. Nur so viel steht fest, daß, wenn man eine Verminderung in demselben Maße annehmen wollte,

wie sie von 1842—1858 stattgefunden, die Urbevölkerung Neu-Seelands sich jetzt, im Jahre 1870, auf etwa 45,000 Menschen belaufen könnte. Nun gesellt sich aber die Dezimirung durch den Krieg dazu, sowie die Noth und das Elend, welches derselbe, wie überall, so auch hier im Gefolge hat, und wenn man dies mit berücksichtigt, so darf wol mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß die Zahl der Eingeborenen gegenwärtig nicht mehr als 40,000 betragen wird.

Die Zahl der waffentüchtigen Männer kann höchstens noch 10,000 ausmachen, und von diesen sind Viele mit den Engländern befreundet oder leben wenigstens in Frieden mit ihnen. Die Zahl der feindlich Gesinnten dürfte sich höchstens noch auf den dritten Theil jener Zahl belaufen.

Diese Ueberreste der eingeborenen Bevölkerung sind aber sehr ungleich über die Inseln vertheilt. Weitaus die meisten, vielleicht sieben Achtel von Allen, wohnen in den Provinzen Auckland, Wellington und Hawkesbai; in Taranaki sind vielleicht noch 2000; auf der Südinsel wohnen im Ganzen noch etwa 2000; 250 leben auf der Stewartsinsel und etwa 300 auf den Chatham-Inseln. Eine besonders auffallende Erscheinung ist der Kindermangel bei den Maori. Eine Mutter von vier Kindern war schon vor zehn Jahren eine Seltenheit geworden; wo aber bei einem Volke die Kinder fehlen, ist es sicherlich seinem Untergange nahe. In hundert Jahren wird die Maorirasse wol so ziemlich ausgestorben sein.

Die Maori selbst sind sich dessen auch vollkommen bewußt und sehen mit stumpfer Gleichgiltigkeit ihrem unabwendbaren Geschicke entgegen. Sie sagen: „So wie der Klee das Farrenkraut tödtete, und der europäische Hund den Maori-Hund, wie die Maori-Ratte von der Pakeha-Ratte vernichtet wurde, ebenso wird nach und nach unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet werden.“ Es ist auch ganz unwahrscheinlich, daß irgend ein Rest dieses Geschlechtes die europäische Civilisation so vollständig in sich aufnehmen könne, daß er neben der mehr und mehr die Oberhand gewinnenden europäischen Bevölkerung fortzubestehen im Stande wäre, denn merkwürdiger Weise sind die Maori nicht fähig, die englische Sprache zu sprechen. Sie vermögen es wol, dieselbe lesen und schreiben zu lernen, aber sie können die englischen Laute, „die wol in ihr Ohr gehen, nicht wieder aus ihrem Munde hervorbringen.“ Daher erklären sich jene sonderbaren Wortveränderungen, wie Nuitireni für New-Zealand, Kariri für Galiläa, Wikitoria te Kuini o Ingarangi für Victoria Queen of England &c., die zum Theil schon früher Erwähnung fanden. Während in anderen britischen Besitzungen die Eingeborenen sich bequemen müssen, die Sprache ihrer Beherrscher zu erlernen, sind in Neu-Seeland die Engländer gezwungen, die Maori-Sprache zu sprechen, um mit den Eingeborenen verkehren zu können.

Auch läßt sich wol kaum der Beweis liefern, daß die bisherigen Fortschritte der Maori in der Civilisation zur sittlichen Hebung und Kräftigung dieses Volkes im Großen und Ganzen etwas Wesentliches beigetragen hätten. Man darf dabei nicht nach dem vornehmen Häuptling urtheilen,

der seine Ländereien verkauft und sein Vermögen in englischen Stocks angelegt hat, in der Stadt wohnt und im sorgfältig gewählten schwarzen Anzuge regelmäßig die Börse besucht oder im Kaffeehaus Anstrengungen macht, sich, wie ein Engländer, in die Lektüre der Zeitungen zu vertiefen.

Wenn man erfahren will, wie bei den Maori die europäische Kultur sich ausnimmt, so muß man zu ihnen hinaus aufs Land gehen, wo sie in ihren Dörfern beisammen wohnen, und muß sehen, wie sie dort, in schmuzige, zerlumpte Decken gehüllt, vor ihren Hütten auf dem Boden kauern und sich die Zeit mit Scherzen und Rauchen vertreiben, statt die Feldarbeiten zu besorgen. Allerdings sagen sie, dazu hätten sie ja die Pflüge und andere Geräthe. Das ist wahr, sie haben sogar Mäh- und Dreschmaschinen, Mehl- und Oelmühlen ꝛc. Wo aber früher 30 Männer ein Stück Land mit dem Spaten bearbeiteten, um es mit Korn oder Kartoffeln zu bestellen, da sitzen diese jetzt, während der Pflug die Arbeit thut, um den Acker herum und plaudern mit einander, wie schön es doch sei, daß die Europäer solche Werkzeuge erfunden haben, damit man nichts mehr zu arbeiten brauche. An eine Ausdehnung ihres Landbaues denken die Maori nicht, wol aber entwöhnen sie sich der Arbeit, von der sie nie große Freunde gewesen, mehr und mehr und sind zuletzt zufrieden, wenn sie Kartoffeln angebaut haben, die nur ausgegraben zu werden brauchen, wenn man sie essen will, und die man nicht erst, wie das Korn, muß in Mehl verwandeln lassen. So ist es gekommen, daß jetzt schon in manchen Gegenden die Kartoffeln die anderen Feldfrüchte verdrängt haben, weil diese mehr Arbeit im Anbau und in der Zubereitung als Nahrungsmittel verursachen.

Wie mit dem Ackerbau, so verhält es sich mit vielen anderen Unternehmungen. Da hat Einer mit großen Kosten eine Mühle gebaut und freut sich, aus seinen Fruchtvorräthen recht viel Mehl mahlen zu können. Seine Nachbarn und Alle, die von der Mühle gehört haben, kommen zu dem Müller auf Besuch, betrachten sich Alles und behandeln nach althergebrachtem Kommunismus sein Mehl als das ihrige. Die Schmausereien dauern so lange, bis das Mehl verzehrt ist, welches der Müller mit großem Gewinne an die Pakeha hatte verkaufen wollen. Für Andere will der Mann aber nicht mahlen, und so steht die Mühle still, das aufgewendete Kapital ist verloren und der Unternehmer, statt reich geworden zu sein, ist ärmer als vorher.

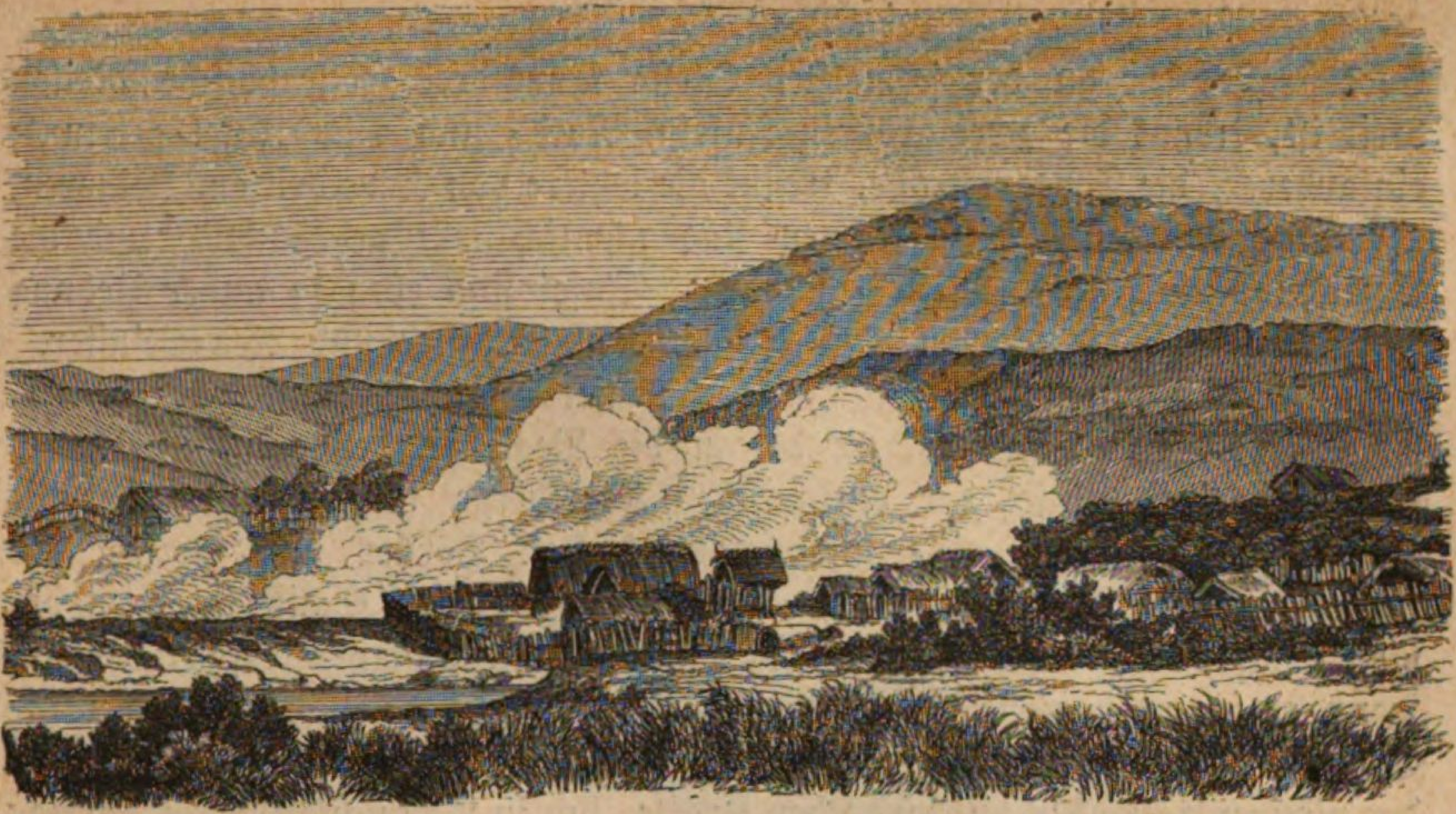
Aehnliche Beispiele ließen sich in großer Zahl anführen. Sie beweisen alle, daß, wie die braunen Söhne Neu-Seelands schon die nächsten Vortheile nicht recht zu gewinnen verstehen, welche sich aus der Uebertragung der mechanischen Arbeit von der Menschenhand auf die Maschine ergeben, sie auch nicht die geringste Vorstellung haben von der hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser Uebertragung: der Erhebung des Menschen zu geistiger Freiheit.



Tongariro und Ruapahu vom Berge Ngariha aus. Nach von Hochstetter.

Christmann, Australien.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Der Badeort Ohinemutu am Roto-rua.

Zweiter Abschnitt.

Wanderungen durch das Land und Schilderungen aus Vergangenheit und Gegenwart.

I. Die Nord-Insel.

Neu-Seelands Lage. — Anblick des Landes vom Meere aus. — Dr. L. Dieffenbach's Reisen. — Ersteigung des Berges Egmont. — Die Kauriwälder. — Am Waikato aufwärts. — Ruapahu und Tongariro. — Besteigung des letzteren. — Der Tauposee. — Orakeikorako. — Der Roto-rua und der Badeort Ohinemutu. — Der Roto-iti. — Der Roto-mahana. — Der kochende Sprudel Te-Tarata. — Grabdenkmale. — Die Sage vom ewigen Feuer am Hawaiki. — Vulkane bei Auckland.

Mitten im südlichen Meere, weit entfernt von allen Festlandsgestaden, erhebt sich die Inselgruppe, welche den Namen Neu-Seeland führt. Diese Inselgruppe erstreckt sich von 34½° bis zu 47½° südl. Breite, also durch 13 Breitegrade, und von 166½° bis 178¾° östl. Länge von Greenwich; sie besteht aus zwei großen und mehreren kleineren Inseln, deren Flächeninhalt zusammen auf 4900 geographische Quadratmeilen berechnet worden ist, eine Länderfläche, fast genau eben so groß, wie diejenige Italiens mit Sizilien, welches zu 4923 geographischen Quadratmeilen gerechnet wird. Auch die Breite Neu-Seelands ist ziemlich eben so groß, wie diejenige Italiens, nämlich 25—30 geographische Meilen, und endlich erinnert die Gestalt der Inseln im Allgemeinen an diejenige dieser europäischen Halbinsel, wenn man sich dieselbe in umgekehrter Lage denkt, so daß Kalabrien auf die lange schmale Halbinsel paßt, in welche der Norden Neu-Seelands in nordwestlicher Richtung ausläuft. Ein Meeresarm, die

Cooksstraße, der an der schmalsten Stelle kaum drei geographische Meilen breit ist, trennt die zwei größten Inseln, Nord- und Süd-Insel genannt; ein anderer, die Foveauxstraße, trennt die letztere von einer dritten, kleineren, der Stewartsinsel. Diese Namen sind nämlich jetzt gebräuchlich und die Bezeichnungen Nord-, Mittel- und Süd-Insel sind eben so außer Uebung gekommen, wie die Namen Neu-Ulster, Neu-Münster und Neu-Leinster.

Der Seefahrer, welcher sich der neuseeländischen Küste nähert, gewahrt schon aus weiter Ferne die in die Regionen des ewigen Schnees hineinragenden Gipfel der vulkanischen Kegelberge im Norden, oder die zerklüfteten, zackigen, eis- und schneebedeckten Hörner und Spitzen der neuseeländischen Alpen im Süden. Führt er aber sein Schiff in einen der vielen guten Häfen des Landes, so wird er mit Staunen erfüllt werden, wenn er in die romantischen Wildnisse des Urwaldes eindringt, oder die Gegenden besucht, in welchen „der Pulsschlag des Erdkörpers", die Arbeit der nimmer rastenden unterirdischen Kräfte, sich in mannichfaltigeren Formen offenbart, als irgendwo sonst auf der ganzen weiten Erde; oder er wird von Entzücken hingerissen werden von dem Anblick blumiger Wiesen und lachender Fluren, wenn er sich den Wohnstätten der europäischen Kolonisten nähert; oder endlich wird er sich in die wildesten Gegenden der europäischen Alpenwelt versetzt glauben, wenn er die Gletscher Neu-Seelands und seine Bergriesen erklettert.

Bekanntlich waren die Pakeha-Maori, die halbverwilderten Europäer, welche sich unter den Eingeborenen Neu-Seelands niedergelassen hatten, die ersten Erforscher des Landes, oder wenigstens die Ersten, durch welche die Schiffskapitäne von Zeit zu Zeit einzelne dürftige Nachrichten über Land und Leute erhielten. Später gelang es den Missionären, fast bis in die Mitte des Landes vorzudringen, wo sie bereits, umgeben von den zum Christenthume bekehrten Eingeborenen, wohnten, als der erste wirkliche Erforschungsreisende jene Gegenden besuchte. Dies war Dr. Lorenz Dieffenbach, ein geborener Gießener, der vom Jahre 1839 an längere Zeit als Naturforscher der Neu-Seeland-Compagnie die beiden großen Inseln in den verschiedensten Richtungen durchwanderte.

Im August 1839 landete Dieffenbach im Königin Charlotte-Sund, da, wo heute die Stadt Picton steht, und untersuchte zunächst die buchtenreichen Küsten der Cooksstraße und die Umgegend von Wellington, um sich nachher den nördlicher gelegenen Gestaden, zunächst der Küste von Taranaki, zuzuwenden. Hier wollte er den merkwürdigen Puke aupapa (d. h. Kegelberg), von den Kolonisten Berg Egmont oder Taranaki-Berg genannt, besteigen, der sich ganz dicht am Meere, aus dem niedrigen, mit ausgedehnten Wäldern bedeckten Flachlande bis zu der kolossalen Höhe von 2695 Meter erhebt und von welchem S. 75 eine Ansicht abgedruckt ist. Die Eingeborenen gaben sich viel Mühe, Dieffenbach von seinem Vorhaben abzubringen. Sie sagten ihm, der Berg sei Tapu, und in den Schluchten und Höhlen desselben hausten schreckliche Ungeheuer, welche den Tollkühnen, der sich bis dorthin wagen sollte, unfehlbar zerreißen und aufzehren würden.

Dennoch gelang es dem Reisenden, einige Maori zu überreden, ihn als Führer zu begleiten, und das Wagestück wurde wirklich unternommen. Dieffenbach kam aber nur bis an die obere Grenze der Wälder; seine Begleiter waren durchaus nicht weiter zu bringen. In jenen Wäldern sah Dieffenbach herrliche Kohlpalmen und traf zu seinem nicht geringen Erstaunen in den dichtesten Waldverstecken gut gepflegte Kartoffelpflanzungen an, die von den Eingeborenen angelegt waren und zu welchen sich diese, wie sie erklärten, zu flüchten pflegten, wenn sie von ihren Feinden am Waikato angegriffen wurden. Der zweite Versuch Dieffenbach's, den Gipfel des vulkanischen Kegels zu erreichen, gelang. Freilich begleiteten ihn die mitgenommenen Maori nur bis an die Schneegrenze. In einer Höhe von etwa 2000 Meter blieben sie, überwältigt von der majestätischen Todtenstille auf dieser Bergeshöhe und aus Furcht vor den Ungeheuern, zurück und überließen es dem kühnen Fremdlinge, in Begleitung eines einzigen Mannes, eines Europäers, die letzten 700 Meter zu erklimmen. Dieffenbach fand den Krater des ehemaligen Vulkans mit Schnee angefüllt; in der Mitte desselben erhob sich jedoch ein hoch aufgethürmter Hügel von Asche und schlackigen Stücken Lava. Der Reisende kam übrigens glücklich wieder herab und damals schon prophezeite er, daß einzelne Gestade Neu-Seelands, darunter namentlich die Gegend am Berg Egmont, einst so berühmt und von Reisenden aus allen Ländern Europa's besucht werden würden, wie die Landschaften Italiens oder die pittoresken Wildnisse der Alpen.

Im Oktober 1840 war Dieffenbach nach einem kurzen Aufenthalte auf den Chatham-Inseln, in Gesellschaft des französischen Kapitäns Bernard, an der Nordspitze des Landes, am Kap Maria van Diemen, gelandet. Hier fanden die beiden Reisenden Missionsstationen und einen europäischen Ansiedler, der sich 300 Eingeborene dienstbar gemacht hatte und sich von denselben das Land klären sowie mit mancherlei Nutzpflanzen bestellen ließ. Dieffenbach und sein Begleiter durchkreuzten das dichtbewaldete Land, in welchem sie bereits hier und da Holzsäger antrafen, welche Kauriholz suchten, bis zur Wangaroabai mit ihren vulkanischen Felsen und Hügeln, und von da bis zur Inselbai in den verschiedensten Richtungen, indem sie zu gleicher Zeit den See von Maupere sowie die erloschenen Vulkane und die Schwefelquellen in der Gegend des Waimato besuchten. Von hier aus führte sie ihr Weg kreuz und quer durch gewaltige Wälder an den Wairoafluß und an den Kaiparahafen; überall trafen sie die Holzfäller und fanden schon damals Ursache, über die Verwüstungen zu klagen, welche von diesen oftmals ganz unnützer Weise in den Wäldern angerichtet werden. Endlich gelangten die Reisenden an den Haurakigolf und hatten damit die beschwerliche Reise durch die nördliche Halbinsel beendet.

Diese Halbinsel ist vorzugsweise berühmt geworden als die Heimat der Kauriwälder. Die Kaurifichte (Dammara Australis), Yellow-Pine der Kolonisten, liefert ein vortreffliches Schiffsbauholz und das Harz des Baumes ist ein gesuchter Artikel zur Bereitung von Firnissen. Während alle anderen Nadelholzbäume Neu-Seelands, wie der Totara-, der Rimu-

baum rc., zu den beerentragenden Podocarpus und Dacrydium gehören, ist die Kaurifichte der einzige Baum auf jenen Inseln, welcher Zapfen trägt. Dieselben sind etwas kleiner als Tannenzapfen und fallen sehr leicht aus einander, sobald sie reif und trocken sind, was meist im Monat Februar der Fall ist. Der Kauribaum kommt merkwürdiger Weise nirgends sonst vor, als auf der nördlichen Halbinsel der Nordinsel und bildet auch hier keine geschlossenen Wälder von nennenswerther Ausdehnung, sondern wächst nur in einzelnen Gruppen oder „Klumpen" („clumps") an Thalgehängen, die vor dem Winde geschützt sind und an welchen die feuchte Seeluft noch vorbeistreichen kann. Diese Gruppen von Kaurifichten mit ihren schwarzgrünen, mächtigen Kronen verleihen dem neuseeländischen Walde einen ganz besonders ernsten und majestätischen Charakter. Junge Bäume, d. h. solche bis zu 100 Jahren, mit ihrem spitz-kegelförmigen Wuchs sehen der europäischen Fichte ähnlich; der Stamm läuft, wie bei dieser, gerade von der Wurzel bis zur Spitze der Krone. Bei alten Bäumen aber sind die Seitenäste kräftiger entwickelt, und der Baum erhält mehr das Aussehen der Weißtanne.

Große Strecken, die mit Kaurifichten bestanden waren, sind jetzt gänzlich von Wald entblößt, und wo die Kauriwälder verschwunden sind, wächst nichts mehr. Entweder haben diese alle für das Wachsthum anderer Pflanzen nöthigen Stoffe dem Boden entzogen, oder der magere, zähe Thonboden, auf dem sie so gut gediehen, ist so schlecht, daß gar nichts Anderes darauf fortkommt. So sind in der Umgegend von Auckland die großen Flächen, welche ehedem mit den üppigsten Kauriwäldern bedeckt waren, und auf welchen man jetzt noch große Mengen Kauriharz aus der Erde gräbt, nichts Anderes, als trockene, sonnenverbrannte Heiden von verrufener Unfruchtbarkeit, auf denen nur kümmerliches Manukagebüsch (Leptospermum scoparium) oder dürftiges Farrenkraut (Pteris esculenta) wächst.

Die schönsten Kauriwälder giebt es jetzt noch an dem vielarmigen Kaipara- und am Manukauhafen. Da stehen noch Stämme von 4 Meter Durchmesser, also von 12—14 Meter Umfang und 30 Meter Höhe bis zu den ersten Zweigen oder 50—60 Meter bis zur Spitze der Krone. Solche Bäume sind wol 700—800 Jahre alt. Die von den Holzhauern am meisten gesuchten Bäume sind jedoch die 200—300 Jahre alten, mit einem Durchmesser von etwa einem Meter und einer Höhe von 20—25 Meter. Ueberall im schattigen und immergrünen neuseeländischen Urwald, auf breiten Bergeshalden wie in den unwegsamsten Schluchten, wo sonst die Todtenstille der Wildniß herrschte, hört man die wuchtigen Axtschläge der Holzfäller, den schrillen Ton ihrer Sägen und ihr eigenes, weithin schallendes „Huii!" Schottländer und Irländer, die vielleicht schon in Kalifornien die Mammuthbäume haben umstürzen helfen, führen auch hier vorzugsweise den Kampf gegen die Riesen des Waldes, und diese werden sicherlich bald ausgerottet sein, denn alle Mühe, die Kauribäume künstlich zu pflanzen und zu kultiviren, sind gänzlich mißlungen.

Die Wälder Neu-Seelands liefern indessen außer Kauriholz noch viele

andere ausgezeichnete Bau- und Nutzhölzer, etwa sechs Nadelhölzer (Podocarpium- und Dacrydium-Arten), mehrere Metrosideros-Arten (Esche und Ulme der Ansiedler), eine Art Sandelholz (Mira salicifolia) 2c.

Nachdem Dr. Dieffenbach sich in den jungen Ansiedlungen am Haurakigolf einige Zeit ausgeruht hatte, vereinigte er sich mit Kapitän Symonds zu der großen Reise nach dem Tauposee. Zunächst verfolgten sie die Küste südwärts bis zur Mündung des Waikato, untersuchten den Wangaroahafen, sowie die beiden dicht beisammen liegenden Häfen Aotea und Kawia, und trafen fast an allen diesen Punkten bereits europäische Ansiedler. Vom Kawiahafen aus wendeten sich die Reisenden nach dem Innern des Landes. Auf den ersten Höhen, noch ganz in der Nähe der Küste, fanden sie einen gewaltigen, uralten Ratabaum von vollen 15 Metern Umfang, der nach der Aussage der Maori für Tapu, also für unverletzlich, erklärt war, obschon es sich fand, daß früher in dem mächtigen Stamme eine geräumige Höhle durch Feuer hergestellt worden sein mußte. Später erreichte Dieffenbach mit seinem Begleiter die Missionsstation Otawao im Waipathal, wo sie zum ersten Mal in Neu-Seeland Tabakspflanzungen antrafen, und nachher den Waikato, welchen sie aufwärts bis zum Tauposee verfolgten, um von diesem Platze aus die so überaus merkwürdige vulkanische Region Neu-Seelands nach allen Richtungen zu untersuchen. Durch das Thal des Waiho kehrten die beiden Wanderer endlich nach dem Golf von Hauraki und nach Auckland zurück.



Die Dammarafichte (Dammara australis).

Dr. Ferdinand von Hochstetter hat dieselbe Gegend, welche von Dr. Dieffenbach im Allgemeinen beschrieben worden war, zum Gegenstand eingehender Studien gemacht und einen ausführlichen Bericht darüber, sowie über die geologische Struktur des Landes überhaupt, in seinem großen Werke „Neu-Seeland" veröffentlicht. Vor ihm war vom Gouverneur Grey eine große Reise durch das Innere ausgeführt worden, und Purchas und Heaphy, sowie James Dana, der Geolog der amerikanischen Explorations-Expedition von 1849, hatten einzelne Theile der Gestade der nördlichen Halbinsel besucht. Die ganze übrige Nord-Insel, namentlich die Ostseite der Provinz Auckland und das Innere Wellingtons und Taranaki's ist, wenn man von

den nothdürftig bekannten Flußläufen absieht, fast vollständig terra incognita, und für spätere Forscher bleibt hier noch eine, sicherlich höchst beschwerliche, aber auch gewiß reichlich lohnende Arbeit übrig.

Die Resultate der Erforschungen der vorhin genannten Reisenden lassen sich in Folgendem zusammenfassen. Die nördliche Insel wird auf ihrer östlichen Seite von einer, in der Richtung von Nordost nach Südwest streichenden großen Gebirgskette durchsetzt, welche in ihren einzelnen Theilen verschiedene Namen führt und eine Höhe von 1400—1700 Meter erreicht, übrigens jedoch fast noch vollständig unerforscht ist. An diese Bergkette lehnt sich westwärts ein ausgedehntes Hochland an, welches sich von der Mitte des Landes aus nach Norden und Süden zu allmählig abdacht. Diese ganze Westseite der Insel ist ausgezeichnet durch den vulkanischen Charakter des Landes. Beinahe im Centrum der Insel erhebt sich auf einem ungefähr 600 Meter hohen, mit Bimssteinstücken übersäten Plateau, weithin sichtbar, ein Kegelberg — der Ruapahu — fast bis zur Höhe des Aetna auf Sizilien.*) Die obere Hälfte dieses Berges ist mit Schnee und Eis bedeckt und den größten Theil des Jahres hindurch in Wolken gehüllt, während seine Basis, wie das dieselbe umgebende Tafelland, auf meilenweite Entfernung im Umkreis mit großartigen Massen Bimssteingeröll überlagert ist. Der Ruapahu ist unzweifelhaft ein Vulkan, und wenn auch die Eingeborenen nichts von einem Ausbruch desselben zu erzählen wissen, so wird der Berg doch offenbar von ihnen gefürchtet, da sie ihn mit Tapu belegt haben. Ganz nahe bei dem Ruapahu aber erhebt sich majestätisch der an 2000 Meter hohe, fortwährend Dampf auswerfende Vulkan Tongariro, von dessen Auswurfskrater im Dezember 1859 ein Theil zusammenstürzte, sodaß man jetzt, wenn man den Berg von der Westseite aus betrachtet, gleichsam in den Krater hinein sehen kann. Verschiedene andere Kegelspitzen in unmittelbarer Nähe des Hauptgipfels dampfen gleichfalls von Zeit zu Zeit und dem Seitenabhang eines dieser Kegel entströmen fortwährend mächtige Dampfwolken. Die Eingeborenen erzählen, daß dort gewaltige schwefelhaltige und kochend heiße Quellen dem Boden entspringen. Nördlich von beiden Bergriesen endlich, an den Ufern des Tauposees, erhebt sich noch eine ganze Anzahl kleinerer, gleichfalls als erloschen geltender Vulkane, welche die Eingeborenen als die Weiber und Kinder der beiden großen ansehen und bezeichnen.

Schon Dr. Dieffenbach wollte den Vulkan Tongariro besteigen. Nachdem aber Bidwell im März 1839 dieses Unternehmen heimlicher Weise ausgeführt hatte und dies später den Maori bekannt geworden war, wurde von dem berühmten Häuptling Te-Heu-Heu ein sehr strenges Tapu auf den Berg gelegt, das selbst heute noch nicht aufgehoben ist, so daß noch Niemand in Begleitung von Eingeborenen diese Besteigung unternehmen konnte. Trotzdem ist der Berg im Jahre 1851 von Dyson wieder erstiegen worden, und Dyson fand den Gipfel noch ziemlich eben so, wie Bidwell

---

*) Der Aetna ist 3314,66 Meter, der Ruapahu 2801,75 Meter hoch.

ihn im Jahre 1839 beschrieben hatte. Auf der Spitze des aus loser Asche und Bimssteintrümmern bestehenden Kegels gähnt nämlich ein furchtbarer Krater von wenigstens 400 Metern Durchmesser*) und einer ganz enormen Tiefe; denn es dauerte öfter 7—10 Minuten, ehe man hörte, daß hinabgeworfene Steine irgendwo den Boden oder die Wand des Schlundes berührt hatten; von vielen anderen hörte man aber gar nichts. Gewaltige Dampfwolken wirbelten aus der Tiefe und ein unheimlich dumpfes, murmelndes Geräusch drang von der unterirdischen Werkstätte herauf. Die überhängenden Felsen der inneren Kraterwand waren von sublimirtem Schwefel mehr oder weniger gelb gefärbt, aber Dyson konnte nichts von frisch ausgeworfener Asche oder Lava bemerken, während Bidwell von einem neuen Lavastrom erzählt hatte, der an dem oberen Kegel herabgeflossen war. Jene Lava war schwarz, glänzend und von sehr dichter Beschaffenheit.

Von den beiden Bergriesen im Innern Neu-Seelands senkt sich das Hochland nach Norden sehr rasch bis zum Tauposee, der nur 380 Meter über dem Meere gelegen ist. Die Gegend von diesem See bis hinüber ans Meer, die Bay of Plenty, eine Strecke von wenigstens zehn geographischen Meilen, ist an mehr als tausend Stellen von den vulkanischen Kräften der Tiefe durchbrochen, die noch heute gewaltig arbeiten, ohne daß es indessen, so weit die Eingeborenen zu erzählen wissen, zu Ausbruchserscheinungen gekommen wäre, welche größere Dimensionen angenommen hätten als die fortwährend sichtbaren.

Lange Reihen heißer Quellen, welche zum Theil, wie die Geysir auf Island, intermittiren, und nach kürzeren oder längeren Pausen siedendheiße Wassermassen in dampfenden Fontänen in die Höhe schleudern, heiße, Sinter absetzende Wasserbecken, Fumarolen, Solfataren und Schlammvulkane sind in der großartigsten Mannichfaltigkeit über das ganze genannte Gebiet zerstreut, und in der vorhin erwähnten Bai selbst hat die Insel Whakari („die Weiße Insel", von den dort befindlichen Bimssteinlagern so genannt) einen fortwährend brennenden Berg.

Der Tauposee ist durch den Einsturz unterirdischer, mit dem Vulkanismus der Umgegend in Zusammenhang stehender Höhlen entstanden. Sein westliches Ufer wird von senkrechten Felswänden gebildet, die bei Karangahape, einem weit in den See hinausspringenden Vorgebirge, eine Höhe von mehr als 300 Meter erreichen. Eine Landung auf dieser Seite des Sees ist nur an Stellen möglich, welche zugleich den Mündungsplatz von Bächen oder Flüssen bilden und von diesen ausgewaschen sind. Die östliche Küste wird durch einen breiten, sandigen Strand gebildet, hinter dem auf große Strecken hin die weißen, an einzelnen Stellen bis 100 Meter senkrecht in die Höhe steigenden Klippen des vorhin (S. 120) erwähnten Bimssteinlagers sichtbar sind. Die lockeren Massen dieses Gesteins werden bei Stürmen leicht von den Fluten des Sees unterwühlt, ganze Wände stürzen dabei ein und

*) v. Hochstetter hält diese Schätzung für zu hoch gegriffen; er glaubt, daß der Krater höchstens 150 Meter weit sei.

überdecken den See mit ihren Trümmern, welche schließlich der Waikato bis in das Meer hinaus mitnimmt. In einer Entfernung von vier bis sechs Stunden östlich vom See erhebt sich ein dunkelwaldiges Gebirge, und dahinter ragen nackte Felsenpyramiden von vielleicht 2000 Meter Meereshöhe hervor, welche mit ihrem unverkennbaren Alpencharakter einen merkwürdigen Gegensatz zu den regelmäßigen Kegelformen der vulkanischen Bildungen an der Südseite des Sees bilden. Aus diesen gewaltigen, noch vollständig unerforschten Bergen erhält der Tauposee seine meisten Zuflüsse. Die malerische Seite des Sees ist jedoch an seiner Südküste. Eine ganze Reihe prächtiger Kegelberge umsäumt hier die blauen, klaren Fluten, hinter welchen sich die Bergriesen Tongariro und Ruapahu erheben.

Das Klima am Taupo-See ist nicht so milde, wie man bei der geringen Erhebung desselben über die Meeresfläche erwarten sollte. Aus den Thälern und Schluchten der verschiedenen Küsten brechen leicht äußerst heftige Windstöße hervor und fegen über den See dahin, und wo auf dem erregten Wasser sich solche Windstöße treffen, da entstehen Wirbel, in welchen das Wasser hoch aufspritzt, die gebrechlichen Fahrzeuge der Eingeborenen mit Verderben bedrohend. Die Maori sind darum äußerst vorsichtig, das trügerische Wasser zu befahren, und unternehmen eine längere Reise nur, wenn mit Sicherheit auf gutes Wetter zu rechnen ist. Dennoch sind die Fälle häufig, in welchen sie dem bösen Seegeist, von dem die Sage bei ihnen geht, zum Opfer fallen. Merkwürdig ist der Umstand, daß nach den durch v. Hochstetter aufs Sorgfältigste angestellten Messungen das Wasser des Sees zur rauhen Herbstzeit um einige Grade wärmer war, als das Wasser der in denselben mündenden Flüsse und Bäche, sodaß man auf die Vermuthung kommen könnte, der See — insbesondere eine, in der Mitte desselben befindliche, an dem weißen Schaume leicht kenntliche Stelle — stehe mit den unterirdischen vulkanischen Kräften in näherer Beziehung, wenn man nicht annehmen will, daß sich diese erhöhte Temperatur des Seewassers aus dem Vorhandensein einer beträchtlichen Anzahl von heißen Quellen an seinem Süd- und Norduser erklären lasse.

Die erste dieser beiden Stellen liegt östlich von dem Orte Pukawa, fast in der südwestlichen Ecke des Sees. Dicht am Strande sieht man hier heißes Wasser von 52°, 62° und 67° C. aus den Felsen hervorsprudeln, und in solcher Menge, daß die Eingeborenen dasselbe in künstliche Bassins geleitet haben, um sich Badeplätze herzurichten. Etwa 150 Meter über diesen Quellen dampft aber der Berg aus unzähligen Klüften und Sprüngen und unter einem betäubenden Lärm, „wie wenn Hunderte von Dampfmaschinen im Gange wären", strömt siedendheißer Wasserdampf und kochendes Wasser überall hervor. Der ganze Bergabhang ist von Wasserdämpfen durchweicht, und im Jahre 1846 ist wirklich ein Theil davon, in Schlamm verwandelt, herabgerutscht und hat das Maoridorf Te-Rapa vollständig verschüttet. Die Bewohner eines anderen Dorfes auf der Höhe benutzen die Dampflöcher, um ihre Speisen darauf zu kochen.

Merkwürdiger noch ist der große Dampfsprudel Pirori bei dem Maori-

Dorf Tokanu in der südöstlichen Ecke der Bucht von Pukawa. Aus einer kesselförmigen Vertiefung an der Uferwand des Tokanuflusses steigt nämlich eine Säule siedendheißen Wassers von einem halben Meter Durchmesser unter gewaltigem Zischen und Sprudeln oft mehr als 12 Meter in die Höhe. Ganz nahe dabei ist ein natürlicher, am Rande mit Kieselsinter überzogener Kesselbrunnen, in welchem das Wasser fortwährend kocht, und auf der andern Seite des Baches finden sich dicht beisammen drei Kessel, die offenbar in Verbindung mit einander stehen. In dem mittleren dieser drei Kessel kochte ein graulich-weißer Schlamm, während die beiden links und rechts mit klarem, kochendem Wasser gefüllt waren, als v. Hochstetter dieselben besuchte. Die Eingeborenen erzählten aber, daß im März und April 1848 aus dem mittleren Kessel eine heiße Wassersäule an 40 Meter hoch geworfen worden sei, welche das Dorf übergossen hätte. Ein großer Theil des Bodens dieses Quellengebiets ist mit einem opalartigen Kieselsinter bedeckt, unter dem ein feiner Thonschlamm liegt. In kleineren Löchern, aus denen nur heißer Wasserdampf ausströmt, zeigt das Thermometer 98° C., und die Eingeborenen benutzen nicht nur diese Löcher zum Kochen, sondern haben sich auch für den Winter auf dem warmen Boden Hütten errichtet.

Das Gebiet heißer Quellen an der Bai von Pukawa und bei Tokanu ist aber nur eines und dazu eines der kleineren solcher Gebiete auf der Strecke zwischen dem Tauposee und dem Meere.

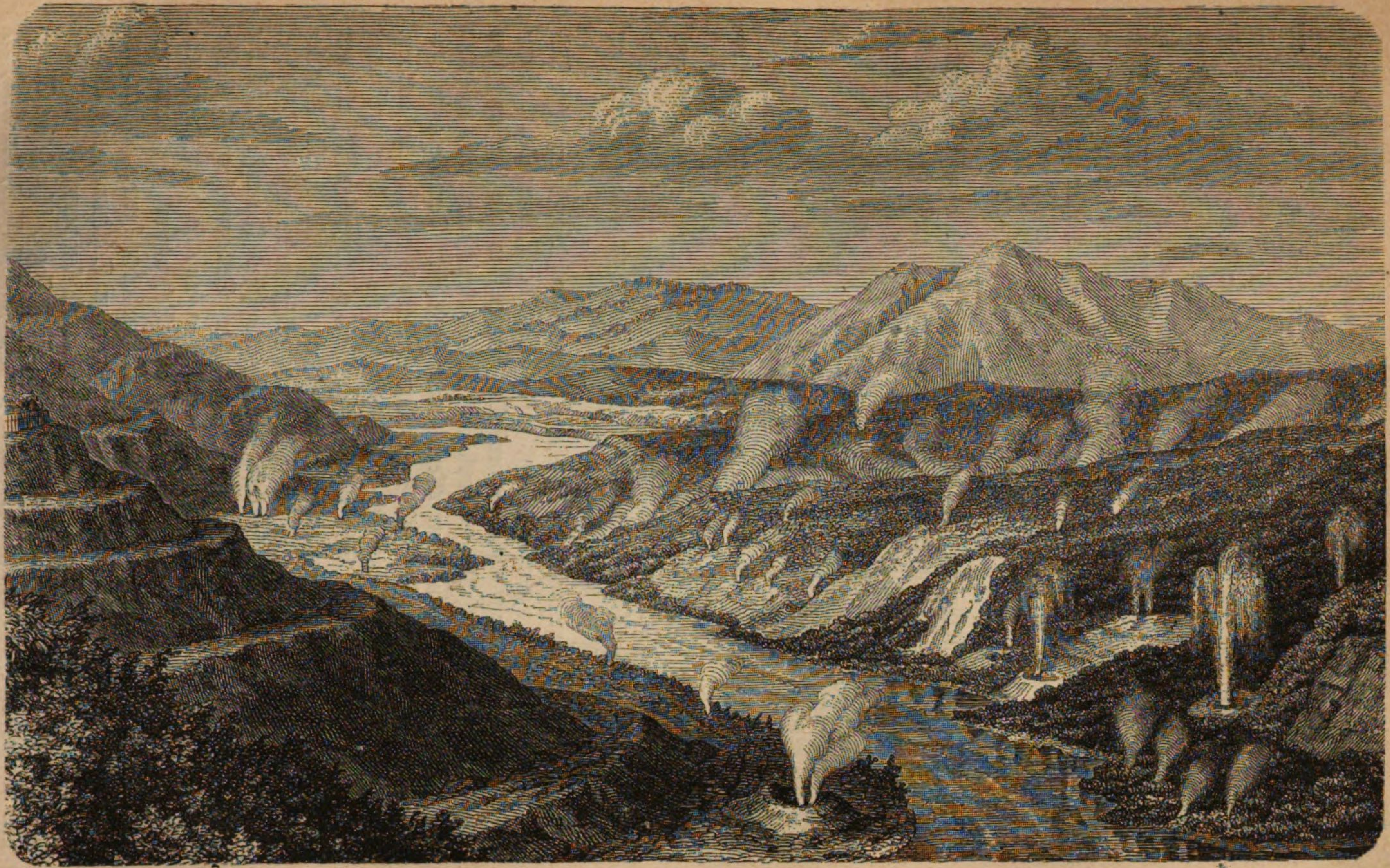
Auch am Nordende des Tauposees dampft es der ganzen Küste entlang, und das Wasser des Sees hatte hier zur Herbstzeit in der Nähe des Ufers eine Temperatur von 38° C. Einige Stunden weiter vom See entfernt, im Thale des Otumaheke aber, ist der aus rothem, eisenschüssigem Thon bestehende Boden förmlich weich gesotten, durchlöchert und zerrissen, sodaß es gefährlich ist, ihn zu betreten. In den Klüften sieht man überall einen grauen Brei kochen und brodeln und an einigen Stellen sucht sich der Wasserdampf unter gewaltigem Brausen und Zischen einen Ausweg. Die größte Dampffontäne heißt Karapiti; hier strömt hochgespannter Wasserdampf aus einer engen Röhre im Grunde eines kreisförmigen Loches und in etwas schiefer Richtung mit solcher Gewalt hervor, daß in den Dampfstrahl geworfene Farrenkrautbüschel acht bis zehn Meter hoch in die Luft fliegen.

Eine andere, nicht minder merkwürdige Gegend liegt etwas weiter nördlich am Waikato, da, wo derselbe aus seinem nach Nordosten gerichteten Laufe nach Nordwesten umbiegt. Die steil abstürzenden Berge treten hier von beiden Seiten ganz dicht an den Fluß, dem sie nur ein ganz schmales, tief eingerissenes Thal übrig lassen, durch welches die Wogen, eine Stromschnelle hinter der andern bildend, schäumend und brausend dahin schießen. An beiden Ufern aber steigen auf einer Strecke von beinahe einer halben Stunde überall weiße Dampfwolken empor, und eine Menge Brunnen, alle von einer weißlichen Steinmasse umschlossen, wird sichtbar. Die Brunnenwände, aus mannichfach gestalteten Kieselsintermassen bestehend, sind überall von dem Wasser selbst aufgebaut worden. Da erhebt sich plötzlich aus einem dieser Brunnen ein dampfender Wasserstrahl vielleicht

acht bis zehn Meter hoch in die Luft, nach einigen Minuten sinkt die Springquelle wiederum und fast in demselben Augenblick fängt eine zweite zu spielen an; manchmal springen drei oder vier zu gleicher Zeit, eine unten am Fluß, die andere auf einer höher gelegenen Terrasse, die dritte gegenüber auf dem anderen Ufer, und so geht das wunderbare Spiel unaufhörlich fort. Das sind die Springbrunnen von Orakeikorako. Der Boden zu beiden Seiten des Flusses ist mehr oder weniger durchweicht von den heißen Wasserdämpfen und der Besuch dieses merkwürdigen und durch seine Großartigkeit imposanten Quellengebiets ist deshalb mit nicht geringen Gefahren verbunden, zumal an solchen Stellen, auf welchen keine Sinterdecke das Erdreich auf der Oberfläche hart gemacht hat, und zwischen dichtem Gebüsch ausgedehnte kochende Schlammtümpel versteckt liegen. An anderen Plätzen dieses Thales finden sich auch Bassins, die wol früher selbständige Quellen gebildet haben, jetzt aber durch die Abflüsse benachbarter Sprudel gefüllt werden und vortreffliche Badebassins abgeben.

Die Sinter-Ablagerungen schillern in den buntesten Farben, weiß, gelb und roth, und bedecken manchmal ziemlich große Strecken, besonders wo sie im Laufe der Zeit von höher gelegenen Brunnen an den niedrigeren Terrassen herab sich allmählig ausbreiten konnten.

Aehnliche Springbrunnen, wie bei Orakeikorako, finden sich auch bei dem etwas weiter nordwärts gelegenen Roto-rua oder Lochsee. Dieser See ist ziemlich kreisrund und hat etwa eine geographische Meile im Durchmesser. Fast genau in seiner Mitte erhebt sich ein kleiner Felskegel Mokoia, bis zu einer Höhe von 130 Metern über dem Wasserspiegel des Sees selbst. „Die Kreisform, die Insel in der Mitte, die an den Ufern da und dort aufsteigenden Dampfwolken, alles Das“, sagt v. Hochstetter, „könnte verleiten, den Roto-rua für einen ehemaligen Vulkankrater anzusehen, während in Wirklichkeit dieser See, ebenso wie alle übrigen Seen des Seedistriktes, durch Einsenkung des Bodens in dem vulkanischen Plateau entstanden ist.“ In der südwestlichen Ecke dieses Sees, an der Ruapekabucht, liegt das Maoridorf Ohinemutu, das seiner heißen Quellen und warmen Bäder wegen in Neu-Seeland weit und breit berühmt ist. Den Mittelpunkt dieses Quellengebietes bildet die Ruapekabucht selbst. Da siedet und sprudelt es dem Ufer entlang aus Hunderten von Oeffnungen, und die Menge des ausgestoßenen Wasserdampfes und der ausgehauchten schwefeligen Säure ist so groß, daß die ganze Atmosphäre in und um Ohinemutu zu jeder Jahreszeit von Wasserdämpfen und schwefeligen Gasen erfüllt ist. Eine einzige der vielen heißen Quellen aber reicht hin, das Wasser der Ruapekabucht zu erwärmen, sodaß dieselbe längst, auch vor der Ankunft der Europäer schon, ein beliebter Badeplatz geworden war. Diese Quelle ist die berühmte Waikiti-Quelle, eine intermittirende Springquelle, welche mit sechs oder sieben kleineren am südlichen Ende der Bucht und auf der rechten Seite des Puaranga-Baches gelegenen Brunnen das merkwürdige Geysirgebiet von Whakarewarewa bildet, und deren enorme Quantitäten kochend heißen Wassers durch jenen Bach in die Bucht abfließen.



Die heißen Quellen von Orakeikorako.

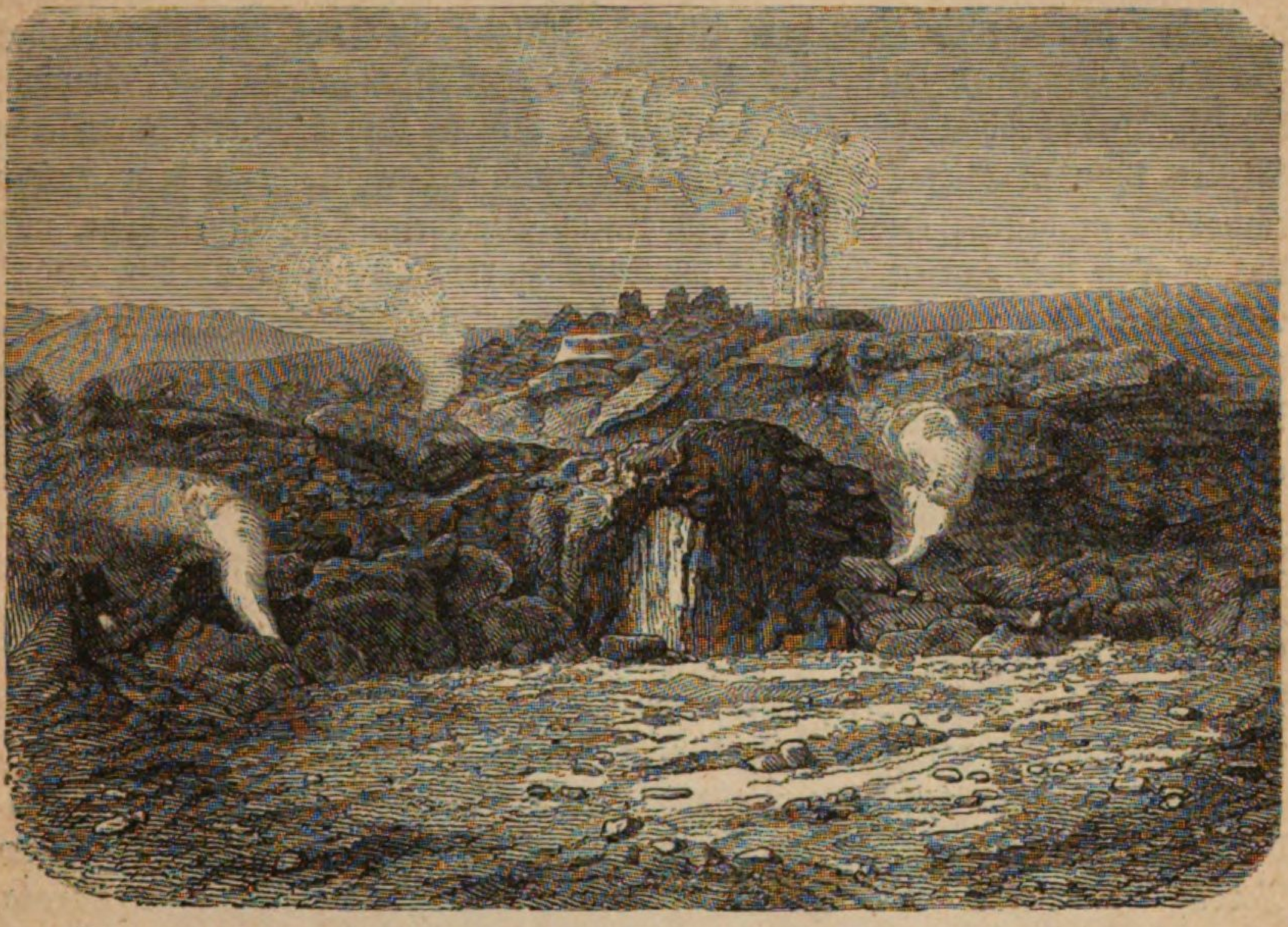
Nicht alle Springbrunnen von Whakarewarewa sind fortwährend thätig; nur manchmal, bei heftigem Ostwind, sollen sie alle zu gleicher Zeit spielen. Der größte davon, der erwähnte Waikiti-Sprudel, hat indessen alle zehn Minuten eine Eruption. Für einige Augenblicke ist das Wasser in dem gewaltigen Becken ganz ruhig, weiße Dampfwolken steigen in die Höhe, dann wallt es mächtig auf und plötzlich wird eine, fast einen Meter im Durchmesser haltende Wassersäule in die Höhe geschleudert. Am großartigsten soll sich das Schauspiel in den Monaten Januar und Februar zeigen, zu welcher Zeit nach den Angaben des Missionärs Spencer, welcher Jahre lang am Roto-rua lebte, der Waikiti 10—14 Meter hoch springt; manchmal erhebt er sich indessen nur einen bis zwei Meter über den Rand des fünf Meter hohen Sinterkegels, welchen die Quelle sich selbst aufgebaut hat.

Dicht bei dem Waikiti liegt der Pohutu-Sprudel, der auf einer sieben Meter aufsteigenden, von Spalten durchzogenen und zerbrochenen Anhöhe von Kieselsintermassen hervorbricht und in dessen Nähe sich noch verschiedene Solfataren und Dampfausströmungen befinden, wie solche die Abbildung zeigt.

Außer diesen großartigen Springbrunnen giebt es aber bei Ohinemutu, auf einem Gebiete von einer halben Stunde Ausdehnung, noch eine so gewaltige Menge heißer Quellen und diese sind in solch hohem Grade ergiebig, daß sie nicht nur zwei geräumige Teiche das ganze Jahr hindurch mit warmen Wasser gefüllt erhalten, sondern daß die Eingeborenen sich auch besondere Badequellen und wirkliche Dampfbäder eingerichtet haben, während sie andere Quellen zum Kochen ihrer Speisen und wieder andere zum Waschen ihrer Wäsche benutzen.

Nordöstlich vom Roto-rua und von diesem durch eine kaum zehn Minuten breite Landhöhe getrennt, liegt ein anderer, der „kleine See", Roto-iti, zwischen waldigen Anhöhen versteckt, der sich in der Richtung von West nach Ost anderthalb geographische Meilen weit ausdehnt, während er an vielen Stellen nur eine Viertelstunde breit ist. Der Roto-iti verdient als einer der schönsten Seen Neu-Seelands erwähnt zu werden. Die zahlreichen Vorgebirge und Halbinseln, welche seine Ufer umsäumen und bald grün bewaldet, bald mit schroffen, steil abstürzenden Felsenklippen geschmückt sind, bieten dem entzückten Auge eben so viele durchaus malerische und bei jeder Wendung des Blicks neu erscheinende Landschaftsbilder. Doch hat auch dieser See ein besonderes geologisches Interesse durch die große Menge von Solfataren und brodelnden Schlammtümpel, welche südlich von demselben ein ganzes Thal ausfüllen und so dicht zusammengedrängt sind, daß es gewagt erscheint, den Boden um die, manchmal 15—20 Meter im Durchmesser haltenden, Wasserbecken herum zu betreten. Ueberall besteht nämlich der Grund aus schwarzem Schlamme, mit Bimssteinsand, Schwefelkrusten und zerbröckelten Sinterstücken vermischt und überlagert, und überall entwickelt sich Schwefelwasserstoffgas, schwefelige Säure und Wasserdampf aus demselben. Eines jener Schlammbassins, der Ruahine,

liegt in einer kraterähnlichen Vertiefung, und der schwarze Schlamm, der darin kocht, wird von den aufsteigenden und zerplatzenden Dampfblasen mehrere Meter hoch in die Luft gespritzt, während der Rand des Kessels, aus vielfarbigem Thon bestehend, mit gelben Schwefelblumen über und über inkrustirt ist. Das Thal von Roto-iti aber darf als ein wahres Höllenthal bezeichnet werden.



Pohutu, Solfatare und intermittirender Sprudel zu Whakarewarewa am Roto-rua-See.

Südlich von Roto-rua und Roto-iti liegt noch eine Gruppe von Seen auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, welche nicht minder interessante geologische Erscheinungen aufzuweisen hat, als die bisher erwähnten. Der größte unter den Seen, der Tarawera, ist anderthalb geographische Meilen lang und eine Meile breit und hat seinen Abfluß durch den Tarawerafluß in die Plenty-Bai. Der Tarawerasee nimmt gleichzeitig die Abflüsse von fünf verschiedenen Seen auf, die um ihn umher liegen; nämlich von Südost den gemeinschaftlichen Abfluß des Roto-mahana und Roto-makiriri (des „warmen" und „kalten Sees"), von Nordwest die Ausflüsse des Okataina und Otarekasees und von Westen her den aus dem Roto-kakahi abfließenden Bach Wairoa, der einen 24 Meter hohen malerischen Wasserfall bildet und sich durch eine enge Felsschlucht in den See ergießt. Die ganze umgebende Landschaft ist pittoresk und wild romantisch in hohem Grade; herrliche, bewaldete Bergeshöhen umsäumen die blauen Fluten und nur hier und da schauen braune oder schwarze Klippen aus dem Waldesgrün hervor.

Unter allen diesen Seen ist unstreitig der Roto-mahana der merkwürdigste. Nicht wegen seiner Ausdehnung; der See ist sehr klein, kaum

1200 Meter lang und 400 Meter breit; auch nicht wegen der landschaftlichen Schönheit seiner Umgebungen, seine unregelmäßigen Ufer sind vielmehr durchaus sumpfig, mit Riedgräsern bewachsene Untiefen strecken sich an manchen Stellen fast bis in die Mitte des schlammigen, mit schmuzig grünem Wasser gefüllten Sees, und die benachbarten baumlosen Hügel endlich sehen öde und traurig genug aus mit ihrem niedrigen Farrengestrüpp. Die Merkwürdigkeit des Roto-mahana besteht in der ganz ungeheuren Menge kochenden Wassers, welches dem Strande entlang und auf dem Grunde des Sees dem Erdboden entströmt. Ueberall an dem Ufer, wie in den Sümpfen, dampft und brodelt es aus unzähligen Rissen und Klüften; an vielen Stellen kann man eine Säule zischenden Wasserdampfes aus dem Boden emporsteigen lassen, wenn man mit einem Stock ein Loch hineinstößt, und das Wasser des ganzen Sees ist durchaus warm, an vielen Stellen 40° C. und mehr. Da indessen auch einige Bäche mit kaltem Wasser in den See fließen, so erklärt es sich, daß die Temperatur nicht überall gleichmäßig ist, sondern in der Nähe jener Einflüsse, welche nur 9—10° C. haben, auch nur 15—20° C. beträgt.

Sicherlich ist es keine allzu gewagte Behauptung, wenn man sagt, daß der Roto-mahana dermaleinst — vielleicht schon nach Verlauf von einigen Jahrzehnten — ein weltberühmter Badeort werden wird, zu welchem Tausende und aber Tausende, Kranke wie Gesunde, von allen Enden der Welt her wallfahrten werden, um Genesung von ihren Leiden zu suchen oder die Wunderwerke der rastlos schaffenden Natur anzustaunen.

Das Wunder am Roto-mahana ist aber ein kolossaler kochender Sprudel mit außerordentlich vielen, weit in den See hineinreichenden Sinter-Terrassen, welchen der Sprudel seinen neuseeländischen Namen, Te-Tarata, „der tätowirte Fels", verdankt. Dieser Sprudel liegt 25 Meter, also haushoch, über dem See, an der Ostseite desselben und an einem mit Farrenkraut bewachsenen Abhange einer Anhöhe, aus welcher an vielen durch Eisenoxyd gerötheten und darum schon von Ferne leicht kenntlichen Stellen heiße Wasserdämpfe entweichen. Der kraterförmige, nach der Seeseite, d. h. also nach Westen offene Kessel mit den steilen Wänden von eisenhaltigem Thon, welcher das Hauptbassin des Sprudels bildet, ist oval, 25 Meter lang und 18 Meter breit, und dieses Bassin ist bis zum Rande mit vollkommen klarem, durchsichtigem und schwach salzigem Wasser gefüllt, welches in dem schneeweiß übersinterten Becken wunderschön blau erscheint. Am Rande des Bassins ist das Wasser 84° C. heiß, in der Mitte jedoch sieht man es aufwallen und dort wird es demnach wirkliche Siedehitze haben. Ungeheure Dampfwolken wirbeln auf und gestatten selten den Anblick der ganzen Wasserfläche. Nach der Versicherung der Eingeborenen soll aber manchmal plötzlich die ganze Wassermasse dieses Beckens mit ungeheurer Gewalt herausgeworfen werden, sodaß man 10 Meter in die Tiefe blicken könne. In kurzer Zeit fülle sich darnach das Becken wieder.

Das Wasser zeigt eine merkwürdige Fähigkeit, Sinter abzusetzen, und der ganze Abhang von der Sprudelschale bis hinab zum See, eine Fläche

von mehr als drei Acker Land, ist im Laufe von Jahrhunderten in ein System von Kieselsinter-Terrassen von verschiedener Höhe verwandelt worden, die weiß, wie aus Marmor gehauen, einen ungemein malerischen Anblick gewähren.



Te-Tarata am Roto-Mahana.

Die Terrassen werden durch eine Anzahl halbrunder Becken gebildet, jedes mit einem erhöhten Rande, von welchem feine Tropfsteinfiguren auf die tiefere Stufe herabhängen, während die Bassins selbst mit dem durchsichtigsten, klarsten, blau schimmernden Wasser gefüllt sind. Diese Becken bilden die schönsten natürlichen Badeplätze; man kann sie sich auch tief und seicht aussuchen, und einige davon sind groß genug, um bequem in ihnen herumschwimmen zu können. Auf der höchsten Terrasse befindet sich ein

breiter Seitenrand, und in dessen Mitte erhebt sich ein noch etwa vier Meter hoher Felsen, der mit Manukagebüsch (Leptospermum) und Farrenkraut bewachsen ist und von welchem man in den dampfenden und kochenden Sprudel hineinsehen kann.

Etwas südlich vom Te-Tarata-Sprudel arbeitet ein kleinerer, der Ngahapu-Sprudel, der von dichtem Buschwerk rings umgeben ist, sich indessen schon aus einiger Entfernung durch die hohe Dampfsäule bemerkbar macht, welche ihm entsteigt. Der Kessel dieses Sprudels ist kleiner, zehn Meter lang und sieben Meter breit; das Wasser ist gleichfalls klar und durchsichtig, aber fast unaufhörlich in furchtbarer Aufregung. Es schäumt häufig auf und wird oftmals mit furchtbarer Gewalt unter gewaltigem Sausen und Brausen drei bis vier Meter in die Höhe geworfen; die hohen Wände der Sinterschale verhindern jedoch in der Regel das Ueberfließen desselben. Das Wasser hat 96° C.

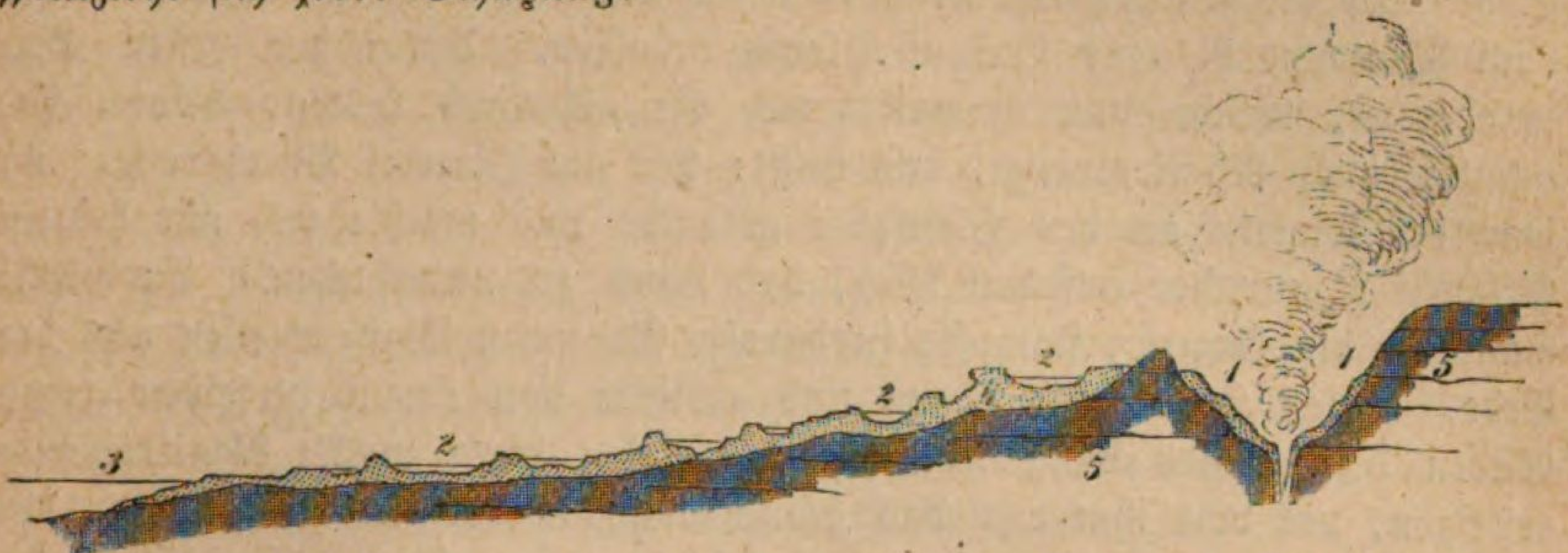
Eine kleine Schlucht, die sich mehrere hundert Meter weit und bis zu einer Höhe von 30 Metern über dem See erstreckt, führt zu einem Bassin voll schmuzig-grünen Wassers, dem „Grünen See", Roto-punamu, der wol ein abgestorbener Sprudel sein mag, während es in der Schlucht selbst überall zischt und brodelt und vollständig wie in dem Krater eines Vulkans aussieht. Die nackten, vegetationslosen Wände sind furchtbar zerrissen und zerklüftet; abenteuerlich geformte Felszacken ragen noch hier und dort in die Höhe, die letzten Reste des von heißen Dämpfen zersetzten Grundgesteins. Der Boden der Schlucht wird von feinem, weichem Schlamme gebildet; dicke, geborstene Sinterplatten liegen umher, wie Eisschollen nach einem Eisgang, und der Wanderer möge sich wohl vorsehen, daß er nicht irgendwo in die unter dünner Kruste verborgenen Schlammmassen einbreche. An einzelnen Stellen fehlt die Decke und da sieht man entweder in einen tiefen Kessel mit siedendem Wasser oder in einen Höllenpfuhl brodelnden Schlammes, während an einer andern Stelle sich eine ganze Reihe kleiner Kegel von ein bis zwei Meter Höhe erhebt, die mit dumpfem Geräusch heißen Erdbrei auswerfen.

Außer den erwähnten Quellen am Roto-mahana giebt es aber in unmittelbarer Nähe noch eine ganze Anzahl, darunter auch eine, welche dicke Schwefelkrusten an den Rändern absetzt, und der ganze, sich vielleicht 70 Meter über den See erhebende Hügel, an dem sich alle diese Sprudel und Quellen befinden, ist auf einer Fläche von mehr denn einer Stunde Umfang durchaus erwärmt, von den heißen Dämpfen zersetzt und in eine thonige Masse verwandelt, welche die ursprüngliche Beschaffenheit des Gesteins nicht mehr erkennen läßt. Südöstlich von diesem Hügel erhebt sich ein zweiter, mit gleichfalls durch und durch erwärmtem Erdreich, an dessen Westseite aus einer kraterartigen Einsenkung eine mächtige, viel Schwefel absetzende Dampfquelle herausfährt.

Das westliche Ufer des Sees endlich ersteigt man auf ähnlichen marmorartigen Terrassen, wie am Te-Tarata-Sprudel, und erreicht dort in einer Höhe von etwa 20 Meter den großen Sprudel Otukapuarangi, das

Gegenstück zum Te-Tarata. Die Dämpfe, welche aus dem mächtigen Bassin dieses Sprudels aufsteigen, riechen stark nach schwefeliger Säure.

Im Ganzen werden am Roto-mahana von den Eingeborenen 25 größere Sprudelquellen mit Namen unterschieden; die Zahl der kleineren Quellen aber „entzieht sich jeder Schätzung!“



Die Te-Tarata-Quelle. (Durchschnitt des Bassins und der Sinterterrassen.) Nach Hochstetter.
1 Hauptbassin. 2 Bassins auf den Terrassen. 3 Spiegel des Roto-mahana. 4 Kieselsinter.
5 Grundgebirge, aus zersetztem Ryolith bestehend.

Mitten im See liegen zwei kleine Inseln; die größere, Puai, $3\frac{1}{2}$ Meter hoch, mißt 75 Meter in die Länge und 30 Meter in die Breite; die kleinere, Pukura, ist noch unbedeutender in ihren Größenverhältnissen. Auf beiden Inselchen sind verschiedene Hütten für die Besucher des Sees errichtet worden, und diese Häuschen werden in der That von Zeit zu Zeit — manchmal wochenlang — bewohnt, obwol der Boden überall so warm ist, daß man sich nicht für längere Zeit darauf niederlegen kann, und obschon man ohne Unterbrechung in der Erde sausen und brausen, zischen und kochen hört. Die beiden Inselchen sind in der That nichts Anderes, als durch heiße Dämpfe förmlich gar gekochte Felsen, die jeden Augenblick zu zerfallen drohen. Rings um dieselben sprudelt heißes Wasser hervor, und siedend heißer Wasserdampf fährt zischend überall heraus, wo man in den weichen Thonboden mit einem Stock ein Loch stößt.

Die Maori bedienen sich hier, wie auch sonst in dem ganzen Distrikt, der heißen Quellen und Fumarolen und der ihnen entströmenden Dämpfe zum Kochen. Ihr Ofen ist jedesmal schnell fertig. Sie brauchen nur ein wenig in die Erde zu graben oder die Felsspalten von den Krusten, welche sie bedecken, zu reinigen, um Fleisch oder Kartoffeln, auf Farrenkrautwedeln ausgebreitet und mit solchen bedeckt, über der entstandenen Oeffnung, aus der die heißen Dämpfe hervorbrechen, kochen zu können.

Daß übrigens in dem so überaus merkwürdigen Quellengebiete Neu-Seelands auch Unglücksfälle nicht zu den Seltenheiten gehören, beweisen die an verschiedenen Orten aufgestellten Grabdenkmale an Stellen, an welchen Menschen in dem heißen Schlamm versanken und umkamen. Solche Denkmäler werden aus Holz geschnitzt und sind etwa einen Meter hoch; gewöhnlich werden dem Holzblock einige Kleidungsstücke oder Tücher umgehängt und in früherer Zeit wurde, wenn der Verstorbene ein bedeutender

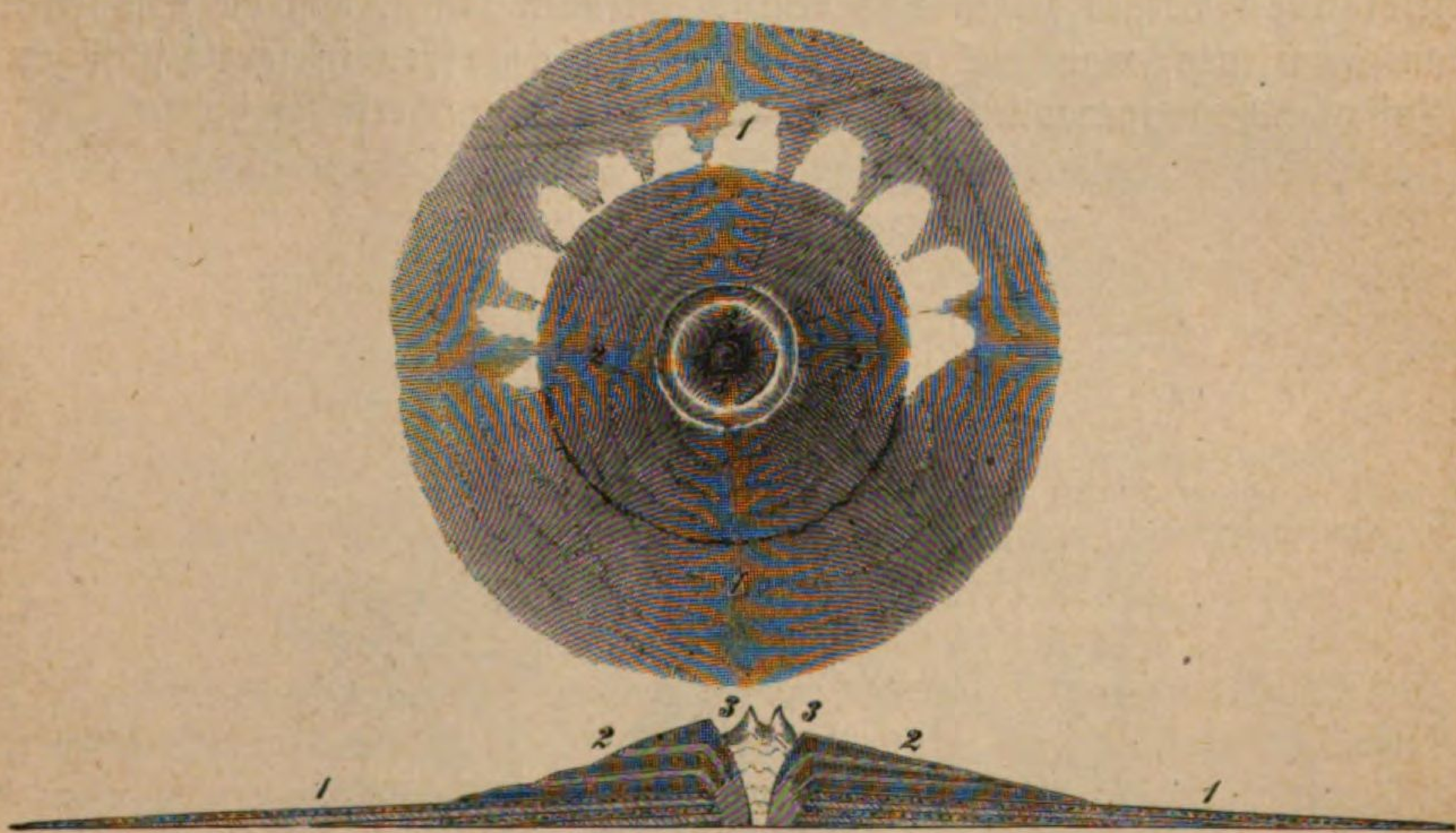
Häuptling war, die Tätowirung seines Gesichts auf dem Grabmal kopirt. Das genügte, um den Maori die Person und den Namen des hier Begrabenen kenntlich zu machen.

Bei den Eingeborenen am Tauposee hat sich eine bedeutungsvolle Sage über die Entstehung der ganzen vulkanischen Gegend auf der Strecke vom Ruapahu bis zur Bai of Plenty erhalten. Unter den ersten Einwanderern, welche von Hawaiki nach Neu-Seeland kamen, befand sich nämlich auch Ngatiroirangi, das heißt: der am Himmel Wandernde. Er war bei Maketu an der Plentybai gelandet und machte sich mit seinem Sklaven Ngauruhoe auf den Weg, das Land zu untersuchen. Er durchwanderte die Gegend, stampfte in dürren Gegenden Wasserquellen aus der Erde, erstieg Hügel und Berge und erblickte von einem derselben gegen Süden den großen Berg Tongariro. Diesen Berg wollte Ngatiroirangi ersteigen, um von ihm aus das ganze Land überblicken zu können. An den kleinen Seen vorüber kam der Wanderer an den großen Tauposee und erkletterte darauf wirklich den Tongariro. Dort oben war es aber so kalt, daß Ngatiroirangi und sein Sklave in Gefahr geriethen, zu erfrieren. Deshalb rief der Häuptling seinen Schwestern, die auf der Insel Whakari in der großen Meeresbucht zurückgeblieben waren, sie sollten ihm Feuer schicken. Die Schwestern hörten seinen Ruf und sandten ihm von dem heiligen, unauslöschlichen Feuer, welches sie von Hawaki mitgebracht hatten. Sie schickten das Feuer unter der Erde her durch die beiden Taniwha (Berg- und Wassergeister), Papu und Te-Haeata, und das Feuer kam gerade noch rechtzeitig, um den Häuptling zu retten. Als dieser es aber seinem Sklaven reichen wollte, damit er sich erwärmen könne, war der arme Ngauruhoe schon todt. Von jener Begebenheit her heißt der Krater des Vulkans heute noch Ngauruhoe, und da das Feuer heilig und unauslöschlich war, so brennt es auch heute noch fort und brennt auf der ganzen Strecke von Whakari bis zum Tongariro, bei Motu-Hara, Oka-karu, Roto-ehu, Roto-iti, Roto-rua, Roto-mahana, Orakeikorako und an allen den Orten, wo es aufsprühte, als die Taniwha dasselbe unterirdisch weiter trugen.

Das Gebiet vulkanischer Thätigkeit zwischen dem Tongariro und dem Meere ist allerdings das großartigste auf Neu-Seeland; es ist indessen nicht das einzige.

Außer dem bereits erwähnten Berg Egmont und der gleichfalls erwähnten kleinen vulkanischen Gruppe an der Inselbai ist ein anderer ausgedehnter Herd vulkanischer Thätigkeit in der unmittelbaren Nähe Aucklands anzutreffen. Diese Stadt liegt an der schmalsten Stelle eines Isthmus, welcher durch zwei sehr nahe zusammentretende Meeresbuchten gebildet wird, von welchen die auf der Ostseite Haurakigolf, die andere auf der West-

seite Onehunga oder Manukauhafen heißt. Der ganze Isthmus mit den benachbarten Inseln ist überdeckt von Kraterbergen, die meistens nur eine geringe Erhebung, oft nur einige, selten über 200 Meter haben und manchmal mit Wasser gefüllt sind, deren Lavaströme jedoch deutlich über das ganze umgebende Land nach allen Richtungen verfolgt werden können, und von welchen endlich der höchste, auf einer Insel im Angesicht Aucklands gelegen, den gewiß bezeichnenden Namen Rangitoto, d. h. „blutiger Himmel", führt. Obschon die Eingeborenen nichts von einem stattgehabten Ausbruch desselben zu erzählen wissen, läßt sich der Ursprung dieses Namens doch kaum anders erklären, als daß eine vulkanische Eruption jenes Berges einst den Himmel blutroth gefärbt habe. Sicher ist jedenfalls, daß die Ausbrüche dieses Vulkans, wie diejenigen vieler anderer in der Nähe Aucklands, nach geologischer Zeitrechnung der Jetztzeit angehören; denn die vulkanische Asche bedeckt noch an vielen Orten die Oberfläche der Erde und die jüngsten Lavaströme zeigen noch keine Spur von Zersetzung.



Durchschnitt und Grundriß eines Kraters auf Neu-Seeland. Nach Hochstetter.
1 Tuffkegel. 2 Lavakegel. 3 Aschen- und Schlackenkegel.

Hier ist für den Geologen von Fach ein ungemein ergiebiges Feld zur Anstellung von Forschungen über den Vulkanismus und die Aufeinanderfolge der einzelnen Erscheinungen desselben. Es würde jedoch zu weit führen, auf solche Einzelnheiten hier noch näher einzugehen. Nur eine kleine Bemerkung möge noch beigefügt werden. Der Boden in Neu-Seeland (und in ganz ähnlicher Weise in dem westlichen, gleichfalls vulkanischen Theile des Berglandes von Viktoria in Australien) hat viel weniger Veränderungen durch Menschenhände erfahren als in anderen Gegenden der Erde, die seit vielen Jahrhunderten bereits die Wohnsitze zahlreicher Bevölkerungen geworden sind, und so lassen sich die einzelnen Vorgänge bei vulkanischen Bildungen auf Neu-Seeland viel besser und vollständiger nach-

weisen als z. B. in der Auvergne und der Eifel, oder auf den Phlegräischen Feldern bei Neapel. Ganz besonders gilt dies von der Gegend von Auckland. Hier kann man, wie v. Hochstetter ausführlich darlegt, ganz deutlich die einzelnen Eruptionen von Anfang an verfolgen. Die ältesten Ausbrüche waren wahrscheinlich unterseeisch; sie bestanden aus vulkanischer Asche, klein gemahlenen Trümmern des Grundgebirges und losen Schlackenstückchen, und der Auswurf selbst mußte sehr kontinuirlich erfolgen, da die Eruptionsmassen sich gleichmäßig und schichtenweise um die Auswurfsstelle herum ablagerten und flach ansteigende, niedrige Hügel, die sogenannten Tuffkegel bildeten, welche selten einen Krater zeigen. Während der Entstehung dieser Tuffkegel scheint sich nun das Land langsam aus dem Meere erhoben zu haben, so daß in der Folgezeit die vulkanischen Ausbrüche über dem Meere stattfanden. Man darf dies um so sicherer schließen, als die aus oder neben den älteren Tuffkegeln hervorgebrochenen steilen Lava- und Schlackenkegel überall den tiefen, trichterförmigen Krater des feuerspeienden Berges zeigen und deutlich erkennen lassen, daß die von ihnen ausgeworfenen, manchmal ganz kolossalen Lavamassen in feurig-flüssigem Zustande hervorgequollen und allmählig an der Luft erkaltet sind.



Ein Maori-Grabdenkmal.



Neuseeländischer Flachs und Kohlpalme.

II. Die Thierwelt Neu-Seelands.

Oede Gegend um Auckland. — Mangel an vierfüßigen Thieren. — Große Fische und Eidechsen. — Die straußartigen Vögel. — Der Vogel Ruc. — Riefeneier des Aepiornis von Madagaskar. — Kiwi und Moa. — Jagdzüge gegen die letzteren. — Ihre Ausrottung. — Ursprung des Kannibalismus bei den Maori.

Der Isthmus von Auckland nimmt nicht nur als Schauplatz gewaltiger vulkanischer Erscheinungen ein hervorragendes Interesse in Anspruch; auch in mannichfachen anderen Beziehungen ist derselbe eine merkwürdige Gegend.

Es ist bereits erwähnt worden (vergl. S. 118), daß die Umgebungen Aucklands heutzutage fast baumlos sind. Hier und da in den erloschenen Kratern der Vulkane oder in tief eingerissenen Schluchten sind noch einzeln Reste des ehemaligen Urwaldes verborgen, der die ganze Landenge einstmals bedeckte, und das Kauriharz, das überall auf der Heide zu finden ist, giebt Zeugniß, daß die luftigen Höhen, von denen aus man nach beiden Seiten das unendliche Meer erblickt, auch die Lieblingsplätze für die Kaurifichten, die schönsten Bäume Neu-Seelands, waren. Jetzt wachsen wol noch einige Pohutukauabäume (Metrosideros tomentosa) auf den steilen Klippen des Waitemata-Hafens und diese, im Verein mit der einzigen Kohlpalme (dem Ti-Baum der Maori, Cordyline australis) von zehn Meter Höhe, die vereinsamt an der Landstraße von Auckland nach Onehunga steht, sind die letzten noch vorhandenen Zeugen von der ursprünglichen üppigen Vegetation des Landes.

Mit dem Urwald ist auch die Thierwelt der alten Zeit verschwunden und ebenso ist die ursprüngliche Bevölkerung dieser Gegend fast vollständig ausgestorben.

Die Lavahöhlen der Vulkane sind angefüllt mit den Gerippen der Unglücklichen, die in den mörderischen Kriegen getödtet wurden, mit welchen Hongi die Nord-Insel überzog (vergl. S. 41), und was damals übrig geblieben, ist seitdem der europäischen Kultur erlegen. Von 20,000—30,000 Menschen, welche einst am Manukau-Hafen gewohnt, sind nur noch wenige Familien übrig, die östlich von Auckland am Orakei-Hafen in einem Dorfe beisammen wohnen.

Die Urbewohner dieser Landenge hatten, wie die Eingeborenen Neu-Seelands überhaupt, außer den Früchten, welche sie dem Boden durch Anbau abgewannen, wie namentlich Taro und Bataten, auch noch mancherlei Nahrungsmittel im Lande selbst gefunden. So vor Allem die eßbaren Wurzeln einer Art buschförmig wachsenden Farrenkrauts (Pteris esculenta), welches große Strecken Landes bedeckt und gleichfalls schon frühzeitig angebaut wurde, und Waldbeeren mancherlei Art. Die Flüsse waren reich an Fischen; der Meeresstrand bot Ueberfluß von nahrhaften Mollusken; Vögel und einige vierfüßige Thiere bevölkerten endlich den dichten Urwald.

Die letzteren haben allerdings auf Neu-Seeland keine große Verbreitung gehabt und der Ersatz, der diesem Lande dafür in einigen Vogelarten zu Theil geworden ist, erscheint eben so merkwürdig als befremdend.

Der Mangel an vierfüßigen Thieren muß um so mehr auffallen als bekanntlich auf anderen, gleichfalls von weiten Meeren umspülten Inseln, wie auf den Marianen, Hirsche, große Fledermäuse, fliegende Hunde und andere Thiere vorkommen, und die Vermuthung nahe liegt, daß die ausgedehnte, mit schützenden Wäldern bedeckte und mit reicher Flora geschmückte Länderfläche der neuseeländischen Inselgruppe solchen oder auch anderen Vierfüßlern hätte Nahrung in Ueberfluß darbieten müssen. Diese Vermuthung wird jedoch nicht durch die Erfahrung bestätigt; denn die wenigen auf Neu-Seeland lebenden Thiergeschlechter treten in der Regel auch in unbedeutender Anzahl auf, so daß es den Forschern noch nicht einmal gelungen ist, alle Säugethiere, für welche die Maorisprache Namen besitzt, wirklich nachzuweisen.

So war es bis vor wenig Jahren der Fall mit einem Thiere, welches die Maori Waitoreke nennen und von welchem sie berichteten, daß es an Seen und Flüssen wohne, wonach freilich anzunehmen war, daß das Thier otterähnlich oder robbenartig sein möchte. Mehrere Jahrzehnte lang war es trotz eifrigen Suchens keinem Europäer gelungen, dieses Thier zu sehen, und erst im Jahre 1861 hat Haast die Existenz desselben nachgewiesen. Danach ist der Waitoreke von der Größe eines starken Kaninchens, hat einen glänzenden braunen Pelz und gehört wahrscheinlich zu den Ottern.

Während solchergestalt die Forscher damit beschäftigt sind, ein oder das andere auf den großen Inseln versteckte Thier aufzusuchen, fangen andere Thiergeschlechter an auszusterben, und einige davon sind schon dem

völligen Verschwinden nahe. Das Thier, bei welchem die Ausrottung zuerst nachgewiesen wurde, war die kleine einheimische Ratte (Kiore), die von der mit den fremden Schiffen nach Neu-Seeland gekommenen europäischen (norwegischen) Ratte verjagt und, wenigstens in den kolonisirten Distrikten, vernichtet worden ist. Aehnlich verhält es sich mit dem „eingeborenen" Hunde (Kararehe), der gleichfalls in den bewohnteren Gegenden fast ganz verschwunden ist. Ob dieses Thier als ein auf Neu-Seeland ursprünglich einheimisches gelten muß, oder ob dasselbe in historischer Zeit, vielleicht mit den ersten Einwanderern, dahin gekommen ist, läßt sich wol nur schwer ermitteln, ist aber auch, im Grunde genommen, einerlei. Jedenfalls ist sicher, daß der einheimische Hund bereits von den ersten, auf Neu-Seeland gelandeten Europäern, und zwar häufig, angetroffen wurde, und daß die Maori selbst denselben als ein ihnen seit undenklichen Zeiten bekanntes Geschöpf ansehen. Letzteres ergiebt sich namentlich aus dem Umstande, daß die Eingeborenen in ihren Sagen für den Hund, wie für viele andere Naturgegenstände, einen besonderen Schöpfer annehmen.

Auch die See-Säugethiere, die Wale, Delphine und Robben, welche die Maori recht gut zu unterscheiden wußten und mit besonderen Namen bezeichneten, waren einst zahlreich an den Küsten Neu-Seelands und nehmen alljährlich mehr ab. Die Gestade der Nord-Insel boten früher beliebte Tummelplätze für Scharen von Seehunden, aber schon seit Jahrzehnten werden dieselben von ihnen gemieden und nur die wild zerrissene, unbewohnte Südwestküste der Süd-Insel scheint jenen Thieren noch hinreichende Stille und Einsamkeit zu gewähren.

Dagegen sind die, die Inseln bespülenden Gewässer, sowie die Buchten und Häfen des Landes, reich bevölkert mit Fischen. Mehr als hundert Arten sind bereits in den zoologischen Verzeichnissen angegeben worden und immer werden noch neue bekannt. Die Süßwasserseen und die Flüsse hingegen bergen nur wenige Gattungen. Unter ihnen sind Aale von solch kolossalen Dimensionen vorherrschend, daß Fische von $1\frac{1}{2}$ Meter Länge und 20 Pfund Gewicht nicht mehr als etwas Außerordentliches gelten, seitdem man weiß, daß in den großen Seen der Provinzen Nelson und Canterbury aalartige Fische von mehr als einem halben Centner Gewicht gefangen wurden. Von diesen Seen geht auch die Sage, daß sie riesenhafte schwarze Salamander oder krokodilartige Geschöpfe beherbergen, und mehrere Kolonisten wollen solche Thiere an verschiedenen Orten gesehen haben. Auch Taylor erwähnte bereits in seinem Werke über Neu-Seeland eines molchartigen Reptils, indessen können erst spätere Nachforschungen sicherere Kunde bringen. Eine riesenhafte Eidechse (Hatteria punctata, Gray) existirt auf Neu-Seeland; sie soll ungemein scheu sein. Schlangen und Schildkröten giebt es jedoch gar nicht und die am Wanganui aufgefundenen Landschildkröten sind unzweifelhaft von irgend einem Seefahrer an jenem Platze ausgesetzt worden. Den Eingeborenen waren die Thiere völlig fremd.

Merkwürdiger als alle diese Eigenthümlichkeiten sind diejenigen, welche die Vogelwelt Neu-Seelands aufzuweisen hat.

Neben verschiedenen Papageien, unter welchen der Nestor (Nestor australis) durch seine dunkle Färbung und falkenähnliche Haltung eine besonders auffällige Erscheinung darbietet, Tauben, hühnerartigen Vögeln, von welchen die Weka der Eingeborenen (Ocydromus australis) noch auf der Süd-Insel häufig vorkommt, Enten, Reihern und verschiedenen anderen, lebten nämlich und leben zum Theil noch einige straußartige Vögel auf Neu-Seeland, die von dem allergrößten Interesse sind.

Die straußartigen Vögel haben alle ihre abgeschlossenen Verbreitungsbezirke und gehören sämmtlich der südlichen Hemisphäre an mit einziger Ausnahme des afrikanischen Straußes, der auch nördlich vom Aequator vorkommt. Alle diese Vögel zeichnen sich bekanntlich durch den verkümmerten Bau ihrer Flügel aus, die zum Fliegen völlig untauglich sind, sowie durch ihre mächtig entwickelten Beine, die sie besonders zum Laufen befähigen.

Aus den Zeiten, bevor Menschen die Erde bevölkerten, haben sich bis jetzt nur sehr spärliche Anzeichen von der dermaleinstigen Existenz ähnlicher Vogelriesen gefunden. In Connecticut in Nordamerika hat man Fährten im bunten Sandstein entdeckt, die vermuthlich Vögeln angehörten. Wenn diese Vermuthung richtig ist, so müssen dies Vögel von gewaltiger Größe gewesen sein, „deren Schritt 5 Fuß (1½ Meter) maß und die beim Auftreten den schlammigen Grund auf beiden Seiten emporpreßten, als ob Elephanten herum gewatet wären.“ — Die Knochenreste eines anderen großen fossilen Vogels (des Gastornis parisiensis) sind im Pariser Becken gefunden worden; alle übrigen Riesenvögel gehören aber nach der Zeitrechnung der Geologie der Jetztwelt an, obschon manche Arten im Kampfe mit dem Menschen bereits wieder verschwunden sind, sodaß es jetzt im Ganzen nur noch etwa 12 Arten solcher Vögel giebt. Davon leben zwei oder drei in Afrika, es sind die eigentlichen Strauße; drei, Kasuare genannt, worunter der Mooruk von Neu-Britannien, haben ihre Heimat in Südasien; drei andere, die Nandu, bevölkern die Steppen Südamerika's; zwei, die Emu, finden sich in den Wildnissen Australiens, und drei oder vier Arten endlich, die Kiwi (Apteryx), kommen auf Neu-Seeland vor. Unter all diesen ist der afrikanische Strauß der bei weitem größte Vogel.

Viel bedeutender war aber die Zahl der straußartigen Vögel, welche die Inseln von Madagaskar bis hinüber nach Neu-Seeland bevölkerten und erst in historischer Zeit ausgestorben sind. Unter ihnen kommen aller Wahrscheinlichkeit nach die gewaltigsten Riesen der Vogelwelt vor.

Marco Polo, der berühmte Venetianer, brachte die erste nähere Kunde von der Existenz solcher Riesenvögel in das Abendland. Er erzählte nämlich, daß der wißbegierige Großkhan der Tartaren an den Grenzen des Himmlischen Reiches von dem Riesenvogel Ruc gehört und Boten nach der Heimat dieses Vogels abgeschickt habe, welche ihm genauere Nachrichten über diesen merkwürdigen Vogel bringen sollten. Die Boten hätten auch die Heimat des Vogels, die Insel Madagaskar, glücklich erreicht und bei der Rückkehr von dort eine Feder des Vogels mitgebracht, „90 Spannen lang und 2 Palmen im Umfang.“



Kiwi und Moa.

Marco Polo's Erzählung wurde aber von seinen Zeitgenossen als ein Märchen verlacht und, wie so Vieles, was der kühne Reisende von seiner großen Weltfahrt berichtete, als eine leere Erfindung angesehen. Sein

Bericht und der Vogel Ruc war aber längst in Europa vergessen, als mit einem Mal die Kunde kam, daß auf Madagaskar ein riesenhafter Vogel lebe. Eingeborene von dieser großen Insel waren nach Mauritius gekommen, um Rum zu kaufen, und hatten als Gefäße Vogeleier mitgebracht, von welchen ein einziges zwei Gallonen (d. h. also 9 Liter) fassen konnte. Die Leute erzählten, daß in ihrem Lande solche Eier im Schilf gefunden und die Vögel manchmal auch gesehen würden. Im Jahre 1851 kam denn auch ein solches Riesenei in die Pariser Sammlungen. Dasselbe hat $2^3/_4$ Pariser Fuß (875 Millimeter) Umfang, bei einer Länge von 15 Pariser Zoll (406 Millimeter), und faßt $10^1/_2$ Liter; es ist dabei so wohl erhalten, als wäre es unlängst gelegt worden. Marco Polo's Vogel Ruc erhielt jetzt den Namen Aepiornis maximus; aber den Vogel selbst haben Europäer noch nicht zu sehen bekommen, obwol die Madegassen behaupten, daß er in den tiefsten Urwäldern ihres Landes noch jetzt hause.

Auf den Inseln Bourbon, Mauritius und Rodriguez lebten, wie Bartlett durch die im Jahre 1855 gesammelten Knochengerüste nachgewiesen hat, drei Vögel von sehr sonderbarem Aussehen: die Dronte oder der Dodo (Didus), der Einsiedler (Pezophaps) und ein anderer, viel größerer Vogel, für welchen noch kein Name festgestellt ist. Alle drei Arten sind völlig verschwunden; indessen ist von den beiden ersten aufs Unzweifelhafteste erwiesen, daß sie am Schluß des 16. Jahrhunderts noch in ungeheurer Menge auf den genannten Inseln vorkamen. Die Matrosen des Admiral Wybrand von Warwick, dessen Schiff 1598 vom Sturme an die Küste von Mauritius getrieben worden war, erschlugen ganze Scharen der dummen, unbehülflichen Dronten, und die Mannschaft eines anderen Schiffes, welches dieselbe Insel im Jahre 1607 besuchte, lebte während 23 Tagen von Drontenfleisch und Schildkröten. Im Jahre 1638 ist sogar ein lebender Dodo nach England gebracht und dort öffentlich gezeigt worden. Der Balg dieses Vogels wurde später in einem Museum aufbewahrt, aber leider weggeworfen, als er schadhaft geworden war.

Die erstaunlichsten Funde von straußartigen Vögeln sind aber auf Neu-Seeland gemacht worden. Da gab es Straußen-Zwerge und Riesen, wie man vordem noch keine gesehen hatte; — die Kiwi und Moa der Eingeborenen.

Bereits im Jahre 1812 kam der erste Balg eines Kiwi nach England. Der Vogel war nur so groß wie ein Huhn, ohne Flügel und Schwanz, mit vierzehigen Füßen und langem, schnepfenartigem Schnabel, am Körper bedeckt mit langen, zerschlissenen braunen Federn. Bis zum Jahre 1833 war er der einzige seiner Art, und man hielt das Geschlecht für ausgestorben, bis man in neuerer Zeit erfuhr, daß er nur in der Nähe der besiedelten Distrikte ausgerottet, in den Wildnissen der Gebirgsgegenden aber noch in großer Zahl anzutreffen sei. Er wird gewöhnlich als Apteryx australis (Shaw) bezeichnet. Eine andere Art, Apteryx Mantelli (Bartlett), die etwas kleiner und mehr rothbraun gefärbt ist, kommt auf der Nord-Insel in einzelnen Gegenden noch häufig vor, und eine dritte, noch kleinere, grau gefärbte Art, Apteryx Owenii (Gould), war auf der Süd-Insel in

gebirgigen Gegenden der Provinz Nelson vor zehn Jahren noch so häufig, daß — im Jahre 1861 — ein Reisender mit Hülfe von zwei Hunden in jeder Nacht 15—20 Stück einfangen konnte. Endlich soll auf der Süd-Insel noch ein viel größerer Vogel leben, welchen die Eingeborenen Roa-Roa (d. h. groß) nennen. Er ist im Jahre 1859 von dem General-Landvermesser John Rochfort als ein Vogel von der Größe eines Truthahns beschrieben worden, mit einem starken Sporn an den Füßen, mit welchen er sich so geschickt gegen die Hunde zu vertheidigen im Stande wäre, daß die letzteren oft die Flucht ergreifen müßten. Auch Julius Haast hat die Fährten eines großen Vogels in dem wilden Gebirgslande der Buller-Kette, im Schnee abgedrückt, gesehen und während der Nacht einen eigenthümlichen Vogelruf gehört; er war jedoch nicht im Stande, einen solchen Vogel zu erjagen, da er keine Hunde bei sich hatte.

Alle Kiwi-Arten sind, so viel sich aus dem bis jetzt Bekannten schließen läßt, Nachtvögel, welche den Tag in Erdlöchern, am liebsten unter den Wurzelstöcken großer Waldbäume verborgen, zubringen, und des Nachts auf Nahrung ausgehen. Diese besteht aus Insekten, Würmern und Pflanzensamen. Die Kiwi leben paarweise; das Weibchen legt immer nur ein Ei, welches mehrere Wochen bebrütet werden muß. Die Vermehrung der Vögel geht demnach nur sehr langsam voran und es ist darum sehr wahrscheinlich, daß alle Kiwi-Arten den vielfachen gegen sie unternommenen Verfolgungen in einigen Jahrzehnten erliegen werden und damit das Schicksal ihrer größeren Verwandten, der Moa, theilen, welche allem Vermuthen nach erst seit vielleicht 200 Jahren ausgestorben sind.

Die ersten Nachrichten über diese, so überaus merkwürdigen Vögel erhielten die Missionäre von den Eingeborenen, welche ihnen abenteuerliche Schilderungen von riesigen Vögeln und den Kämpfen ihrer Ahnen mit denselben entwarfen. Die Maori bezeichneten namentlich bei einem großen Totarabaume am Roto-rua eine Stelle, an welcher von ihren Vorfahren der letzte Moa nach hartnäckigem Kampfe getödtet worden sei. Zum Beweis der Wahrheit ihrer Erzählung zeigten die Eingeborenen den Missionären als die Reste der gewaltigen Vögel große Knochen, welche zerstreut an den Rändern des Sees, in Sümpfen, an der Meeresküste und in Kalksteinhöhlen gefunden wurden. Im Jahre 1839 kam zum ersten Mal ein solcher Knochen nach England; man hätte ihn für einen Rindsknochen halten können, so stark war er; der berühmte Anatom Owen bewies aber aus der Struktur desselben, daß er von einem Vogel stammen müsse. Einige Jahre später gelang es denn auch diesem Forscher, aus verschiedenen Knochenresten die über $1^1/_2$ Meter hohen Beine eines dieser Riesen (des Dinornis giganteus) zu konstruiren, der demnach eine Höhe von mindestens drei Meter gehabt haben mußte. Ja, man glaubt nach anderen Knochen auf Vögel von vier Meter Höhe schließen zu dürfen.

Vom Jahre 1847—1850 wurden von Walker Mantell mehr als tausend Knochen und Bruchstücke von Eierschalen gesammelt, und aus diesem reichen Material durch Owen viele Skelette von verschiedener Größe

gebaut. Owen bestimmte schon eine ganze Reihe von Arten und jetzt kennt man drei Gattungen, Dinornis, Palapteryx und Aptornis, und unterscheidet 12—14 verschiedene Arten von Moa.

Die auf Neu-Seeland gefundenen Moa-Eier sind viel größer als Straußeneier, ohne jedoch die Größe der Rieseneier des Aepiornis zu erreichen. Ein fast vollkommenes Ei war $^3/_{10}$ Meter lang, $^1/_4$ Meter dick und hatte demnach mehr als $^3/_4$ Meter Umfang.

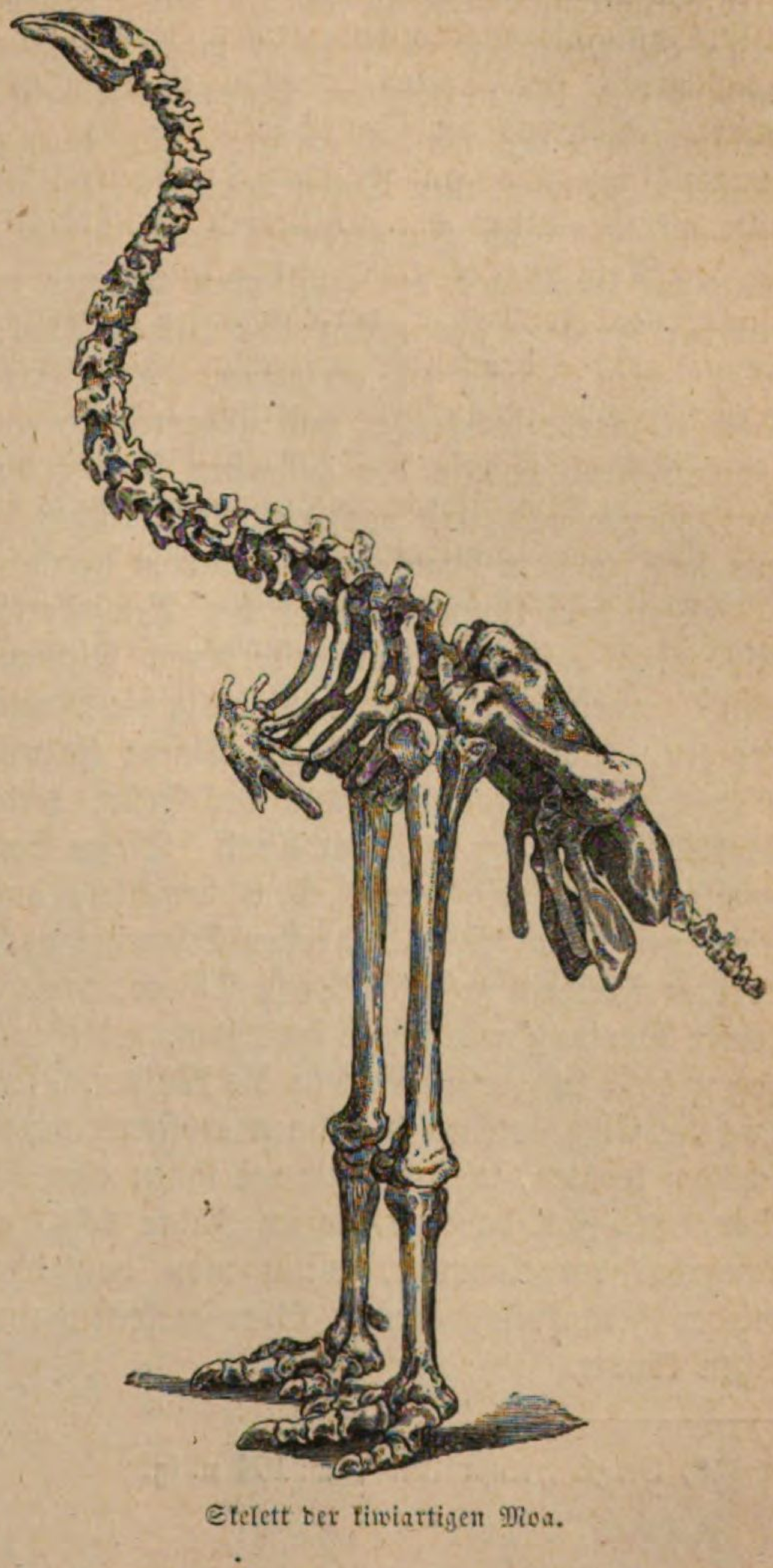
Mit den Knochen zusammen werden immer Häufchen von kleinen, abgerundeten Steinen, gewöhnlich Chalcedone, Opale, Achate, gefunden, welche die Eingeborenen als Moa-Steine bezeichnen, und von denen man wol mit Recht annimmt, daß sie aus dem Magen der Riesenvögel stammen, welche, ebenso wie die Strauße und die australischen Emu, die Gewohnheit hatten, zur Unterstützung der Verdauung Steinchen zu verschlucken. Diese Annahme wird fast zur Gewißheit, seitdem bei einigen Skeletten, die in einer Schicht Kalksinter entdeckt wurden, die Steinhäufchen an dem Platze lagen, an welchem früher der Magen des Vogels gewesen.

Aus der ganz enormen Menge von Knochenresten, die sich in Sümpfen, Höhlen 2c. noch an vielen Stellen der nördlichen und südlichen Insel finden, läßt sich schon schließen, und geht ebenso aus den Erzählungen der Eingeborenen deutlich hervor, daß die Moa früher außerordentlich zahlreich gewesen sein müssen, und da die Knochen nur in der allerjüngsten Formation oder ganz unbedeckt auf der Oberfläche, und mit Knochenresten von anderen Thieren untermischt, vorkommen, welche jetzt noch auf Neu-Seeland leben, so weist dies untrüglich darauf hin, daß diese Vögel erst in der jüngsten Zeit, wahrscheinlich erst vor wenig Generationen, von der Erde verschwunden sind, und endlich, daß ihre Vernichtung hauptsächlich durch die Hand des Menschen geschah.

Vor Jahrhunderten bevölkerten die Moa alle Ebenen und Thäler Neu-Seelands; ihre Zufluchtsstätte fanden sie in den dichten Waldungen oder in Erdhöhlen. Zur Nahrung dienten ihnen ohne Zweifel Vegetabilien, namentlich die Farrenkrautwurzeln, die ja überall in Fülle wuchsen. Die Vögel ihrerseits boten den eingewanderten Maori die Fleischnahrung, bei der sich die letzteren im Laufe der Zeit zu einer nach Hunderttausenden zählenden Nation vermehren konnten. Daß dem so war, beweisen zur Genüge die Traditionen der Neu-Seeländer. Nach diesen Ueberlieferungen schilderte der Entdecker Neu-Seelands, als er nach Hawaiki zurückgekehrt war, das neue Land als von Scharen riesiger Vögel bewohnt, und die Maori besitzen jetzt noch Gedichte, in welchen die Jagdzüge und die festlichen Schmausereien beschrieben werden, welche nach beutereichen Moa-Jagden veranstaltet wurden. Es sind sogar ganze Knochenhügel, die Ueberreste solcher großen Mahlzeiten, aufgefunden worden.

Nun ist sehr leicht erklärlich, wie im Laufe von mehreren Jahrhunderten, bei den argen und im Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung immer heftiger werdenden Verfolgungen, diese Vögel völlig vertilgt werden konnten, zumal wenn man bedenkt, daß auch andere Umstände, wie vulkanische

Ausbrüche 2c., zur Verminderung derselben beigetragen haben mögen. In dem Sumpfe bei Waikouaiti auf der Süd-Insel hat man aufrecht stehende Beine von Moa gefunden, und dies, sowie die außerordentliche Menge von Moaknochen in den Sümpfen überhaupt, erklärt sich vielleicht daraus, daß die Vögel bei Wald- oder Steppen-Bränden sich in die Sümpfe zu retten suchten und darin umkamen.



Skelett der kiwiartigen Moa.

Verschiedene Umstände machen es wahrscheinlich, daß die letzten Moa in der Mitte des 17. Jahrhunderts lebten; obschon ein Robbenjäger, Meurant, noch im Jahre 1823 im Molyneux-Hafen auf der Süd-Insel Moa-Knochen mit dem Fleisch daran gesehen haben will, und sich auch die Möglichkeit nicht absprechen läßt, daß in den noch völlig unbekannten Gebirgsgegenden im Südosten der Nord-Insel, oder in den Wildnissen des südlichen Theiles der Süd-Insel, noch einige letzte Repräsentanten dieses Riesengeschlechtes ihr Leben fristen mögen, wie solches von den Eingeborenen hin und wieder behauptet wird.

Die Frage liegt nahe: Was sollten die Neu-Seeländer beginnen, nachdem die Moa von der Erde vertilgt waren? wo sollten die vielen Menschen, welche die Insel bevölkerten, ihre Fleischnahrung hernehmen, an welche sie gewöhnt waren? Und die Beantwortung dieser Frage führt auf die Ursache und Entstehung des Kannibalismus, der bei den Neu-Seeländern keinen anderen Grund hat, als der Kannibalismus von Europäern, welche das Unglück hatten, an einer öden Küste schiffbrüchig zu werden, oder sich in der Wildniß eines unbekannten Landes zu verirren, und in der Verzweiflung des Hungers Hand an ihre Unglücksgefährten

legten *). Aus den Ueberlieferungen der Maori geht ganz unzweifelhaft hervor, daß der Kannibalismus lange Zeit nach ihrer Einwanderung auf Neu-Seeland, erst in den letzten Jahrhunderten, aufkam. Auf welche Art, ist freilich nicht bekannt, läßt sich aber unschwer erklären. Mit der Zunahme der Bevölkerung entstanden um die Jagdgebiete und das Ackerland, oder um die Fischereiplätze, Streitigkeiten zwischen einzelnen Stämmen, die zum Kriege führten. Nun ist es ein ganz allgemein giltiger Satz, daß der Krieg die Menschen nicht besser macht, sondern daß er ihre Sitten verwildert und die niedrigsten Leidenschaften in dem Einzelnen wie in der Gesammtheit des Volkes erregt. So erging es naturgemäß auch den Maori. Während der Dauer solcher Kriege wurde außerdem der Ackerbau vernachlässigt und Hungersnoth brach herein. Haß und Rachedurst erfüllte die Gemüther der erbitterten Krieger und brachten sie im Vereine mit der Noth zu der ersten schrecklichen That, auf dem Schlachtfelde die erschlagenen Feinde zu verzehren. Die Kriege dauerten aber fort, der Mangel wurde drückender und allgemeiner, und was Anfangs nur in der höchsten Noth und in der äußersten Aufregung der Leidenschaft vorgekommen, wurde nach und nach ein fürchterlicher Brauch, bis zuletzt die Kriege nur noch zu dem Zwecke unternommen wurden, Schlachtopfer zu erbeuten.

Wer dem Kannibalismus der Neu-Seeländer steuern wollte, mußte also zuerst anstatt der ausgestorbenen Riesenvögel für andere Nahrungsmittel sorgen, und dadurch allmählig die Menschenschlächterei zum Aufhören bringen. Vornehmlich galt es, Thiere einzuführen, von deren Fleisch die Menschen leben konnten, und der Erste, welcher den Maori diese große Wohlthat erwiesen hat, war Cook. Dieser Seefahrer hat nämlich bei seiner zweiten Reise, wie bereits S. 8 berichtet, außer den Kartoffeln und verschiedenen Sämereien, die ersten Schweine nach Neu-Seeland gebracht und dort in Freiheit gesetzt. Diese Thiere, welche in dem milden Klima gar keiner Wartung und Pflege bedurften, gediehen ganz ausgezeichnet und durchzogen bald in großen Rudeln die Wälder. Und genau in demselben Maße, wie die Eingeborenen die ihnen eröffnete neue Nahrungsquelle kennen und schätzen lernten, verschwand bei ihnen allmählig auch der Kannibalismus. Der letzte Fall davon wäre im Jahre 1843 am Katikatifluß an der Taurangabai vorgekommen, wenn man von den durch die neueren Kriege wieder heraufbeschworenen Grausamkeiten und Sittenverwilderungen absehen könnte.

---

*) Vergl. „Australien", S. 104 u. fg.



Die westlichen Gebirgsketten der Provinz Nelson am Zusammenflusse des Grey und des Mawhera-iti.



Leipzig: Otto Spamer.

Die südlichen Alpen. Ansicht von der Mündung des Grey-Flusses, nach J. Haast.



Dunedin, Hauptstadt von Otago.

III. Die Süd-Insel.

1. Geographische Skizze des Landes.

Kapitän Stokes. — Hamilton und Spencer. — Thomson. — Auf dem Gipfel des Mataura. — Die Kolonie am Jakobsfluß. — Julius Haast's Reisen. — Die neuseeländischen Alpen. — Das Klima Neu-Seelands. — Der Franz-Joseph-Gletscher. — Verwitterung des Gebirges. — Merkwürdige Flußbildungen. — Die Alpenpässe. — Reiseabenteuer. — Unglückliche Unternehmungen Whitcombe's und Howitt's. — Die Stewartinsel.

Wie sich Dr. Ferdinand von Hochstetter durch sein Prachtwerk über Neu-Seeland um die Kenntniß der geologischen Verhältnisse der Nord-Insel die bedeutendsten Verdienste erworben hat, so gebührt einem anderen Deutschen, einem geborenen Frankfurter, Julius Haast, der Ruhm, durch seine vielen Reisen auf der großen Süd-Insel, sowie durch die dabei ausgeführten Messungen, Zeichnungen und Aufnahmen, weitaus das Meiste zur Kenntniß der neuseeländischen Alpenwelt und ihrer von den Menschen bis in die neueste Zeit so ängstlich gemiedenen Wildnisse beigetragen zu haben.

Einzelne Flußthäler sind allerdings von verschiedenen Reisenden schon früher untersucht und beschrieben worden. So zog Kapitän Stokes im Jahre 1850 das Thal des Orete entlang, eines Flusses, welcher in die Foveaux-Straße mündet und dessen grasreiche Ebenen zur Ansiedlung einluden, sodaß seitdem die Stadt Invercargill dort angelegt wurde. Hamilton und Spencer bereisten den Mataura- und Jakobsfluß, welche gleichfalls der Südküste zueilen, und durchwanderten in 16 Tagen das Land vom Mataura bis Otago, jeder mit einem Felleisen bepackt, das 30 Pfund schwer wog, so lange es trocken war, aber vielleicht 70 Pfund, nachdem es vom Regen durchnäßt worden. Es regnete aber fast unausgesetzt und die schlüpfrigen Pfade sowie die Last des Gepäcks verursachten den Reisenden

ungeheure Strapazen. Das Land war im Allgemeinen wellenförmig und meist offen, an einzelnen Stellen auch hübsch bewaldet, und schien auf der ganzen Strecke anbaufähig zu sein. Die Reisenden hatten Gelegenheit, in einer vereinsamt auf der Steppe angelegten Maori-Niederlassung die ungemein große Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern. Die Einwohner dieser Niederlassung zeigten ihnen nämlich Kartoffeln von ganz enormer Größe, viel größer als die von Bischof Selwyn auf den Chatham-Inseln gezogenen, welche bis dahin als die größten Exemplare galten, die auf der südlichen Hemisphäre kultivirt worden waren.

Die Schluchten und Thalgehänge, in deren Tiefen die schäumenden Fluten der wasserreichen Flüsse dem Meere zueilten, waren über alle Beschreibung malerisch. Gigantische Felsenmassen von wunderbarer Regelmäßigkeit der Formen waren kühn über einander gebaut oder wild durch einander geworfen; allerdings bereitete in dem einen wie in dem anderen Falle das Ueberschreiten solcher Flußthäler den Reisenden auch die äußersten Schwierigkeiten.

Seit Hamilton's und Spencer's Reisen sind verschiedene Ansiedlungen von Europäern in den von ihnen durchzogenen Gegenden gegründet worden, wie z. B. an der Vereinigung des Manukerekia und Molyneux (oder Clutha) die beiden Goldgräberstädte Dunstan oder Obere Stadt und Hartley oder Untere Stadt, beide vorerst nichts Anderes als „Leinwandstädte", deren Häuser aus hölzernem Rahmenwerk bestehen, das mit dem billigsten Kaliko überspannt wird. Eine solche Behausung gewährt weder Schutz vor dem Regen noch vor dem Staube, der zur heißen Sommerszeit von der weiten unbebauten Ebene in großen Wolken aufgewirbelt wird. Wenn aber einmal an den steilen Felsenhängen längs des Flusses eine gute Fahrstraße hinführt und die Ebene dereinst, von fleißigen Menschenhänden bebaut, reiche Ernten liefert, dann werden auch die armseligen Hütten verschwinden, stattliche steinerne Wohnhäuser werden sich in den Fluten des Molyneux widerspiegeln und die großartige Alpenlandschaft im Hintergrunde wird ihre richtige Ergänzung und einen wohlthätigen Gegensatz finden.

Die Gegenden am Orete aufwärts und hinüber bis zu der alten Walfischfängerstation am Jakobsflusse untersuchte im Jahre 1857 Turnball Thomson, der Hauptlandvermesser von Otago. Am 6. Januar 1857 verließ derselbe mit zwei Gefährten, Drummond und Lindsay, die Stadt Dunedin, und segelte nach der Mündung des Orete in der Foveaux-Straße. In Invercargill mietheten sie sich Packpferde und brachen in das Innere auf. Auf ihrem Wege kamen sie an mehreren Ruinen von Maori-Kochöfen vorbei, wie solche vor dem Bekanntwerden der Eingeborenen mit dem Feldofen der Weißen allgemein im Gebrauche waren. Thomson hält diese Ueberbleibsel für ein Zeichen, daß die Gegend früher dichter bevölkert gewesen sein müsse, und da die Eingeborenen ihre Oefen stets in der Nähe der Wälder angelegt hatten, um das Holz nicht weit herschleppen zu müssen, jene Oefen aber weit vom Walde entfernt waren, so zieht der Reisende aus diesem Umstande den weiteren Schluß, daß durch verheerende Brände ausgedehnte Waldungen zerstört worden sein müßten.



An der Vereinigung des Manukerekia und Molyneux.

Der Maori-Kochofen, „Hangi-maori“, ist übrigens nichts als ein in die Erde gegrabenes Loch von ein bis anderthalb Meter Tiefe und Breite, dessen Boden und Seitenwände mit großen Steinen ausgekleidet sind. Wenn der Ofen in Gebrauch genommen werden sollte, so mußte man zuerst die Steine erhitzen, dann wurde eine Lage Blätter darüber ausgebreitet, hierauf kamen die Speisen, Fleisch, Kartoffeln, Bataten oder dergl., welche gekocht werden sollten, wiederum eine Lage Blätter, und zuletzt wurde das Ganze mit Wasser begossen und rasch mit heißen Steinen und Erde zugedeckt. Der sich entwickelnde Wasserdampf, welcher durch die dicke Erdschicht nicht entweichen konnte, machte die Speisen bald weich.

Thomson zog über die Hokonuihügel und nach dem Domeberg am oberen Mataura, von dessen Gipfel, 1370 Meter über dem Meere, er eine prachtvolle Rundsicht genoß. Nach Norden und Westen war der Horizont begrenzt durch schneebedeckte und wild zerklüftete Alpenketten, aus deren tiefen Schluchten die Quellflüsse des Mataura, des Orete und anderer Flüsse hervorkamen, um dem südlichen Meere zuzueilen; nach Süden und Osten aber war die Aussicht unbegrenzt und das entzückte Auge konnte ungehindert über die niedrigeren Vorberge, wie über die weiten, prachtvollen Ebenen hinausschweifen auf die Fluten des Ozeans. Nach Südwesten war nicht nur die Tewaiwaibai, sondern auch die mehr als 25 geographische Meilen entfernte kleine Felseninsel Solander deutlich sichtbar, nach Süden ruhte der Blick auf den dunkeln Wäldern und zackigen Spitzen der Stewart-Insel und ostwärts reichte er weit über die Molyneuxbai hinaus, bis wo in endloser Ferne die Bläue des Himmels und des Wassers in unbestimmtem Schimmer in einander überfließen. Das Ländergebiet, welches die Reisenden vom Domeberge aus mit einem einzigen Blicke überschauen konnten, wurde von ihnen auf ungefähr 180 geographische Quadratmeilen geschätzt; davon gäben mindestens 120 geographische Quadratmeilen guten Ackerboden oder herrliche Weidegründe; zur Zeit aber, als Thomson die Gegend bereiste, war sie von höchstens 400 Menschen, Eingeborene und Europäer zusammen genommen, bewohnt, wenn man die paar europäischen Ansiedlungen an der Meeresküste nicht mitrechnete.

Fünf Wochen nach ihrer Abreise von Invercargill fanden die Reisenden eine gastliche Aufnahme bei den Ansiedlern am Jakobsfluß, welche Thomson mit ihren einfachen Sitten an die Shetländer erinnerten. Diese Kolonisten sind die Abkömmlinge von Walfischfängern und Seeleuten, die sich hier unter den Maori niederließen und ein einsames und entbehrungsreiches, aber unabhängiges Leben führen. Die Maori in der Ansiedlung hatten sich auch europäische Häuser gebaut, dieselben enthielten aber nur einen Raum im Innern und Stühle waren damals bei ihnen noch nicht in Gebrauch gekommen; sie hockten sich noch auf die Erde.

Am 26. Februar 1857 brachen Thomson und seine Begleiter vom Jakobsflusse auf und erreichten die Waiauebene, sowie den Fluß gleichen Namens. Undurchdringlicher Urwald bedeckte alles Land westwärts von dem Uferrand des Flusses und vom Meeresstrand bis hinauf zur Grenze

des ewigen Schnees, und verbot bei den beschränkten Hülfsmitteln der Reisenden ein weiteres Vordringen in dieser Richtung, obschon sie von einem Herrn Howell, der in dieser Wildniß eine Ansiedlung gegründet hatte, die Kunde erhielten, daß an der Waiau aufwärts durch tiefnächtige Gebirgsschluchten ein Maoripfad bis hinüber an den Milfordsund an der Westküste führe. Die Reisenden durchforschten das Land in nordöstlicher Richtung, kamen nochmals an den Domeberg und kehrten zum zweiten Mal in der Station am Jakobsflusse ein, von wo sie im April wiederum in Dunedin eintrafen. Fast zu derselben Zeit hatte der Distrikts-Landvermesser Kerrow, während er nur wenige Stunden Wegs weiter nordwärts vordrang, die großartigen Alpenseen der Provinz Otago aufgefunden und — so weit es ihm vor Eintritt der schlechten Witterung möglich war — erforscht.

Im Norden der südlichen Insel endlich war der alte Maoripfad durch die Schlucht des Hurunui hinüber nach dem Teramakau längst bekannt. Derselbe wurde im Jahre 1855 von dem Ingenieur Dobson untersucht und eine besonders schlimme Stelle, die nur mit Hülfe von Flachsstricken und Leitern zu passiren war, so hergerichtet, daß sie für Pferde passirbar wurde, und dieser Weg galt bis dahin und noch für einige Jahre später als der einzige Paß über das wilde, schluchten- und wasserreiche Gebirge.

Hiermit sind so ziemlich alle Unternehmungen zur Erforschung der Süd-Insel bis zum Jahre 1860 aufgeführt. In dem genannten Jahre begannen Haast's Reisen in Neu-Seeland. Auf der ersten derselben, die in den ersten Monaten von 1860 zur Ausführung kam, untersuchte Haast die ganze Westseite der Provinz Nelson, ging am Motueka aufwärts, am Buller und Greyfluß abwärts, verfolgte den letzteren bis zu seiner Mündung, erforschte die prachtvollen Gebirgslandschaften des gewaltigen, etwa 3000 Meter hohen Bergstocks vom Mount Franklin nach ihrer geographischen Lage und ihrer geologischen Zusammensetzung und konnte damals bei seiner Rückkehr nach Nelson bereits sagen, daß er eine zweite Schweiz entdeckt habe. Die Schönheit und Großartigkeit der von Haast durchzogenen Landschaften wetteiferte mit derjenigen der europäischen Alpenwelt, und insbesondere bot das zum Theil schon besiedelte Thal des Motueka dem Reisenden den lieblichsten Anblick. Mit saftigen Thalwiesen, auf denen prächtiges Vieh weidete, wechselten wogende Getreidefelder; zwischen herrlichen Obstgärten versteckt lagen die Wohnungen der Ansiedler, unter welch letzteren Haast viele blauäugige und blondlockige Deutsche antraf. An den sanft gewölbten Höhen der Vorberge zogen sich dunkle, schattige Wälder hinan und darüber thürmten sich himmelanstrebend die Felsenburgen des Hochgebirgs mit den schimmernden Schneefeldern in majestätischer Pracht. Während des Monats Juni und dann wieder vom Oktober bis Dezember des Jahres 1861 nahm Haast die Kowaikohlenfelder nebst Umgegend einschließlich des Mount Torlesse auf, und vier Wochen später, im Januar 1862, begab er sich in das Herz der südlichen Alpen, die Gegend am Mount Cook, wo er innerhalb vier Monaten die Aufnahme des ausgedehnten Flußsystems vollendete, welches die Seen Tekapo, Pukaki und Ohau bildet.

Vor und nach dieser großen Reise wurden mehrere kleinere ausgeführt und gegen Schluß des Jahres 1862 machte Haast noch eine besonders bedeutsame Entdeckung, indem er den Makarora, einen Zufluß des Wanakasees, aufwärts verfolgend, die tief eingeschnittene Schlucht auffand, welche den niedrigst gelegenen, nach seinem Entdecker genannten Paß von 491 Meter Meereshöhe über die neuseeländischen Alpen bildet.

Die Reisen bis zum Ende des Jahres 1862 können eigentlich als der erste Abschnitt der Haast'schen Forschungsreisen angesehen werden, insofern durch sie die Konfiguration des ganzen Landes im Großen dargelegt ist. Die Resultate dieser Reisen lassen sich wie folgt kurz zusammenfassen.

Wie die Nord-Insel durch ihren vulkanischen, so ist die Süd-Insel durch ihren alpinen Charakter ausgezeichnet. Die ganze Insel wird nämlich von einer gewaltigen Gebirgskette durchzogen, die in ihrem höchsten Punkte, dem Mount Cook (4025 Meter), nicht viel unter der Höhe des Montblanc zurückbleibt, und an vielen Punkten die Schneegrenze überschreitet, während in den Thälern gewaltige Gletscher sich weit herab schieben, so daß alle Erscheinungen der Hochgebirgsnatur in einem Grade entwickelt sind, welcher einen Vergleich der neuseeländischen Alpen mit den Alpen Europa's sehr wohl zuläßt. Der ganze Gebirgszug fällt steil und schroff zur Westküste ab, an manchen Punkten mit 1000 bis 1200 Meter hohen senkrechten Felswänden. Diese Westküste, wie das Innere des ganzen Berglandes, ist wüst und unbewohnt und mit dichtverwachsenen, fast undurchdringlichen, immergrünen Wäldern bedeckt. Nach Osten sinkt das Gebirge sanfter und stufenweise ab, ausgedehnte Gebirgsseen sammeln die Gletscherwasser und senden zahlreiche Flüsse nach den östlichen und südlichen Gestaden. Anfangs rauschen diese Bergwasser noch durch tiefe, wild zerrissene Thalschluchten; allmählig erreichen sie aber ein terrassenförmig nach dem Meere hin abfallendes Flachland, welches theils dicht bewaldet ist, theils offenen und fruchtbaren Ackerboden bietet, und dessen tiefste, dem Meere zunächst gelegene Stufe auf weiten Räumen bereits für die Kultur gewonnen ist.

Neu-Seeland hat, wie Großbritannien und Irland, ein durchaus ozeanisches Klima, d. h. die Hitze des Sommers wie die Kälte des Winters wird durch das die Inseln umgebende Meer gemildert, und die Extreme dieser beiden Jahreszeiten werden dadurch bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen. Da nun die neuseeländischen Inseln unter derselben Breite auf der südlichen Erdhälfte liegen, wie die italische oder die griechisch-türkische Halbinsel auf der Nordhälfte, so darf man mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß das Wetter auf Neu-Seeland, an den Küstengegenden wenigstens, im Allgemeinen freundlich und stetig sei. So verhält es sich auch in der That; nur macht die gebirgige Westküste der Süd-Insel eine Ausnahme, deren Ursache sich indessen ziemlich leicht nachweisen läßt. Die an der ganzen Westküste des Landes einen großen Theil des Jahres hindurch fast ausschließlich wehenden Westwinde müssen nothwendigerweise ungeheure Wolkenmassen herbeiführen, und diese Wolken, in ihrem Zuge durch die hohe Bergkette aufgehalten und von ihr angezogen, bewirken in

dem Berglande selbst einen außerordentlich bedeutenden Niederschlag, je nach der Jahreszeit, in Form von Regen oder von Schnee.

Während sieben Monaten, Juni bis Dezember 1863, wurden von Dr. Hector an der Südwestküste 87 Zoll Niederschlag beobachtet, während derselbe in Dunedin an der Ostküste für dieselbe Zeit nur 23,25 Zoll betrug. In Hokitika an der Westküste fiel während der acht Monate Mai bis Dezember 1865 96,136 Zoll Regen, während die Menge des in derselben Zeit zu Canterbury an der Ostküste gefallenen Regens nur 17,395 Zoll ausmachte. Diese Erscheinungen sind nicht ohne Analogien in anderen Welttheilen; an der portugiesischen Küste nördlich von Lissabon, da, wo die Sierra Estrella bis dicht an das Meer herantritt, beträgt der jährliche Niederschlag 127,2 Zoll, und in der Grafschaft Cumberland in England, in welcher die schweren und tiefgehenden Wolken an den bewaldeten Höhen anstoßen, erreicht die jährliche Regenmenge gar 142,5 Zoll.

Man darf aber getrost annehmen, daß der Niederschlag auf den höher gelegenen Theilen, sowie auf den Kämmen der Alpen von Neu-Seeland, noch viel bedeutender ist; man kann dies schon aus dem Umstande schließen, daß die Berggipfel oftmals in Regenwolken gehüllt sind, während sich die Küstenbewohner des schönsten Wetters erfreuen, sowie daraus, daß die Flüsse gewaltige Anschwellungen erfahren zu einer Zeit, in welcher im Küstenlande kein Tropfen Regen gefallen ist.

Die so viel häufigere und anhaltendere Bewölkung des Himmels, sowie die große Menge des herniederfallenden Wassers und Schnees auf der Westseite der neuseeländischen Alpen bedingt aber zugleich eine beträchtlich niedrigere Sommer-Temperatur und diese ist hinwiederum die Ursache, daß die Schneegrenze auf dieser Seite des Gebirgs bedeutend tiefer liegt als auf der Ostseite und als in der alten Welt unter gleichen Breitegraden. Auch diese merkwürdigen Thatsachen festzustellen war Haast vorbehalten. Bei einer Küstenfahrt, welche der genannte Reisende im Juni 1865 von Hokitika aus nach Süden zu unternahm, gelangte derselbe nämlich an einen, zu Ehren des Kaisers von Oesterreich Franz Josef getauften Gletscher, dessen unteres Ende bis 222,5 Meter über den Meeresspiegel herabreicht. Dieser Gletscher ist unter 43° 35′ südl. Breite gelegen, auf der nördlichen Erdhälfte entsprechen also seiner Lage Livorno, Nizza, Marseille, Montpellier, Pau, Alles Orte, bei welchen Orangen, Wein, Feigen und andere köstliche Früchte gedeihen. Auch in den viel weiter nördlich gelegenen europäischen Alpen reicht das Ende großer Gletscher nur ausnahmsweise bis auf 1200 Meter herab, und erst noch 20 Breitegrade weiter nordwärts, in Norwegen, finden sich Gletscher, die eben so weit ans Meer herunterziehen, wie der Franz-Josef-Gletscher. Was aber fast noch merkwürdiger erscheint, ist die weitere Thatsache, daß das untere Ende des weit größeren Tasmangletschers an dem Ostabhange desselben Gebirgsstocks 876,86 Meter über dem Meere, d. h. 654,36 Meter höher liegt, als der entsprechende Punkt des vorhin genannten Gletschers auf der Westseite des Gebirges.

Mit dem erstaunlich feuchten Klima der Westküste der großen Süd-

Insel Neu-Seelands hängt noch eine andere bemerkenswerthe Erscheinung zusammen, nämlich die starke Verwitterung und Abschwemmung der oberen Bergschichten. Allerdings tragen dazu noch etliche andere Umstände bei, nämlich das leichte Gefüge des Sandsteines und der Schieferplatten, aus welchen das Gebirge besteht, dann aber auch die häufig vorkommenden Lawinen, die von heftigen Regengüssen begleiteten fast tropischen Gewitter, deren Blitzstrahlen die Felsen zerschmettern, und insbesondere endlich die Nachtfröste.

Auf den Höhen über 800 Meter ist die Temperatur für wenigstens sechs Monate im Jahre zur Nachtzeit unter dem Gefrierpunkte, während es bei Tage warm wird. Es ist einleuchtend, daß eine solche rasch und oftmals wechselnde Temperatur von den zerstörendsten Wirkungen auf die ohnedies leicht verwitternden Felsen sein muß. Die Oberfläche derselben ist denn auch, wo festes Gestein zu Tage steht, von Myriaden kleinen Rissen und Sprüngen durchzogen, in welchen das bei Tage eingesickerte Wasser des Nachts gefriert und verursacht, daß kleine Stückchen Fels abgesprengt werden und gelegentlich in die Tiefe rollen, worauf in einer der nächsten Nächte dasselbe Spiel sich erneuern kann. Die beigefügte Illustration, welche eine Landschaft am Wakatipusee in der Provinz Otago darstellt, zeigt deutlich die von der Erddecke entblößten Felsen, während es in anderen Gegenden des Landes vorkommt, „daß Berggehänge von 1500—1800 Mtr. Höhe über dem Thale oft vom Fuß bis zum Gipfel von einer ununterbrochenen Schutthalde bedeckt sind, so daß man keinen anstehenden Fels sieht.“

Wenn nun aber der Winterschnee eine solche Schutthalde zugedeckt und unter sich begraben hat, und die Frühjahrssonne mächtige Lawinen loslöst, die mit donnerndem Getöse in die Tiefe stürzen, dann mag wol einmal ein Theil des Bergschuttes mitrollen und es entsteht sofort das Bette eines Wildbaches, der fließt, so lange der schmelzende Schnee auf den Höhen nachhält. Das jäh herabstürzende Wasser reißt die herabgerollten Steinbrocken mit sich fort und führt sie dahin, wo noch mehrere auf ähnliche Art entstandene Bäche sich mit dem ersten vereinigen. Jetzt schwellen die Wasser mächtig an und sind sie nur erst stark genug, so wühlen sie sich nicht nur durch Schutt und Gerölle, sondern bahnen sich auch durch den Fels des Gebirges einen Weg zum Thale, d. h. sie waschen die Felsen aus, und solche in die Felsen gegrabene Flußbetten, ganz regelmäßig in Terrassen abgetheilt, von 1,5 bis 20 Meter Höhe, im Ganzen mehr als 300 Meter über das heutige Flußbett hinaufreichend, sind von Haast thatsächlich nachgewiesen worden. Der Bergstrom, welcher die Felsenwände so glatt geschliffen hat, daß die zusammengehörigen Ränder auf beiden Seiten des Thales ganz unzweifelhaft zu erkennen sind, gelangt vielleicht in eine Hochebene; er füllt sie aus und bildet einen Alpensee, dem er die ganze Masse des von dem Hochgebirge abgewaschenen Schuttes zuführt. Dadurch und durch die alljährlich erfolgenden Zuflüsse steigt der Wasserspiegel des Sees mehr und mehr, er erreicht endlich die Höhe des tiefsten Punktes an der Seitenwand des Hochthales, oder diese Seitenwand hält den Druck der Wassermasse nicht mehr aus und nun stürzt der mächtige Abfluß des Sees



Der Wakatipusee auf Neu-Seeland.

über die Vorberge hinab, indem er das alte Spiel wiederholt und furchtbare Gesteintrümmer mitschleppt bis in die Ebene. Ist die Bergwand, welche den Rand des Sees bildet, fest genug, so entsteht nur ein Abfluß; ist dagegen der Druck des Wassers mächtiger, so wird mit der Zeit die Wand vollständig ausgewaschen und der Alpensee entleert sich allmählig wieder ganz und gar und hinterläßt alsdann nur die Spuren seiner ehemaligen Existenz an den zahlreichen Stufen, welche das tief am Boden des früheren Sees liegende Flußbett ringsum einfassen.

In dem einen wie in dem anderen Falle wird aller Schutt, der aus dem Gebirge herabgeschwemmt worden, in der Ebene zu beiden Seiten des Flusses abgelagert; wo die Ablagerungen aufhören, hört das Bette des Stromes gleichfalls auf —; er breitet sich über die Ebene aus; aber die Massen von Schutt wachsen mit jedem Jahre mehr und mehr an, sie werden immer weiter mit hinaus geführt und zuletzt liegt das Flußbette auf einem oft stundenbreiten und mehrere Fuß hohen, auf beiden Seiten von festen Wällen eingefaßten Damme von Kieselsteinen.

Diejenigen Flüsse, welche die merkwürdigsten Beispiele für die hier so eben geschilderte Ausspülung (Erosion) des Gebirges, sowie für die später erfolgende Ablagerung des fortgeschwemmten Schuttes abgeben, sind der Waimakariri, der Rakaia, Ashburton, Rangitata und Waitangi. Wol nirgends sonst in der ganzen Welt, auch nicht in Norwegen und an den deshalb so oft schon gerühmten Flüssen der lombardischen Ebene, am Po und an der Etsch, sind die berührten, im Einzelnen oft wunderbaren Bildungen des fließenden Wassers in solch hoher Vollkommenheit zu studiren, wie an den erwähnten neuseeländischen Gewässern, bei welchen die alten, in Zeiträumen von tausend und aber tausend Jahren geschaffenen großartigen Werke der Natur nicht durch die ändernde und nivellirende Hand des Menschen allmählig — zum Theil bis zur Unkenntlichkeit — umgebildet worden sind.

Haast's Untersuchungen über die Ufer- und Terrassenbildungen der neuseeländischen Flüsse würden ganz allein schon genügt haben, jenem Manne den Ruhm eines sorgfältigen und eifrigen Beobachters zu sichern. Haast steuerte aber noch auf ein anderes Ziel los.

Nach der Entdeckung des großen Goldfeldes an der Westküste bei Hokitika (vergl. S. 174) war es von der höchsten Wichtigkeit geworden, wenn irgend möglich, eine Landverbindung dieser Gegend mit den östlichen Ansiedlungen, insbesondere mit Christchurch, der Hauptstadt der Provinz Canterbury, herzustellen, d. h. einen praktikabeln Weg über die neuseeländischen Alpen aufzufinden. Bei den verschiedenen Anstrengungen, welche zu diesem Zwecke gemacht wurden, durfte Haast nicht fehlen, und es gelang ihm in der That, auch hierbei seine Ueberlegenheit in der Kenntniß der neuseeländischen Alpenwelt zu zeigen. Jene Anstrengungen führten nämlich zu dem überraschenden Resultate, daß außer dem oben erwähnten, Teramauka-Sattel genannten Maoripfad, welcher mit seinem höchsten Punkte 988 Meter über dem Meere liegt, in dem nördlichen und mittleren Theile der Provinz Canterbury noch drei Uebergänge nach der Westseite bestehen, nämlich erstens

der vom Ingenieur Browning aufgefundene, nach ihm selbst benannte Paß von den nördlichen Quellen des Rakaia nach dem Brunnerfluß, in 1415,75 Meter Meereshöhe; zweitens: der von dem unglücklichen Whitcombe entdeckte Paß am südlichen Quellarm des Rakaia aufwärts in 1283,75 Meter Höhe, und drittens endlich der von Haast im April 1865 erforschte Arthur-Paß, 919,83 Meter über dem Meere, welcher aus dem oberen Theile des Waimakariri durch die Otiraschlucht nach dem Teramakauthale hinüberführt.

Der Arthurpaß ist, wie aus den mitgetheilten Höhen ersichtlich wird, der niedrigste von allen und es wurde beschlossen, alsbald den Bau einer Straße über denselben in Angriff zu nehmen. Oberingenieur Dobson, der Erbauer des Eisenbahntunnels an der Banks-Halbinsel (vergl. S. 165), wurde damit beauftragt, und obwol der Weg durch dichten Urwald, über reißende Flüsse, oder an steilen Berglehnen und tiefen Abgründen hinführte und oftmals meilenweit in harte Felsen gesprengt werden mußte, so brachte es doch die Unermüdlichkeit und Ausdauer der Kolonisten in Neu-Seeland fertig, daß bereits im Oktober des Jahres 1865 die 35 geographische Meilen lange Straße so weit hergerichtet war, daß der Entdecker dieses Alpenüberganges in einem bequemen Wagen denselben Weg fahren konnte, den er sechs Monate zuvor, keuchend unter der Last seines Gepäcks, zu Fuß durchzogen hatte! Die Rückreise machte Haast damals über den Browningpaß und schon von 975 Meter Höhe an fand er noch Ende Oktober tiefen Schnee, wie es überhaupt Staunen erregend ist, welche ungeheuren Schneemassen hier unter dem 43.° südl. Breite und in einer so geringen Meereshöhe angetroffen werden. — Seitdem arbeitet der Entdecker des Arthurpasses an weiteren Rekognoszirungen des Landes in den verschiedensten Richtungen, und sammelt das erforderliche Material, um eine Spezialkarte der neuseeländischen Alpen zu vollenden, in welcher er das reiche Detail seiner vieljährigen Arbeiten niederzulegen beabsichtigt. Hoffentlich wird es ihm bald gelingen, diese lohnende und für die Geographie Neu-Seelands ungemein wichtige Arbeit nach seinen Wünschen zu Ende zu führen.

Aus dem Umstande, daß Haast und Thomson den Gefahren, welche ihnen öfter gedroht hatten, jedesmal glücklich entkommen sind, darf man nicht etwa den Schluß ziehen, daß das Reisen in Neu-Seeland, namentlich in dem Alpengebiete, eigentlich nicht so arg gefährlich sein könne. Die beiden genannten Reisenden waren nur bei ihren Unternehmungen sehr vorsichtig und vorsorglich, und diesem Umstande verdankten sie hauptsächlich die glückliche Durchführung ihrer strapazenreichen Wanderungen.

Zum Beweise dafür, daß bei Reisen in Neu-Seeland oder bei dem Befahren seiner Küsten auch trotz langjähriger und vielseitig erprobter Erfahrung und unter den anscheinend günstigsten Verhältnissen in Bezug auf das Wetter und die Jahreszeit ganz ungeahnte Schicksale eintreten können, möge nur ein kleiner Zwischenfall erzählt werden, der Haast im Jahre 1866 begegnete.

Damals wollte derselbe die Osterfeiertage benutzen, um einen Ausflug nach der Gegend südlich vom Abut Head zu machen. In Hokitika miethete

er ein Boot und die erforderliche Mannschaft, und bei dem herrlichsten Wetter schaukelte das Schifflein lustig auf den Wogen längs der felsigen, wildzackigen Küste dahin. Plötzlich aber wurden die Reisenden von einem furchtbaren Weststurme überfallen. Mitten durch die tobende Brandung suchte der Schiffer seinen Weg, um hinter einer der vielen Felsenspitzen Schutz vor dem Wetter zu finden, aber — es verstrichen volle acht Tage, ehe er es wagen durfte, das Boot durch den hochaufspritzenden Gischt und Wogenschwall wieder hinauszuführen auf die See!

Glücklicher Weise waren Lebensmittel genug mitgenommen worden, um diese Gefangenschaft aushalten zu können, und der ganze Schaden war, daß Haast um acht Tage später nach Christchurch zurückkehrte.

Andere Reiseunternehmungen auf Neu-Seeland hatten einen viel schlimmeren Ausgang und es muß ausdrücklich wiederholt werden, daß alle Reisen durch unbekannte Gegenden in Neu-Seeland, wenn sie auch, mit den großen Explorations-Expeditionen auf dem australischen Festlande verglichen, von geringerer Ausdehnung sein mögen, doch sicherlich nicht weniger mühsam als jene sind. An den zerklüfteten, manchmal meilenweit mit losem Geröll und verwittertem Gestein überdeckten Berghängen, im dichten undurchdringlichen Urwald, in dem Ungestüm der Gebirgsbäche, die sich durch so enge Schluchten drängen, daß der Wanderer oft keinen anderen Weg finden kann als im Bette des Baches selbst, und endlich auf Feldern von Schnee und Eis; — überall lauert die Gefahr!

Das Wasser der Flüsse donnert mit solch unbezwinglicher Heftigkeit von den steil abstürzenden Höhen, daß Menschen, welche selbst bekannte Furten passiren wollen, manchmal widerstandslos weggeschwemmt werden, so daß das Ertrinken unter die natürlichen Todesursachen auf diesen Inseln gerechnet wird. Das Jahr 1863 war besonders reich an Unglücksfällen unter den Männern, welche ihr Weg im öffentlichen Dienste in die Berge führte und sie veranlaßte, Seen und Flüsse zu kreuzen.

In den ersten Monaten des genannten Jahres gingen, wie schon erwähnt, mehrere Expeditionen von Christchurch aus, um verschiedene Wege über das Gebirge nach der Westküste aufzusuchen und theilweise zu bahnen. Eine davon stand, wie gleichfalls bereits erwähnt, unter der Führung des Kolonialgeometers Whitcombe, die andere unter dem Kommando Charlton Howitts, des Bruders des berühmten A. Howitt, welcher die Reste der Burke'schen Expedition gerettet hat (vergl. „Australien", S. 268 fg.).

Whitcombe brach am 16. April auf und gelangte vier Tage später ins Thal des Rakaia bis zu einem ausgedehnten Gletscher, der die immer enger werdende Thalschlucht versperrte. Von hier aus brach er am 22. April nur von einem einzigen Manne, dem Schweizer Louper begleitet, nach einem Seitenthale auf, in dem eine tiefe Spalte zu bemerken war. Die zwei Männer verfolgten ihren Weg; ein großer reißender Fluß durchströmte das enge Thal; man sah keinen Strauch und auch keinen Gletscher mehr, nur hohe Berge zu beiden Seiten, mit Schnee beladen, aber ohne Eis. Gegen Mittag zogen sich Wolken zusammen, es fing heftig an zu regnen

und bald darauf fiel Schnee in großen Flocken, der Alles bedeckte. Der höchste Punkt des Sattels wurde am Mittag um 1 Uhr erreicht. Bis an diesen Punkt könnte, wie Louper berichtete, eine Straße gebaut werden. Nun aber, erzählte Louper weiter, begann ein Abhang, der zwar nicht steil, aber überall durchaus zerrissen und zerklüftet war. Das Thal verengte sich mehr und mehr, Wasser sprang aus allen Felsenritzen hervor, von beiden Seiten des Thales stürzten kleine Wasserfälle beinahe senkrecht herab und in Kurzem bildete sich ein großer Strom. Die Reisenden folgten demselben so rasch als möglich und suchten eifrig nach einem Strauch, der ihnen Brennholz hätte liefern können, denn es war kalt geworden. Vergeblich! Die Nacht brach herein und die beiden Männer hatten keine andere Wahl, als sich auf einen Stein niederzulassen und sitzend, in ihre Decken gehüllt, die Nacht im Schneegestöber zuzubringen, nachdem sie an diesem Tage unter den größten Strapazen einen Weg von drei geogr. Meilen zurückgelegt hatten.

Am anderen Morgen hatte der Schneefall noch nicht nachgelassen. Im Flußbette lagen gewaltige Felsblöcke, über welche die Reisenden hinwegklettern mußten. Dann bildete der Fluß fortwährend Wasserfälle und bei jedem derselben ein ziemlich tiefes Becken; die Seitenwände der Schlucht erhoben sich aber beinahe senkrecht an tausend Meter hoch und waren ganz unmöglich zu erklimmen, wenn schon da und dort Gesträuch daran haftete. Das Spritzwasser von den Felsen durchnäßte Alles. Der Zucker war flüssig geworden, die wollenen Decken und die Kleider waren davon getränkt und der Zwieback war eine breiige Teigmasse. Diesmal konnte am Abend ein Feuer angezündet werden, auch schneite es den folgenden Tag, am 24., nicht mehr. Die Sonne schien hell, aber die Reisenden konnten nicht trocken werden wegen der vielen Sturzbäche, die sie in beständiger Nässe hielten. Endlich erreichten sie einen Platz, an welchem sie eine Strecke in die Höhe klettern konnten, um dem Spritzwasser zu entgehen. Sie breiteten Alles zum Trocknen aus und schliefen. Aber am selben Abend fing es wieder zu regnen an und der Regen hielt die ganze Nacht hindurch und auch den folgenden Tag an; der Fluß schwoll gewaltig, der Weg wurde immer schlechter. Die senkrechten Uferwände waren mit dichtem Gebüsch bewachsen und die Felsblöcke, über welche die Reisenden hinwegklettern mußten, wurden immer umfangreicher. Am fünften Tage Vormittags kamen sie an eine Stelle, an welcher der Fluß über eine hohe Felsenwand hinabstürzte, und unten ein tiefes, breites Becken bildete. Sie mußten das Ufer erklettern, das zwar fast senkrecht, aber so dicht mit Gebüsch bewachsen war, daß sie sich festhalten konnten. Das kostete einen ganzen Tag harter Arbeit und brachte die Reisenden nur um 200 Ellen auf dem Wege vorwärts. Unterdessen war der Zwiebackteig sauer geworden und das mitgenommene Fleisch war zu Ende. Waldhühner oder Ratten ließen sich nirgends erspähen, und so blieb den beiden Wanderern nichts übrig, als von dem sauren und schimmeligen Teige zu leben. So ging es unter unsäglichen Strapazen weiter bis zum zehnten Tage, an dem die Hoffnung der Männer sich neu belebte, da sie von ferne das rollende

Getöse der Brandung des Meeres hörten. Aber volle fünf Tage mußten sie sich noch durch Morast und Dickicht hindurchkämpfen, ehe sie die Küste erreichten. Dort machten sie ein großes Feuer, um sich endlich zu trocknen, denn während der ganzen Zeit waren sie nicht aus der Nässe herausgekommen. Die Vorräthe waren alle aufgezehrt. Dennoch verloren sie den Muth nicht, sondern brachen nach Norden auf. In dem Garten einer verlassenen Maorihütte wühlten sie sich eine Hand voll Kartoffeln aus der Erde und fanden etwas Kohl; das war die letzte Mahlzeit, welche die zwei Männer zusammen hielten. Am Abend durchschritten sie den Brunnerfluß und gelangten bald nach Mitternacht an den Teramakau, wo sie ein Schiff zu finden gehofft hatten. Es regnete wieder beständig. Als sie am Morgen sich umschauten, war aber weit und breit kein Schiff zu sehen und der Maori-Pa am gegenüber liegenden Ufer war verlassen, denn es stieg kein Rauch aus demselben auf. Da aber Whitcombe zu sehr erschöpft war, um noch den Fluß aufwärts in den Busch zurückzukehren, wo doch wahrscheinlich Vögel hätten erlegt werden können, so blieb nichts Anderes übrig als über den tiefen, breiten und reißenden Strom zu setzen, um die Maori-Niederlassung am Greyfluß zu erreichen.

Nach längerem Suchen fanden sich zwei schadhafte Kanoe, deren Lecke Louper nothdürftig mit Flachs verstopfte und welche mit einigen aufgefundenen Pfählen zusammengebunden wurden. Um 4 Uhr vertrauten sich die beiden Männer dem gebrechlichen Fahrzeuge an. So lange sie im stillen Wasser fuhren, blieben die Kanoe über dem Niveau, doch drang das Wasser rasch ein und mußte fleißig ausgeschöpft werden. Kaum waren sie aber in die Strömung gerathen, als die Kanoe sich füllten und untersanken. Whitcombe rief: „Wir sind Beide verloren, es ist Alles meine Schuld!" Darauf zog er seinen Rock aus, warf ihn ins Wasser und sprang dann selbst hinein. Durch den Rückstoß, den er verursachte, schlugen die Kähne um und Louper, der nicht schwimmen konnte, hielt sich für verloren. Er packte jedoch eine der Stangen, welche die Kanoe mit einander verbanden, und wurde mit ihnen in die Brandung hinaus getrieben. Unterdessen war es finstere Nacht geworden. Plötzlich fühlte Louper sich von den Wogen, die schon über ihn hinweggegangen waren, in die Höhe gehoben und merkte, daß er auf dem Scheitel der Welle getragen werde. Er wurde beständig hin- und hergeworfen, bekam ein Mal einen heftigen Schlag auf den Kopf, ein anderes Mal auf den Rücken und sein linker Arm war eingeklemmt, aber die Dunkelheit hinderte ihn, irgend Etwas zu sehen. So war er ein paar Stunden im Meere herumgetrieben; erstarrt vor Kälte und aufgeschwollen von verschlucktem Seewasser, daß er kaum athmen konnte, ließ er die Hoffnung auf Rettung mehr und mehr sinken. Die Verzweiflung wollte ihn packen, da fühlte er, daß das Fahrzeug an etwas Festes anstieß, der Stoß wiederholte sich, und er merkte festen Boden unter seinen Füßen. Mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte erreichte er das Land, aber unfähig, noch irgend Etwas zu thun, blieb er liegen, sobald er sich auf dem Trocknen fühlte. Der Fieberfrost schüttelte seine Glieder und eine Art Betäubung kam über ihn.

Erst spät am anderen Tage konnte sich Louper aufrecht setzen, und nachdem er eine Menge Seewasser, Sand und Galle erbrochen hatte, war er im Stande, sich weiter zu schleppen. Er befand sich etwa eine halbe Stunde von dem Platze, an welchem sie über den Fluß hatten setzen wollen. Von Kleidern hatte er nichts mehr als das wollene Hemd und die Beinkleider, alles Andere war im Meere geblieben. Während er die Küste entlang weiter ging, fand er Whitcombe's Stock und ein Päckchen Tabak und sah ein Paar Stiefel im Sande stecken. Er eilte an die Stelle und gewahrte mit Entsetzen, daß Whitcombe hier im Sande begraben lag. Louper räumte, so schnell er konnte, den Sand hinweg; aber Whitcombe war eine Leiche. Nachdem Louper seinen verunglückten Gefährten begraben hatte, verließ er am folgenden Morgen diesen Ort des Schreckens und wanderte durch dichten Wald am Teramakau aufwärts. Erst am nächsten Tage traf er, fürchterlich ausgehungert, eine Maorifamilie, von welcher er gegen Tabak einige Kartoffeln und drei Fischchen eintauschte.

Am Abend erblickte Louper fünf Maori in einem Kanoe, die ihn auf seine Bitten über den Fluß brachten, sodaß er noch an demselben Abende die Goldwäschen erreichen konnte, wo er zwei Maori mit ihren Frauen antraf. Sie hatten kaum für sich selbst Etwas zu essen; doch gaben sie dem halbverhungerten Weißen ein Stück von einer gebratenen Waldhenne, und so gelang es diesem endlich, am dritten Tage den Brunnersee und Howitt's Expedition daselbst zu erreichen. Nun war Louper gerettet. Er erhielt trockne Kleider, und nachdem er sich ausgeruht und genügend gestärkt hatte, trat er mit zwei Pferden, welche Howitt zurückschicken wollte, die Rückreise über den Teramakaupaß an, die ohne weiteren Unfall verlief.

Gewiß dachte Louper nicht, als er Howitt verließ, daß dieser selbst kurze Zeit darauf aus der Reihe der Lebenden scheiden würde, ohne daß ihm Hülfe und Rettung gebracht werden konnte.

Howitt hatte, während Whitcombe seine unglückliche Reise ausführte, nicht weit von der Nordgrenze der Provinz Canterbury das Gebirge überschritten, einen Weg längs des Teramakau gebahnt und am Brunnersee seine Standquartiere aufgeschlagen, wie dies im Voraus beabsichtigt war. Von hier aus sollte die Straße durch den dichten Wald weiter nach Westen durchgeschlagen werden, und Alles ging trotz des schlechten Wetters — es regnete nämlich fast fortwährend — ziemlich nach Wunsch.

Donnerstag, den 27. Juni, wollte Howitt mit zwei Leuten aus ihrer Vorrathskammer, welche sich noch am jenseitigen Ufer des Sees befand, Lebensmittel holen; ein Mann, Hammet, blieb in der Arbeitshütte an der Straße zurück; aber die drei nach dem See gegangenen Männer kehrten nicht wieder! Am Freitag in der Frühe machte sich Hammet auf und ging an den See; er fand nichts als Howitt's Decke, in ein Zelttuch gewickelt, am Ufer liegen; — sonst keine Spur! Hammet eilte zurück an die Straße; Niemand war da; wieder trieb es ihn an das Ufer des Sees; er durchsuchte die ganze Gegend ringsum; Alles vergeblich. Howitt und seine zwei Gefährten waren und blieben spurlos verschwunden!

Sie müssen in dem gebrechlichen Fahrzeuge, welches von ihnen früher zum Ueberfahren des Sees gebaut worden war, in dem See versunken und ertrunken sein. Wie und wo aber eigentlich das Unglück geschah, das weiß kein Mensch.

Die südlichste Insel endlich (Rakiura oder Stewartsinsel) ist eigentlich nur von Kapitän Stokes, der die Küstenaufnahme Neu-Seelands leitete, im Jahre 1850 einmal besucht worden. Die Ost- und Nordseite der Insel bietet nach Stokes' Angabe gute Häfen; das Ufer ist überall mit großen Rata-, Totaro-, Rimu- und anderen Bäumen bewachsen, und einzelne Gegenden schienen ausgezeichnetes Weideland abzugeben. Auf einer schmalen Landzunge fand Stockes 12 Europäer, die etwas Rindviehzucht betrieben. Die übrigen Weißen, etwa hundert an der Zahl, lebten zerstreut an der Nord- und Südküste, und manche von ihnen hausten schon mehr als zwanzig Jahre in dieser Einsamkeit mit Maoriweibern; ihre Töchter waren wieder die Frauen von Europäern geworden. Die Maoribevölkerung der Insel betrug im Ganzen nicht mehr als 180 Köpfe und vielleicht halb so viele mochten auf der kleinen Insel Ruapeki in der Foveauxstraße leben.



Mount-Cook und Hooker-Gletscher.



Der Goldgräber Auszug.

2. Die Niederlassungen in ihrem jetzigen Zustande und die Goldfelder.

Geschichtliches. — Gründung von Canterbury. — Verfassung von 1853. — Bevölkerungsverhältnisse. — Eisenbahntunnel bei Christchurch. — Die Provinz Westland. — Auckland. — Das erste Gold in Neu-Seeland. — Goldentdeckung am Koromandelhafen. — Das Aorere-Goldfeld. — Die Tuapeka-Goldfelder in Otago. — Neue Entdeckungen an der Westküste. — Hokitika. — Die Themse-Goldfelder.

Aus dem früher über die Natur des Landes auf der Süd-Insel Mitgetheilten läßt sich schon der Schluß ziehen, daß die große Süd-Insel sowol für den Ackerbau als für die Viehzucht ganz vorzüglich geeignete Länderstrecken darbieten müsse, so daß es hinlänglich erklärlich wird, warum ein großer Theil der europäischen Kolonisten die Ansiedlung auf der südlichen Insel vorzog, zumal hier die Ureinwohner der Ausdehnung der europäischen Niederlassungen, wie auch bereits S. 53 hervorgehoben wurde, niemals irgendwelche Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Seitdem nun im Verlaufe des letzten Jahrzehntes sich in den mächtigen Glimmer- und Thonschieferlagern an den Ausläufern und Abhängen des Gebirges im Norden, wie im Süden, jene kostbaren goldhaltigen Anschwemmungen und Quarzadern gefunden haben, welchen die Provinzen Nelson, Otago und Westland ihren Reichthum verdanken, sind die Kolonien auf der Süd-Insel in einer Weise erstarkt, daß jetzt mehr als fünf Achtel der europäischen Bevölkerung Neu-Seelands hier wohnen, obwol die Besiedlung der Süd-Insel viel später in Angriff genommen wurde als diejenige der Nord-Insel.

Es ist bereits S. 45 erwähnt worden, daß eigentlich drei verschiedene Kolonisationen in Neu-Seeland unternommen worden waren, die der Missionäre, diejenige der Neu-Seeland-Compagnie und die der Regierung selbst.

Die Ansiedlungen der Neu-Seeland-Compagnie, welche während der Zerwürfnisse mit Rauparaha und seinen Genossen arg Noth gelitten hatten, begannen nach Beendigung dieser Streitigkeiten sich langsam wieder zu erholen. Dennoch konnten die Unternehmungen der Gesellschaft niemals zur rechten Blüte gelangen, da die Einwanderer ausblieben und der Landverkauf fast ganz darnieder lag. In den Jahren 1847 und 1848, zu einer Zeit, wo mehr als zehntausend Irländer nach Neusüdwales gingen, waren im Ganzen 1005 Kolonisten aus England in Neu-Seeland eingetroffen.

Der letzte von der Neu-Seeland-Compagnie unternommene Versuch war die Gründung der Kolonie Canterbury mit den beiden Städten Lyttleton und Christchurch. Sechshundert Personen, Leute aus der vornehmen Gesellschaft, darunter sogar Söhne von Peers, waren die Gründer dieser neuen Niederlassung. Sie verließen ihr Vaterland aus Verdruß über die kirchlichen Verhältnisse, nachdem nämlich die vom Papste im Jahre 1850 versuchte Ernennung eines Erzbischofs von Westminster und zwölf englischer Bischöfe vom Parlamente für ungiltig erklärt und der Erzbischof ausgewiesen worden war.

Am 16. Dezember 1851 landeten die vornehmen Auswanderer an der neuseeländischen Küste. Die englische Regierung hatte ihnen gestattet, für sich eine beliebige Verfassung einzuführen; nur die Oberaufsicht über die Kolonie war ihr vorbehalten. Der junge Staat hatte von Anbeginn an eine aristokratische Grundlage von der schlimmsten Art; es gab nämlich nur Reiche, die nicht arbeiteten, und Heloten, die besitzlosen Diener der Ersteren. In Canterbury wurde nämlich das Land weit über seinen damaligen Werth verkauft, zu drei Pfund Sterling der Acker. Davon sollten 20 Shilling für die Gründung von Kirchen und Schulen, 20 Shilling zur Herbeiziehung von Dienstpersonal und Arbeitern aus England und 10 Shill. für den Straßenbau zur Verwendung kommen; die letzten 10 Shilling aber (d. h. also 6 Gulden oder 3 Thlr. 13 Sgr.) von jedem Acker sollten den Gewinn der Canterbury-Assoziation und der Neu-Seeland-Compagnie bilden, welche gemeinschaftlich den Verkauf der Ländereien besorgten. Das Unternehmen war demnach, wie man sieht, genau nach dem Muster von Adelaide (vergl. „Australien", S. 117 ff.) zugeschnitten und theilte auch gar bald das Schicksal der so jämmerlich verunglückten Kolonie von Südaustralien. Bereits nach zwei Jahren war die Canterbury-Assoziation bankerott. Der designirte Bischof von Canterbury kehrte nach Hause zurück und die übrigen Priester wanderten in andere Kolonien; Herr Godley aber, der Leiter der ganzen Niederlassung und Chef der Wakefield'schen Unternehmungen auf Neu-Seeland überhaupt, kam im Jahre 1853 wieder in England an, nachdem im Jahre zuvor auch die Neuseeland-Compagnie sich aufgelöst und ihre Besitzungen der englischen Krone überlassen hatte.

Um dieselbe Zeit hatten die australischen Kolonien Neusüdwales, Victoria und Tasmania, zum Theil nach hartnäckigem Kampfe (vergl. „Australien", S. 98), Verfassungen erhalten, kraft welcher ein großer Theil der öffentlichen Angelegenheiten der Fürsorge der Kolonisten selbst überlassen

wurde, und die Regierung hielt es für angemessen, auch den Europäern auf Neu-Seeland, deren Zahl sich damals auf etwa 30,000 belaufen mochte, eine Verfassung zu geben. Der Kolonialminister, Graf Grey, arbeitete im Februar 1852 den Plan dazu aus; bereits im Juni desselben Jahres beschloß das Parlament die Annahme des vorgelegten Entwurfes und Anfangs 1853 erhielt die neue Verfassung für Neu-Seeland Gesetzeskraft.

Welch gewaltigen Spielraum diese Verfassung der freien Entwicklung der Kolonien gewährt, wird sich aus dem Nachfolgenden beurtheilen lassen. An der Spitze der ganzen Verwaltung und Gerichtsbarkeit Neu-Seelands steht ein von der englischen Regierung ernannter Gouverneur, mit dem ausschließlichen Rechte der Gesetzgebung für die Eingeborenen. Im Uebrigen aber wird nicht nur der ganzen Kolonie in ihrer Gesammtheit, sondern auch den einzelnen Provinzen derselben, eine fast vollkommen unabhängige politische Stellung gewährleistet. Zollwesen, bürgerliche Rechtspflege und Strafgerichtsbarkeit, Münzen, Maße und Gewichte, Postwesen, Hafen- und Schiffahrtsgesetze, Ehe-, Erbschafts- und Eigenthumsgesetze, sowie die Angelegenheiten der Eingeborenen, so weit sie nicht das dem Gouverneur persönlich vorbehaltene Gebiet betreffen, gehören vor die Kolonialregierung, welche neben dem Gouverneur aus einem in zwei Häusern tagenden Kolonial-Parlamente besteht. In jeder anderen Beziehung haben die Provinzen das Recht der Gesetzgebung und der Selbstverwaltung durch ihre Provinzial-Parlamente, sowie durch den an der Spitze jeder Provinz stehenden Superintendenten, welcher jedoch nicht von der Regierung ernannt, sondern von der Bevölkerung gewählt wird. Die englische Regierung hat sich nur ein Veto vorbehalten, wodurch jeder Akt der Gesetzgebung der Kolonien während zweier Jahre von seinem Datum an annullirt werden kann. Jeder Distrikt, welcher 500,000 Acker Land umfaßt, tausend Einwohner zählt und einen Hafen für Aus- und Einfuhr (einen Zollhafen) besitzt, hat das Recht, sich von der allgemeinen Gesetzgebenden Versammlung zu einer selbständigen Provinz proklamiren zu lassen, ein Recht, das bereits mehrmals angerufen wurde und zur Anwendung gekommen ist. Die Zahl der Provinzen Neu-Seelands betrug Anfangs sechs; jetzt sind es deren zehn, und die Bevölkerungsverhältnisse des Landes ergaben sich bei der letzten Zählung vom 19. Dezember 1867 wie folgt:

Nord-Insel.	Provinz	Auckland	48,321
	„	Taranaki	4359
	„	Wellington	21,950
	„	Hawkesbai	5283
Süd-Insel.	„	Nelson	23,814
	„	Marlborough	4371
	„	Canterbury	38,485
	„	Westland	15,428
	„	Otago	48,569
	„	Southland	7943

Demnach beträgt die europäische Bevölkerung auf Neu-Seeland 218,523 oder mit Zuziehung der 144 auf den Chathaminseln lebenden Europäer und von 1455 Militärpersonen in Allem 220,092 Menschen. Die größten Orte sind Auckland mit 17,606, Dunedin mit 12,776, Wellington mit 7460, Christchurch mit 6647, Nelson mit 5652, Hokitika mit 4866 Einwohnern ꝛc. Ein Europäer vermag nur schwer sich eine klare Vorstellung von der kolossalen Größe der Arbeit zu machen, welche gethan werden muß, bevor solche Städte, ja, bevor nur ganz unbedeutende Ansiedlungen in einer Kolonie entstehen können, welche vordem leeres Land, tiefe, „ungebrochene" Wildniß war, von Urwald bedeckt oder von Sümpfen durchzogen. Die Bäume des Waldes mußten gefällt und zu Balken und Dielen zerschnitten werden, um die ersten Block- oder Zelthäuser zu zimmern. Die Sümpfe mußten frei gelegt und dem Sonnenlichte ausgesetzt werden, damit sie auftrockneten. Endlich steht die „Zeltstadt", und das erste Ziel ist erreicht! Noch weit größere Schwierigkeiten sind zu überwinden, wenn an deren Stelle eine Stadt, aus massiven steinernen Häusern bestehend, erbaut werden soll. Da braucht man nicht nur Kalksteine und — wo die Wälder in der Nähe fehlen — Steinkohlen, sondern auch Maurer, Zimmerleute, Schlosser ꝛc., Eisen, Glas, Tapeten, Oelfarben ꝛc., und wenn also, wie es bei den vorhin genannten Städten in der That der Fall ist, die hölzernen Baracken verschwinden und steinernen Gebäuden Platz machen, so muß dies gewiß als ein bedeutsames Zeichen von dem ungemeinen Fortschritte der Kolonien in materieller Beziehung gelten.

Die Einkünfte der ganzen Kolonie betrugen im Jahre 1866 etwas mehr als 1 Million Pfund Sterling und die Kolonie hat eine Staatsschuld von 3½ Millionen Pfund Sterling, zum weitaus größten Theile durch den Maorikrieg verursacht. Um diese Schuld verzinsen und abtragen zu können, werden hohe Zölle erhoben. Auf Spirituosen und Tabak sind diese wahrscheinlich höher als in irgend einem anderen Lande, und seit dem 1. Januar 1867 ist noch eine erhöhte Brief- und Zeitungstaxe sowie eine Stempelabgabe eingeführt worden, um mit der Schuld des Landes aufräumen zu können. Die erwähnten Abgaben und die hohen Zölle sind demnach vorübergehender Natur. Direkte Steuern für die Regierung werden gar nicht erhoben, aber allerdings städtische Abgaben zur Herstellung der Straßen und ihrer Unterhaltung, zur Errichtung öffentlicher Gebäude ꝛc.

Es mag scheinen, als ob die vorhin erwähnten Bedingungen einer selbständigen Provinzialverwaltung etwas zu leicht gestellt wären, aber es ist sicherlich in einem Lande, dessen Bevölkerung noch auf so weiten Räumen zerstreut lebt, wie diejenige Neu-Seelands, von einer ganz besonderen Bedeutung, daß eine größere Anzahl von Mittelpunkten der Bildung und Gesittung geschaffen wird. Und die bisherige, jetzt also siebzehnjährige Erfahrung auf der Süd-Insel, deren Kolonien ja von der Kriegsnoth verschont geblieben sind, hat aufs Unzweideutigste bewiesen, daß alle diese Kolonien bei der ihnen gewährten freien Entwicklung in einem ganz

erstaunlichen Grade gediehen sind. Nicht nur die oben angeführten Städte, sondern auch noch viele mit einer geringeren Einwohnerzahl unterhalten eine lebhafte Verbindung durch die Schiffahrt mit einander und in einigen kommen und gehen beinahe täglich die Dampfboote. Die direkte Postverbindung zwischen den sämmtlichen Provinzen, den australischen Kolonien sowie mit Europa über Suez war schon seit einer Reihe von Jahren im Gange. Im Oktober 1869 hat nun die Gesetzgebende Versammlung in Wellington den Beschluß gefaßt, den Postzuschuß für diese Linie zu kündigen, dagegen einen Postdienst über San Francisco und New-York nach England einzurichten und, wie man sich ausgerechnet hat, würde man dadurch in nur 37 Tagen die Verbindung zwischen London und Wellington auf Neu-Seeland herzustellen im Stande sein, während sie über Suez jetzt noch etwa 60 Tage, also volle drei Wochen mehr, in Anspruch nimmt. In den Hauptstädten der Provinzen giebt es nicht nur Theater, sondern auch wissenschaftliche Vereine, naturhistorische Museen, botanische Gärten, und in den Städten wie auf dem Lande Kirchen in großer Zahl; nicht zu vergessen der Schulen, die in jedem Distrikt zur Bildung der heranwachsenden Generation eingerichtet sind.

Mit welcher zähen und unbeugsamen Energie die Kolonisten ihre Unternehmungen angreifen und durchführen, davon legt bereits der Straßenbau über die neuseeländischen Alpen (S. 155) ein bedeutsames Zeugniß ab; es ist dies aber durchaus nicht das einzige Beispiel von der riesenhaften Thatkraft der neuseeländischen Kolonisten. Die Ansiedler, welche im Jahre 1851 im Port Cooper gelandet waren, hatten zuerst in dem tiefen und engen, auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen Thale hinter der Bai die Stadt Lyttleton angelegt. Diese Stadt, amphitheatralisch an den Bergeshöhen hinansteigend, nimmt sich sehr malerisch aus, aber sie wurde bald für die eingewanderte Bevölkerung zu enge. Deshalb beschlossen die Kolonisten, nachdem sie die steilen Berghöhen nördlich von der Stadt überschritten und die herrlichen Ebenen jenseit derselben entdeckt hatten, welche den prachtvollsten Ackerboden und die saftigsten Weiden für Hornvieh und Schafe die Fülle darboten, die Anlage der jetzigen Hauptstadt der Provinz, Christchurch. Einige Jahre, nachdem dies geschehen war, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, diese Stadt, welche, anderthalb geographische Meilen vom Meere entfernt, an einem kleinen Flusse liegt, der nur für leichte Fahrzeuge die gehörige Tiefe hat, eine direkte und rasche Verbindung mit dem Seehafen Lyttleton herzustellen, d. h. also, eine Eisenbahn zwischen beiden Plätzen zu bauen. Ueber den beinahe tausend Meter hohen Berg hätte man dieselbe nicht gut führen können, und um ihn herum schien ein zu großer Umweg zu sein; so wurde beschlossen, auf eine Strecke von fast drei Viertelstunden Wegs einen Tunnel durch den Berg zu treiben. Nach fünfjähriger Anstrengung war diese Arbeit beendet; die Kosten des Tunnels belaufen sich auf mehr als eine halbe Million Pfund Sterling (also vielleicht 7 Millionen Gulden = 4 Millionen Thaler); dieselben werden aber nicht etwa von der Gesammtkolonie getragen, sondern, da jede

Provinz ihre inneren Angelegenheiten nach Belieben selbst besorgt, von den Bewohnern der Provinz Canterbury; d. h. 500,000 Pfund Sterling werden auf eine Bevölkerung von vielleicht 50,000 Menschen *) „austaxirt". Und während desselben fünfjährigen Zeitraumes ließ die Regierung derselben Provinz Canterbury die erste Fahrstraße über die neuseeländischen Alpen bauen, die weitere 135,000 Pfund Sterling (1,600,000 Gulden oder fast eine Million Thaler) kostete und die gleichfalls von den Bewohnern der Provinz zu bezahlen ist.

Allerdings muß hierbei betont werden, daß die Provinz Canterbury diejenige ist, welche sich nach Ueberwindung der anfänglichen Schwierigkeiten am ungestörtesten und ruhigsten entwickelt hatte, sowie daß andere Provinzen der Süd-Insel, wie insbesondere Southland, viel weniger gut vorwärts kamen. Einen ganz fabelhaften, auch in Australien oder Nordamerika unerhörten Aufschwung hat dagegen Westland, das ist der westliche, jenseit des Gebirges liegende Theil der Provinz Canterbury, genommen. In einer Gegend, die vor wenig Jahren noch von Allen, Europäern wie Eingeborenen, als die traurigste Einöde ängstlich gemieden wurde, wohnen jetzt — im Jahre 1870 — an 40,000 Menschen, und die Reichthümer, welche diese binnen wenig Jahren in Gestalt von Goldkörnern und Goldklumpen aus dem Boden gewannen, zählen nach Millionen Pfund Sterling. Die Provinz Otago, in welcher im Jahre 1860 die großen Goldfelder entdeckt wurden, ist gleichfalls wohlhabend, obschon sie, seitdem der große Strom der Goldgräber hinüber nach Westland gezogen ist, einen Theil ihres Ruhmes als Goldland und für den Augenblick auch einen Theil ihres Wohlstandes eingebüßt hat. Dennoch unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß hier, wie in der Provinz Nelson, die sich besonders in den letzten zwei Jahren in ihrem materiellen Wohlstande bedeutend entwickelt hat, eine neue, ungeahnte Periode der Blüte bevorsteht, sobald erst nur einmal Arbeiter genug im Lande sind. Und daß diese kommen, dafür sind jetzt alle Kolonien um die Wette thätig. In England und in Deutschland wird für Neu-Seeland geworben. Die Provinzialregierungen in Neu-Seeland bezahlen sogar recht gern die Ueberfahrtskosten oder einen Theil davon, wenn sich nur die Einwanderer verpflichten, eine bestimmte Reihe von Jahren im Lande zu bleiben.

Auf der Nord-Insel, insbesondere in der Provinz Auckland, ist das Bild freilich trüber. Aber man kann nicht umhin, zu sagen, daß die Bevölkerung dieser Provinz sich den großen Rückschlag in ihrem Wohlstande in gewissem Sinne selbst zuzuschreiben hat. Man darf nämlich nicht vergessen, daß viele, viele der dortigen Bewohner die Kriegsflamme schürten und zum Kampfe aufreizten, indem sie sich der unglücklichen Täuschung hingaben, daß die Provinz, in welcher die Truppen garnisonirt werden würden, dadurch, sowie durch die Lieferungen für Armee und Flotte, an Handelsbewegung gewinnen müßte. Wol ist es einigen Kolonisten

*) Damals war Westland noch nicht von Canterbury getrennt.

in Auckland gelungen, ein ungeheures Vermögen zu erwerben, die Provinz aber ist ohnmächtig geworden und verarmt. Sie vermag ihre Schulden nicht zu bezahlen, viel weniger noch nützliche öffentliche Arbeiten, Hafen- und Straßenbauten oder dergl., zu unternehmen. Die Kolonie hat eben das Vertrauen verloren und trotz der großartigen Goldgruben an der Themse werden Jahre vergehen, ehe dasselbe sich wieder herstellen läßt. Auch in Taranaki haben die Kriegsjahre großes Unheil angerichtet. Die großen Vorzüge, welche das Land bietet, werden aber bald den jetzt nur schwach bemerklichen Fortschritt besser sichtbar machen, und nicht minder verspricht Hawkesbury eine wohlhabende Kolonie zu werden, wenn der Friede nämlich erhalten bleibt. Wellington endlich, das nur wenig vom Kriege zu leiden hatte und wol keine neuen Unruhen mehr zu befürchten braucht, in politischer Hinsicht jetzt die wichtigste Provinz, schreitet sicher und ruhig vorwärts.

Jedenfalls zeigt das Beispiel aller dieser so ganz jungen, zum Theil noch in den allerersten Stadien der Entwicklung befindlichen Staaten in ganz eklatanter Weise, wie in solchen kleinen Gemeinwesen die Kraft und Bedeutung des Einzelnen hervortreten und sich geltend machen kann, und wie schließlich, selbst wenn eine Zeit lang eine verkehrte Richtung eingeschlagen worden, der rechte Weg dennoch gefunden und nachher mit lobenswerther Beharrlichkeit verfolgt wird. Der Wetteifer unter den Provinzen regt sich und jede möchte jetzt schon gerne den anderen die Ehre streitig machen, — zunächst natürlich in Bezug auf den materiellen Wohlstand — als die erste zu gelten. Materieller Wohlstand unter sonst gesunden Verhältnissen hat aber überall als nothwendige Folgerung die Hebung der sittlichen und intellektuellen Zustände der Völker bewirkt, und die Kolonien auf Neu-Seeland werden sicherlich hiervon keine Ausnahme machen. Sollten sich aber, was übrigens kaum zu befürchten, in einer einzelnen Provinz jemals Herrschergelüste regen, so finden diese sicherlich in der Mißbilligung der Bevölkerung der anderen Provinzen das nothwendige Gegengewicht, und so steht mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß die anscheinende Zersplitterung der schwach bevölkerten Provinzen Neu-Seelands sich schließlich besser bewähren und die wahre Volkswohlfahrt sicherer fördern helfen wird, als die centralistische Verwaltung großer Länderstrecken, wie solche in Ostindien, Australien und anderwärts so lange Zeit und mit so geringem Erfolge versucht worden ist.

Bei der Erzählung der Entwicklungsgeschichte der britischen Niederlassungen in Neu-Seeland wurde bereits des merkwürdigen Umstandes gedacht, daß verschiedene neuseeländische Kolonien, gleichwie einige des australischen Kontinentes, **Goldländer** sind. Bereits im Jahre 1842 sind auf der Süd-Insel Goldblättchen und Körnchen gefunden worden, als nämlich eine kleine Expedition unter Kapitän Wakefield's Leitung die Umgegend der Mörderbai Tasman's untersuchte, um, wenn möglich, Kalksteine oder

Kohlen zu entdecken. Damals hatte der Goldfund die einzige Folge, daß der Name der Mörderbucht in „Goldene Bai" umgeändert wurde. Daran, daß in dieser Gegend bauwürdige Goldanschwemmungen aufzudecken wären, dachte zu jener Zeit — Jahre lang vor den großartigen Goldentdeckungen in Kalifornien und Australien — kein Mensch; der Begriff „Goldfelder" fehlte noch vollständig. Nur ist es in hohem Grade merkwürdig, daß selbst später, als die gleichfalls in der Nähe entdeckten Kohlengruben von den Ansiedlern in Bearbeitung genommen wurden, sich keine weiteren Anzeichen des vorhandenen Reichthums ergaben. Nachdem neun Jahre später die australischen Goldminen eröffnet worden waren, die Arbeiter von allen Seiten her jenen glücklichen Gegenden zueilten, und auch Neu-Seeland, das kaum die schwierigen Anfänge seiner ersten Ansiedlung überwunden hatte, entvölkert zu werden drohte, bildete sich, im Oktober 1852, zu Auckland ein sogenanntes Reward-Committee, d. h. eine Gesellschaft, welche dem Entdecker eines werthvollen Goldfeldes in den nördlichen Distrikten der Nord-Insel eine entsprechende Belohnung versprach. Die höchste damals ausgesetzte Prämie betrug 500 Pfund Sterling. Keine acht Tage vergingen, so erhob ein Ansiedler den Anspruch auf diese Belohnung. Er hatte in der That auf der Kap Colvilles-Halbinsel in der Nähe des Koromandelhafens, acht geographische Meilen östlich von Auckland, Gold gefunden, und der Goldenthusiasmus ergriff alsbald die Bevölkerung der Stadt und der Umgegend. Indessen hielt er nicht lange an. Das Goldland gehörte den Eingeborenen. Diese bemerkten aber mit großem Mißfallen den Zudrang der Goldgräber und verwehrten ihnen geradezu jeden Versuch, in ihrem Lande Gold zu graben. Bedenkliche Unruhen drohten, denn die abenteuerliche Schar von Europäern war nicht gewillt, sich das Goldgraben von den braunen Wilden verbieten zu lassen, bis es endlich dem Gouverneur Grey gelang, die Maori dahin zu bringen, daß sie gegen die Zusicherung einer Geldentschädigung das Goldgraben auf ihrem Grund und Boden gestatteten. Die hierdurch nothwendig gewordene hohe Taxe (30 Shillinge oder 18 Gulden = 10 Thaler 8½ Silbergroschen pro Monat) verursachte jedoch, daß sich nach Verlauf der gestatteten Probezeit von zwei Monaten nur etwa fünfzig eigentliche Goldgräber zur Abnahme von Erlaubnißscheinen meldeten, und auch diese stellten die Arbeit bald wieder ein, wol mehr wegen der zwischen ihnen und den Eingeborenen entstandenen Schwierigkeiten, als wegen der Unergiebigkeit des Goldfeldes.

Erst mit Beginn des Jahres 1862 fanden die Koromandelgruben wieder vermehrte Berücksichtigung, nachdem einige neue Entdeckungen in den Bächen der benachbarten Distrikte die Aufmerksamkeit wieder auf diese Gegend gelenkt hatten. Die Eingeborenen warnten jedoch die Unternehmer und protestirten gegen jeden Versuch, neue Diggings anzulegen, und diese Warnung hatte damals um so bedeutenderes Gewicht, als zu jener Zeit die Eingeborenen mit der Regierung ohnehin schon auf ziemlich gespanntem Fuße lebten. Dem Gouverneur Grey gelang es zwar nochmals, unter ziemlich günstigen Bedingungen die Erlaubniß zum Goldsuchen von den

Maori zu erhalten, und in der Folge wurden wirklich viele Goldgruben in dem Quarzgesteine jener Golddistrikte angelegt. Die eigenthümliche Art des Vorkommens des Metalles macht jedoch die Beihülfe vieler Hände nothwendig, wenn die Ausbeute lohnen soll. Deshalb bildeten sich Gesellschaften, welche auf gemeinschaftliche Rechnung arbeiteten und ganz gute, wenn auch gerade keine glänzenden Geschäfte machten. Mit sehr primitiv konstruirten Apparaten gewannen sie nämlich im Durchschnitt 2½ Unzen Gold aus einer Tonne gestampften Quarzes, während man in Australien, allerdings bei viel besserer Maschinerie, es noch lohnend findet, Quarz zu stampfen, der nur eine Unze Gold auf eine Tonne Gestein enthält. Der Werth einer Unze Goldes wechselt zwischen 3 Pfund Sterling 8 Shilling bis 3 Pfund Sterling 10 Shilling (40 Gulden 48 Kr. bis 42 Gulden oder 23 Thaler 9½ Silbergroschen bis 24 Thaler); in einzelnen Fällen stieg er aber bis auf 3 Pfund Sterling 18 Shilling 8 Pence (47 Gulden 12 Kreuzer oder 27 Thaler).

In der Zwischenzeit war auf der Süd-Insel gleichfalls, und in reichem Maße, Gold gefunden worden. Vierzehn Jahre nach der Entdeckung des ersten Goldes an der Mörderbai wurden die Gemüther der Einwohner Nelsons durch die Nachricht in Aufregung versetzt, in Biggs Gully sei ein Goldfeld entdeckt worden. Ein «rush» fand statt, d. h. Jeder, der irgend konnte, verließ seinen Posten und lief in die Goldgruben, wie solches in Australien sich ja auch öfter ereignet hatte. In kurzer Zeit waren an 300 Goldsucher in der Goldschlucht. Die Beute schien indessen zu gering zu sein, und die Meisten zogen bald enttäuscht wieder weg. Im folgenden Jahre, 1857, wurde in einem anderen Distrikte an derselben Bai, am Aoreresfluß, wiederum Gold gefunden. Drei Mann hatten in sieben Wochen 100 Unzen Gold (im Werthe von 4000 Gulden oder etwa 2300 Thaler) gewonnen, im Monat Mai waren schon tausend Goldgräber im Flußthale des Aorere und seinen Nebenflüssen und wenig Wochen später war am Hafen bereits die Stadt Collingwood entstanden.

Nun kam der Winter; der Regen durchweichte die ohnedies schlechten Wege, überschwemmte die Bäche und zerstörte die Dämme der Goldgräber; die Lebensmittel wurden wegen der Schwierigkeiten des Transportes, da sie nur durch Packochsen herbeigebracht werden konnten, immer theurer; dadurch wurden Viele entmuthigt und gingen fort. Aber auch im folgenden Frühjahre und später erreichte die Zahl der Goldgräber nicht mehr die anfängliche Zahl, obwol die Arbeit stets lohnend blieb, durchschnittlich 12 Shilling (7 Gulden 12 Kreuzer oder 4 Thaler 3 Silbergroschen) täglich, durchaus keine Abgaben erhoben wurden und sich obendrein herausstellte, daß nicht nur die Thäler der Flüsse und Bäche Gold führten, sondern daß auch das ganze westliche Küstengebiet auf eine Ausdehnung von einigen (geographischen) Quadratmeilen aus nichts Anderem als goldführenden Konglomeraten bestand, welche so viel ertrugen, daß ein Unternehmer jedem seiner 12 Arbeiter einen Tagelohn von 10 oder 12 Shill. (6 bis 7 Fl.) zahlen konnte und doch noch einen ansehnlichen Gewinn herausbrachte.

Der Werth dieses Goldfeldes von Aorere wurde von Hochstetter auf 22½ Millionen Pfund Sterling berechnet, so daß die bis zum Jahre 1859 davon gewonnenen 150,000 Pfund Sterling nur eine verschwindend kleine Summe ausmachen.

Nördlich und östlich von dieser Gegend wurden andere Goldlager aufgefunden, ohne daß sie im Stande gewesen wären, die Goldgräber in großer Zahl anzulocken. Die neuseeländischen Diggings schienen eben nach den bis dahin gemachten Erfahrungen nicht jenen Reichthum an großen Klumpen (vergl. „Australien" S. 315) zu bergen, welche die Goldgräber zu reizen im Stande sind; war doch der größte «nugget», der an der Goldnen Bai gefunden wurde, nicht ganz zehn Unzen schwer, also höchstens 420 Gulden oder 240 Thaler werth. Nur etliche Farmer in diesen Gegenden pflegten einen praktisch-bescheidenen Gebrauch von den Goldvorräthen zu machen, die in dem Bergschutt ihrer Thalschluchten aufgespeichert liegen. v. Hochstetter erzählt wenigstens von Einem, der, jedesmal einige Tage, bevor er in die Stadt gehen wollte, um Einkäufe zu machen, seine Söhne ins Gebirge schickte, um Gold zu waschen, und fügt hinzu, daß diese stets mit wohlgefülltem Goldbeutel zurückgekommen wären. Seit dem Jahre 1860 wurden diese Gegenden fleißiger von Goldgräbern besucht; es bildeten sich Gesellschaften, die, obgleich sie Tagelöhne von 12 Shillingen bezahlten, dennoch 80 Pfund Sterling die Woche für sich gewannen.

Während dieser Goldfunde an der nordwestlichen Küste wurden auch im Innern der Süd-Insel ähnliche, nur viel großartigere Funde gemacht. Bereits in den Jahren 1857 und 1858 war von dem früheren General-Landvermesser Ligar das Vorkommen von Gold in der Provinz Otago nachgewiesen worden, und man hörte auch zu jener Zeit gelegentlich von Goldfunden am Tuapeka, Pomahaka und anderen Zuflüssen des Molineux- oder Cluthaflusses. Ja, in unmittelbarer Nähe von Dunedin wollte man Gold gefunden haben, aber an all diesen Orten war das Metall nicht in solcher Menge nachgewiesen worden, daß die Regierung von Otago sich entschließen konnte, den auch in dieser Provinz ausgeschriebenen Preis von 500 Pfund Sterling einem der verschiedenen Bewerber zuzusprechen. Im Jahre 1861 änderte sich dies. Schon im Juni des genannten Jahres brachte ein Mann 7 Unzen Gold nach Dunedin und vier Wochen später kamen zwei Leute in dieser Stadt an, beladen mit 87 Pfund reinen Goldes. Diese beiden Goldgräber, James Hartley und David Reilly, hatten sich ihre Erfahrungen früher in Kalifornien gesammelt. Bereits im Februar waren sie von Dunedin aufgebrochen, um den oberen Theil des Molyneux und seine Nebenflüsse zu untersuchen. Ihre Unternehmung war eine sehr gewagte; die ganze Gegend war öde und unwirthlich und nur bewohnt von einzelnen, Meilen weit von einander entfernt lebenden Schafhirten. Die Männer mußten demnach nicht nur für ausreichenden Proviant sorgen, sondern auch darauf bedacht sein, durch ihre Vorbereitungen nicht den Verdacht anderer Goldjäger rege zu machen. Sie führten übrigens ihren vorgenommenen Plan aus, freilich unter Schwierigkeiten und Anstrengungen von ganz ungewöhnlicher Art.



Die Tuapeka=Goldfelder in Otago.

Am Ziel ihrer Reise sahen sie sich aber reichlich belohnt, denn sie fanden das Gold in solcher Fülle, daß sie nach ihren eigenen Worten nichts zu thun hatten, als den Schlämmapparat an das Ufer des Flusses zu stellen und denselben von Morgens bis Abends in Bewegung zu halten. Während der Eine den Sand hineinfüllte, wusch der Andere das Gold heraus. Daß ein allgemeines Goldfieber ausbrach, sobald man nur über den Fundort im Reinen war, versteht sich von selbst. Nach einiger Zeit wimmelte es an den Ufern der genannten Flüsse von Goldsuchern. Besonders vielversprechend war die Gegend am oberen Tuapeka. Dort versammelten sich gegen 2000 Goldgräber in dem öden, vegetationslosen Thale, der sogenannten Gabriels-Gully, und in wenig Monaten entstand eine Stadt von 600 Zelten. Eine Partie erbeutete 38 Unzen in einem Tage, eine andere 90 Pfund Sterling in der Woche für den Mann, vier Bergleute fanden für 1000 Pfund Sterling in vier Wochen und die Aufregung in der Provinz Otago wurde so groß, wie sie je in Viktoria oder Neu-Süd-Wales gewesen. Das ganze Gebiet des Tuapeka und die umliegende Landstrecke war bereits am 1. August 1861 als Goldfeld proklamirt worden, auf welches die „Goldakte" Anwendung zu finden hatte. Demnach wurden „Gold-Kommissäre" bestellt, Eskorten eingerichtet, die das Gold alle vierzehn Tage nach Dunedin bringen sollten 2c. Anfangs September waren 4000 Goldgräber am Tuapeka beisammen, die ganze Bevölkerung des wüsten, meilenweit mit Gerölle und losem Bergschutt überdeckten Goldlandes betrug aber, da viele Arbeiter mit Weibern und Kindern gezogen kamen, schon 12—16,000 Menschen und die Ausbeute übertraf die kühnsten Erwartungen, denn man rechnete 5 Pfund Sterling als mittleren Ertrag für jeden Digger. Einzelne machten fabelhafte Geschäfte. Eine Partie von sieben Mann gewann in drei Wochen 270 Unzen, drei Andere fanden in 14 Tagen 93 Unzen, und bei einer dritten Partie hatte Jeder in zwei Monaten 1000 Pfund Sterling erhalten.

Die Kunde von dem Vorhandensein solcher Reichthümer drang natürlicher Weise auch nach Australien und nicht lange, so begann die Völkerwanderung hinüber in das neue Dorado auf Neu-Seeland. In Melbourne drängte sich Alles zur Abfahrt nach Otago; Mitte September 1861 waren 23 Schiffe zu gleicher Zeit nach dieser Provinz in See gegangen, darunter die besten Australiendampfer und die schönsten Liverpooler und Londoner Klipperschiffe, und brachten etwa 12,000 Menschen ins Land. Der plötzliche Andrang von Menschen an den sonst so stillen Küsten Neu-Seelands war etwas ganz Unerhörtes. Viele sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht; Viele aber fanden auch die Reichthümer, die sie suchten, und besonders war die Ankunft erfahrener Digger aus Viktoria von großem Werthe, weil sie einen besseren Abbau der Goldfelder lehrten. Dieselben begannen das ganze Goldfeld, welches nur auf ein bis zwei Meter Tiefe aufgewühlt war, etwa 40 Meter tief zu bebauen und trafen hier, wie sie ganz richtig vermuthet hatten, auf ein zweites, über alles Erwarten reiches Goldlager.

Bis Mitte 1862 waren bereits an 250,000 Unzen oder eine Million Pfund Sterling Gold aus den Goldfeldern von Otago nach Dunedin gebracht

worden, und was in Privathänden blieb, d. h. nicht zur Umwechselung bei dem englischen Schatzamt kam, darf sicherlich noch als die Hälfte dieser Summe angesehen werden. Schon damals sollen die Ammen in Neu-Seeland den Kindern das Schlafliedchen vorgesungen haben:

„Gold, Gold, Gold! Wangapeka *), Tuapeka,
Schönes feines Gold! Gold, Gold, Gold!"

Seitdem hat sich aber noch ergeben, daß nicht nur die Gegend an der Goldnen Bai und am Tuapeka, sondern eben so eine ganze Anzahl anderer Flüsse westlich von Dunedin goldführend ist, und daß, ähnlich wie in Viktoria, sich auch bauwürdige Quarzadern zwischen den Anschwemmungen hinziehen. Weiter haben aber die eifrigen Forschungen Haast's bereits im Februar 1862 es als höchst wahrscheinlich dargethan, daß auch in einem viel weiter nördlich gelegenen Distrikte, am Tekaposee in der Provinz Canterbury auf dem Ostabhange des Gebirges, Gold existire, und mit Beginn des Jahres 1863 wurde das edle Metall auch an den Ufern des südlichsten großen Alpensee's, am Wakatipusee, durch einen Zufall gefunden. Einige Goldgräber, die in den Wildnissen des Hochgebirges umherzogen, um zu „prospekten", wie der technische Ausdruck für „Goldfelder aufsuchen", lautet, wollten ihr Zelt abbrechen, als sie auf förmliche Nester von Goldklumpen stießen und binnen einer Stunde Reichthümer sammelten.

Die Wahrscheinlichkeit, welche schon damals bestand, daß Neu-Seeland im Vergleich zu seiner Ausdehnung das goldreichste Territorium von allen bis jetzt bekannten Goldbezirken sei, ist seitdem fast zur völligen Gewißheit geworden. Vom Koromandelhafen bis herab zur Mündung des Molyneuxflusses, also in einer Ausdehnung von 200 geopraphischen Meilen, findet man an den verschiedensten Stellen Gold in größerer oder geringerer Menge, und auf der Westseite des Landes sind nicht nur fast alle Gewässer goldführend, sondern es werden auch reiche Ablagerungen dieses Metalles in den zwischen den Flüssen aufgeschwemmten Geschieben angetroffen, so weit nämlich der Glimmerschiefer und Thonschiefer sich erstreckt, welchem jene aus Gerölle und Sand bestehenden Bildungen aufgelagert sind.

Zu Anfang des Jahres 1865 wurde die Goldentdeckung auf dem westlichen Abhange des Gebirges in der Provinz Canterbury gemacht. Das Goldgebiet dehnt sich hier vom Greyfluß südwärts bis zum Bold Head und an den Flüssen dieser Gegend aufwärts bis in die Wildnisse der Bergschluchten hinein. Noch weiter südwärts sind die Goldfelder wahrscheinlich von den später über dieselben hinweggegangenen Gletschermoränen überzogen worden, welche jetzt das Land vom Meere bis an den Fuß der Hauptgebirgskette bedecken, so daß in diesen Gegenden das Gold wol kaum anders als in ziemlich bedeutender Tiefe zu finden sein dürfte.

Nachdem das Vorhandensein von Gold an der Westküste bekannt geworden, wiederholten sich auch hier die bekannten Erscheinungen des Gold-„Rushes". Wer nur irgendwie konnte, brach auf, um auf den neuen Gold-

---

*) Ein Nebenflüßchen der in die Blindbai mündenden Motueka.

feldern sein Glück zu versuchen. Viele unternahmen die höchst beschwerliche Reise zu Lande und erlagen den ungeheuren Strapazen. Der im Jahre 1855 nothdürftig hergerichtete Weg (vergl. S. 149) führte nämlich am Hurunuifluß aufwärts über den Teramakausattel, und von da in das Thal dieses Flusses hinab. Die häufigen Regengüsse hatten aber die Straße fast unbrauchbar gemacht; sie glich einem Kanal mit knietiefem Morast, in welchem Wurzeln, Steinblöcke und umgestürzte, halbverfaulte Bäume lagen. Der Fluß war hoch angeschwollen und viele Leute verloren ihr Leben, während sie denselben zu durchkreuzen versuchten. Die Sucht nach Gold siegte jedoch über alle diese Hindernisse, und jetzt ist an der Westküste, etwa unter 43° südl. Breite, die Stadt Hokitika entstanden. Freilich ist dies wiederum eine Stadt, deren Häuser zum größten Theile noch aus mit Leinwand überzogenen Holzgerüsten bestehen, aber Tausende von Menschen sind hier bereits ansässig; im Jahre 1867 war schon eine Post, ein Rathhaus und ein Spital gebaut, wenn auch vorläufig nur aus Holz, und in den Kaufmannsläden der „Hauptstadt“ der neuen Provinz Westland konnte man bereits jedes Bedürfniß befriedigen. Die Seeküste von der Hauptstadt bis zum Teramakauflusse ist gleich einer großen Landstraße belebt: Packpferde, schwere Fuhrwerke kommen und gehen zu Hunderten, namentlich seitdem die große Straße über den Arthurpaß vollendet ist (vergl. S. 155).

In dem Golddistrikte von Hokitika arbeiten aber wenigstens 20,000 fleißige Menschen, und obwol das wüste, öde und steinige Land bis zum Jahre 1868 weder Getreide noch andere Lebensmittel produziren konnte, ja nicht einmal Futter für das Vieh bot, und demnach Alles, was zur Nahrung dienen sollte, eingeführt werden mußte, so kam die Bevölkerung doch vorwärts. Der Handelsumsatz, welcher unter solchen Umständen natürlich äußerst lebhaft war, erreichte in einem Jahre die Summe von 2½ Mill. Pfund Sterling (30 Mill. Gulden oder mehr als 17 Mill. Thaler) und diese Summe mußte also während derselben Zeit in Gestalt von Goldblättchen und Goldkörnchen aus dem Erdboden gegraben werden!

Nicht minder großartig endlich sind die in den neuesten Diggings an der Themse, etwas südlich vom Koromandelhafen, im März 1869 entdeckten goldenen Schätze. Alsbald entstand auch hier eine Goldgräberstadt, Shortland, deren Bevölkerung nach Tausenden zählt. Vom April bis Ende Juli wurden hier in einem einzigen Claim 6375 Unzen Gold gewonnen, was einen Werth von mehr als 22,000 Pfund Sterling (265,000 Gulden oder 150,000 Thaler) repräsentirt.

Und genau ebenso, wie einige Jahre zuvor behauptet wurde, die größten Goldschätze seien in Hokitika zu heben, so verkündigen jetzt die neuseeländischen Zeitungen dieselbe Wundermähr von den Themsediggings. Uebrigens steht fest, daß die Anschwemmungen der neuseeländischen Flüsse ganz ungeheure Reichthümer von Gold bergen und daß allem Vermuthen nach Jahrhunderte nicht hinreichen, um dieselben zu Tage zu fördern.

Schluß.

Neu-Seelands Entdeckung (1642) durch den Holländer Tasman fällt mit der Zeit Cromwell's und dem Beginne des Bürgerkrieges in England zusammen. Gleichwie jedoch die Holländer ihre Entdeckungen in Australien unbenutzt ließen, so machten sie es auch mit diesem Lande, das bei ihnen nur durch die Erinnerung an den Kannibalismus der Eingeborenen in einem furchtbaren Andenken stand. Wie Australien, so mußte auch Neu-Seeland durch die Engländer eigentlich von Neuem aufgefunden werden und den Briten sollte es vorbehalten bleiben, auf jener Inselgruppe in der Südsee, in dem Lande ihrer eigentlichen Antipoden, das Fundament zu neuen Staaten der Zukunft zu legen. Die ersten Anfänge der Niederlassungen des angelsächsischen Stammes bestanden aus nicht weniger zweifelhaften Elementen, wie die Bevölkerung der Kolonie Neu-Süd-Wales, obschon betont werden muß, daß von der britischen Regierung niemals Verbrecher nach Neu-Seeland geschickt wurden. Der schlimme Einfluß der ersten Ansiedler hätte sich auch, Dank den Bemühungen der Missionäre, allmählig verwischt, wenn die fortwährenden Kriege der Eingeborenen unter einander diese selbst nur zu einiger Ruhe hätten kommen lassen. So aber folgte Jahre lang eine Streitigkeit der anderen.

Mit dem Abschlusse des Vertrags von Waitangi und der Erklärung Neu-Seelands als Besitzung der britischen Krone versprach man sich endlich geordnete Verhältnisse. Statt dessen ging bekanntlich von da an Alles noch schlimmer als zuvor; es kamen aber wenigstens Einwanderer ins Land und man hätte sich mit Geduld in die langsame Entwicklung der Kolonie finden können. Da brach, um das Maß des Unglücks voll zu machen, der Krieg in Taranaki aus. Die Kolonisten in ihrer Verblendung hatten geglaubt, die Eingeborenen hätten keinen Begriff von der Bedeutung des ihnen verliehenen Rechtes englischer Unterthanen. Auch die Regierung beging eine Reihe von Ungerechtigkeiten gegen die Maori, und als Folge davon sah sie sich plötzlich in einen Rassenkrieg mit diesem trotzigen und kampfgeübten Volke verwickelt. Jahre lang spotteten die Eingeborenen der englischen Kriegskunst und der eingeschulten Truppen. Selbst die englischen Veteranen aus dem Krimkriege erlebten im Kampf mit den Maori Niederlagen, und erst die Entfaltung ganz kolossaler Streitkräfte brachte es im Vereine mit der grausamsten Verwüstung der eroberten Gegenden dahin, daß der Aufstand endlich niedergeworfen wurde.

Die Maori waren — zum Theil lange Zeit vor Ausbruch dieses unseligen Krieges — Christen geworden. Sie hatten an die Religion der Liebe geglaubt; aber ihre Mitchristen hatten einen ungerechten Krieg gegen sie geführt, hatten sie besiegt, gedemüthigt, ihre Kraft gebrochen und ihr

Land geraubt. Haß und Rache erfüllte von nun an die Herzen der Maori gegen ihre Unterdrücker und eine Rotte fanatischer Häuptlinge, im wilden Rausche des mit Menschenblut gestillten Racheburstes, erfand eine neue Religion, die Friede und Eintracht bedeuten und Segen über das Land der Gläubigen verbreiten sollte, aber die Engländer mit der Vertreibung oder mit Tod und Vernichtung bedrohte.

Wiederum entbrannte der ungleiche Kampf, jedoch nur, um nach kurzer Zeit zu einem hoffnungslosen Guerillakrieg herabzusinken. Unterdessen hat sich die Zahl der Eingeborenen so stark vermindert und ihre Hoffnung, sich neben den Eindringlingen auf ihren schönen Inseln behaupten zu können, ist so schwach geworden, daß sie wehklagend ausrufen: „Wir müssen vergehen vor den Weißen, wie das Farrenkraut vor dem Klee vergeht!“

Die Weißen bebauen jetzt das Land, sie führen die Viehzucht ein, sie gründen Städte, sie legen Eisenbahnen an, sie heben die goldenen Schätze des Bodens und sind jetzt schon die Erben der gesegneten Fluren, obwol die Erblasser noch am Leben sind; diese führen ja nur noch ein Scheinleben! Neu-Seeland aber wird bei der rastlosen Energie, welche die Engländer entwickeln, mehr und mehr an Bedeutung gewinnen und mit der Zunahme seiner Bevölkerung dermaleinst zu einem mächtigen Reiche anwachsen, zu einem Seestaat, wie das Mutterland, zu einem

„Großbritannien der Südsee“.



Missionshaus.

Volkszählung von Neu-Seeland vom 19. December 1867.

Provinz:	Europ. Bevölk.:
Auckland	48,321
Taranaki	4,359
Wellington	21,950
Hawke's Bay	5,283
Nordinsel	79,913
Nelson	23,814
Marlborough	4,371
Canterbury[1])	53,843
Otago	48,569
Southland	7,943
Südinsel	138,540
Chataminseln	114

Summe der Civilbev. 218,637. Hierzu 1455 Militärpersonen, incl. Frauen und Kinder, sodass die weisse oder europ. Bevölk. 220,092 Seelen beträgt.

Provinzial-Hauptstädte und Orte mit mehr als 400 Einwohnern am genannten Tage:

Provinz Auckland.

Auckland[2])	17,606
Onehunga	2,177
Otahuhu	552
Howick	640

Provinz Taranaki.

New-Plymouth	2,180

Provinz Wellington.

Wellington	7,460
Wanganui	2,157

Provinz Hawke's Bay.

Napier	1,827

Provinz Nelson.

Nelson	5,652
Westport	1,500
Charleston	1,800
Addison's Flat	1,500
Brighton	1,000

Provinz Marlborough.

Picton	465

Provinz Canterbury.

Christchurch	6,647
Lyttelton	2,510
Kaiapoi	708
Rangiora	1,042
Timaru	1,027

County of Westland.

Hokitika	4,866
Greymouth	1,607

Provinz Otago.

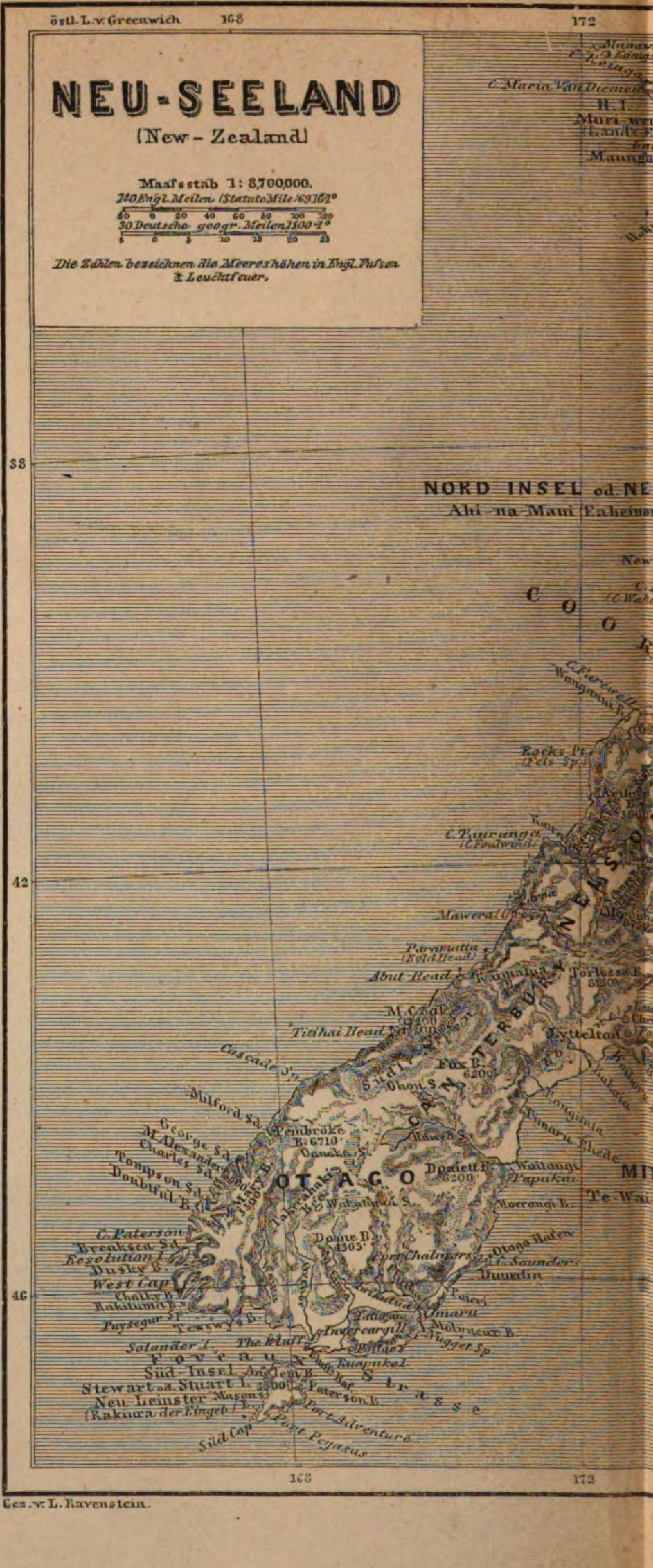
Dunedin	12,776
Port Chalmers	1,348
Oamaru	1,376
Milton	523

Provinz Southland.

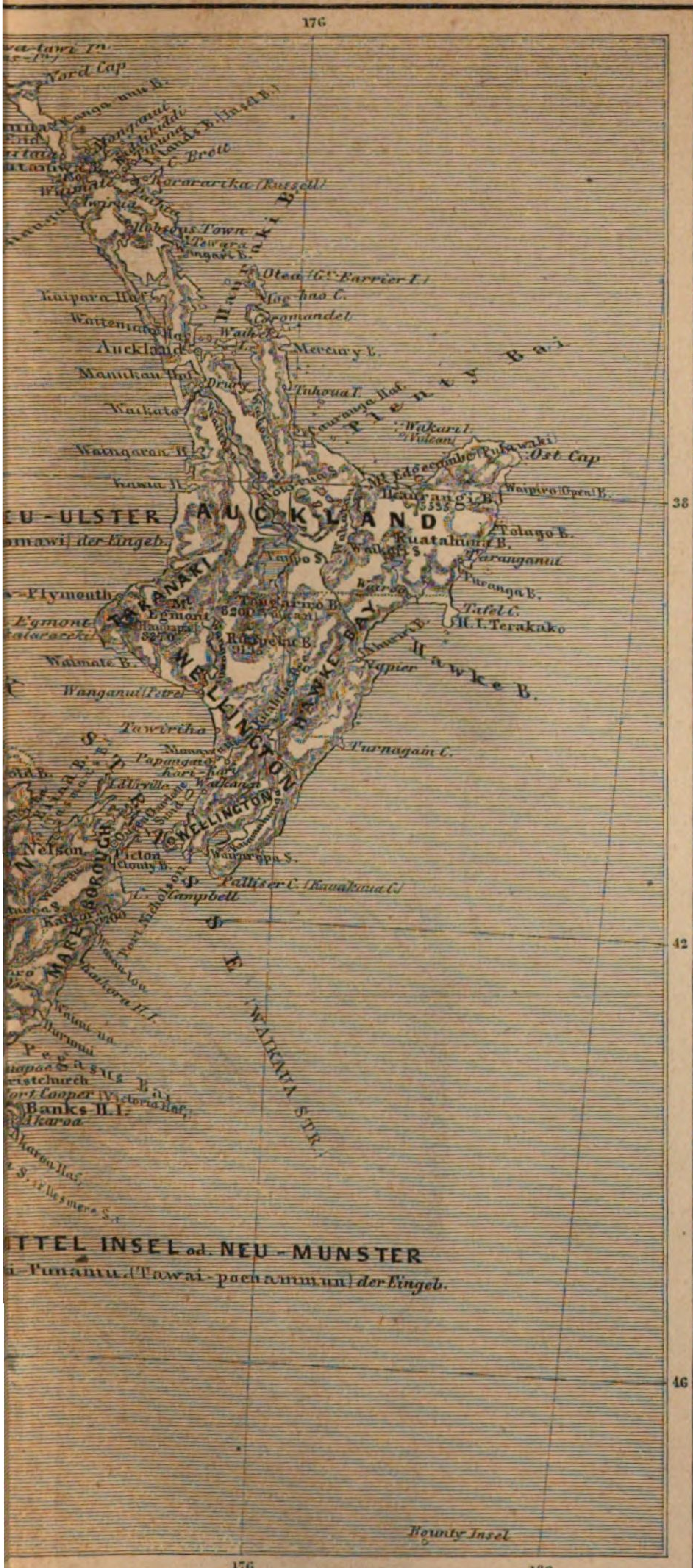
Invercargill	2,006

Anmerkung.

1) Die neugebildete County of Westland hat 15,418, der übrig gebliebene östliche Theil der ehemaligen Provinz Canterbury 38,425 Bewohner.
2) Die eigentliche Stadt hat 11,153, die Vorstadt Parnell 3226, Newton 3,227 Bewohner.



Gez. v. L. Ravenstein.



Die weisse Bev. nahm seit 1858 um 271 Proz., also durchschn. per Jahr um 30 Proz. zu — die Abnahme der Maori-Bev. dagegen betrug von 1861 bis 1867 jährlich 5 Proz. Denn 1861 schätzte man sie auf 55,336 Köpfe, wogegen zu Anfang 1867 eine approximative Zählung 38,540 ergab. Davon kommen auf die Nord-Insel 37,107, auf die Süd-Insel 1433.

Stärke der einzelnen Maori-Stämme und ihr Verhalten gegenüber den Europäern.

(Nach offiziellen Angaben.)

Nordinsel.

Den Europäern freundlich gesinnt.	
Rarawa	2,761
Ngapuhi	5,840
Ngatiwhatua	709
Wanganui	1,427
Ngatiapa	325
Rangitana	250
Muaupoko	125
Ngatikahungunu	2,952
Te Arawa	1,951
Ngatitiwharetoa	500
Zum Theil freundlich gesinnt.	
Ngatimaru	3,670
Ngaiterangi	1,198
Waikato	2,279
Ngatiawa	1,293
Taranaki	400
Ngatiruanui	750
Ngatiawa	659
Wakatohea	573
Ngatiraukawa	1,071
Rongowhakaata	1,000
Ngatiporou	4,500
Durchweg feindlich gesinnt.	
Ngatimaniapoto	2,000
Ngarauru	400
Te Urewera	500
Unbestimmt.	
Ngaitawarere	300
Ngaitai	—
Whauau Apanui	—

Südinsel.

Ngaitahu, Ngatimamoe	1,500

Die Gesammt-Bevölkerung von Neu-Seeland einschliesslich der Chatham-Inseln besteht mithin aus

weisser Civilbev.	218,637
Militärpersonen	1,455
Eingeborene	38,540
Summa:	258,632 Seelen.

(Nach Petermann's Mittheilungen.)



Befestigung in einem Baum auf der Insel Ysabel, Salomons Archipel.

Oberländer, Ozeanien. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Befestigung in einem Baum auf der Insel Ysabel, Salomons Archipel.

Oberländer, Ozeanien. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ozeanien II.

Die Inselwelt

des Stillen Ozeans in Melanesien, Polynesien und Mikronesien.

Von

Richard Oberländer.

Vorwort.

Das vorliegende Buch bildet als zweiter Band die Fortsetzung und den Abschluß des Werkes „Ozeanien I. Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee". Dasselbe ist vor einiger Zeit erschienen und gehört ebenfalls zu Otto Spamer's Neuem Buche der Reisen und Entdeckungen. In Bezug auf den Inhalt bilden beide Bände ein einheitliches Ganzes, das die Inselwelt des Stillen Ozeans umfaßt.

Die Südsee hat in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen; zahlreiche Schiffe aller Nationen vermitteln den Handel mit einem Theile der in jenem ungeheueren Wasserbecken zerstreut liegenden Eilande einerseits und mit Amerika und Europa andererseits. Nicht die letzte Stelle nimmt dabei unsere deutsche Flagge ein. Leider aber ist uns Deutschen dieser höchst wichtige und interessante Theil unserer Erde verhältnißmäßig noch wenig bekannt, denn auch die deutsche Literatur bietet gerade über diese Inselgruppen vergleichsweise nur wenig. Diesem Mangel sucht das vorliegende Werk abzuhelfen. Ich habe mich zu dieser Arbeit berufen gefühlt, weil ich, nach einem 14jährigen Aufenthalte in der südlichen Hemisphäre, dieselbe gleichsam als meine zweite Heimat betrachte und weil ich Gelegenheit gehabt habe, auf einem Theile der ozeanischen Inselwelt eigene Beobachtungen anzustellen. Jahre lang habe ich daran gearbeitet, um dem deutschen Leserkreise ein möglichst vollständiges Bild jener Eilande zu entrollen, und habe es mir angelegen sein lassen, möglichst getreu die Sitten und Gebräuche jener, infolge des Vordringens der Kultur aussterbenden Naturvölker zu schildern. Ich habe damit eine Zusammenstellung der seit Jahrzehnten bis auf die neuesten Tage fortgeführten Berichte von Reisenden aller Nationen, namentlich auch unter Berücksichtigung der Missionsversuche und der deutschen Handelsbestrebungen zu geben versucht.

Es war sehr zeitraubend, die zahlreichen, meist englischen und französischen Quellenwerke, welche mir über die verschiedenen einzelnen Inselgruppen und Eilande zur Benutzung vorlagen, durchzuarbeiten und zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen. Wenn daher das Erscheinen dieser zweiten Abtheilung sich zu meinem Leidwesen etwas verzögert hat, so möge man es mir aus den eben angeführten Gründen zu Gute halten.

Eine Hauptschwierigkeit bei Abfassung eines Werkes über den Stillen Ozean liegt jedenfalls darin, die zahlreichen in diesem großen Raume zerstreut liegenden Inseln in übersichtliche Gruppen zu vereinigen, da die Bewohner derselben in Rasse, Sitten, Kulturfähigkeit und Sprache so unendlich verschieden von einander sind. Im großen Ganzen habe ich mich an die Eintheilung gehalten, wie sie Herr Prof. Dr. Meinicke in seiner Bearbeitung von Australien

in Wappäus „Handbuch der Geographie und Statistik", vorschreibt. Dieser anerkannten Autorität bin ich auch in Bezug auf die Rechtschreibung der Namen gefolgt, worin sonst in den einschlagenden Werken meist großer Wirrwarr obwaltet. Nur habe ich mir erlaubt, statt „Inseln des Stillen Ozeans" den mir weit bezeichnender erscheinenden Kollektivnamen „Ozeanien" zu wählen. Die Zugrundelegung der eben genannten Quelle ist zum Theil auch Ursache gewesen, daß Neu-Seeland in einem besonderen Theile dieses Buches behandelt worden ist, da die Bevölkerung dieses Eilandes zu mehr als vier Fünfteln aus Europäern besteht und seine Hülfsquellen und politische Entwickelung es zur Beherrscherin der übrigen Inseln zu bestimmen scheinen.

An deutschen Werken, welche mir zur Benutzung bei meiner Arbeit vorgelegen haben, nenne ich Finsch, „Neu-Guinea und seine Bewohner", Hartwig, „Die Inseln des Großen Ozeans", Ungewitter, „Der Welttheil Australien", und Waitz-Gerland, „Anthropologie der Naturvölker", Band V. u. VI. In der von meinem hochgeschätzten väterlichen Freunde, Herrn Dr. Karl Andree redigirten Zeitschrift, „Globus", fand ich zerstreut zahlreiche Aufsätze, denen ich willkommenes Material entnehmen konnte. —

Bei der Bearbeitung von „Neu-Kaledonien" folgte ich den Berichten von Jules Garnier „Voyage à la Nouvelle Caledonie", welche in dem französischen Journal „Tour du Monde" enthalten sind.

Wenn es auch zu weit führen würde, die außerdem von mir benutzten englischen und französischen Reisebeschreibungen namentlich aufzuführen, so darf ich doch nicht vergessen eines trefflichen Werkes zu gedenken, in welchem diejenigen, welche sich für Naturvölker aller Welttheile interessiren, schätzbares Material finden werden, es ist dies Wood „The natural history of man."

Zum Schlusse darf ich nicht unerwähnt lassen, daß das Handelshaus J. C. Godefroy und Sohn in Hamburg, auf dessen vortrefflichem Schiffe „Emmy" ich im Jahre 1849 nach Australien segelte, seit längerer Zeit nicht nur ausgedehnte Handelsbeziehungen mit den verschiedenen Inseln der Südsee unterhält, sondern auch öfter auf eigene Kosten Gelehrte aussendet, welche an Ort und Stelle Land und Leute studiren und die Thier- und Pflanzenwelt jener Eilande erforschen.

Der Güte dieser hochgeachteten Handelsfirma, deren Bestrebungen, europäische Kultur auf die Eilande der Südsee zu verpflanzen, nicht genug anerkannt werden können, habe ich schätzenswerthe Mittheilungen und einige der Originalphotographien u. s. w. zu danken, nach denen ein Theil der Holzschnitte gezeichnet worden ist.

Leipzig, im Oktober 1872.

Richard Oberländer.

Inhaltsverzeichniß zu
Ozeanien II.
Die Inselwelt des Stillen Ozeans in Melanesien, Polynesien und Mikronesien.

Von

Richard Oberländer.

Melanesien.

Erster Abschnitt. Neu-Guinea.

Zweiter Abschnitt. Neu-Kaledonien.

Dritter Abschnitt. Die kleineren Inseln Melanesiens.

Polynesien.

Vierter Abschnitt. Die Fidschi-Inseln.

Fünfter Abschnitt. Die Tonga-Gruppe.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt. Die Sozietäts- oder Gesellschaftsinseln.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt. Die Sandwich-Inseln oder Hawaii.

Mikronesien.

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Die Extrabeigaben sind einzuheften:



Melanesien.

Erster Abschnitt.

Neu-Guinea.

I. Entdeckung von Neu-Guinea.

Die zu Melanesien gehörigen Eilande und Inselgruppen. Der Portugiese de Meneses. Torres. Aufforderung zur Besitzerwerbung und Kolonisation Neu-Guinea's durch die Deutschen. Bodenbeschaffenheit. Klima. Thierwelt. Pflanzenwelt.

Im Westen des Stillen Ozeans liegen eine Menge Inseln und Eilandgruppen zerstreut, die wir bei einem Blick auf die Karte genau in sechs verschiedene Abtheilungen zerlegen können. In ihrer Richtung von Westen gegen Osten und später gegen Südosten ziehen sie sich kranzförmig um den australischen Kontinent. Indem wir zu diesen Inseln unsere Rundreise antreten, finden wir unsere Aufmerksamkeit vor Allem von der zwischen dem Aequator und dem 10. Breitengrade liegenden, von Australien durch die Torresstraße getrennten größern Insel Neu-Guinea mit dem Luisiaden-Archipel in Anspruch

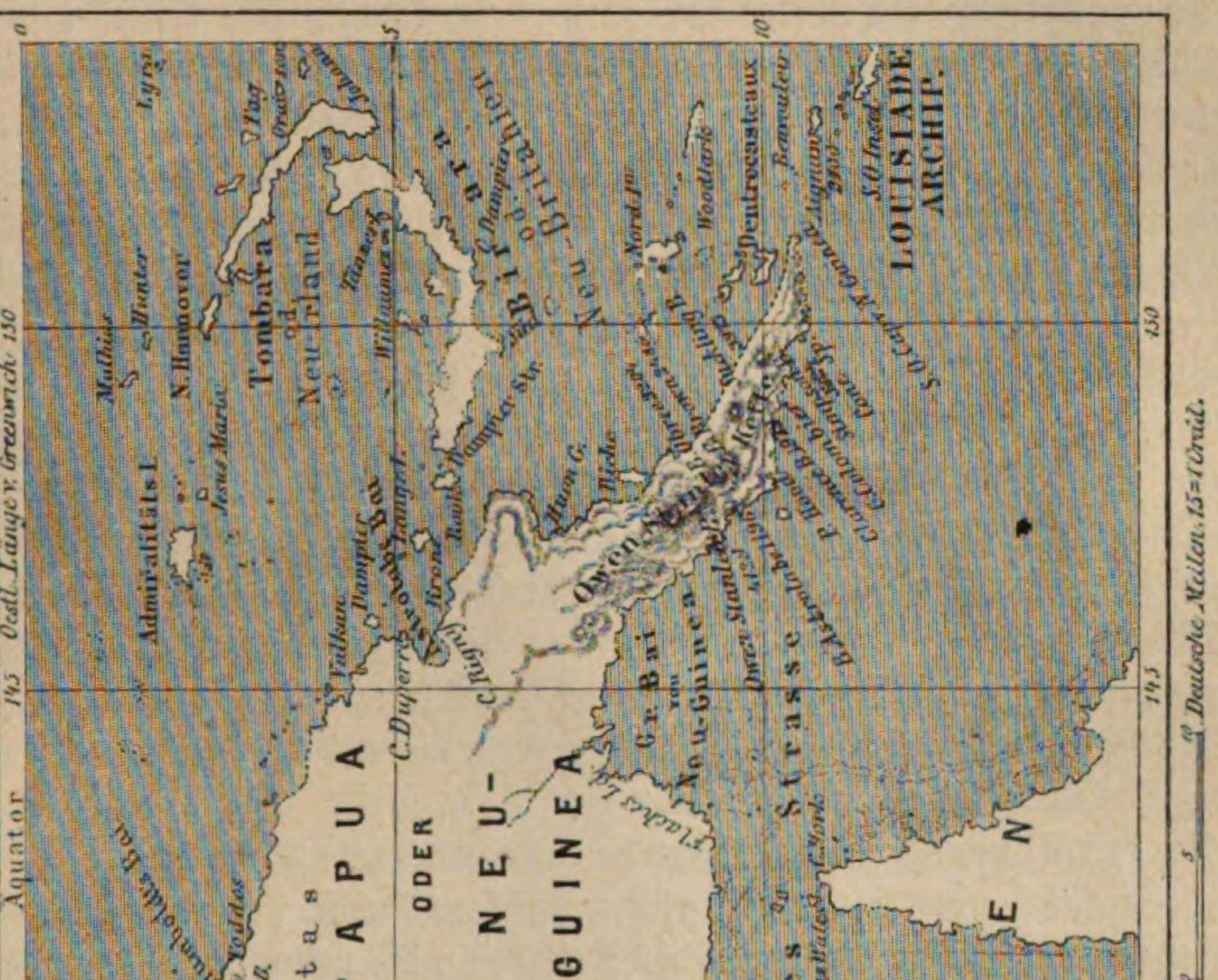
genommen. Von da wenden wir uns nördlich zu dem Archipel von Neu-Britannien und den Admiralitätsinseln, besuchen dann die Archipele der Salomonsinseln, der Königin Charlotte-Inseln und der Neuen Hebriden und beschließen unsere Rundreise mit der Insel Neu-Kaledonien nebst der Gruppe der Loyalitätsinseln.

Diese Eilande, die zusammen einen Flächeninhalt von 15—16,000 Quadratmeilen haben, werden von einem Volksstamme bewohnt, den man mit Rücksicht auf einige Aehnlichkeit mit den Afrikanern „Australneger" oder „Negritos" zu nennen pflegt. Um dieser dunklen Hautfarbe der Bevölkerung willen hat man allen diesen Inseln den Gesammtnamen Melanesien beigelegt.

Neu-Guinea ist eine der am frühesten den Europäern bekannt gewordenen Inseln des Ozeans. Es wurde schon im Jahre 1526 von dem Portugiesen de Meneses entdeckt und erhielt seinen Namen im Jahre 1545 von Ortez de Rez (auch Retzius genannt) wegen der Aehnlichkeit der Bewohner mit denen des gleichnamigen Landes in Afrika. Während des 16. Jahrhunderts hielt man diese Insel für den nördlichsten Theil des australischen Festlandes; aber im Jahre 1606 durchfuhr der Spanier Torres die nach ihm benannte Straße und entdeckte die Südküste der Insel. Sie ist eine der größten Inseln der Erde und gehört überdies zu den reichsten, aber, trotzdem man sie seit drei Jahrhunderten kennt, zu den unbekanntesten Theilen der Welt. Ins Innere des Landes hat noch kein Europäer einzudringen vermocht, und selbst der Küstensaum ist nur an einigen Stellen genau erforscht, ja man kann diese Insel in dem Sinne, in welchem der Europäer seine Stellung zu den von Wilden bewohnten Ländern auffaßt, geradezu als herrenloses Gut bezeichnen; denn die Holländer hatten zwar im Jahre 1828 an der Lobobai auf der Westküste eine Kolonie angelegt, allein sie haben dieses Unternehmen um seiner Kostspieligkeit und gänzlichen Nutzlosigkeit willen bereits im Jahre 1836 wieder aufgegeben. Seitdem beschränkt sich ihr Einfluß auf gelegentliche Besuche von Kriegsschiffen.

Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn schon vor Jahren von Deutschen in Australien an Preußen der Ruf erging, sich dieser kostbaren Insel zu bemächtigen und so auch für Deutschland eine Kolonie zu schaffen. Mit Schwierigkeiten wäre die Besitznahme von Neu-Guinea, bewandten Sachen nach, nicht verbunden gewesen; indessen hat die preußische Regierung jedenfalls klug gehandelt, wenn sie sich durch das Geschrei um eine deutsche Kolonie in Neu-Guinea nicht beirren ließ. Deutet doch Alles darauf hin, daß die Glanzperiode europäischen Kolonialbesitzes vorüber ist. Warum würde sonst England, als ihm die Oberherrschaft über die üppigsten Inselgruppen, wie die Fidschi-Inseln, von den angesehensten Häuptlingen angeboten wurde, dieses Anerbieten abgelehnt haben? Die Seemächte pflegen sich doch, wenn es etwas Nehmenswerthes giebt, eben nicht nöthigen zu lassen, sondern frischweg zuzugreifen, und wenn sich die Besitznahme von Neu-Guinea empfehlen möchte, so wäre sie sicher längst erfolgt. Zwar sagt man, Deutschland könne ja mit einer einzigen bemannten Korvette den deutschen Ansiedlern den erforderlichen Schutz gewähren; aber wenn sich die Ansiedler weiter und weiter ins Innere ausbreiteten und die Eingeborenen mehr und mehr zurückdrängten, dann könnte sich auch

wiederholen, was wir bereits in Neu-Seeland erlebt haben, und die Züchtigung der Eingeborenen dürfte langwierig werden und mit bedeutenden Kosten verbunden sein. Wir haben noch alle Hände voll zu thun mit dem Neubau des deutschen Verfassungsgebäudes und sparen unsere Kräfte am Besten für dieses Werk auf, von dem wir mit voller Sicherheit den reichsten Segen erwarten können.



Karte von Neu-Guinea.

Ist aber Neu-Guinea, wie oben bemerkt, im Ganzen noch ziemlich unbekannt, so sind doch unsere Kenntnisse des Landes gerade in neuerer Zeit so sehr bereichert worden, daß durch vorliegende Schilderung eine frühere Behandlung dieses Landes wesentlich vervollständigt wird und wir eine solche nicht umgehen können. (Man vergl. Dr. S. Friedmann, „Die Ostasiatische Inselwelt". Bd. II.)

Den nordwestlichen Theil der Insel bildet eine kleine Halbinsel, welche die Eingebornen Wonim-di-Bawa nennen, die mit dem Hauptlande durch eine schmale Landzunge verbunden und deren Westküste von steilen, mit dichten Wäldern bedeckten Bergen gebildet, von großen Buchten durchschnitten und eine schöne, sichere, hafenreiche Steilküste ist. Im Nordwesten dieser Halbinsel sind eine Menge bergige, dicht bewaldete Inseln verstreut. Die Ostküste derselben bildet die große Geelvinksbai, die zahlreiche Inseln in sich schließt und deren Küsten von Bergen umsäumt sind. Vom Ostkap dieser Bai zieht sich dann die Küste des Hauptlandes einförmig nach Ostsüdost; sie ist Anfangs flach und mit dichten Sumpfwäldern bedeckt, später erhebt sie sich zu beträchtlichen Bergen, enthält aber wenig Buchten. Vor ihr liegen im Westen nur einige kleine Inseln, im Osten ausgedehntere Gruppen größrer Inseln, die gebirgig, vulkanischen Ursprungs und reich und schön bewaldet sind.

Die Westküste des Landes bildet die von der Lakahiabai nach Südosten gehende, flache und sumpfige, von großen Schlammbänken eingefaßte Küste, welche dieselbe Beschaffenheit hat, wie die große Insel Frederik Hendrik an der Südwestspitze des Landes, von dem sie durch die schmale, aber tiefe und fahrbare Marianastraße getrennt wird. Von hier wendet sich die ebenfalls flache und mit dichten, sumpfigen Wäldern bedeckte Südküste des Landes nach Osten und ist längs der Torresstraße durch Korallenriffe unzugänglich und sonst von großen Schlammbänken umschlossen.

Die südöstliche Halbinsel, von den Eingebornen Wonim-di-Atas genannt, beginnt bei der König Wilhelm's-Insel und zieht sich nach Südosten bis zum Kap Southeast, wogegen sich die Nordküste, die mehrere Buchten und Häfen zu enthalten scheint, bis zu der Gruppe der Entrecasteauxinseln ausdehnt. Der südliche Theil dieses Küstenstrichs ist vom Kap Suckling an mit großen Korallenriffen eingefaßt, hinter denen sichere Ankerplätze liegen. Als Fortsetzung dieser Halbinsel dehnt sich nach Ostsüdosten eine große Inselgruppe aus, welche der Luisiaden-Archipel (Louisiade) benannt worden ist.

Die nordwestliche Halbinsel enthält hohe, steile Gebirge, deren höchster Gipfel der Arfak, an 3000 m. hoch, sich an der Nordspitze des Landes befindet. Im Hauptlande erhebt sich in Südosten von der Geelvinksbai (gelbe Finkenbai) eine von Westen nach Osten ziehende Gebirgskette, deren Gipfel ewigen Schnee zu tragen scheinen und darnach eine Höhe von über 5400 m. haben müßten. Auch östlicher liegen, der Nordküste nahe, hohe Gebirge, z. B. die beiden Kyklopen von 2350 m. Höhe. Dagegen ist der ganze Südtheil des Hauptlandes ein flaches, mit dichten, sumpfigen Urwäldern bedecktes Tiefland, dessen Ebenen von zahlreichen, sogar bedeutenden Flüssen durchströmt werden. Die südöstliche Halbinsel endlich wird in der Mitte von einer Bergkette durchschnitten, deren höchste Berge der Owen Stanley 4129 m., der Suckling 3975 m. hoch sind.

Diese Berge sind wie die Ebenen und Küsten mit unabsehbaren, dicht verwachsenen Wäldern von ungeheuren Bäumen bedeckt; die Vegetation ist ungemein reich und üppig, wie dies bei der großen Hitze und Feuchtigkeit des Klimas und der Fruchtbarkeit des Bodens sich nicht anders erwarten läßt. Doch trotz der Nähe des Aequators ist die Hitze in Neu-Guinea keineswegs so

unerträglich, wie z. B. in Australien, indem der gebirgige Charakter des Landes viel zur Mäßigung beiträgt.

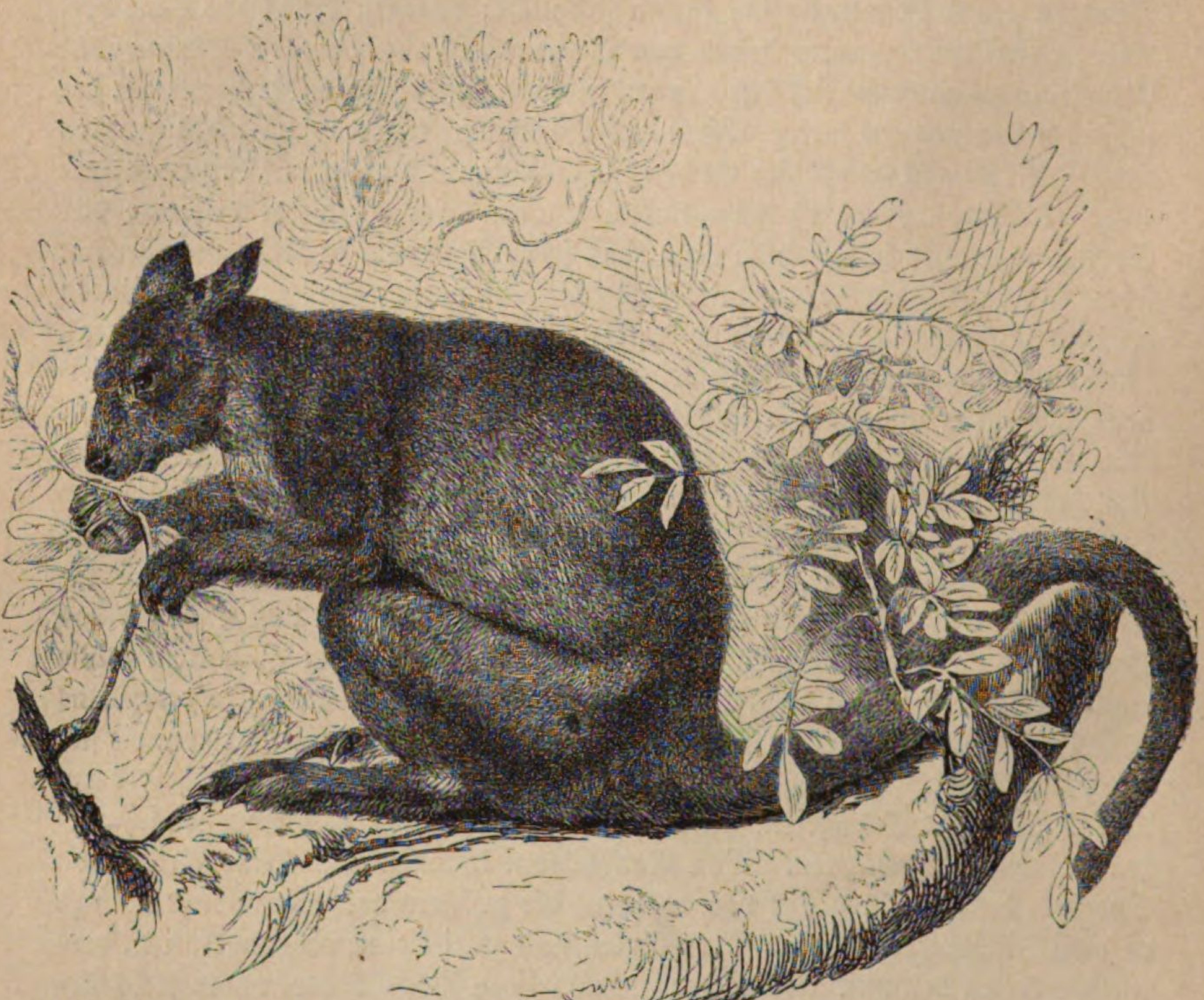
Nach seiner geologischen Beschaffenheit scheint Neu-Guinea zur Juraformation zu gehören. Die Südwestküste besteht meist aus Jurakalk oder Sandstein; auch finden sich große Lager Thon und Sand, in denen Flötze von Thoneisenstein und Braunkohle zu Tage gehen. Die Nordküste besteht ebenfalls aus Kalkstein; doch kommt als Massengestein auch Chloritschiefer, Glimmerschiefer und Serpentin vor. Edle Metalle hat man bis jetzt nicht gefunden.

Die Thierwelt in Neu-Guinea ist verhältnißmäßig nicht arm. Affen, Raubthiere und Insektenfresser finden sich nicht; dagegen besitzt das Land drei Arten Beutelthiere, unter denen das Baumkänguru oder der Kängurubär (Dendrolagus ursinus) sich dadurch auszeichnet, daß er im Widerspruch mit der sonstigen Lebensweise dieser Thiere auf die Bäume klettert. Mit der größten Leichtigkeit klimmt das Thier an den Baumstämmen empor, mit der Sicherheit eines Eichhorns steigt es auf- und abwärts; aber gleichwol erscheint das Springbeutelthier so fremd da oben, daß jeder Beschauer in Erstaunen geräth, wenn das dunkelhaarige, langgliedrige Geschöpf unversehens von dem Boden auf einen Baum hinaufhüpft und dort im schwankenden Gezweig sich bewegt. Zwei rattenähnliche Thierchen, zwei wirkliche Kuskus von Katzengröße, ein kleiner Flugbeutler und zwei erst neuerdings entdeckte Vierfüßler (Myioictes Wallacei und Dactylopsila trivirgata) gehören ebenfalls zu den Beutelthieren. Von größern Säugethieren trifft man nur das Schwein (Sus papuensis) und von Fleischfressern nur den Palmenroller (Paradoxurus Typus) an, der sich jedoch auch von Früchten nährt. Von Fledermäusen ist blos eine Art bekannt. Die meisten dieser Thiere führen ein durchaus nächtliches Leben, indem sie sich den Tag über in hohlen Bäumen und sonstigen Schlupfwinkeln aufhalten. Wie manches Thier mag sich nicht bislang dem Auge des Forschers entzogen haben!

Ungleich zahlreicher an Arten ist die Vogelwelt; sie bietet Formen, die sich durch prachtvollen Federschmuck auszeichnen, namentlich Paradiesvögel, herrliche Tauben und Papageien. Unter letzteren sind besonders die großen schwarzen Kakadus zu erwähnen. Von Raubvögeln kommen nur kleine Arten von Sperber- bis Habichtsgröße vor, während die größern der Lebensweise nach zu unseren Fischadlern gehören. Von Eulen sind zwei kleine, unseren Käuzen verwandte Arten bekannt. Unter den kukuksartigen Vögeln, deren man sechs Arten gefunden hat, ähnelt blos eine unserem Kukuk, wogegen die übrigen meist viel größer und sonderbarer gefärbt sind. Von Schreitfüßlern sind die schönen, blauen, unseren Mandelkrähen ähnlichen Rachenschnäbel weit verbreitet. Von eigentlichen Schwalben besitzt Neu-Guinea nur eine unserer Hausschwalbe ähnliche und die kleinen Salanganen (Collocalia nidifica). Diese letztgenannten niedlichen Vögel bereiten bekanntlich die eßbaren Nester, die namentlich auf den großen Sunda-Inseln einen so gesuchten Ausfuhrartikel nach China bilden.

Unter den kleinen Vögeln zeichnen sich besonders die Honigsauger aus, die, noch kleiner als unser Zaunkönig, mit ihrem krummen, spitzigen Schnabel die Blumenkelche nach Insekten durchsuchen. Sie sind in Neu-Guinea durch dreizehn Arten vertreten, stehen aber an Farbenpracht den amerikanischen Kolibris nach.

Demnächst trifft man verschiedene Arten Pinselzüngler (Ptilotes) an, meist olivenfarbige Vögel von Sperlingsgröße, die oft mit lebhaft gefärbten, verlängerten Ohrfedern geziert sind. Durch ihren langen, krummen Schnabel zeichnen sich die Kragenhopfe (Epimachus) aus, die man früher allgemein für eine Art von Paradiesvögeln hielt. Die sechs bekannten Arten sind unstreitig mit das Schönste, was die Vogelwelt bietet, da sie in den herrlichsten dunklen Metallfarben glänzen und ausgezeichnete verlängerte Schwanz- oder Seitenfedern haben. Doch sind sie noch zu wenig und nur nach den elenden, von den Papu getrockneten Häuten bekannt.



Das Baumkänguru (Dendrolagus ursinus).

Von drosselähnlichen Vögeln kommen zwei Arten, die Eupetas und Pittas, vor. Sie zeichnen sich durch schönes Gefieder aus, das meist auf Bürzel, Flügeln und Bauch in prachtvollen Emailfarben schimmert.

Zahlreich sind die fliegenfängerartigen Vögelchen vertreten, die fast alle dunkle oder metallisch schwarz schimmernde Farben haben.

Auf Neu-Guinea und den benachbarten Eilanden sind die Kronentauben (Gourae) heimisch, eine Taubenart, größer als unsere Hühner, durch eine fächerartige, aufrichtbare Kopfhaube von zerschlissenen Federn ausgezeichnet. Man kennt deren hauptsächlich zwei Arten, die Kronentaube (Goura coronata) und die Fächertaube (Goura Victoriae). „In Neu-Guinea", sagt Wallace,

„gestattet das Fehlen von fleischfressenden Säugethieren, die Seltenheit von Raubvögeln und großen Lurchen eine ungestörte Vermehrung dieses schönen Vogels. Ich habe ihn oft auf Waldpfaden umherlaufen sehen, denn er bringt den größten Theil des Tages auf dem Boden zu, sich hier von herabgefallenen Früchten nährend, und fliegt nur, wenn er aufgescheucht wird, auf einen der



Die Fächertaube (Goura Victoriae).

unteren Zweige des nächsten Baumes, welchen er auch zum Schlafen erwählt. Die Farbe dieser Vögel ist vorherrschend schieferblau, die Unterseite kastanienrothbraun, das Auge zinnoberroth, der Fuß fleischfarbig. Bei der Kronentaube sind die Federn der Kopfhaube einfach zerschlissen, bei der Fächertaube am Ende mit kleinen Fahnen besetzt, welche die Gestalt länglicher Dreiecke zeigen.

Der Kasuar, den man ebenfalls antrifft, hält sich nur in den Urwäldern auf, ist sehr scheu und daher schwer zu fangen. — Wald- und Schwimmvögel, darunter die schönen Silberreiher, hat man in mehreren Arten in Neu-Guinea aufgefunden, an Wasservögeln jedoch nur zwei Arten Seeschwalben, wahrgenommen.

Von Amphibien sind bis jetzt blos 30 Arten in Neu-Guinea bekannt, darunter sechs Arten Schlangen, Seeschildkröten, sowie das gewöhnliche indische Krokodil, das man an den Flußmündungen antrifft. Als merkwürdige Formen von Reptilien müssen die schönen, smaragdglänzenden Scinke (Scincus officinalis), eidechsenartige, harmlose Thierchen, die sich sehr schnell im Sande zu vergraben wissen, erwähnt werden; außerdem kommt eine häßliche Eidechsenart (Centroplites *Müll.*) mit stacheligem Schwanz nur in Neu-Guinea vor, und unter den Fröschen macht sich ein Laubfrosch (Hyla cyanea) durch sein eigenes Quaken, das dem Krächzen einer Krähe ähnelt, bemerkbar.

Der Reichthum der neuguineischen Gewässer an Fischen wird von allen Reisenden mit besonderem Erstaunen hervorgehoben; doch bedarf dieses Gebiet erst noch weiterer wissenschaftlicher Forschung.

Auch die übrigen Thierklassen, Insekten, Spinnen, Muscheln, Würmer u. s. w., kennt man nur ganz oberflächlich. Man hat neben großen, prachtvollen Schmetterlingen auch Heuschrecken und zahlreiche Muskitos angetroffen, welche den Reisenden arg quälen. Die Konchylien sind von solcher Mannichfaltigkeit und Schönheit in Farben und Formen, daß sie mit Recht unsere volle Aufmerksamkeit verdienen; in Entzücken geräth man, wenn man die wundervollen Korallengebilde betrachtet, die in allen möglichen Farben auf dem Meeresgrunde spielen und bald phantastischen Bäumen, bald sonderbar gewundenen Blättern gleichen. Von ganz besonderer Bedeutung sind unter den zahllosen niederen Seethieren die Seewalzen (Holothuria), die unter dem Namen Trepang einen in China sehr gesuchten Leckerbissen bilden. Vermittelt doch der Trepang den Verkehr zwischen den Völkern von China bis an die Südküste Australiens hin, ja, selbst der spanische Gouverneur der Philippinen sendet Schiffe auf den Trepangfang bis nach den Karolinen und Mariannen aus.

Die Pflanzenwelt ist reich, die Vegetation überall üppig, die Gebirge tragen bis zu ihrem höchsten Gipfel einen mächtigen Pflanzenwuchs, und die Niederungen an den Flüssen sind mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, der aus Rhizophoren, Kasuarinen, Karissen u. s. w. besteht. Die Gebirge prangen im Schmuck prächtiger Palmen, die theilweise auch von den Eingeborenen zur Nahrung benutzt werden. Den reizendsten Anblick gewähren einige Arten von Fächerpalmen. Neben diesen mächtigen tropischen Gewächsen giebt es zahllose Pandanen, Sterkulien, Feigenbäume u. dgl. nebst Unmassen von Schling- und Schmarotzerpflanzen, die bis zu den Wipfeln der Bäume hinaufklettern und zur Blütezeit ein entzückendes Schauspiel gewähren.

Viele Gewächse eignen sich vortrefflich zu Handelsartikeln. So kennt man schon jetzt 17 Baumarten, die ausgezeichnetes hartes Holz zu feinen Möbelarbeiten, zum Fournieren, zu Mastbäumen und überhaupt zum Schiffsbau abgeben. Muskatnüsse und Sago werden schon jetzt ausgeführt, desgleichen Bambus und Masoirinde. Letztere stammt von einer Laurinacee und wird schon seit langer Zeit in Ostindien als Heilmittel benutzt. Mit Zuckerrohr, Reis und Baumwolle ließen sich gewiß bedeutende Erfolge erzielen, wenn nur das Land in den rechten Händen wäre.



Eingeborne von Neu-Guinea.

II. Die Eingeborenen von Neu-Guinea.

Papu. Abstammung derselben und Papu an der Marianastraße. Die Utanaten. Bewohner der Distrikte Aiduma, Namatotte. Eingeborene von der Bucht von Kaimani. Die Wuka. Papu von der Insel und dem Distrikte Adie. Die Alfuren. Bewohner von Brunner's Island, der Redscarbai, von Doreh, der Geelvinksbai und der Humboldtsbai.

Neu-Guinea ist die Heimat der Papu, eines schönen, großen, gut gebauten und kräftigen Menschenschlags. Sie tragen zwei typische Merkmale an sich, die in der Rauheit der Haut und im Haarwuchs bestehen sollen, doch liegen in dieser Beziehung noch sehr wenig Beobachtungen vor, da leider viele Reiseberichte gerade über die Beschaffenheit der Haut und Haare nicht den nöthigen Aufschluß geben. Eine matte und stets rauh anzufühlende Haut ist nach George Windsor Earl „Native Races of the Indian Archipelago" ein stetes Kennzeichen für die Papurasse. Eine weitere Eigenthümlichkeit besteht darin, daß das Haar in Büscheln von der Größe einer Erbse zu beträchtlicher Länge, bisweilen von 45 cm. wächst. Auf diesen Schmuck sind die Papu stolz und schneiden ihn selten ab. Damit das Haar nicht über die Augen herabfällt, behandeln sie es in mannichfacher Weise, gewöhnlich so, daß es rechtwinkelig vom Kopfe absteht; bisweilen drehen sie aus jedem Büschel ein Löckchen, dann aber auch krämpeln sie das ganze Haar mit einem vier- bis fünfzinkigen hölzernen Kamme in die Höhe, so daß es wie ein Besen emporsteht und den Kopf ungeheuer groß erscheinen läßt.

Von dieser Eigenthümlichkeit des Haares kommt auch das Wort „Papua", indem im Malaiischen „Pua Pua" so viel als „gekräuselt" bedeutet. Daraus konnte dann leicht Papua, oder kürzer „Papu" gemacht werden. Selbst im Gesicht und auf der Brust wächst das Haar nur in Büscheln.

Die Sage der Papu über ihre Herkunft athmet eine Romantik, die man diesen ungebildeten Stämmen nicht zutrauen sollte und der wir ihrer Eigenthümlichkeit wegen hier wohl einen Platz gönnen dürfen. Es heißt: „In der ältesten Zeit lebte auf Biak, einer der Myforischen Inseln, Mangundi, der auch wol Mansarija oder Manamakrie genannt wird, welches alles Beides „alter Mann" bezeichnet. Dieser siedelte, da er sich zu einsam fühlte, nach Meiokowondi, einer der im Nordosten von der Großen Geelvinksbai gelegenen Verräther-Inseln, über und legte hier einen Garten an, in dem er Palmenbäume pflanzte, aus deren Saft er den jetzt noch überall gebräuchlichen Sagowein bereitete. Der Saft wird gewonnen, indem man ein Loch in die Rinde bohrt und das dann reichlich fließende Naß in einer untergehängten Flasche oder einem ausgehöhlten Bambus auffängt. Auch Mangundi verfuhr auf gleiche Weise, bis ihm nach einiger Zeit einige Nächte hinter einander die Bambusbüchsen regelmäßig entwendet wurden. Da ihn dies verdroß und er von den Dieben keine Spur entdecken konnte, legte sich der Alte auf die Lauer und brachte eine Nacht auf dem Baume zu. Dies hatte den erwünschten Erfolg, denn plötzlich beim Anbruch des Tages erschien Sampari, der Morgenstern, um den gefüllten Behälter wegzunehmen; kaum hatte er aber die Hand ausgestreckt, als er sich mit eiserner Faust von dem Alten erfaßt fühlte und sich, trotz aller Anstrengung, nicht befreien konnte. Sampari begann daher zu unterhandeln, und obwol viele seiner Vorschläge nicht die gewünschte Wirkung hatten, gefiel doch der, einen Marisbon zu erhalten, dem Alten ausnehmend. Dieser Talisman sollte unter anderem die Zauberkraft besitzen, eine Jungfrau, deren Busen damit berührt würde, sofort zur Mutter zu machen. Kaum hatte daher Mangundi den Marisbon in den Händen, als er sogleich Experimente mit demselben vorzunehmen beschloß. Er bestieg deshalb wieder seinen Palmbaum und warf einem der unten arglos vorbeiwandelnden Mädchen, dem schönsten von ganz Meiokowondi, seinen Zauberstab auf den Busen. Infolge dieser Berührung wurde denn das unschuldige Kind, das sich keines Fehltrittes bewußt war, zu seiner größten Bestürzung alsbald Mutter und schenkte einem Sohne, Konori, das Leben. Dieser bewies seine wunderbare Abkunft, indem er Mangundi seiner Mutter als Vater nannte, worauf sich dieser mit derselben ehelich verband. Da man den Neuvermählten aber allerlei Unannehmlichkeiten bereitete, so beschlossen sie auszuwandern; der Alte machte deshalb in den Sand die Zeichnung einer Prauwe (Boot), die er mit seinem Zauberstabe alsbald in eine wirkliche verwandelte. Mit dieser segelten sie nach Masoz, und hier verrichtete Mangundi ein anderes Wunder, indem er aus vier in die Erde gesteckten Hölzchen vier Häuser erschuf, aus denen später vier Kampongs entstanden. Nachdem Mangundi noch lange Jahre der glückliche Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden war, ging er nach Mesra (einer Insel etwas nördlich von Masor), um sich hier lebend zu verbrennen."

Die Papu sind von sehr dunkelbrauner Hautfarbe, die aber nicht die Glätte und den Glanz der Negerfarbe hat. Ihre Gesichtsbildung ist ziemlich gut, obwol die Nase an den Flügeln sehr breit und die Lippen aufgeworfen sind; doch ist die Nase nicht platt gedrückt wie beim Neger, sondern fast bogig und so weit heruntergewachsen, daß, von vorn gesehen, die Spitze fast die Oberlippe erreicht. So stellt sich der Papu im Allgemeinen dar; aber zwischen den einzelnen Stämmen giebt es viele Unterschiede. Man kann sie in große und kleine Stämme eintheilen. Die erstern sind mehr kräftig als symmetrisch gebaut, mit hoher, breiter Brust, aber mit Beinen, die im Verhältniß zum Oberkörper weniger stark sind.

Den Charakter der Papu bezeichnen einige Reisende als gutmüthig und gastfreundschaftlich, andere als wild und heimtückisch, ja, manche stempeln sie zu Hauptmenschenfressern. Allein über die letztere Unsitte fehlt es an jeder glaubwürdigen Nachricht, und man thut jedenfalls den Papu Unrecht, wenn man ihnen allzu viel üble Eigenschaften andichtet. Daß sie freilich gegen Fremde etwas mißtrauisch sind, das hat seinen guten Grund, weil sie von den Schiffen, die ihre Küste besuchten, nur zu viel zu dulden gehabt haben. Bisweilen mögen auch Mißverständnisse Auftritte herbeiführen, die auf die Papu ein schiefes Licht werfen. So stieß einst ein holländischer Marineoffizier mit einem bemannten Boote von seinem Schiffe ab, um an der Küste der Durgastraße, jetzt Prinzeß Marianastraße genannt, zu landen. Die Küstenbewohner zogen sich Anfangs scheu zurück, wurden aber bald zutraulich, und es entspann sich ein lebhafter Verkehr zwischen ihnen und der Bootsmannschaft. Plötzlich legte ein Papu mit seinem Bogen auf einen von der Mannschaft an, der vorn im Boote saß, und schoß ihm den Pfeil in den linken Schenkel, so daß er kopfüber niederstürzte. Nun gab auch die Mannschaft Feuer und jagte die Papu in die Flucht. Und doch lag blos ein Mißverständniß vor. Die Papu sahen vom Ufer, wie das Boot langsam dem Schiffe zutrieb, während noch einige ihrer Genossen an Bord waren. Wahrscheinlich dachten sie, dieselben sollten als Geiseln fortgeführt werden, wie das die Sklavenschiffe so oft an der Küste gethan hatten. Dem wollten sie vorbeugen, indem sie rasch einen Angriff machten.

Die Papu, die an der Küste der Marianastraße wohnen, sind nur von mittlerer Größe und von leichtem Körperbau, aber von höchst unangenehmem Aeußern. Dazu tragen namentlich die aufgeworfenen Lippen und die Nase mit den weitgeöffneten Nasenlöchern bei, während das blitzende schwarze Auge eine thierische Gier verräth. Was sie sonst zur Hebung ihrer Körperschönheit thun, macht sie nur um so häßlicher. Ihre Haut ist entschieden schwarz; dafür streichen sie den Körper und ganz besonders das Gesicht roth an, letzteres namentlich so scharlachroth, wie es nur immer mit Ocker möglich ist.

Ihr tiefschwarzes Haar tragen sie verschiedentlich. Die meisten flechten es in eine Menge Zöpfe, die auf die Schultern hinabfallen; Andere machen nur zwei Zöpfe; manche sieht man auch mit einem sonderbaren Kopfputz von Binsen, deren Enden fest mit dem Haar zusammengeflochten werden. Dazu sind diese Leute sehr schmuzig und Hautkrankheiten, die aus eiternden Geschwüren bestehen, ausgesetzt, wodurch ihr Aussehen nur noch ein widerlicheres wird.

Die Weiber sind noch weit häßlicher als die Männer und überdies kleiner und schmächtiger gebaut.

An Bekleidung ist bei den Männern nicht zu denken, dagegen tragen sie mancherlei Schmuck. Gewöhnlich haben sie einen Gürtel, der, aus Blättern oder Binsen geflochten, etwa 12 cm. breit und so lang ist, daß, wenn er hinten zugebunden wird, die Enden ungefähr 30 cm. lang herabhängen. Manche verzieren den Gürtel mit einer großen Muschel, die genau in der Mitte angebracht ist. Ohrringe aus geflochtenem Rotang sowie Arm- und Halsbänder aus demselben Stoff werden männiglich getragen. Einige hatten ein ganz eigenthümliches Armband, das 5—8 cm. breit war. Es war aus Rotang geflochten und so fest an den Arm gelegt, daß der Eingeborene, wenn er es behufs Verkaufs ablegen wollte, den Arm mit Koth beschmieren und es von einem Andern herunterziehen lassen mußte. Die Weiber tragen nichts weiter, als einen kleinen dreieckigen Lendenschurz.

Die hauptsächlichsten Waffen der Bewohner der Marianastraße sind Bogen, Pfeile und Lanzen. Die Spitzen der letztern bestehen bisweilen aus den langen, scharfen Krallen des Baumkänguru, sonst aus gehärtetem Palmenholz oder aus Kasuarknochen und sind mit Widerhaken versehen.

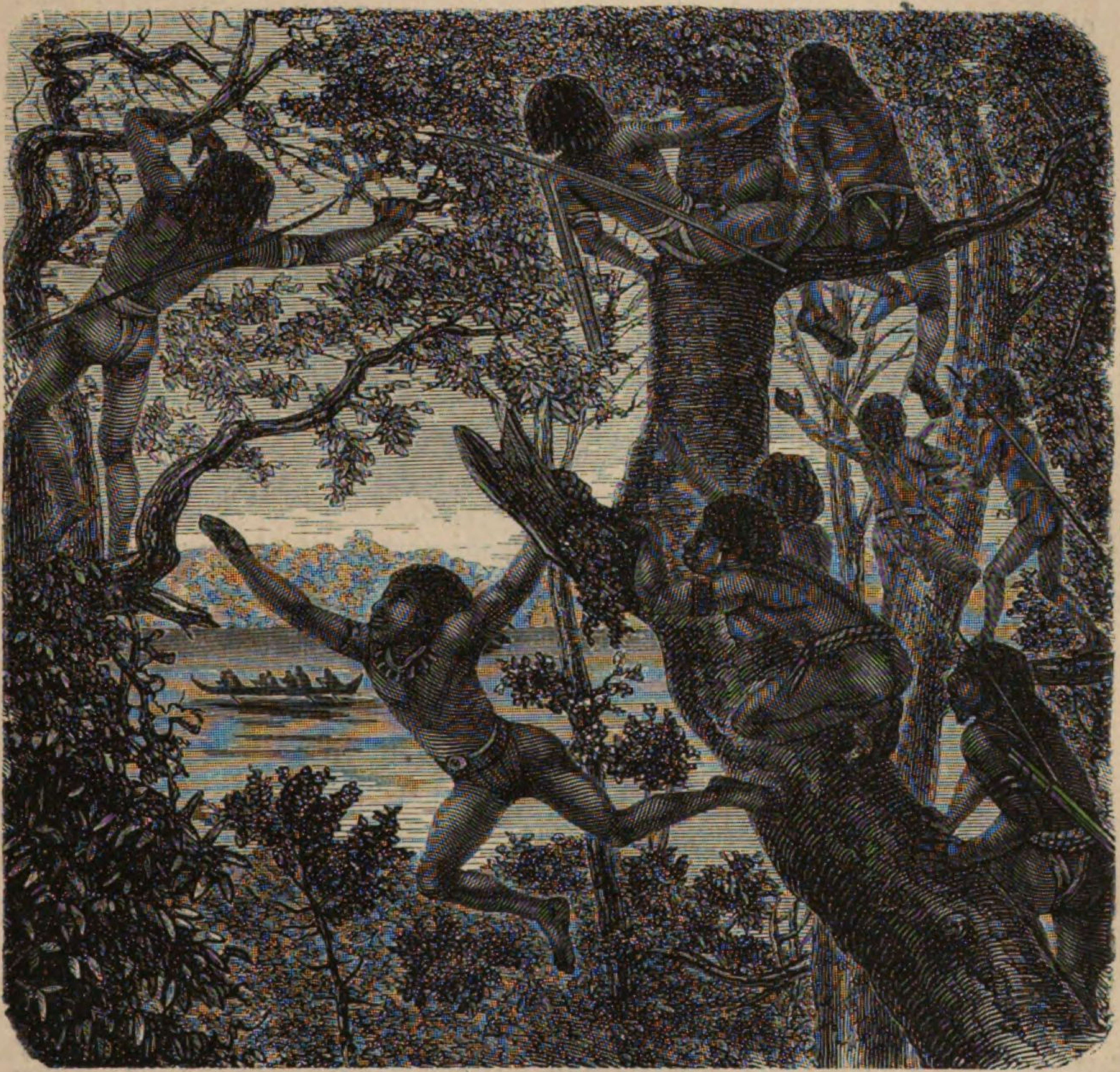
Geradezu erstaunlich ist die Behendigkeit dieser Papu. Längs des Strandes ziehen sich breite Gürtel von Mangroven hin, die sich meilenlang mit kaum einer Unterbrechung ausdehnen. Den Boden bildet ein dicker, tiefer, weicher Schlamm, aus welchem sich solche Massen von Mangrovenwurzeln erheben, daß selbst zur Zeit der Ebbe sich Niemand ohne fortwährende Anwendung eines Beiles hindurcharbeiten könnte, während zur Flutzeit jeder Durchgang geradezu unmöglich ist. Da die Eingeborenen, die nach ihrer Lebensweise Wasserratten sind, den Baumgürtel täglich mehrmals durchschreiten müssen, um von den Kanoes zu ihren Hütten, oder von diesen an den Strand zu gelangen, so ziehen sie es vor, durch die oberen Aeste zu gehen, und zwischen diesen laufen und springen sie infolge fortwährender Uebung von Kindesbeinen an so geschickt wie Affen. Auch der Europäer kann sich diese Marschweise aneignen, wenn er sich auch nie mit der Gewandtheit der Eingebornen von Ast zu Ast bewegen wird. Bisweilen wachsen die Mangroven so dicht an einander, daß es leicht ist, sie zu durchwandeln; sah man doch einst eine Reihe Marinesoldaten mit geschultertem Gewehr in dieser Weise über einen Mangrovensumpf ziehen.

Infolge ihrer Vertrautheit mit den Bäumen sehen die Eingeborenen dieselben geradezu als Zufluchtstätten an. Sobald Kundschafter in ein Dorf gelangen, machen sich die Eingebornen aus dem Staube und klettern auf die Bäume, die das Dorf umgeben.

Diese Küstenbewohner wissen ihre Prauwen vortrefflich zu handhaben und rudern mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Kraft. Sie pflegen beim Rudern zu stehen und geben als Grund dieser Sitte an, daß sie dabei besser, als beim Sitzen, die Schildkröten sehen und beobachten können, wenn sie untertauchen, nachdem sie verwundet worden. Unter Prahu oder Prauwe, einem aus dem Malayischen stammenden Worte, versteht man die Segelboote oder kleinere Kähne der Eingeborenen.

Der Ertrag ihrer Jagden mag nicht besonders bedeutend sein, woran vielleicht ihre ungenügenden Waffen Schuld tragen; wenigstens hat man bei ihnen weder Vogelfedern noch Zähne von Säugethieren als Schmuck vorgefunden, und in ihren geflochtenen Tragkörben sah man blos Krabben und andere Schalthiere. Diese, sowie Kokosnüsse, mögen daher ihre ganze Nahrung ausmachen.

Große Baumeister sind diese Papu nicht. Ihre Hütten bestehen in der Regel nur aus vier eingerammten Aesten, über die ein Dach aus Baumrinde gelegt ist, und sind so niedrig, daß ein Mensch nur gebückt darunter sitzen kann.



Papu an der Marianastraße auf dem Heimwege.

Es sind dies die rohesten und wildesten Stämme von Neu-Guinea und leben ohne ein Oberhaupt lediglich von Jagd und Fischfang; ob man sie aber als Menschenfresser bezeichnen kann, wie manche Reisende thun, dürfte zu bezweifeln sein. Uebrigens sind sie dem Tabakrauchen leidenschaftlich ergeben.

Bekanntlich war der Holländer Kolff der Erste, welcher, auf Befehl der Regierung in den Jahren 1825 und 1826 nach den entferntesten Punkten des Indischen Archipels ausgesandt, die Marianastraße entdeckte. Kolff fand auf der Fahrt durch die Straße keine Spur von Menschen; erst beim sechsten Grade

bemerkte er plötzlich Rauch, der am Ufer aufstieg. Bald zeigten sich auch Menschen, die sich jedoch in ihrem schlechten Boote dem Schiffe nicht zu nahen wagten. Als man aber die für sie bestimmten Geschenke am Ufer niederlegte und sich wieder entfernte, nahmen sie dieselben freudig an. Ihre Zahl hatte sich inzwischen vermehrt, sie wurden dreister und näherten sich der Schaluppe. Die Dolmetscher, die leider ihre Sprache gar nicht verstanden, gingen ihnen in einem kleinen Fahrzeuge entgegen; doch bald zeigte sich sehr deutlich die Absicht der Papu, das Fahrzeug zu umzingeln, indem sie ein wildes Geschrei erhoben und ihre Waffen in einer Weise schwangen, die nicht besonders freundschaftlich aussah. Ein blinder Schuß hatte jedoch sofort die Wirkung, daß sie Alle vor Schreck in ihre Boote niederfielen und, als sie sich wieder etwas erholt hatten, die Flucht ergriffen. Es waren Menschen ganz der oben beschriebenen Art, nur daß sie gleich bissigen Hunden die Zähne fletschten.

Kolff fand zahlreiche Hütten am Strande; es war aber unmöglich, mit den Bewohnern in Berührung zu kommen, denn sie flüchteten jedesmal alsbald in die Wälder und auf die Bäume. Noch am meisten verkehren die Händler von Ceram-Laut an diesen Küsten, sie heirathen sogar bisweilen Papuweiber; etwas Vertrauliches hat jedoch dieser Verkehr nicht. Die Strandbewohner verkaufen die im Kriege gefangenen Bergvölker an die Ceramesen; namentlich sind junge Mädchen eine gesuchte Waare und stehen in hohem Preise. Auch soll es gar nicht ungewöhnlich sein, daß Eltern selbst ihre Kinder gegen einiges Spielzeug oder gegen ein Stück Kattun hingeben.

Wendet man sich von der Marianastraße nordwärts, so kommt man an den Utanatafluß, der einer der beträchtlichsten der Südwestküste von Neu-Guinea ist; doch ist er für größere Schiffe unfahrbar, weil eine große Sandbarre das Einlaufen hindert. Hinter derselben findet sich wieder gutes Fahrwasser. Das Land um den Utanata ist flach; in der Ferne hebt sich am Horizonte ein schönes Gebirge ab, das jedoch bei Tage in der Regel in Dunst gehüllt und nur früh und Abends sichtbar ist; auf dem Gipfel desselben wollen einige Reisende sogar Schnee bemerkt haben. Die Küstenstrecke an der Mariana-Straße bis zum Kap Buru, also vom 139° bis zum 135°, heißt das Reich Kapia.

An der Mündung des Utanata wohnt ein Stamm, der sich von dem eben beschriebenen sehr unterscheidet. Es ist ein schönerer, größerer Menschenschlag, als der an der Marianastraße; auch scheinen die Utanaten seit der Zeit, da Cook sie besuchte, viele ihrer Sitten unverändert beibehalten zu haben. Ihre Farbe ist ein tiefes Dunkelbraun mit einem bläulichen Anflug, wahrscheinlich weil sie sich mit einer aromatischen Substanz einreiben, die einen angenehmen Geruch verbreitet. Earl glaubt, daß dieser wohlriechende Stoff die Rinde eines Baumes ist, den man Rosamala nennt. Der bläuliche Anflug findet sich nie bei Papusklaven, und dieser Umstand spricht für jene Vermuthung.

Ihr Mund ist breit, die Lippen sind wulstig, die Augen klein; ihr Gesicht drückt im Allgemeinen Falschheit und List aus. Die vorherrschende Sitte, die Zähne spitz zu feilen, trägt zu ihrer Verschönerung eben so wenig bei, als die Gewohnheit, das Nasenbein zu durchbohren und ein Stück weißen Knochens, den Hauer eines Ebers oder sonstigen Schmuck darin zu tragen.

Das dicke, wollige, schwarze Haar wird in sechs bis neun Streifen geflochten, die von der Stirn aus parallel mit einander nach dem Nacken laufen.

Die Männer sind fast ohne alle Bekleidung, viele gehen ganz nackt, keiner trägt mehr, als ein kleines Stück Baumrinde oder den Streifen eines Stoffes, der aus Kokosnuß- oder Bambusfasern geflochten ist. Die Kleidung der Weiber beschränkt sich in der Regel auf einen kleinen Schurz aus Kokosnußfasern.

Die Utanaten sind ungemein erpicht auf Schmucksachen und besitzen alle die Vorliebe der Wilden für das Tätowiren oder vielmehr Skarifiziren des Körpers, indem sie Einschnitte machen, die oft zu fingerdick über die Haut hervorragenden Wulsten werden. Diese Wirkung wird dadurch hervorgebracht, daß man mit glimmenden Kohlen die Einschnitte ausbrennt.

Armspangen, Knöchelbänder und sonstiger Schmuck der Wilden sind gewöhnlich, und ein Mann, der sonst nicht einen Fetzen Kleidungsstoff an sich hat, wird sich viel wissen mit seinem Halsband von Schweinszähnen, mit seinen Armspangen, die aus Rotang geflochten sind, oder mit seiner spitzen Mütze, die man aus Kokosnußfasern verfertigt und mit Kakadu- und Kasuarfedern reichlich aufputzt. — Armbänder und Ringe von Muscheln sind bei den Frauen selten, auch verwenden sie weniger Sorgfalt auf ihr Haar; ja, Einige, die es in natürlicher Länge wachsen ließen, beschmierten es noch mit Schlamm, Sand u. dgl., wodurch die ohnehin häßlichen Geschöpfe noch widerlicher wurden.

Manche Männer tragen auch an einem Bande eine Art Sack auf der Brust, der zum Aufbewahren von Eßwaaren, als Beeren und andere Früchte, dient, wogegen sich die Weiber mit größeren Säcken belasten, die meistentheils Krabben, Muscheln, Fische oder halbreife Bananen enthalten. Diese Lebensmittel, sowie Schildkröten und deren Eier, Vögel und Beutelthiere mögen die hauptsächlichste Nahrung der Utanaten ausmachen; denn Anpflanzungen hat man hier nicht bemerkt, obwol die Zubereitung des Sago bekannt ist.

Als einziges Hausthier halten sie außer einigen schlechten Hunden auch eine geringe Anzahl Schweine, die sie offenbar durch Tausch erlangt haben, da die Schweine der chinesischen Rasse angehören. Die Utanaten halten solche in hohen Ehren, indem sie mit denselben zusammenwohnen und sie aus der Hand fressen lassen. Es wird ihnen schwer, sich von einem dieser Lieblinge zu trennen.

Bei diesen Leuten ist es Sitte, ihre neugeborenen Kinder in heißen Sand zu legen. Das lassen sich die Kinder ganz ruhig gefallen, ohne zu schreien. Als einst einige Mitglieder der Tritonexpedition am Strande spazieren gingen, fanden sie ein kleines, kaum einen Monat altes Kind ganz ruhig im heißen Sande liegen. Während sie das arme Kind mitleidig betrachteten, erschien plötzlich in großer Bestürzung eine Frau, wahrscheinlich die Mutter des Säuglings, nahm ihn ängstlich weg, legte ihn nieder und bedeckte ihn unbarmherzig mit Sand, ohne auch nur die Augen und die Ohren frei zu lassen; darüber legte sie zuletzt noch Blätter. Das Kindchen ließ sich das Alles ruhig gefallen, ohne zu mucksen. Geht die Mutter auf die Arbeit, so nimmt sie das Kind in einer Art Schlinge mit, die aus Blättern oder Baumrinde gefertigt ist. Die Kinder dieser Papu wachsen selbstverständlich ohne jede Erziehung auf und werden höchstens vom Vater im Gebrauch der Waffen geübt.

Vielweiberei ist bei den Utanaten gebräuchlich; es nimmt Einer eben so viel Weiber, als er ernähren kann. Besondere Feierlichkeiten kommen dabei nicht vor, wie denn auch die Utanaten keine religiösen Begriffe haben. Doch legen sie bei Versprechungen eine Art von Eid ab, indem sie sich die Haut ritzen, so daß Blut herausfließt, und dieses Blut dann mit Seewasser vermischt trinken.

Die Utanaten sind, wie die Neger in Afrika, Freunde lärmender Musik. Zu diesem Behufe bedienen sie sich der Tifa, eines trommelartigen Instrumentes. Es fehlt ihnen aber auch nicht an Gesängen, welche stets Einer mit näselnder Stimme vorträgt, während die Andern von Zeit zu Zeit mit einem Gebrumm einfallen; den Schluß bildet ein gellender Schrei, der refrainartig von Allen zugleich wiederholt wird.

Im Hausbau sind sie ihren Landsleuten an der Marianastraße überlegen; wenigstens traf man ein Haus an, das mindestens 34 m. lang, aber nur 2 m. breit und gar nur 1,6 m. hoch war, so daß ein Mann nicht aufrecht darin stehen konnte. In das Haus führten 19 Thüren, jede zu einer besondern Abtheilung im Innern, die für eine einzelne Familie bestimmt zu sein schien. Neben den Thüren befand sich je eine Feuerstätte. Der Fußboden war mit Sand bedeckt, und die Bewohner saßen auf Matten. Ueber das Dach war ein Fischernetz gebreitet, um in der Sonne zu trocknen, während eine Anzahl Waffen unter dem Dache hingen.

In diesen räucherigen Löchern, in denen es der Europäer nicht aushalten könnte, liegt Alt und Jung, Mann und Weib bunt durch einander. Mit der Zubereitung des Essens machen sie keine großen Umstände; Fische oder Krabben werden nur ein wenig in die glühende Asche geworfen, selbst größere Thiere mit sammt den Eingeweiden nur etwas über dem Feuer geröstet. Aber Alles wird mit großem Appetit verzehrt. Töpfe und sonstiges Hausgeräth kennen sie nicht. Beim Schlafen legen sie den Kopf auf einige Blätter. Rauchen ist der liebste Zeitvertreib der Männer.

An Waffen besitzen die Utanaten Bogen und Pfeile, Speere und Keulen, die aus Bambusrohr oder aus Palmen- oder Kasuarinenholz gemacht werden. Die Keulen sind 90—125 cm. lang; ihr Stiel ist rund und das breitere Ende entweder mehreckig oder glatt, oft auch mit rohen menschlichen Bildern verziert oder mit spitzigen Steinen besetzt. So zierlich wie die Streitkolben der Neu-Seeländer sind sie indessen keineswegs gearbeitet. Die Bogen sind 157 cm. lang und mit einer Sehne von Bambus oder von Rotang versehen. Die Pfeile sind etwa 126 cm. lang und aus Rohr oder Schilf gemacht; oben ist ein Stück hartes Holz befestigt. Gewöhnlich wird das Holz in eine scharfe Spitze geschabt und im Feuer gehärtet. Die besseren Pfeile versieht man mit Widerhaken und mit einer Knochenspitze. Man verwendet dazu gewöhnlich die Zähne des Sägefisches, bisweilen jedoch auch die Krallen des Känguru. Vergiftet sind dieselben niemals.

Indessen sind diese Pfeile trotz ihrer außergewöhnlichen Größe nicht sehr gefährlich; sie sind viel zu leicht, weichen dem leisesten Luftstrome und fliegen so langsam, daß man sie bequem mit den Augen verfolgen kann, indem sie sacht zischend vorbeisausen. Da machten freilich die Kanonen eines Schiffes, das an

die Küste kam, auf die Utanaten einen ganz andern Eindruck, als ihre naturwüchsigen Waffen auf die Europäer; sie schienen sich vor diesen Feuerschlünden gewaltig zu fürchten, da ihnen die Wirkung des Pulvers nur zu gut bekannt ist. Denn diese armen, nackten Wilden werden oft von den ceramesischen Händlern verfolgt und mit Gewehrfeuer bedient; sie suchen sich dann durch Untertauchen vor den Kugeln zu retten.

Außer diesen Waffen führen die Utanaten eine Art Beil, das aus einem scharfen Kieselsteine gemacht und mit Stricken am Stiele befestigt wird. Es scheint aber weniger als Waffe, denn als Werkzeug benutzt zu werden. Mit diesem einfachen Beile fällen die Utanaten Bäume, gestalten sie zu Kanoes und verrichten damit alle sonstige Zimmerarbeit.



Die sogenannten Feuerwaffen der Utanaten.

Ein ganz eigenthümliches Ausrüstungsstück dieser Papu ist ein Instrument, das die frühern Reisenden nicht wenig in Erstaunen versetzte und sie zu der Meinung verleitete, daß die Eingeborenen mit Feuerwaffen bekannt seien. Cook, der im Jahre 1770 Neu-Guinea besuchte, schreibt, daß, sobald er das Ufer erreichte und das Boot verlassen hatte, drei Eingeborene aus dem Walde herausstürzten, von denen der Eine „aus seiner Hand ein Ding schleuderte, das ihm zur Seite dahinflog und gerade wie Pulver brannte, ohne einen Knall zu thun". Die beiden Anderen entsandten ihre Speere nach den Ankömmlingen, die zur Vertheidigung von ihren Feuerwaffen Gebrauch machen mußten. Um es zu keinem Zusammentreffen kommen zu lassen, zog sich Cook auf das Boot zurück und erreichte es gerade, als die Eingebornen in beträchtlicher Stärke erschienen. Während dieser Zeit stießen sie ein herausforderndes Geschrei aus und feuerten zusammen vier bis fünf Mal. Ueber die Beschaffenheit dieser Feuerwaffen und

über die Art und Weise ihres Abfeuerns konnte man damals nichts ermitteln. Der Feuernde hatte in der Hand eine Art Stock, wahrscheinlich ein hohles Rohr, das er seitwärts von sich schwang, worauf man alsbald Feuer und Rauch sah, genau wie bei einer Muskete. Die Täuschung war auf dem Schiffe so groß, daß man glaubte, die Leute hätten Feuerwaffen, und wäre Cook mit seinem Boote nicht so nahe gewesen, daß er den Knall hätte hören müssen, er hätte gedacht, die Wilden feuerten volle Lagen. Offenbar aber war man so gewohnt, Feuer mit Rauch in Verbindung zu bringen, daß man glaubte, man habe aus der Waffe eben so gut Feuer wie Rauch hervorbrechen sehen.

Diese vermeintlichen Waffen sind aber sehr unschuldige Dinger. Allerdings bestehen sie aus Bambusrohr, aber sie dienen den Eingeborenen nur dazu, um Staub und Asche in die Höhe zu blasen und auf diese Weise Signale zu geben. Wird die Asche seitwärts geblasen, so bezeichnet das die friedliche Absicht eines Ankömmlings; fliegt sie aber senkrecht empor, so gilt dies als eine Herausforderung oder Warnung.

Mit ihren Fahrzeugen wissen die Utanaten sehr geschickt umzugehen. Ihre Kanoes sind oft beträchtlich groß, 15—20 m. lang, und obwol sie im Verhältniß zu ihrer Länge sehr schmal sind, so fassen sie doch viele Menschen. Sie sind hübsch geschnitzt und bemalt. Beide Enden sind platt und breit. Die Ruderer stehen auf, wenn sie die Ruder anwenden, die oft sehr lang sind, lange Handhaben und ovale, leicht gehöhlte Schaufeln haben. Die geringe Breite der Kanoes bekräftigt die Annahme verschiedener Reisenden, daß die Utanaten in der That ein Binnenlandstamm sind, der auf Flottillen den Strom hinabfährt und heimkehrt, wenn er seinen Zweck erreicht hat.

Sie scheinen weniger argwöhnisch zu sein, als ihre Landsleute an der Marianastraße, und tragen kein Bedenken, sich den Europäern zu nahen und ihre Erzeugnisse für Zeugstoff, Messer und Glasflaschen umzutauschen. Namentlich die Flaschen sind bei ihnen sehr gesucht, indem sie dieselben zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten und, wenn sie unglücklicher Weise zerbrechen, die Scherben zu Messern, Waffenspitzen u. dgl. verwenden.

Diese Papu kamen auch unbedenklich an Bord europäischer Schiffe; selbst der Häuptling fand sich häufig ein. Bei seinem ersten Besuch kam er als schlichter Eingeborener und gab seinen Rang nicht zu erkennen; dann aber zeigte er sich in seiner wahren Gestalt. Er nannte sich Abrauso (Abraham) und war unter diesem Namen weit und breit bekannt. Er trug kein Bedenken, unter Deck zu gehen und die Kajüte des Kapitäns zu betreten, obwol seine Unterthanen über seine Abwesenheit etwas in Sorge waren und seinen Namen so beharrlich ausriefen, daß er bisweilen seinen Kopf zum Kajütenfenster hinausstecken mußte. Abrauso hatte so viel Gewalt über sich, daß er nirgends Staunen verrieth, weder über das Picken der Uhren, noch über andere Wunderdinge, und dem Losfeuern von Feuerwaffen sah er mit unerschütterlicher Gemüthsruhe zu. Einiges Interesse zeigte er, als mit Flinten nach einigen Flaschen, die an den Segelstangen aufgehängt waren, geschossen wurde: ob ihn aber die Sicherheit im Zielen, oder die nutzlose Zerstörung werthvoller Flaschen beschäftigte, war zweifelhaft.

Die Leute waren im Ganzen bemerkenswerth ehrlich und zeigten durchaus keine diebischen Neigungen; sie brachten selbst Gegenstände an Bord, die man zufällig am Ufer vergessen hatte.

Im Ganzen treiben aber die Utanaten wenig Tauschhandel. Von Ceram kommen jährlich einige Fahrzeuge, um Masoirinde zu holen; diese muß dann aber von den Eingeborenen erst im Gebirge gesucht werden. Von Perlen, Schildpatt, Trepang, Paradiesvögeln, den gewöhnlichsten Ausfuhrartikeln Neu-Guinea's, scheinen sie den Werth nicht zu kennen. Doch liefert die Natur auch noch andere nutzbare Erzeugnisse, z. B. eine Frucht, die, in Asche gebraten, ganz unserer Kartoffel im Geschmack gleicht. Von den Ceramesen handeln die Utanaten ihren Bedarf an eisernen Geräthschaften und Tabak ein, aus dem sie geschickt Cigarren zu machen wissen. Auf baumwollene Tücher haben sie es ganz besonders abgesehen, und sie geben dafür bereitwillig Alles, was sie an Waffen besitzen, hin. Anfangs hielten sie auch unbeschriebenes Papier für Kattun und waren nicht wenig erstaunt, als dasselbe im Wasser zerfloß und ihre schönen neuen Schürzen, die sie schleunigst daraus angefertigt hatten, eben so schnell zerrissen.

Den Utanaten ähneln die Bewohner des Distriktes Aiduma. Derselbe erstreckt sich nordwestlich vom Utanatafluß vom Kap Buru bis zur Hälfte der Tritonsbai und steht unter dem Radschah von Aiduma. Die hier wohnenden Papu indessen schneiden das Kopfhaar ziemlich kurz ab, tätowiren sich auch nicht und sind eben deshalb weniger widerlich. Auf der Stirn zwischen den Augenbrauen brennen sie einen kleinen Fleck ein, das Nasenbein durchbohren sie ebenfalls und schmücken es mit einer Feder. Sie tragen gern silberne oder kupferne Ohrringe und ein zierlich geflochtenes Rotangband um den Oberarm. Abgesehen von kleinen Schürzen oder dürftiger Schambedeckung, gehen sie völlig nackt und haben dieselben Waffen wie die Utanaten.

Zu ihren Festlichkeiten benutzen sie große Seemuscheln, auf denen sie auch blasen, um einander leichter aufzufinden, desgleichen die Tifas. Letztere bestehen aus einem ausgehöhlten Stück Holz, das oben und unten mit Schnitzwerk verziert und mit der Haut einer großen Eidechse überzogen ist, auf die man dann, wie bei der Trommel, mit zwei Stöcken schlägt.

Ihre Hütten sind wie die am Utanata, nur daß sie keine inneren Abtheilungen haben. Daneben befinden sich Gerüste aus Bambus mit einem Dach von Palmenblättern, auf denen sie die Gebeine ihrer Todten aufbewahren. Die Leichen beerdigen sie zunächst auf einem umzäumten Platze und graben dann die Gerippe wieder aus.

Außer Sago dienen den Eingeborenen hauptsächlich Fische, größere Vögel und Säugethiere zur Nahrung. Letztere, namentlich die wilden Schweine, suchen sie mit Hülfe kleiner, sehr scheuer Hunde zu jagen.

Auffälliger Weise findet man in ihren Hütten eine Art Stöcke aus hartem Holz, die fast 1 $1/2$ m. lang, etwa 2 $1/2$ cm. dick sind und in ein mit Halbringen und anderem Schnitzwerk ausgestattetes, viereckiges, stumpfes Ende auslaufen. Mit diesen Stöcken bearbeiten sie bei ihren Festen einander den Rücken; aber wenn es auch manchmal derbe Schläge setzt, so ist das doch kein Grund zu Streit.

Einst mußten sie vor dem tidoresischen Prinzen Amir einen Nationaltanz aufführen. Es erschienen dazu 12 Papu, die sich an den Hüften und Elnbogen phantastisch mit Blättern geschmückt und Nase, Wangen und Brust mit Kalk beschmiert hatten. Der Vortänzer trug einen hohen Kopfputz von Mattenwerk, der einen Schweinskopf vorstellen sollte, und versuchte sich in sonderbaren und gefährlichen Sprüngen, wobei er laut brüllte. In dieses Gebrüll stimmten die anderen ein, und der Lärm wurde noch durch das Trommeln auf zwei Tifas vermehrt. Der Tanz bestand blos in einem Trippeln mit den Füßen, das so lange dauerte, bis ein starker Schlag auf die Tifa Gesang und Tanz abbrach. Nun setzten sich die Uebrigen, und der Vortänzer begann eine Solovorstellung. Diese bestand darin, daß er die Beine weit aus einander spreizte, die Arme ausstreckte, die Backen aufblies und sich geberdete, als ob er vom Fieber geschüttelt werde. Die Dasitzenden begleiteten den Tänzer mit Geschrei, und nach einer Weile wurde die Vorstellung durch einen gellenden Schrei beendigt. Jetzt trennten sich die Tänzer in zwei Theile und führten ein Kampfspiel auf, welches nichts weiter war, als daß sie einander mit kleinen Holzstückchen und Schlamm bewarfen, bis der eine Theil die Flucht ergriff. Mit Siegesgeheul verfolgt, machten die Fliehenden alsbald wieder einen Angriff, und so ging es fort, bis ein plötzlicher Regen die ganze Gesellschaft verjagte.

Die felsigen Küsten sind mit zahlreichen Masoibäumen bewachsen, die sehr gesucht sind. Mit erstaunlicher Kühnheit erklimmen die Eingeborenen mittels Seilen die oft lothrechten Klippen oder lassen sich von oben herab, hacken mit schwerer Mühe mit ihren elenden Geräthschaften einen Baum um und stürzen ihn in die oft über 600 m. betragende Tiefe hinab. Durch seinen Fall reißt der Baum unzählige andere Stämme mit hinab, und dadurch werden oft ganze Küstenstrecken kahl gemacht.

Vom Distrikt Aiduma nordwestlich zieht sich der Distrikt Namototte bis in die Kamraobai. Die Tritonsbai ist ein ausnehmend ruhiges Wasserbecken mit trefflichem Ankergrund; sie ist eine Meile breit, zwei Meilen lang und von Bergen umsäumt. An sie schließt sich westlich die Speelmansbai, deren Ufer, ebenfalls steil aufsteigend, mit dichtem Gebüsch bewachsen sind und im Hintergrunde den wundervollen, gegen 1600 m. hohen Berg Genofo erblicken lassen. Am Eingange der Speelmansbai liegt die hohe Kalkinsel Namototte, auf welcher der Radschah des Distriktes seinen Sitz hat.

Die Bewohner der Tritonsbai, früher die Uru-Langurubai genannt, sind weniger kräftig gebaut, als die bisher beschriebenen, und sind kaum mittlerer Größe; auch giebt es unter ihnen viele Gebrechliche. Ihre Hautfarbe ist die der Bewohner von Aiduma; ihr röthlich-schwarzes, krauses Haar lassen sie wachsen, wie es will. Das Durchbohren des Nasenbeins, das Tätowiren und das Feilen der Zähne kommt bei ihnen nicht vor.

Infolge des lebhaften Verkehrs mit Händlern gehen sie alle mehr oder weniger bekleidet. Manche tragen ein Tuch um den Kopf, ein kattunenes Hemd und kurze Hosen; Unbemitteltere haben einfach ein Stück Kattun, das, zwischen den Beinen durchgesteckt und hinten festgebunden, um die Lenden befestigt ist. Sie tragen auch die bekannten Rotangarmbänder und in den Ohren kleine,

krumm gebogene, silberne oder goldene Stifte. Die Frauen, die insbesondere Halsketten von Glasperlen sehr lieben, sind durchgehends in weite, blaue baumwollene Hemden ohne Aermel, Sarongs genannt, gekleidet.

Ihre Hütten sind besser als am Utanata und stehen meist auf Pfählen; doch wohnen auch viele Familien auf ihren Segelprauwen. Diese Fahrzeuge, welche sie von den Ceramesen eintauschen, haben einen trogförmig ausgehöhlten Kiel, auf dem in schiefer Richtung mittels hölzerner Keile 2—3 dünne Breter befestigt sind, die den Bord bilden. Einige führen zwei Maste mit einem großen, viereckigen Segel aus Mattenwerk. Eine kleine Hütte, die aus Palmenblättern hergestellt wird, dient zum Aufenthalte der Familie und ein hölzerner, mit Sand gefüllter Trog als Feuerstätte. Die kleinen Boote, die sie selbst aus hohlen Baumstämmen machen, fassen nur 2—3 Mann.



Bewohner von der Tritonsbai auf dem Fischfange.

Auf ihren Fahrzeugen betreiben sie den Fischfang; sie locken dabei die Fische Nachts mit Fackeln herbei und erlegen sie mit Speeren oder Pfeilen. Sie beschäftigen sich außerdem mit dem Fange der Karettschildkröten, mit Aufsuchen des Trepangs und mit Perlenfischerei; auch machen sie Jagd auf die Paradiesvögel, die sie mittels mit Harz bestrichener Ruthen fangen, und auf die schönen Kronentauben, denen sie Schlingen legen. Etwas Landbau betreiben sie ebenfalls; sie ziehen Bataten (Convolvulus batatus), Bananen, Zuckerrohr, Yamswurzeln, spanischen Pfeffer, Katjang (Dolichos), Mais und Sirie (Piper betle), da auch hier viel Betel gekaut wird.

Die Waffen dieses Stammes sind die gewöhnlichen, doch haben sie von den Ceramesen auch einige Feuergewehre eingetauscht. Von letzterem Stamme sind sie auch äußerlich zum Muhamedanismus bekehrt worden; sie halten sich aber an

denselben blos insofern, als sie kein Schweinefleisch essen. Dagegen stecken sie voll von Aberglauben. So dürfen sie in gewissen Flüssen nicht baden, dort kein Holz fällen u. s. w. Die Todten bestatten sie zwar nach muhamedanischer Weise, graben aber die Gebeine nach Jahresfrist wieder aus und setzen sie in einer Felsenhöhle bei. Das giebt Anlaß zu einem achttägigen Fest, bei welchem wacker gezecht und furchtbar gelärmt wird.

Mehrere Weiber können sie nehmen, nur muß für ein Mädchen eine ansehnliche Summe gezahlt werden. Bei Todesfällen erhält die Wittwe den Hauptantheil des Nachlasses, und beim Tode eines Radschahs folgt dessen jüngster Bruder, in dessen Ermangelung der Sohn eines ältern Bruders.

Im Ganzen sehen diese Leute etwas hinterlistig und heimtückisch aus und scheinen kein besonders gutes Gemüth zu haben. Indessen darf man sich nicht wundern, wenn sie gegen Fremde argwöhnisch sind, denn es ist ihnen schon oft schlecht gegangen. Namentlich werden sie von den Bewohnern der Landschaft Onin im Nordwesten und denen der Insel Karas schwer heimgesucht. Diese erscheinen in Flotten von bisweilen 100 Schiffen, plündern die Dörfer, ermorden die Männer und führen Frauen und Kinder mit sich fort, um sie nach Ceram für 50—100 holl. Gulden zu verkaufen.

Von der Speelmansbai ist durch eine schmale Landzunge die Bucht von Kaimani getrennt, die ebenfalls hohe, dicht bewaldete Ufer hat. Die an dieser Bucht wohnenden Papu sind viel kräftiger gebaut, als die an der Tritonsbai, und haben dieselbe dunkelbraune Hautfarbe und krauses, schwarzes Haar, das die Männer in kurze Flechten auf dem Vorderkopfe zusammenbinden. Kleidung tragen sie nicht, wol aber Ringe von Muscheln und Kupferdraht; auch brennen sich beide Geschlechter verschiedene Figuren ein.

In ihren Waffen und Fahrzeugen unterscheiden sie sich nicht von den Bewohnern der Tritonsbai; doch sind ihre Hütten viel schlechter. Dieselben stehen auf Pfählen, sind hinten und vorn offen und haben nur zwei Seitenwände und ein Dach. Der Fußboden ist eben so luftig wie das übrige Gebäude; man brennt daher Nachts unter den Hütten kleine Feuer an, damit der Rauch die Muskiten vertreibt. Ihre Erdfrüchte braten sie, da ihnen irdene Gefäße unbekannt sind, in heißer Asche, Fische und andere Thiere, ohne sie vorher auszunehmen, an einem Stabe über dem Feuer, und Eier halten sie mit drei Stäbchen so lange über das Feuer, bis sie gar sind. Ihre Ehen schließen sie einfach dadurch ab, daß der Bewerber, sobald er den bestimmten Brautschatz bezahlt hat, seine Auserwählte in Beschlag nimmt und ein Fest veranstaltet.

Liegt eine Frau in Geburtswehen, so eilen die Nachbarinnen herbei und leisten der Frau Beistand, indem sie ihr Brust und Rücken gehörig mit den Fäusten reiben. Nach der Niederkunft wird das Kind mit der Mutter in eine abgesonderte Hütte gebracht, in welcher dieselbe 20 Tage lang streng abgeschieden leben muß. Das Kind erhält dann vom Vater einen Namen.

Die Begräbnißfeierlichkeiten sind dieselben, wie an der Tritonsbai, nur müssen Wittwen bis zur Wiederausgrabung ihres Ehemannes einen dichten Schleier, der den Kopf und das ganze Gesicht bedeckt, tragen und dürfen sich bis dahin nicht anderweit verehelichen.

Ueberhaupt herrscht unter diesen Eingeborenen große Sittlichkeit. Eine Ehebrecherin wird von ihrem Manne sofort verstoßen. Vielweiberei kommt selten vor. Auch Diebstähle sind selten. Kommen Schiffe an die Küste, um Tauschhandel zu treiben, so müssen sie den Papu ihre Produkte voraus bezahlen, da diese erst ins Gebirge gehen müssen, um von den Bewohnern Erzeugnisse einzuhandeln. Doch soll es nie vorkommen, daß sich ein Papu mit dem Gelde aus dem Staube macht.

An Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen fehlt es nicht; oft macht man einen Ueberfall, blos um Köpfe zu erobern, und daraus entspinnen sich oft langwierige Kämpfe. Fühlt man sich in einem Dorfe einem befürchteten Ueberfalle nicht gewachsen, so flüchten die Bewohner ins Gebirge und verpalissadiren die Umgebung und die Zugänge zu dem Dorfe mit Randjus, d. h. mit dünnen, zugespitzten und im Feuer gehärteten Bambus, die mit der äußerst scharfen Spitze 2—3 cm. über die Erdoberfläche hervorragen, und in welche die Angreifer sehr leicht treten, was sie sofort kampfunfähig macht. Die Schädel der im Kampfe erschlagenen Feinde werden als große Siegeszeichen über dem Feuer getrocknet und in Felsenhöhlen niedergelegt. Zu Ehren der Krieger, die sich durch Tapferkeit auszeichneten, feiert man dabei ein siebentägiges Fest.

Uebrigens stehen diese Papu auf einer noch niedrigeren Bildungsstufe, als die an der Tritonsbai; sie verstehen trotz ihres häufigen Verkehrs nicht einmal die Sprache von Ceram. Doch haben sie eine Ahnung von einem höhern Wesen, das sie „Amore" nennen und als in den Wolken thronend und ihre Geschicke leitend sich vorstellen; Verehrung aber erweisen sie diesem Wesen nicht.

Wie schon bemerkt, sind die Küsten vom Kap Buru an bis über die Bucht von Kaimani hinauf sehr gebirgig, aber ziemlich dicht bevölkert. Ueber diese Bergvölker, die man Wuka nennt, hat man noch keine genauere Kunde. Sie sind natürlich kräftiger und stärker gebaut, auch roher und in ihren Sitten einfacher als die Thalbewohner; benutzen als Bedeckung nichts als den Tjidako aus Baumbast und tragen, außer Bastringen um Hals und Arme, keinen Zierath. Fast immer erscheinen sie bewaffnet mit Bogen und Pfeil. Jagd ist ihre Hauptbeschäftigung; insbesondere legen sie sich auf den Fang der Paradiesvögel, deren Häute sie nebst Masoirinde an die Strandbewohner vertauschen.

Doch haben die Wuka einige eigenthümliche Gebräuche. Zuweilen opfern sie der Sonne, indem sie etwas Eßbares in die Höhe halten, es der Sonne anbieten und wegwerfen. Sie schwören auch bei der Sonne oder bei einem hohen Berge. Hat ein Jüngling sein Auge auf ein Mädchen geworfen, so macht er ihr bei passender Gelegenheit einen Antrag und bespricht, wenn er Gehör gefunden, mit ihr zugleich den Tag der Flucht. Bis dahin läßt er sich nichts merken, arbeitet vielmehr unverdrossen an der Anlage eines Gartens. Am festgesetzten Tage entflieht das Pärchen in die Wälder. Das hat jedoch keine weitern Folgen, als daß die Angehörigen die Flüchtlinge verfolgen und, wenn sie dieselben aufgestöbert haben, den Brautschatz feststellen. Darauf folgt die eigentliche Trauung, die darin besteht, daß sich die Verlobten gegenseitig an der Stirn eine kleine Wunde beibringen, so daß Blut fließt; dasselbe thun dann auch die Verwandten zum Zeichen der innigsten Verbindung.

Bei einem Todesfalle läßt man die Leiche den ersten Tag in der Hütte liegen, während sich die Verwandten und Nachbarn versammeln und ein entsetzliches Trauergeheul anstimmen. Hierauf wäscht man den Todten, wickelt ihn in Kattun oder Bast, legt ihn auf ein $1^1/_4$—$1^1/_2$ m. hohes Gestell und bedeckt ihn mit Pandanusblättern. Man zündet dann unter dem Gestell ein gelindes Feuer an und unterhält es ungefähr 30 Tage lang, um den Leichnam zur Mumie zu dörren, worauf man ein großes, acht Tage dauerndes Fest feiert und die Leiche in feierlichem Zuge auf ein höheres, überdachtes Gerüst bringt. Am letzten Festtage nimmt man die Leiche herunter, schafft sie in eine Felsenhöhle und verbirgt sie unter Baumblättern.

Von der Bai von Kamrao bis zum Kap Baik zieht sich ein Distrikt, der auch die Inseln Adie und Karas in sich begreift und unter dem Radschah der ersteren steht. Diese ist mit niedrigem Gebüsch bewachsen, hat weder Flüsse noch Quellen und ist nur spärlich bewohnt; die gegenüberliegende Küste des Festlandes, Oranje-Nassau, gleicht dagegen einem unabsehbaren Moraste, der sich bis zur Argunibai fortsetzt. Erst vor dem Kap van den Bosch im Südwesten beginnen wieder Höhenzüge; auch die Insel Karas ist gebirgig. Dort, an der Südwestseite der Kamraobai mündet der vielleicht größte Fluß von Neu-Guinea, der Karufa, der dort eine Breite von 900 m. hat, weiter hinauf aber sich bis zu 1250 m. erweitert und dann wieder schmäler wird.

Fährt man ungefähr neun Stunden stromauf, so beginnt der Fluß sich in häufigen Krümmungen nordwestwärts zu schlängeln und sich allmählig bis zu 22 m. zu verengen; hier aber werden die Ufer ausnehmend schön. Riesige Baumfarrne wechseln mit malerischen Palmen ab, die bis zum Wipfel mit Lianen und zahllosen Schmarotzerpflanzen bedeckt sind, die sich mit ihren Blumen im Strome widerspiegeln. Kaum drei Stunden weiter hinauf treten die Felsen so nahe, daß sie die Schiffahrt gänzlich versperren.

Die Bewohner dieses Distrikts sind kräftig gebaut, von mittlerer Größe und etwas hellerer Hautfarbe als die anderen Stämme des Festlandes; auch ist ihre Nase weniger platt, die Lippen sind weniger aufgeworfen. Das schwarze, krause Haar schneiden sie kurz ab, und die Männer lassen meist einen starken Bart stehen. Die Nase durchbohren sie nicht und tätowiren sich auch nur selten; dagegen tragen sie geflochtene Rotang- und Muschelbänder um die Arme und Handgelenke, als sonstige Bekleidung nur den Tjidako. Die Häuptlinge gehen gewöhnlich bekleidet, und bei festlichen Gelegenheiten trägt man mit Paradiesvogelfedern aufgeputzte Kopftücher.

Ihre Waffen sind die gewöhnlichen; doch betreiben sie weniger Jagd, als Fischerei und Trepangfang. Die Perlenfischerei ist, obwol man werthvolle Perlen findet, unbedeutend, da diese Eingeborenen das Tauchen nicht verstehen.

Die Häuser stehen auf 1—$1^1/_3$ m. hohen Pfählen und haben ein Dach von Palmenblättern. Mittels einer Leiter erreicht man die niedrige, in einen schmalen Gang führende Thür; dieser Gang scheidet das Innere in zwei von je einer Familie bewohnte Theile.

Natürlich sind auch die Bewohner dieses Striches geschickt in der Schifffahrt; doch fassen ihre Fahrzeuge höchstens acht Personen.



Papuhütte im Distrikte Adie.

Durch Ceramesen, die hier häufig verkehren, sind sie äußerlich zum Muhamedanismus bekehrt worden; dadurch hat sich aber an ihren Gebräuchen Nichts geändert. Wünscht z. B. ein junger Mann ein Mädchen zu heirathen, so sendet er den Eltern desselben Geschenke, als Kattun, eiserne Pfannen, Sklaven und dergl., ins Haus und führt, wenn die Geschenke Annahme finden, die Braut heim. Dabei giebt es ein zweitägiges Fest, bei welchem der Tuak, ein berauschendes, aus dem Safte der Kokos- und Nopapalme gewonnenes Getränk, sowie die Tifa, die hier mit Ziegenfell überspannt ist, eine große Rolle spielen.

Bei Begräbnissen herrscht die bereits geschilderte Sitte, die Gebeine später wieder auszugraben, um sie dann an einem mit Steinen umgebenen Platze niederzulegen. Im Uebrigen leben sie sehr sittlich; Ehebruch und Blutschande kommen bei ihnen nicht vor.

Die drei Distrikte Aiduma, Namototte und Adie stehen unter der Oberherrlichkeit des Sultans von Tidore, der diese Gegenden als die seinigen ansieht, die Radschahs für dieselben ernennt und mit seinen gefürchteten Hongieflotten einen gewissen Tribut einfordern läßt. Mit diesen Flotten haben die Sultane von Tidore von jeher die Küsten Neu-Guinea's furchtbar gebrandschatzt. Ueberall, wo man ein Dorf am Strande fand, wurden dessen Bewohner entweder erschlagen oder zu Gefangenen gemacht, die Häuser angezündet, die Kokosbäume und Anpflanzungen verwüstet und Alles geraubt. Daher flüchten auch die Bewohner eiligst vor den Hongieflotten und geben lieber ihre Habe auf, als daß sie sich dem Tode oder der Gefangenschaft aussetzen. Selbst die Holländer haben diesem Unwesen bis jetzt nie ganz Einhalt thun können. Der Sultan von Tidore entscheidet auch größere Streitigkeiten zwischen den Bewohnern der Küstenstriche, indem die Macht der Radschahs höchstens zur Schlichtung kleiner Mißhelligkeiten ausreicht.

Vormals hielt man verschiedene Stämme, die man Haraforen, Alfuren und Alfoërs nennt, für einen besondern Menschenschlag; es ist jedoch neuerdings festgestellt worden, daß die Küstenbewohner allgemein das Wort „Alfur" oder „Alfoër" auf die Bewohner des Innern, insbesondere auf die Bergbewohner, anwenden. Diese Stämme waren früher sehr verrufen, als seien sie höchst abstoßend und wild, als hielten sie sich in den dichtesten Wäldern auf und mordeten jeden Fremden, der ihnen in den Weg komme. In diesen schlechten Ruf sind sie durch die Küstenbewohner gekommen, die nicht wünschen, daß fremde Handelsleute mit jenen in Berührung kommen; denn sie selbst tauschen von den Händlern Waffen, Geräthschaften und Schmucksachen ein, um sie dann mit ungeheurem Gewinn an die Stämme im Innern, die hier einfach Alfuren genannt werden mögen, abzusetzen, und in diesem Geschäft wollen sie sich nicht durch unmittelbaren Verkehr der Händler mit den Alfuren stören lassen. Neuere Entdeckungen haben die Berichte der Küstenbewohner vollständig Lügen gestraft. Die Alfuren haben keine eigentliche Regierung: ihre Streitigkeiten werden durch die Aeltesten entschieden; aber sie sind rechtschaffene Leute und haben ganz besondere Achtung vor dem Eigenthum, ja, sie gehen hierin so weit, daß Jemand, der das Haus eines Abwesenden betritt, zur Verantwortung gezogen wird und eine Buße zahlen muß.

Einen eigenthümlichen Fall erwähnt Leutnant Kolff. Ein Mann fuhr in seinem Kanoe auf den Fischfang, wurde aber durch widrigen Wind an einen fernen Theil der Küste getrieben und zwei Monate zurückgehalten. Er hatte seiner Frau blos Lebensmittel auf eine Woche zurückgelassen. In ihrer Noth wendete sie sich an den Nachbar, heirathete diesen endlich und zog mit ihm nach einer andern Insel. Als der Mann bei seiner Rückkehr seine Frau nicht antraf, forderte er ihre Brüder auf, sie ihm zurückzuschaffen. Diese machten sich auf, ermittelten das Pärchen und führten es wieder heim. Nun wurde die Sache vor die Aeltesten gebracht, und diese entschieden dahin, daß der Mann insofern im Unrecht sei, als er seine Frau so schlecht versorgt habe, indem andernfalls der verdrießliche Vorfall gar nicht vorgekommen wäre. Demgemäß verurtheilten sie den Nachbar in eine kleine Geldbuße und gaben dem Ehemanne den Rath, genug Lebensmittel zurückzulassen, wenn er wieder auf den Fischfang gehe. Solche Ausflüge machen die Alfuren hauptsächlich zu dem Behufe, um Trepang zu fangen und mit diesem Elephantenzähne, Schüsseln, Tuch u. dgl. einzutauschen, Artikel, mittels deren sie sich dann ein Weib erkaufen. — Das Eigenthum ist unvererblich. Stirbt Jemand, so versammeln sich seine Verwandten, schaffen den Nachlaß zusammen, zerbrechen Alles in Stücke und werfen diese weg.

Ihre Leichenfeierlichkeit ist eigenthümlich. Alle Anverwandten eines Abgeschiedenen erhalten, auch wenn sie noch so entfernt wohnen, vom Ableben alsbald Nachricht. Um den Leichnam bis zu ihrem Zusammenkommen vor Verwesung zu schützen, besprengen sie ihn mit Kalkwasser und zünden wohlriechendes Harz an, um dem Leichengeruch entgegen zu wirken. Kommen die Verwandten, so geht es ans Zechen, und zwar genoß man, ehe die Händler Arak schafften, ein durch Gährung von Früchten gewonnenes Getränk. Sie geben dem Todten von Allem etwas, stecken ihm auch ein wenig Speise in den Mund und flößen ihm etwas von ihrem Getränk ein. Inzwischen stoßen die Weiber ein lautes Klaggeschrei aus; man trommelt auf Tifas, und dieser entsetzliche Lärm dauert während der ganzen Leichenfeier.

Sind alle Verwandten beisammen, so trägt man den Leichnam auf einer Bahre vor das Haus und lehnt ihn in sitzender Lage an einen Pfahl. Nun versammeln sich die Dorfbewohner zu einem allgemeinen Fest und bieten dem Todten alles Mögliche an. Will er trotz allen Nöthigungen weder essen noch trinken, so schafft man ihn in den Wald, wo man ihn auf über 1 m. hohes Gestell legt. Die Weiber beschließen dann die Feier damit, daß sie sich ganz entkleiden und neben das Gestell einen jungen Schößling pflanzen, zum Zeichen, daß der Todte sich des Leibes entäußert hat.

Wendet man sich von hier ostwärts, so trifft man unten an der südöstlichen Halbinsel auf Brunner's Eiland und in dessen Umgebung interessante Stämme an. Auf einer Menge kleiner Inseln lebend, sind sie mit dem Meere vertraut und fahren in ihren geschickt eingerichteten Booten von Insel zu Insel; sie nähern sich dreist und unbewaffnet den Schiffen und bekunden gegen die Ankömmlinge das größte Vertrauen. Einer dieser Leute machte einst durch die Nachahmung eines Trommlers der Schiffsmannschaft großen Spaß. Es gab ihm Jemand eine große Blechkanne: als musikalisches Genie gestaltete er sie

sofort zu einer Trommel um und pochte darauf Anfangs mit den Fingern herum; aber als der Schiffstrommler sein Instrument zu rühren begann, ahmte er ihn dann in der spaßhaftesten Weise nach, indem seine Faxen und Grimmassen lautes Gelächter hervorriefen. Die Wirkung seiner Possenreißerei wurde durch die Verzierung seines Gesichtes noch gesteigert; er hatte dieses, das ohnehin dunkelfarbig war, noch mit Holzkohle geschwärzt und über die Augenbrauen und vom Kinn bis zu den Backenknochen weiße Striche gezogen.

Spaßhaft für einen Fremden ist ihre Art zu grüßen. Wenn sie Jemand begrüßen wollen, so kneipen sie sich mit der rechten Hand die Nasenspitze, während sie sich mit der linken in der Mitte des Bauches kneipen und dabei das Wort „Nagasuka" aussprechen.

Die Männer tragen nur einen kleinen Streifen von Pandangblättern, die Weiber einen Schurz, der aus einer Anzahl schmaler Striemen von Pandangblättern besteht und fast bis zu den Knieen hinabreicht. Die Mädchen tragen nur eine Reihe dieser Striemen, die Weiber mehrere Lagen, die wie Falbeln über einander liegen; wenn es regnet, ziehen sie die oberste Lage um den Hals, um die Schultern gegen den Regen zu schützen, der dann auch wie von einem Strohdach abläuft. Bei festlichen Gelegenheiten tragen sie feinere Schurze, Viele schwärzen dann sogar das Gesicht; doch beeinträchtigt das ihre Schönheit nicht, denn sie sind von Natur häßlich wie die Nacht. In dieser Beziehung bilden die jungen Burschen zu den Weibern einen sonderbaren Gegensatz, indem viele von ihnen recht gut aussehen. Die Weiber theilen ihr Haar gewöhnlich in eine Menge kleiner Flechten und winden es besenförmig empor, während die Männer es möglichst aufkrämpeln und darin einen Stab befestigen, der oben mit einer Feder verziert, unten ausgezahnt ist und so als Kamm benutzt werden kann.

Die männlichen Bewohner der Redscarbai, an der südöstlichen Halbinsel, tätowiren nur einzelne Körpertheile, Brust, Stirn, Backen und Arme, und auch diese nur leicht; die Weiber dagegen sind am ganzen Leibe blau bemustert. Die Männer scheren sich hier das Haar auf etwa 8 cm. von der Stirn zurück ab und kämmen den Rest in seiner ganzen Länge nach hinten; dann winden sie ein Band darum und lassen es mehr als zur halben Länge besenartig vom Kopf abstehen. Wer recht viel Sorgfalt auf seine äußerliche Erscheinung verwendet, der schnürt wol auch ein derbes Bündel Haare zu einem langen, geraden Schwanze zusammen, dessen Ende mit Schmuck versehen wird. Ihr ohnehin breites Maul entstellen sie noch durch das Kauen von Betel, der, mit Kalk gemischt, die Lippen dunkelziegelroth färbt, so daß es aussieht, als ob der ganze Mund geblutet habe. Das regelmäßig schwarze Haar ist oft an den Spitzen gelb oder röthlich, bisweilen ist es sogar ganz roth; aber in diesen Fällen ist es offenbar gefärbt, Bart findet man nur wenig.

Diese Leutchen sind ziemlich klein; nur wenige sind über $1\frac{1}{2}$ m. groß. Sie sind behend, aber nicht kräftig. Uebrigens behandeln sie, so weit man nach dem äußern Anschein urtheilen kann, ihre Weiber besser als andere Stämme. Sie sind gewandte Schiffer und haben verschiedene Arten Kanoes. Das gewöhnlichste Kanoe, „Katanwrae" genannt, ist mehr Floß als Boot. Es besteht aus drei mit einander verbundenen Planken. Der Schiffer sitzt oder

kniet vielmehr etwas nach hinten zu und bewegt das Fahrzeug mit großer Schnelligkeit. Die größern Kanoes, die 10—12 Menschen nebst Ladung fassen, bestehen aus drei großen Klötzen, die neben einander liegen und unter einander fest verschlungen sind. Sie haben weder Bug noch Stern; dagegen ist der mittlere Klotz länger und ragt an beiden Enden über die andern Klötze hinaus, ist auch in der Regel mit Schnitzwerk und Farben verziert. Freilich spült die See flott über das Schiffchen hin; darum errichten die Eingebornen in der Mitte eine Art Gestell, auf welches sie Güter legen, die durch die Nässe leiden würden.



Papumädchen mit ihrem Lieblingsschweinchen.

Solche große Kanoes sind bisweilen 7—8 m. lang, aber kaum mehr als 40 cm. breit und bestehen dann aus dem eigentlichen Kanoe und den Seitenausliegern. Das Kanoe selbst ist aus einem Baumstamm ausgehöhlt, dessen Seitenwände sich nach unten zu ausbauchen, nach oben zu sich einander bis auf eine Entfernung von 20 cm. wieder nähern, so daß ungefähr das Bein eines Menschen in das Innere des Schiffs gelangen kann. Die Auslieger bestehen in einer Reihe von Pfählen, die vom obern Theile des Kanoes auf beiden Seiten in horizontaler Richtung hervorragen und am äußern Ende an Stangen ein Trittbret tragen, das ins Wasser hinabreicht. Auf diesen Pfählen laufen die Eingeborenen mit der größten Sicherheit; bisweilen, bei starkem Wind, setzen sie sich darauf, um das Fahrzeug im Gleichgewicht zu halten. Es kommt auch vor, daß man auf diesen Ausliegern ein leichtes Verdeck anbringt, auf das sich dann die Ruderer setzen, weil es sich dort besser rudert als in dem beschränkten Raume des Kanoes. Bei günstigem Wind benutzt man ein Segel, das aus in einander verflochtenen Palmblättern besteht.

Die Bewohner dieses Küstenstrichs sind gute Schwimmer und Taucher. Einst hatte sich der Anker eines Schiffsbootes in einem Korallenriff festgebissen und war nicht loszubringen. Ein alter Mann, der am Ufer stand, merkte, um was es sich handelte, tauchte alsbald mehrmals unter und machte den Anker frei.

Man findet auch hier, wie anderwärts in Neu-Guinea, unter den Eingeborenen große Vorliebe für Schweine; sie sind die Lieblinge der Frauen und Mädchen. Manches junge Mädchen, das sich behaglich im Freien ergeht, hält in den Armen zärtlich ein junges Schwein, liebkost es und schwatzt mit ihm, wie es in Europa die Mädchen mit ihren Puppen oder mit Schoßhündchen machen. Diese Schweine sind langbeinige, schwarzhäutige, starrborstige Thiere, die mit unseren Begriffen von Sauform durchaus nicht übereinstimmen.

In der Baukunst ist man hier weiter als an der Marianastraße. Die Hütten stehen auf Pfählen, deren jeder etwa $1^1/_3$ m. vom Boden aufwärts durch eine breite hölzerne Scheibe geht und so einen wirksamen Schutz gegen Ratten und Schlangen bildet, die sonst von der Wohnung Besitz ergreifen würden. Die Pfähle sind ungefähr $1^2/_3$ m. vom Grunde aufwärts durch Balken verbunden, auf welche das Dielenwerk gelegt wird. Man befestigt zunächst über die Balken eine Reihe Stangen neben einander und legt dann kreuzweis darüber andere, schwächere Stangen; auf diese Weise stellt man ein Lager her, auf welchem die Dielen, Planken, die man dem Kokosnußbaume entnimmt, gelegt werden können. Die Grundpfähle sind etwa 3 m. lang und oben durch horizontale Stangen verbunden, auf denen ein zweiter Boden angebracht ist, auf welchem man Waffen, Geräthschaften, Lebensmittel und was man sonst im untern Stock nicht unterbringen kann, aufbewahrt.

In das Haus gelangt man durch ein viereckiges Loch im Boden, und die Stiege, auf welcher die Eingeborenen in ihre Hütten steigen, ist eben so einfach als zweckmäßig. Natürlich muß die Stiege so eingerichtet werden, daß, während menschliche Wesen leicht Zutritt zum Hause erlangen können, Ratten und Schlangen ausgeschlossen werden. Dem entsprechend verfährt der Eingeborne. Unter dem Loch des Bodens schlägt er zwei derbe Pfähle so ein, daß sie ungefähr 1 m. über den Erdboden emporragen. Diese Pfähle laufen oben in eine Gabel aus, und in diese wird eine Querstange gelegt und fest angeschnürt. Auf diese Stange legt man dann schräg einen Balken nach dem Erdboden, so daß dieser eine schiefe Ebene bildet, auf welcher die Hüttenbewohner gehen können. Wandelt also Jemand den Balken hinauf, so geht er auf der Querstange in gebückter Stellung bis an die Luke und kriecht durch diese auf den Boden.

Die Wände und der Dachstuhl der Hütte bestehen aus leichten Sparren, die durch Latten verbunden werden, auf denen man das aus gewöhnlichem Grase bestehende und mit Kokosnußblättern belegte Dach anbringt. Ist die Hütte groß, so hat sie an beiden Giebelseiten und in der Mitte je eine Thür, die durch geflochtene Matten geschlossen wird. Bisweilen, namentlich an der Redscarbai, bestehen aber die Hütten wie Zelte nur aus zwei Wänden, die oben spitz zusammenlaufen, so daß sich Dach und Wand gar nicht unterscheiden läßt.

Die Bewohner dieses Küstenstriches haben eigenthümliche Pfeile, die in eine Art spitzer Schaufeln auslaufen. Aehnliche, aber nur größere Schaufeln

oder Kellen aus Bambus benutzen sie als Messer und schärfen sie einfach dadurch, daß sie am Rande Holzstücke abbeißen. Als M'Gillivray Neu-Guinea besuchte und von einem Eingeborenen erfuhr, daß man diese Schaufeln als Messer gebrauche, brachte er sein Messer zum Vorschein, nahm einen Stock, schnitt ihn entzwei und zeigte so die Ueberlegenheit des Stahles gegen Bambus. Statt sich durch diese Leistung erbaut zu fühlen, war der Eingeborene darüber vielmehr so erschrocken, daß er sich eiligst mit seinem Kanoe entfernte und seinen Landsleuten das Schreckliche, das geschehen war, aus einander setzte. Als man ihm das Messer schenken wollte, fühlte er sich nur um so mehr gekränkt und ließ sich durch nichts versöhnen. Die Bogen, mit denen sie ihre Pfeile abschießen, sind etwa 2 m. lang, aber sehr plump aus hartem, zähem Holze gemacht und so steif, daß ein starker Arm dazu gehört, um sie zu spannen.

Geht man weiter nach Nordwesten, so gelangt man an den Hafen von Doreh, der einen vortrefflichen Ankergrund hat. Die Papu von Doreh sind gut gewachsen, meist nur $1\frac{1}{2}$ m. groß und von dunkelbrauner Hautfarbe. Sie haben hohe, schmale Stirnen, schwarzes, krauses Haar, breite, etwas platte Nase und großen Mund, mit dicken, aufgeworfenen Lippen. Als Bekleidung haben sie blos den Tjadako oder Maar, einen Gurt aus Baumfasern, der zwischen den Beinen durchgesteckt und hinten befestigt wird. Ihre Kanoes unterscheiden sich von denen aller anderen Küstenbewohner. Der Mast besteht aus drei besonderen Stangen, die oben mit einander verbunden sind. Zwei davon sind mit Gewinden an die Schiffswände befestigt, so daß sie sich vorwärts und rückwärts bewegen lassen; die dritte Stange sitzt nicht fest, sondern paßt nur in ein Loch, aus welchem man sie nach Belieben entfernen kann. Will man also die Ruder anwenden, so hebt man die Mittelstange einfach aus dem Loch und läßt den dreifachen Mast nieder; kann man die Segel benutzen, so steckt man die Mittelstange in ihr Loch und richtet den Mast mittels der beiden anderen Stangen empor.

Die Eingeborenen sind zu Seeleuten geschaffen; selbst Knäblein haben kleine Kanoes, die so leicht sind, daß sie sich bequem ins Wasser und wieder herausschaffen lassen. Sie sind auch ausgezeichnete Fischer und betreiben kräftig den Trepangfang, wodurch sie sich ihre meisten Luxusartikel verschaffen.

Zum Fischen benutzen diese Papu, wie fast überall an den Küsten, Netze, die $1—1\frac{1}{3}$ m. breit, mindestens 30 m. lang sind und Maschen von 2—3 cm. Weite haben. Der eine Rand der Netze ist mit leichten Holzstücken, welche schwimmen, versehen, der andere mit Muscheln beschwert. Gewahren sie einen Schwarm Fische, so stoßen sie mit einem Kanoe ab und lassen das Netz vorsichtig ins Wasser. Jedes Ende des Netzes ist einem oder zwei Männern überlassen, die es in einem Halbkreise um den Schwarm ziehen, so daß die Fische darin eingeschlossen sind. Diese Männer nähern sich einander, während ein Anderer mit einer Stange ins Wasser schlägt oder Steine hinein wirft, um die Fische in die Umzingelung hinein zu scheuchen. Sobald die beiden Enden des Netzes an einander gebracht sind, wird es sammt den Fischen an Bord des Kanoes gebracht. Sie sind auch leidliche Schmiede und haben insbesondere sehr naturwüchsige Blasebälge. Sie nehmen ein paar weite, etwa $1\frac{1}{3}$ m. lange Bambusrohre, stecken sie mit dem untern Ende in den Boden und verbinden sie unten durch Züge mit dem Loch,

an welchem sie oben das Feuer anmachen. Die Pumpstangen machen sie aus Bambus und befestigen Federbüschel daran. Diese Stangen gehen nun in den Rohren auf und nieder und bringen einen ausreichenden Luftzug hervor. Als Ambos benutzen sie in der Regel einen Stein. Ihre Hütten bauen sie auf Pfählen an der Seeküste. Den Bau beginnen sie mit einer Brücke, die weit in die See hinein geht und die Verbindung des Hauses mit dem Ufer herstellt. Am Ende dieser Brücke befindet sich die Hütte, deren Wände aus Bretern oder Baumrinde und deren Dach aus den Blättern der Sagopalme gemacht ist. In der Mitte läuft ein breiter Gang hin, der zu beiden Seiten Räumlichkeiten hat, die von einander durch Matten abgeschieden sind. An dem Ende nach der See zu ist keine Wand, sondern nur ein Dach in Gestalt einer Veranda, woselbst sich die Einwohner oft aufhalten. Ein solches Haus ist etwa 22 m. lang, 8 m. breit und 5 m. hoch und beherbergt etwa 20 Männer mit ihren Familien, zusammen gegen 50 Köpfe. Jede Familie kocht in ihrem eignen Raume. Obwol nicht gerade kriegerisch, gehen sie doch immer bewaffnet. Ihre Waffen bestehen in Pfeil und Bogen, Lanzen, Schilden und einer Art großer krummer Messer, Klewang genannt. Am linken Handgelenk tragen sie ein sehr dickes, starkes Armband, das aus Rotang geflochten ist und gegen das Zurückschnellen der Bogensehne schützt. Ihre Pfeile bringen mittels ihrer vielen künstlich eingeschnittenen Widerhaken sehr gefährliche Wunden bei. Diese Waffen verfertigen sie jedoch nicht selbst, sondern tauschen sie ein.

Der Hauptzweck ihrer Kriege ist der Fang von Sklaven, die auf 50 engl. Schilling per Kopf geschätzt werden. Zu diesem Behufe überfallen sie ein Dorf und schleppen die Bewohner in die Knechtschaft; doch behandeln sie ihre Gefangenen gut und sehen sie theils als Hausgesinde, theils als ein stets verwendbares Kapital, wol auch als ein Tauschmittel an, wenn etwa einer ihrer Freunde von feindlichen Männern gefangen genommen werden sollte.

Die Regierung der Dorehstämme ist dem Namen nach einem Häuptling übertragen, ist aber in der That oligarchisch. Der Sultan von Tidore nimmt die Oberherrschaft auch über dieses Gebiet in Anspruch und ernennt den Häuptling. Stirbt dieser, so überbringt einer der Verwandten dem Sultan die Nachricht und überreicht ihm zum Zeichen seiner Unterthänigkeit Geschenke an Sklaven und Paradiesvögeln. Dieser Mann wird fast immer für die erledigte Stelle ernannt, hat aber einen gewissen Tribut in Sklaven, Lebensmitteln und Kriegskanoes zu entrichten. Sollte er diese Bedingung nicht erfüllen, so wird sein Dorf von der Flotte des Sultans angegriffen und der ganze Bezirk gebrandschatzt. Seine Amtsgewalt ist sehr unbedeutend, indem er nur geringfügige Sachen entscheidet; wichtige Fälle kommen vor den Rath der Alten, die nach dem Grundsatz „Auge um Auge" richten.

Die Weiber sind hier in der That die Lastthiere ihrer Männer. Sie verfertigen nicht nur das Bischen Hausgeräth, das nur aus einigen geflochtenen Körben, Säcken und Matten besteht, sondern sie müssen auch das Land bestellen und die Männer auf Jagd und Fischfang begleiten. Daher kommt es wol auch, daß eine Dorehanerin selten mehr als zwei Kinder am Leben läßt, indem sie die übrigen schon im Keime erstickt.

Die Ehen werden auf sehr einfache Art geschlossen: Braut und Bräutigam sitzen vor einem Götzenbild, Korwar, einander gegenüber, und die erstere giebt dem letztern Betelblätter und Tabak. Die Annahme des Geschenks und das Erfassen der Hand der Geberin durch den Bräutigam bilden die ganze Ceremonie.

Der Korwar, ein Hausgötze, den man fast in jedem Hause findet, ist eine etwa 10 cm. hohe hölzerne Figur mit großem Kopfe, breitem Maule und langer Nase. Er hält einen Schild und trägt über den Leib einen Ueberwurf von Kaliko, am Kopfe ein Schnupftuch und spielt eine wichtige Rolle im Leben der Dorehs. Der Korwar ist, wie bei Verheirathungen, so auch bei Geburten und Begräbnissen zugegen. In jeder Verlegenheit befragt ihn der Doreh und setzt ihm sein Anliegen auseinander; fühlt er sich dabei innerlich beängstigt, so sieht er das für die Antwort des Korwar an und giebt seine Pläne auf.

Auch sonst fehlt es den Dorehsen nicht an Aberglauben. Sie berufen sich auf sogenannte Gottesurtheile und wenden besonders die Wasserprobe an und zwar in der Weise, daß beide Widersacher ihre Arme bis zum Elbogen in heißes Wasser stecken müssen. Bei wem dies Blasen zieht, der ist schuldig. Sie deuten den Flug und die Stimme der Vögel in verschiedenem Sinne; sie messen mit dem ausgespreizten Daumen und dem Zeigefinger die Länge des linken Armes bis zur Schulter hinauf und sehen es als ein gutes Zeichen an, wenn beide Maße an demselben Endpunkte ankommen, u. dgl. m. Diese Papu haben überdies dunkle Begriffe von zwei mächtigen Wesen: Manuwel, dem bösen, und Narvojé, dem guten Geiste. Blos dem letztern bringen sie Opfer. Der Opfernde begiebt sich mit einem Sack voll Reis und Früchten unter einen hohen Baum, stößt ein eigenthümliches Geschrei aus, um die Aufmerksamkeit des Geistes zu erregen, und pafft einige Wölkchen Cigarrenrauch empor. In dem aufwirbelnden Rauche sieht er den Geist zu sich niederschweben, um ihm mitzutheilen, wie sein Vorhaben endigen werde; dann legt er seine Gaben am Stamme nieder und geht nach Hause. — Sieht eine Frau ihrer Niederkunft entgegen, so holt sie einige Nachbarinnen herbei. Zwei derselben halten sie dann fest an den Armen, während eine andere ihr fortwährend Wasser über den Kopf gießt, bis das Kind zur Welt gebracht ist. Dann baden sie Mutter und Kind und setzen hierauf die Wöchnerin an ein starkes Feuer, was sie für ungemein heilsam halten.

Reis und das Mark der Sagopalmen (Sagus Ruffia) gehören zu den Hauptnahrungsmitteln dieser Stämme. Zur Reinigung des Markes bedienen sie sich der netzartigen Umhüllungen der untersten Theile der Kokospalmenzweige als eines Siebes, legen das Sagomark auf dasselbe und begießen es mit Wasser, so daß es sich als eine breiartige Masse in einem unter dem Siebe stehenden Gefäße zu Boden setzt. Zum Essen dieses Breies bedient man sich zweier Stäbchen, die man mit viel Geschick handhabt. Die Früchte des Brotbaumes werden ebenfalls viel gegessen; sie werden zuvor in Scheiben geschnitten und in heißer Asche geröstet. Außerdem bilden Fische und andere Seethiere die Hauptnahrung. Palmenwein ist bekannt. Rum und ein starkes, aus Kokosnüssen bereitetes Getränk werden gern genossen.

Die Bewohner von Doreh rauchen auch gern und tauschen den Tabak von den Bergvölkern aus Arfak ein. Ihre Sitten sind weniger barbarisch, als man

erwarten sollte; sie haben sogar manche lobenswerthe Eigenschaft. Diebstahl halten sie für das schwerste Verbrechen. Vielweiberei ist verboten; der Verführer eines Mädchens muß dasselbe heirathen; ein Ehebrecher wird lange befehdet und kann sich nur durch die Flucht retten.

Sie lieben Gesang und Musik und singen wol auch aus dem Stegreif Liedchen. Ihre musikalischen Instrumente bestehen in einer walzenförmigen Trommel, einer Tritonsmuschel, die als Trompete dient, und einer pandeanischen Pfeife von sechs bis sieben fest aneinander gebundenen Rohren von verschiedener Länge; sie bedienen sich auch einer $^3/_4$ m. langen Bambusröhre zum Blasen.

Mit diesen Instrumenten wird bei ihren sonderbaren Tänzen aufgespielt. Sie springen dabei in raschen Sätzen vorwärts und rückwärts, schlagen dazu Takt und begleiten sich mit Gesang. Ihre Haltung bei diesen Tänzen ist eigenthümlich: der Rücken steif, das Kinn vorgestreckt, die Kniee in kauernder Lage, die Arme vorgehalten. Bisweilen tanzt Einer vor. Der Vortänzer hat in der einen Hand einen großen hölzernen Schild, in der andern eine Waffe, die furchtbar aussieht, nämlich ein Stück von der Schnauze eines Sägefisches mit langen scharfen Zähnen, die auf beiden Seiten hervorstehen. In hockender Stellung deckt er sich mit dem Schilde und hält die Waffe in schlagbereiter Lage. Dann rückt er in raschen, kurzen Sprüngen vor, schlägt bei jedem Sprunge mit dem linken Knie an die innere Seite des Schildes und macht, daß die Muscheln, mit denen er sich die Lenden und Knöchel behängt hat, furchtbar rasseln. Gleichzeitig singt er mit wilden Geberden und lauter Stimme einen herausfordernden Gesang. Wenn sie zur Nachtzeit tanzen, so treten etwa 12 Personen, deren jede eine lodernde Fackel trägt, zum Tanz an. Bald dehnen sie sich in eine Linie aus, bald schließen sie sich zusammen, theilen sich in zwei Gruppen, rücken vor und gehen zurück, durchkreuzen einander und mischen sich unter einander. So geht es ungefähr eine halbe Stunde fort.

Stirbt Jemand, so wickeln sie die Leiche in weißen Kattun und legen sie ins Grab, indem sie den Kopf auf einem irdenen Geschirr ruhen lassen. Seine Waffen und Schmucksachen geben sie dem Todten mit ins Grab, füllen es mit Erde zu und überdachen es mit Stroh. War der Verstorbene das Haupt einer Familie, so wird auch der Korwar in Anspruch genommen. Man stellt ihn neben das Grab und überhäuft ihn mit Vorwürfen, daß er den Mann sterben ließ. Ist das Dach fertig, so legt man den Korwar darauf und läßt ihn mit dem Stroh verfaulen. Nach Beendigung der Feierlichkeit wird der Leichenschmaus veranstaltet.

Die Leiche eines Erstgeborenen, der im Jünglingsalter stirbt, wird auf ein Pfahlgerüst gelegt, und die Mutter muß unter demselben so lange ein Feuer unterhalten, bis sich der Kopf vom Rumpfe löst. Der Todte wird nun begraben, aber der Kopf in der elterlichen Wohnung aufbewahrt, bis er vollends getrocknet ist. Dann werden alle Verwandte versammelt; der Vater sitzt traurig in kauernder Stellung da, die übrigen stimmen einen Trauergesang an, während dessen einer dem Kopfe künstliche Ohren, Augen und Nase einsetzt. Auf diese Weise werden die Todtenköpfe zu Korwars geweiht.

Der Handel von Doreh ist unbedeutend und beschränkt sich auf Trepang, Karettschildpatt, Masoirinde, echte Perlen und Paradiesvogelbälge.

Eine gute Stunde östlich von Doreh im Innern liegt das Dorf Ayambori, dessen Umgebung aus ziemlich regelmäßig angelegten Gärten und Anpflanzungen besteht, in denen Reis, Pisang u. s. w. gebaut wird. Die Männer von Ayambori sind gute Jäger und erlegen insbesondere viele wilde Schweine, deren Fleisch sie räuchern und dann verkaufen; auch als Verfertiger von Tifas sind sie berühmt. Sie verloben ihre Kinder schon im achten Jahre, und von da an verläßt das Mädchen nie ohne Begleitung das elterliche Haus. Die Trauung geschieht einfach dadurch, daß man den Verlobten einen gebratenen Pisang überreicht, von welchem jedes die Hälfte aufißt.

In Sterbefällen wird der Todte erst zwei Tage und zwei Nächte lang beweint und sodann eingescharrt. Das Grab wird mit Zuckerrohr u. dgl. bepflanzt, damit es der Seele nicht an Nahrung fehlt; denn sie glauben an eine Art Seelenwanderung und fürchten sich eben deshalb sehr vor Gespenstern.



Papu-Dorf Doreh.

Vom Hafen von Doreh aus gewährt das Arfakgebirge einen prächtigen Anblick; schon in weiter Ferne sieht man die fast 3000 Meter hohen abgerundeten Kegel, die im üppigsten Grün prangen. Dieses Gebirge ist, wenn auch spärlich, von Menschen bewohnt, die aber erst in der Höhe von 350 m. ihre Wohnungen aufgeschlagen haben. Sie zogen sich hierher zurück, hauptsächlich um den Angriffen der Papu von Doreh und der Karonpapu zu entgehen. Sie unterscheiden sich in Hautfarbe und Gesichtsbildung nicht von den Dorehsen, wol aber in ihren Sitten. Ihr schwarzes, wolliges Haar binden sie bald auf dem Oberkopfe in einen großen, runden Ballon zusammen und machen dann rings um den Kopf etwas kleinere Haarbälle, bald vertheilen sie es in drei große, lange Wülste, zwei vorn, einen hinten, und stecken durch die vordern Wülste einen langen, gabelartigen Kamm mit drei Zinken. Auf der Stirn tragen

sie 2—5 große, runde Platten von Muschelschalen. Das rechte Ohrläppchen verzieren sie mit 3—4 in einander hängenden Ringen von Schildpatt oder Muscheln. Ihre Häuser legen sie sorgfältig auf Pfählen an, bedecken besonders das Dach sehr regelmäßig mit Nipablättern (Nipa fruticans) und bauen die Hinterseite des Hauses an einen Felsen an. Merkwürdig sind die Häuschen, in denen Wöchnerinnen ihre Genesung abwarten. Sie stehen auf Pfählen, sind aber nur so groß, daß ein Mensch liegend darin verweilen kann. In einem solchen fensterlosen Käfiche, in den man nur auf dem Bauche rutschend gelangen kann, muß die Frau 1—2 Wochen, von allem Verkehr abgeschnitten, zubringen, bis sie genesen ist. In diesen Gegenden, sowie im nordwestlichen Arfakgebirge, wird ein vorzüglicher Tabak in solcher Menge gewonnen, daß damit bis Doreh und in die Geelvinksbai ein lebhafter Handel getrieben wird.

Was die Bewohner der Geelvinksbai betrifft, so kommt zunächst die darin liegende kleine Insel Run, in deren Innern sich bis 2000 m. hohe Berge erheben, in Betracht. Die Bewohner dieser Insel kleiden sich ähnlich wie die Dorehsen, nur daß sie mehr Glasperlen tragen. Sie sehen aber gutmüthiger aus, als diese, und sind, obwol sie nur selten mit europäischen Schiffen in Berührung kommen, nicht scheu. Eines der Mitglieder der Circe-Expedition wurde von einem Eingeborenen mit in seine Hütte genöthigt und fand dort unter Anderm sechs Frauenzimmer vor, die wider sein Erwarten nicht flohen. Es waren drei Mädchen darunter, die sich durch ihre schwarzen, feurigen Augen, durch ihre blendend weißen Zähne und ihre schönen, runden Formen auszeichneten und es besonders auf einen goldenen Ring des Europäers abgesehen hatten, den sie ihm sogar abzustreifen suchten.

Längs dieses Theiles der Küste liegen eine Menge schöner Inseln, z. B. Jobi und Ansus. Die Bewohner von Ansus unterscheiden sich nur wenig von der Bevölkerung von Run; doch durchbohren die Männer nicht nur die Nase und die Ohrläppchen, sondern auch die Ränder der Ohren und tragen darin Ringe. Das Haar flechten sie meist in vier Bündel, wovon je eines nach vorn und hinten und je eines nach jeder Seite weit absteht. Sago und Fische sind ihre Hauptnahrung. Sie verstehen es auch, durch Reiben zweier Hölzer Feuer zu machen, und haben dieses Feuerzeug stets bei sich, um ihre Cigarre anzuzünden.

Von Jobi aus weiter südöstlich jenseits des Kap d'Urville zeigen sich die Arimoa-Inseln, deren kriegerische Bevölkerung sogar einmal die Hongieflotte zurückschlug. Auf der gegenüberliegenden Küste, Tabi genannt, erblickt man ostwärts 1000 m. hohe Bergrücken. Die Bevölkerung dieser Küste ist wegen ihrer Wildheit ebenfalls gefürchtet und erkennt die Macht des Sultans nicht an. Ohne Furcht kamen sie an Bord der Circe und boten ganz werthlose Dinge zum Verkauf an. Sie waren äußerst mißtrauisch und gaben Nichts ohne vorherige Bezahlung hin, versuchten auch Einiges zu entwenden. Sie waren völlig nackt und trugen nur Rotangbänder um den Leib, sowie um Arme und Beine. Am sonderbarsten war ihr Kopfputz. Das Haar trugen sie in lange, dünne Stränge geflochten, die am Vorderkopfe zusammengebunden waren und von weitem einem Helme glichen, und außerdem noch mit Kasuarfedern aufgeputzt. In der Nase und in den Ohrläppchen, die durchbohrt waren, trugen sie Stücke Holz.

Unter den Bewohnern der Inseln der Geelvinksbai ist eine merkwürdige Sage über ihre Herkunft verbreitet, die mit der biblischen Geschichte von Adam und Eva und vom Sündenfall sehr viel Aehnlichkeit hat.

Wendet man sich nun weiter südöstlich, so gelangt man an die Humboldtsbai, deren südwestliche Ufer aus hügeligem Lande bestehen, wogegen sich im Westen das majestätische, gegen 1000 m. hohe, bis auf die höchste Spitze mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckte Kyklopengebirge erhebt, während der östliche Theil der Bai Flachland ist. Die Papu der Humboldtsbai haben, da sie von allem Verkehr mit andern Stämmen abgeschieden sind, ihre ganze Ursprünglichkeit bewahrt. Sie scheinen unter allen Stämmen Neu-Guinea's die besten Anlagen zu besitzen. Sie sind dreist und unerschrocken. Als der Dampfer „Etna" in der Bai erschien, kamen sie sofort in einer Menge Fahrzeuge bis nahe an das Schiff herangefahren. Einige dieser Kanoes wurden von Weibern regiert; doch wurden sie von den Männern heimgeschickt, sobald sie in das Bereich des Dampfers kamen, und durften sich auch nicht wieder sehen lassen. Die Männer benahmen sich ganz zwanglos, kletterten gleich an Bord und thaten, als wenn ihnen ein so großes Schiff etwas ganz Bekanntes wäre. Bald entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel, indem die Papu Waffen, Pisang, Kokosnüsse und geräucherte Fische gegen Messer, Spiegel, Glaskorallen u. dergl. vertauschten. Man lernte sie aber nur zu bald auch von einer andern Seite kennen; trotz ihrer Nacktheit und trotz der Schildwachen wußten sie mit außerordentlicher Schlauheit allerlei Gegenstände, z. B. ein paar kupferne Platten, die nahe am Steuerrade befestigt waren, zu entwenden und unbemerkt in ihren Kanoes zu bergen. Man möchte annehmen, daß sie sich diese Gegenstände mit den Zehen zusteckten und so ohne Aufsehen in die Kähne spazieren ließen. Darum mußte man in der Folge Alles vor ihnen versteckt halten und den Tauschverkehr beschränken. Sie waren außerordentlich neugierig, betasteten die Kleider und Gesichter der Ankömmlinge, nahmen Alles in die Hand und betrachteten es mit dem lebhaftesten Interesse. Von Lebensmitteln, ja, selbst von geistigen Getränken, wollten sie aber nichts wissen.

Ueberhaupt waren diese Papu Anfangs ziemlich mißtrauisch und wollten die Europäer nicht in ihre Dörfer lassen. Durch kluges, vorsichtiges Auftreten machte man sie aber immer zutraulicher, und zuletzt durften die Europäer nicht blos die Häuser, sondern sogar die Tempel betreten; auch wurden sie immer dienstfertiger und entgegenkommender. Durften doch die Holländer sogar ihre Flagge auf dem Tempel zu Tobbadi aufhissen. Als dieselbe entfaltet wurde, bekundeten die Eingeborenen eine wahrhaft kindische Freude; denn sie waren über die schönen Farben entzückt und schienen die Flagge für ein höheres Wesen zu halten. Mehrere Jünglinge beeilten sich, sie an ein langes Bambusrohr zu befestigen, und kletterten im Innern des Tempels bis zur Spitze des Daches empor. Ehe sie aber die Flagge hinaussteckten, mußten die Besucher das Innere des Tempels betreten und sich auf den Dielen niederlassen. Kaum aber flatterte die Flagge frei in der Luft, so begannen junge Papu auf ihren Bambusflöten zu spielen und nach dieser Musik zu tanzen. Das war jedoch ein bloßes Trampeln, indem die Tänzer nicht von der Stelle kamen.

Im Ganzen sind die Bewohner der Humboldtsbai schöner und kräftiger gebaut als die andern Papustämme, auch ist ihre Hautfarbe viel dunkelbrauner. Sie haben schwarzes, wolliges Haar, dunkle, feurige Augen, welche Muth, Verschlagenheit und Geist verrathen; ihre Lippen sind dick, die Nase breit. Einige Mädchen und Frauen, die sich bisweilen durch eine hellere Hautfarbe auszeichnen, kann man fast hübsch nennen.

Die Männer gehen fast ganz nackt und haben eigenthümliche Ohr- und Nasenverzierungen. Sie durchbohren das Nasenbein und stecken in die Oeffnung ein Stück Bambus oder einen glatten Quarzstein, der bisweilen $^1/_8$ Kg. schwer ist; andere tragen in der Nase zwei an einander befestigte Eberhauer, die mit den Spitzen nach oben gekehrt werden und fast bis an die Augen reichen, was schrecklich aussieht. In den Ohren tragen sie Ringe von Schildpatt.

Das Haar schneiden Kinder und Unerwachsene gewöhnlich ab und lassen nur in der Mitte des Kopfes einen zwei Finger breiten, hohen Kamm stehen. Viele Männer flechten ihr langes Haar in einen Zopf, den sie um den Kopf legen; andere machen eine viel größere Flechte aus Kasuarfedern oder Baumfasern. Fast jeder aber bestreut das Haar mit einer gepulverten, rothen Erde, schmückt es mit Federn und steckt einen langen Bambuskamm hinein.

Die Zähne der wilden Schweine verwenden sie besonders gern zum Schmuck. Sie machen daraus recht nette Brustschilder, die 20 cm. breit sind, und Leibbänder. Dazu haben sie Gürtel, die sie mit Geschick aus Bambusstücken und Muscheln machen. Um Arm und Hals tragen sie ebenfalls Ringe, die bisweilen aus Schweinshauern bestehen. Die Scham bedecken sie nur mit einer Büchse, die aus einem getrockneten Kürbis verfertigt wird.

Die Weiber flechten das Haar in eine Menge kleiner Zöpfe, die um den Kopf herumhängen. Sie tragen auch Lendenschurze, die für festliche Gelegenheiten aus feinen Pisangfasern gefertigt werden und schwarz und weiß gefärbt sind. Unten sind sie mit kleinen Muscheln verziert, die beim Gehen klappern. In den Ohren tragen sie große Ringe aus Schildpatt, deren Zahl mit dem Alter vermehrt wird, so daß sie deren oft zwanzig in den Ohren hängen haben. Einige durchbohren sich auch die Nase, ziehen aber nur eine Pisangfaser hindurch, an die sie kleine Muscheln oder Korallen hängen. Sonderbarerweise kommt das Tätowiren nur bei den Frauen vor.

Die Eingeborenen haben als Waffen nur Pfeil und Bogen, seltener Lanzen; dann und wann trägt einer im linken Armbande eine Art Dolch, der aus einem menschlichen Schenkelknochen verfertigt ist. Mit ihren Pfeilen schießen sie sehr sicher. Ihre Kähne bestehen aus Baumstämmen, die oben etwas ausgehöhlt und zum Schutz gegen das leichte Umschlagen an den Seiten mit 1 m. vorstehenden Querbalken versehen sind; sie führen eine Matte als Segel und haben in der Mitte ein Verdeck von Bambus, auf dem die Mitfahrenden sitzen und ihre Waffen niederlegen. Diese Kanoes laufen vorn und hinten spitz zu und sind an beiden Enden, sowie an den Seiten, mit geschnitzten und eingebrannten Figuren verziert.

Ihre Häuser stehen auf Pfählen im Wasser und sind durch Brücken mit einander verbunden. Jedes Dorf hat zwei Reihen Häuser und in der Mitte einen Tempel. Die starken Grundpfähle ragen 1 m. über das Wasser und

tragen Querbalken, auf denen eine Decke von Nipablättern ruht. Auf dieser Grundlage befinden sich 1 m. hohe Wände aus Bambus- und andern Blättern, und darüber erhebt sich das sechs- oder achteckige, spitz zulaufende Dach, das oft eine Höhe von 14 m. erreicht und dessen Dachstuhl in der Regel aus schräg in einander gefügten Stämmen besteht. Das Dach ist mit Atap (Sagopalmenblättern) dicht gedeckt. Das Innere des Hauses, das keine Fenster hat, ist in mehrere Abtheilungen geschieden, die von den männlichen, weiblichen und unverheiratheten Familiengliedern bewohnt werden. Längs der Wände sind Schädel, Schweinshauer, Waffen aufgehängt; sonst enthält das Innere hübsche irdene Töpfe und Schüsseln und einen Feuerplatz, über dem sich eine Art Schornstein zum Räuchern der Fische befindet.

Die Tempel sind noch künstlicher gebaut und haben Dächer, die oft bis 24 m. hoch sind. Die Dächer sind gut gedeckt und haben vier Oeffnungen, um das Innere zu erhellen. An den Seiten des Daches ragen Stöcke hervor, an denen Holzschnitzereien, Vögel, Fische u. dgl. angebracht und durch Guirlanden verbunden sind. Das Innere des Tempels ist in ähnlicher Weise ausgeschmückt; doch sind außerdem noch Köpfe und Zähne von Schweinen, Pfeile, Bogen und Lanzen, auch ausgehöhlte Baumstämme in der Gestalt von Kähnen aufgestellt. Neben den vier Thüren befinden sich große, mit Sand gefüllte hölzerne Kasten zum Feueranmachen und daneben hölzerne Kopfkissen für die Jünglinge, die im Tempel beständig Wache halten. Zum Tempel gelangt man durch einen Vorhof, der durch eine Einfriedigung von Palmenblättern gebildet wird.

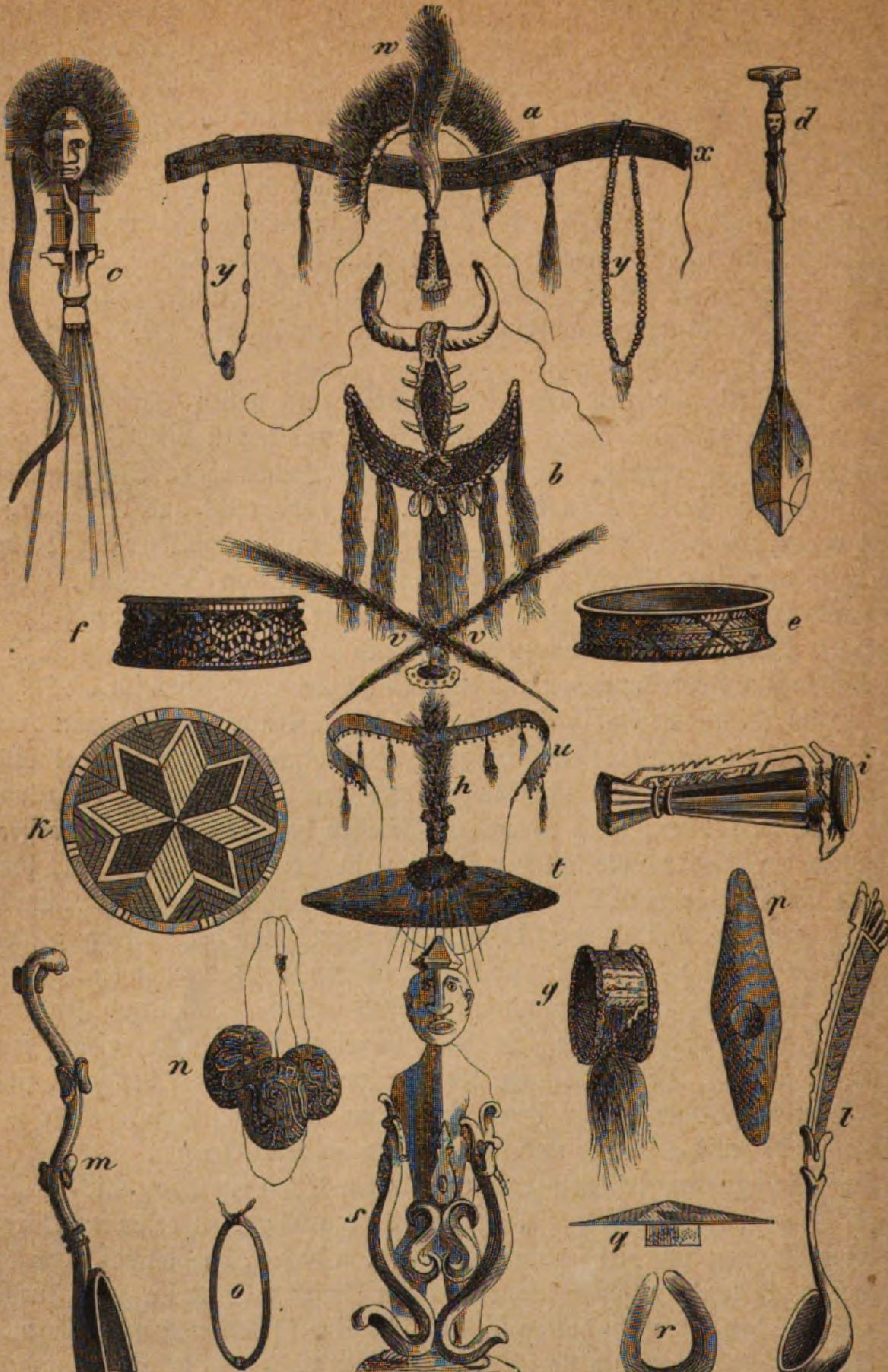
Götzenbilder hat man nicht bemerkt und über die religiösen Gebräuche nichts erfahren können; auch eigentliche Priester hat man nicht angetroffen; doch scheint die Bambusflöte mit der Religion in Verbindung zu stehen, denn während die Eingeborenen Alles gern verkauften, wollten sie eine Flöte durchaus nicht hergeben, und als man doch endlich einen Papu dazu bewog, geschah es nur unter der Bedingung, sie vor keinem Menschen sehen zu lassen.

Von ihren sonstigen Gebräuchen ist Nichts bekannt. Jagd und Fischfang sind ihre Hauptbeschäftigungen. Landbau betreiben sie weniger, obwol man Ländereien antrifft, die mit Pisang, Kokospalmen und Tabak bepflanzt sind. Die Frauen verfertigen außer ihren Putzsachen auch hübsche irdene Gefäße; die Männer bauen die Häuser und sind Meister im Holzschnitzen.

Ihre Anlage zum Zeichnen ergiebt sich daraus, daß ein Papu mit Bleistift allerlei Thiere aus dem Kopfe zeichnete, die ganz gut zu erkennen waren. Auch vom Rechnen scheinen sie einige Begriffe zu haben, da sie nach Monaten rechnen und bis hundert zählen können. Vorm Schießen haben sie große Furcht, und selbst vor den Spiegeln hatten sie Anfangs eine bemerkenswerthe Scheu.

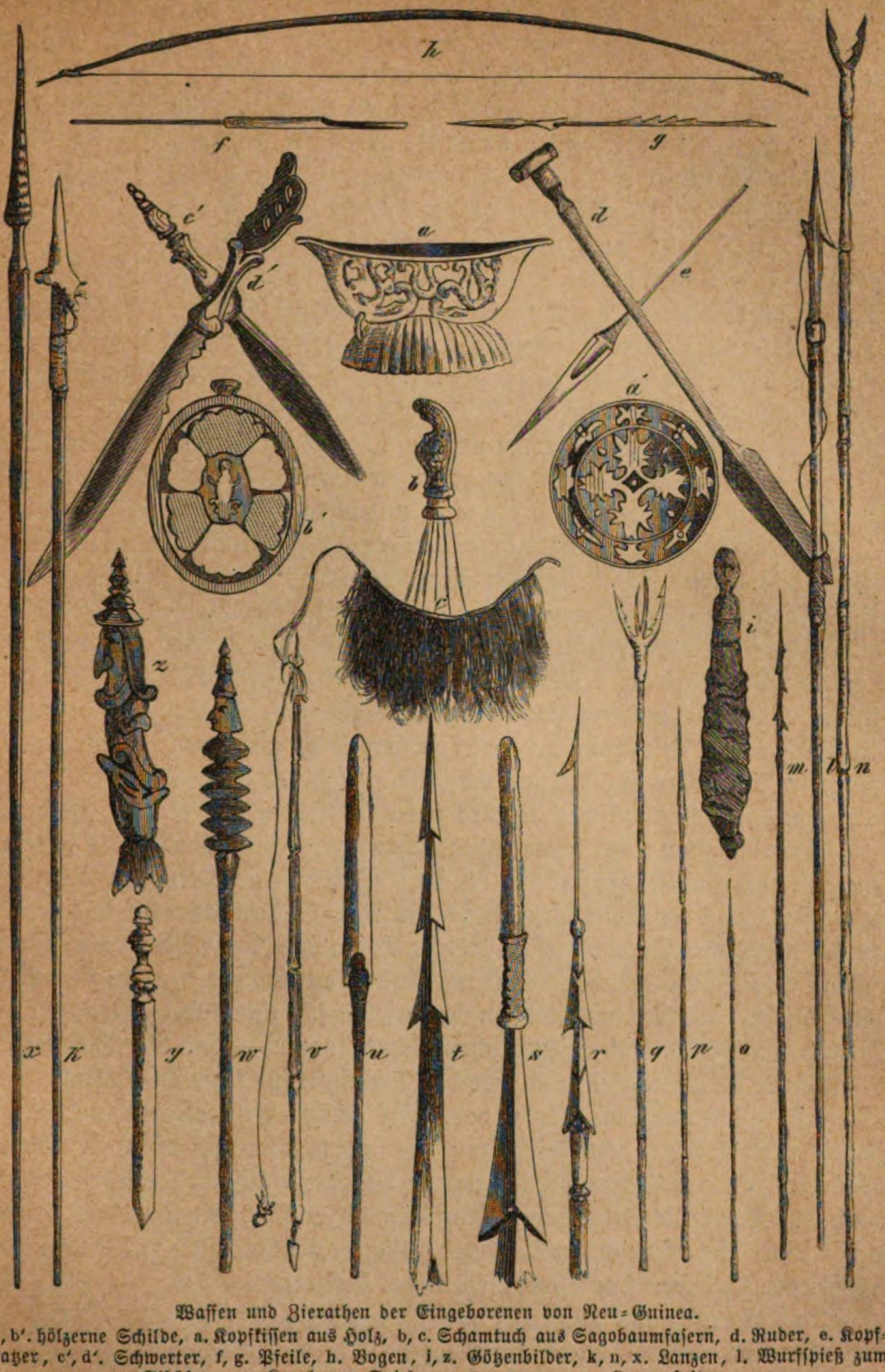
Starke Getränke kennen sie nicht. Sie stehen vielleicht deshalb mit andern Stämmen und mit Händlern außer Verkehr, weil bei ihnen der Trepang zu fehlen scheint, der den Verkehr zwischen allen diesen Völkern vermittelt.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß einige Stämme zum Muhamedanismus bekehrt worden sind, und es ist Thatsache, daß die muhamedanischen Priester immer mehr Proselyten machen, während die Bestrebungen der christlichen Missionäre bisher erfolglos gewesen sind.



Zierathen, Geräthe und Götzenbilder von Neu-Guinea.
a, b, w. Kopfputz aus Paradiesvogelfedern, d. Ruder, k. hölzerner Schild, l, m. Löffel, s. Götzenbild, o, r. Armringe, q, x, y. Halsschmuck aus Muscheln und Kaimanszähnen.

In neuerer Zeit erst schien sich ihre Sache etwas besser gestalten zu wollen. Zwei Mitglieder der niederländischen Missionsgesellschaft, Ottow und Geißler, ließen sich im Jahre 1855 an der Bai von Doreh nieder.



Waffen und Zierathen der Eingeborenen von Neu=Guinea.
a′, b′. hölzerne Schilde, a. Kopfkissen aus Holz, b, c. Schamtuch aus Sagobaumfasern, d. Ruder, e. Kopfkratzer, c′, d′. Schwerter, f, g. Pfeile, h. Bogen, i, z. Götzenbilder, k, n, x. Lanzen, l. Wurfspieß zum Fischfang, w. Kegel zum Spielen, v, t, u, s, z, q, p, o. Lanzenspitzen.

Nach unsäglichen Anstrengngen vermochten sie endlich 1858 einige Zuhörer um sich zu versammeln. Bereits 1860 gaben sie ein Gesang= und Lesebuch in der Papusprache heraus und ertheilten darnach Schulunterricht. Im Jahre 1859

waren sie durch einen dritten Missionär, Jäserich, verstärkt worden und hatten die Genugthuung, ihr Werk langsam vorwärts schreiten zu sehen. Da trat auf einmal 1861 ein Prophet unter den Papu auf, der sich für Konori, ein höheres Wesen ausgab, und die jahrelangen Mühen der Missionäre zu Nichte machte. Geißler begab sich daher an die Küste der Van-Dammenbai; aber auch hier stand ihm ein Heiliger im Wege, und als er nach Doreh zurückkehrte, fand er die Verhältnisse noch ungünstiger als vorher, indem die Pocken große Verheerungen angerichtet und viele Eingeborene vertrieben hatten.

Der Handel von Neu-Guinea ist noch ganz unbedeutend und beschränkt sich meist auf Masoibast, Trepang, Schildpatt, Perlen, Muskatnüsse, Paradiesvögelhäute. Für größere europäische Schiffe, welche alle Lebensmittel mitnehmen müssen, sind die Kosten zu bedeutend, so daß nur kleinere Schooner mit Vortheil Handel treiben können. So lange nicht dauernde europäische Niederlassungen auf dieser Insel errichtet werden, und die Bevölkerung die Vortheile der Kultur und des Handels nicht begreifen lernt, wird sich auch Wohlstand und Civilisation in diesem reichen Lande nicht entwickeln können.[1]

Nachdem wir Vorstehendes bereits in der Presse hatten, finden wir noch Gelegenheit hinzuzufügen, daß neuesten Nachrichten zufolge England im Begriff ist, sich Neu-Guinea anzueignen. Der bezügliche Vertrag, kraft dessen Holland der britischen Regierung alle seine Souveränetätsrechte auf die Insel abgetreten hat, ward am 9. Mai 1872 ratifizirt. Dagegen hat England den Holländern das unbestreitbare Eroberungsrecht auf ganz Sumatra eingeräumt. Für England hat Neu-Guinea eine viel größere Wichtigkeit, weil es seine Machtstellung in Australien ergänzt und verstärkt. Englands große Idee: die Gründung eines austral-asiatischen Reiches unter britischem Protektorat, ist durch diese Erwerbung um einen bedeutenden Schritt vorgerückt. Gleichzeitig schreitet England auch zur Besitzergreifung der Aru-Inseln, einer Kette von Eilanden, welche sich längs der südöstlichen Küste von Neu-Guinea erstrecken und gleichsam die detachirten Forts derselben bilden. England will jede Macht von seinem australischen Zukunftsreiche fernhalten. Das macht ihm sein neuestes Kolonialsystem leicht. Die Kolonien müssen heute selbst für ihre innere Verwaltung, Sicherheit und für ihren militärischen Schutz sorgen — das Mutterland behält sich nur die Oberhoheit, und was das Wichtigste für Aufrechterhaltung derselben ist — die maritime Macht vor. Es schützt die Kolonien und ihren Handelsverkehr gegen alle Feinde zur See und hält sie dadurch auch selbst in Abhängigkeit von sich. Natürlich bleiben sie auch der englischen Industrie tributpflichtig. Durch die Erwerbung Neu-Guinea's eröffnet England dem Ueberschusse seiner Bevölkerung, der Ueberproduktion seiner Industrie und dem Unternehmungsgeist seiner Handelswelt ein neues Gebiet.

Daß Amerika mit Mißgunst auf diese neue Erwerbung der Engländer blickte, braucht man wol nicht erst zu sagen. Wo die Amerikaner etwas annektiren möchten, stellt sich ihnen England in den Weg, und sie müssen ruhig zusehen, wie sich England im Stillen Weltmeere ein so ungeheures Gebiet aneignet und einen so wichtigen Stützpunkt für seine Handelsmacht gründet.



Landschaft auf Neu-Kaledonien.

Zweiter Abschnitt.

Neu-Kaledonien.

I. Entdeckungsgeschichte.

Cook. Durmont d'Urville. Besitznahme durch die Franzosen. Montravel. Hafen von Kanala. Numea oder Port de France. Kämpfe mit den Eingeborenen. Französische Ansiedler. Kommunismus. Musterwirthschaft der Regierung.

Neu-Kaledonien wurde am 4. September 1774 von James Cook auf seiner zweiten Reise entdeckt. Da er einen Gesammtnamen für das Land nicht erfahren konnte, so benannte er die Insel nach dem alten Namen Schottlands, obwol derselbe dem milden Klima und der üppigen Vegetation nicht entspricht. Cook landete damals bei Baladea (Balad) im Nordosten der Insel, weilte daselbst einige Zeit und steuerte dann längs der Ostküste nach Süden, wobei er das Kap der Königin Charlotte und die Fichteninsel entdeckte. Im Jahre 1792 wurde das Land von d'Entrecastreaux und Huon de Kermadec besucht, als dieselben nach dem Schicksal des unglücklichen La Perouse forschten, der, wie man jetzt weiß, von den Eingeborenen der nicht weit entfernt

liegenden Insel Waniforo erschlagen wurde. Seitdem wurden diese Gegenden, abgesehen von gelegentlichen, meist englischen Küstenfahrern, die sich dort oftmals mit dem kostbaren Sandelholz befrachteten, nur von Durmont d'Urville besucht, der dort im Jahre 1827 wichtige hydrographische Arbeiten vornahm und insbesondere die Loyalitätsinseln, welche gegen Osten liegen, entdeckte.

Inzwischen mochten die Franzosen die Wichtigkeit Neu-Kaledoniens erkannt haben, das bestimmt zu sein scheint, ein Mittelpunkt für ihre Niederlassungen im Großen Weltmeere zu werden. Am 29. September 1853 nahm daher der Befehlshaber der französischen Flotte im Großen Ozean, Febvrier Despointes, Neu-Kaledonien in Besitz, indem er die französische Flagge entfaltete. Angebahnt wurde diese Besitzergreifung durch französische Missionäre, die im Jahre 1843 in Neu-Kaledonien ankamen und sich auf der Ostküste bei Baladea ansiedelten. Sie hatten mannichfache Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen, die sich gegen ihre Lehren widerspenstig zeigten, und hatten von großem Glück zu sagen, als gerade in ihrer höchsten Bedrängniß das Schiff „Brillante" bei Baladea erschien, dessen Kapitän den Eingeborenen ein Treffen lieferte, die Missionäre befreite und sie auf die Fichteninsel brachte. Von hier aus knüpften sie wieder mit den Neu-Kaledoniern an und bereiteten die Besitzergreifung nach Kräften vor. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sie dem Gegenadmiral Despointes Eröffnungen gemacht; sonst wäre dieser schwerlich auf eigene Verantwortung von Tahiti her erschienen, um den Engländern in der Besitznahme zuvorzukommen. Er erbaute bei Baladea ein kleines Fort, versah dasselbe mit Besatzung und segelte alsbald wieder ab. Der Schiffskapitän Tardy de Montravel, der auf den ausdrücklichen Befehl der französischen Regierung, von Neu-Kaledonien Besitz zu ergreifen, zu Anfang des Jahres 1853 von Rochefort auslief und im Januar 1854 mit der Kriegskorvette „Constantine" dort anlangte, war daher nicht wenig erstaunt, als er die französische Flagge bereits auf der Insel wehen sah. Ihm war es nunmehr darum zu thun, die Missionäre wieder nach Kaledonien zu bringen und den Eingeborenen das französische Protektorat mundrecht zu machen. Das hatte bei Baladea keine Schwierigkeiten: dort fehlte es den Missionären unten den Stämmen Puma und Pompo nicht an Freunden. Der Häuptling Bunone ließ sich durch Geschenke zur Taufe, zur Abtretung einer Strecke Landes und zum Verzicht auf das Hauptvorrecht seiner königlichen Würde bewegen. Dieses Vorrecht bestand freilich blos in der Ausübung der Rechtspflege in der herkömmlichen Weise, wonach der König dem Missethäter einfach den Schädel mit einer Keule zerschmetterte.

Ebenso leichtes Spiel hatte Montravel, als er von Baladea nach Süden hin bis Puebo (Poëbo) schiffte; denn dort hatten die Wilden die vertriebenen Missionäre aus freiem Antriebe zurückgeholt, und der eine Häuptling hatte sich taufen lassen und bat sogar um eine französische Niederlassung. Dagegen stieß Montravel auf Schwierigkeiten, als er die Ostseite entlang fuhr, um mit den Eingeborenen in Beziehung zu treten und einen geeigneten Punkt zur Niederlassung aufzusuchen. Ueberall, wo der Einfluß der Missionäre nicht herrschte, fand er die Wilden widerspenstig. Ob sie in ihrer Feindseligkeit gegen die Franzosen durch englische und amerikanische Matrosen bestärkt wurden, die in der Südsee

oft das Schiff heimlich verlassen, bei den Wilden bleiben und unter denselben Einfluß erlangen, mag dahingestellt bleiben: die Hauptursachen der lang andauernden Kämpfe mit den Eingeborenen werden sich aus Nachstehendem ergeben.

Auf der Fahrt längs der Ostküste berührte Montravel den Hafen von Kanala, der einen trefflichen Ankergrund hat und einen kleinen schiffbaren Fluß aufnimmt. Die Lage hätte sich in jeder Beziehung zu einer Niederlassung geeignet, zumal dort auch das kostbare Sandelholz wächst. Indessen zogen es die Franzosen wol mit Recht vor, sich nach der westlichen Küste zu wenden, weil von dort die Verbindung mit Sydney und mit Australien überhaupt leichter ist. Wahrscheinlich hätten sie sich für die Bucht von Morare entschieden, zu welcher man gelangt, wenn man die Südspitze der Insel umschifft hat. Dort finden sich insbesondere Steinkohlenlager, so daß die Dampfer ihren Bedarf leicht decken können; aber es fehlt an einem guten Ankergrund. Montravel wandte sich daher nach der benachbarten Bucht von Numea und gründete hier im Jahre 1854 auf der Spitze der Halbinsel von Numea einen Militärposten, Port de France, das zur Hauptstadt bestimmt war.

Vom militärischen Gesichtspunkt aus war dieser Punkt gut gewählt. An der Einfahrt zu einer tiefen, wohl geschützten, von Bergland umgebenen Bucht öffnet sich ein sicherer, leicht zugänglicher Hafen, der ohne Schwierigkeit vertheidigt werden kann. Die Landschaft bildet einen Halbkreis, dessen Berge amphitheatralisch emporsteigen. Dagegen war die Lage von Numea für eine Stadt durchaus nicht geeignet, weil die Umgegend öde und unfruchtbar und auf der ganzen Halbinsel kein Trinkwasser vorhanden ist.

Die Eingeborenen sahen die Niederlassung der Franzosen vom Anfang an nicht gern, insbesondere erregte sie den Unwillen des mächtigen Stammes Nengara, dessen Gebiet sich von der Bai Bulari, südlich von Port de France, dem jetzigen Numea, bis zur Ostküste von Yate erstreckt. Freilich verwenden die Neu-Kaledonier nur einen sehr kleinen Theil des Bodens zu ihren Pflanzungen; aber alles Land ist doch unter die einzelnen Stämme bestimmt getheilt und Eigenthum derselben. Deshalb sah man in der französischen Niederlassung einen Eingriff in wohlerworbene Rechte. So sah insbesondere auch ein Häuptling Namens Waton die Sache an. Sein Großvater Pore hatte noch ein großes Gebiet beherrscht, aber die Schwäche seiner Söhne brachte die Familie um alles Ansehen, und Waton sah sich, als er zur Herrschaft gelangte, auf das kleine Gebiet Pitema beschränkt. Hier hatte Waton in dem Dörfchen Naniuni, etwa zwölf franz. Meilen nördlich von Numea, seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Nicht wenig wurde er in Unruhe versetzt, als die Franzosen in seiner Nähe den Grund zu der Hauptstadt Numea legten. Er fürchtete Uebergriffe in sein Gebiet und schloß sich den Stämmen an, die sich der Franzosen zu entledigen suchten.

Die Nengara fanden überdies einen neuen Anlaß zur Erbitterung, indem die französischen Missionäre auf ihrem Grund und Boden an der Bularibai Conception gründeten und Hunderte von „bekehrten" Eingeborenen aus dem nördlichen Theil der Insel dorthin ansiedelten. Ein derartiges Eindringen ihrer Landsleute in ihr Gebiet war ihnen unerträglich. Bald kam es zu Reibungen, die einen offenen Krieg zwischen den Nengara und den Franzosen zur

Folge hatten. Da konnte man wol die Dörfer der Eingeborenen ohne große Mühe zerstören, aber doch nicht hindern, daß sie die französischen Niederlassungen umschlichen, allen möglichen Schaden stifteten und über jeden herfielen, der ihnen schutzlos in den Wurf kam. Große Anstrengung kostete es den Franzosen, um die Eingeborenen allmählig vom Küstenlande in das Innere zurück zu drängen. Die Kämpfe, die für die Franzosen peinlicher als mörderisch waren, dauerten bis 1859. Sie mußten in Numea, das im Werden begriffen war, immer auf der Hut sein; rastlos lauerte der Feind im hohen Farrngras, während das scharfe Auge seiner Wachen, die auf den Spitzen der Berge standen, die lauernden Eingeborenen auf jeden unvorsichtigen Soldaten oder unglücklichen Kolonisten, der sich über das Lager hinauswagte, aufmerksam machte. Erst durch eine nach Yate unternommene militärische Expedition und hauptsächlich durch den Einfluß Waton's wurde der Krieg beendigt. Letzterer war von den Franzosen gewonnen worden, fiel von den Nengara ab und schloß sich jenen rückhaltlos an. Lediglich durch seinen Beistand gelang es, den Häuptling der Nengara, Kandio, gefangen zu nehmen, der alsdann erschossen wurde. Dadurch wurde die Ruhe in der Umgebung von Numea hergestellt, so daß der Gouverneur de Saisset im Jahre 1859 mit einem kleinen Gefolge die Insel unbelästigt in mehreren Richtungen durchstreifen konnte. Ein baskischer Schäfer langte in vierzehn Tagen wohlbehalten mit 200 Schafen und 2 Rindern von Kanala aus in Numea an, nachdem er überall für seine Herde treffliche Weide gefunden hatte. Er hatte bis Uaraï den Weg eingeschlagen, welchen de Saisset zurückgelegt hatte, und war dann längs der Küste gegangen.

Ebenso sicher zeigte sich die Umgegend von Numea in einem andern Falle. Die Franzosen gaben die Station Baladea im Jahre 1859 auf und gründeten dafür in der Bai von Kanala einen Posten, den sie Napoleonville nannten. Zwischen diesem Punkte und Numea richteten sie alsbald einen Postdienst ein, dem sich die Eingeborenen selbst unterzogen. Sie trugen die zu befördernden Briefschaften in Blechbüchsen und verrichteten den Dienst ohne Störung. Leider kam es im Jahre 1860 einmal vor, daß in einer Dorfschaft, durch welche die Briefträger gehen mußten, eine ansteckende Krankheit ausbrach. Die abergläubischen Eingeborenen verfielen alsbald dem Wahne, daß die Dorfschaft durch die geheimnißvolle Blechbüchse, die den Krankheitsstoff in sich trage, behext sei. Das war genug, um die Briefträger dem Tode zu weihen. Sie wurden von den Eingeborenen erbarmungslos ermordet und dem Herkommen gemäß aufgefressen. Waton, zu dessen Stamme die Unglücklichen gehörten, wandte sich an die Franzosen in Numea, um Rache zu nehmen und Genugthuung zu erhalten. Diese unternahmen zwar einen Kriegszug, konnten jedoch der Missethäter nicht habhaft werden, da sich dieselben ins Gebirge geflüchtet hatten. — Im Uebrigen bedurfte es noch mancher Unternehmung gegen unruhige oder aufrührerische Eingeborene. Seit mehreren Jahren hatten sich französische Missionäre in Wagap an der Ostküste angesiedelt. Die Eingeborenen griffen im Jahre 1862 die Mission an und belagerten sie. Davon benachrichtigt, sendete die Garnison von Kanala einen Walfischfahrer mit zehn Mann und einem Sergeanten zu Hülfe. Diese durchbrachen die Linie der Belagerer

und gelangten in das Missionshaus, wo sie sich mehrere Tage lang gegen die Angreifer behaupteten. Endlich wurde zwischen dem Sergeanten und einem



Der Hafen von Kanala.

Häuptling ein Waffenstillstand geschlossen; da traf noch rechtzeitig der Aviso „la Gazelle" mit Truppen ein und machte neuen Angriffen ein Ende.

Man setzte nunmehr einen Preis auf die Köpfe der vier Häuptlinge, welche die Rädelsführer gespielt hatten. Drei derselben stellten sich in der Hoffnung, das Leben zu retten, freiwillig; aber man mußte ein warnendes Beispiel geben und verurtheilte dieselben zum Tode. Die Unglücklichen fanden freilich Mittel und Wege, ihre Ketten zu zerbrechen und sammt dem Zelt, in welchem man sie gefangen gehalten, zu entweichen; aber sie wurden von mehreren Wachtposten eingeholt und mit dem Bajonnet niedergemacht.

Der Hauptanstifter, Onine, Oberhäuptling von Amoi, flüchtete sich ins Gebirge, wo man ihm nicht beikommen konnte. Man mußte sich mit der Konfiskation seines Gebiets begnügen. Kurz darauf wurde er begnadigt und zog sich in sein Dorf zurück. Als Garnier, der im Jahre 1863 von der französischen Regierung zur geologischen Untersuchung Neu-Kaledoniens abgesendet worden war, Onine einige Jahre später traf, war derselbe im Gefängniß. Derselbe hatte sich an der Ermordung des Kolonisten Taillard zu Wagap betheiligt, zerbrach dreimal seine Ketten und wurde dreimal wieder eingefangen. Er wurde dann nach Numea gebracht. Der Unglückliche war entsetzlich abgemagert. Bei den Bemühungen, im Gefängniß die eisernen Ketten zu brechen, welche seine Arme und Beine fesselten, hatte er sich das Fleisch dergestalt zerrissen, daß man die bloßen Knochen liegen sah und der Brand bereits eingetreten war. Wenige Tage darauf starb er.

Der Angriff auf die Mission Wagap bestimmte übrigens die Franzosen, im März 1862 daselbst einen Militärposten anzulegen.

Bedenklicher waren andere Vorfälle. Im Nordosten der Insel bereiten die Korallenriffe, die längs der Küste hinlaufen, der Schiffahrt große Schwierigkeiten. Indem sie sich zu nahe an die Küste ziehen, bieten sie nicht einen gegen Wind und Wellen geschützten Kanal, den die Küstenfahrer sonst längs der Küsten der Insel finden. Kriegsschiffe wagen sich nicht in diesen Kanal. Man wußte allerdings, daß dieser Küstenstrich fruchtbare und bevölkerte Ländereien in sich schloß, aber man wußte auch, daß die Eingeborenen, die sich durch diesen Korallendamm gedeckt glaubten, ihre Gäste sehr schlecht aufnahmen und den unglücklichen Küstenfahrer, den ein Sturm oder die finstere Nacht dort eine Zuflucht suchen hieß, überfielen. So hatte man erfahren, daß die Eingeborenen der Westküste vom Stamme Puange einen Küstenfahrer, „la Reine des Iles", angegriffen, eine Frau, zwei Eingeborene und zwei Franzosen abgeschlachtet und aufgefressen, darauf aber das Fahrzeug ausgeplündert hatten. Zur Zeit dieses Vorganges befanden sich auch noch drei Europäer, die des Fischfanges wegen angelegt hatten, in einem benachbarten Dorfe Namens Gatop; diesen gedachten die Mörder, von Blutdurst erfüllt, ein gleiches Schicksal zu bereiten. Glücklicher Weise erhielten die Europäer Wind von diesem Vorhaben und konnten sich noch zur rechten Zeit in Vertheidigungsstand setzen. Die Eingeborenen ließen nicht lange auf sich warten; aber ihre Wurfspieße (Zagai) streiften nur leicht einen der Angegriffenen, die sofort ihre Revolver abfeuerten und sich dann schleunigst auf ihr Fahrzeug retteten. Der Gouverneur von Neu-Kaledonien war über diese Vorgänge und über den an dem Kolonisten Taillard verübten Mord zu Wagap überaus entrüstet. Er glaubte daher diese Eingeborenen

seine Macht, fühlen lassen zu müssen und ertheilte dem Schiffsleutnant Banaré sofort Befehl, mit der „la Fine" nach Puange aufzubrechen, um vor Allem die erforderlichen Küstenvermessungen vorzunehmen. Ueberdies liefen am 10. August 1863 auch der „Fulton" und die „Gazelle" von Numea aus; jener sollte Truppen in der Bai Chasseloup ausschiffen und am 1. September mit den übrigen Schiffen dort zusammentreffen. An Bord der „la Fine" befand sich einer der drei Europäer, die dem Blutbade bei Gatop entkommen waren. Es war ein Schwede Namens Peterson, der während der Expedition theils als Lootse, theils als Kenner der Sprache der Eingeborenen gute Dienste leistete. Ueberdies sollte ein kleines, mit 4 Mann besetztes und vom Lootsen Gérard geleitetes Fahrzeug den größern Schiffen inmitten der Riffe als Wegweiser dienen.

Am 23. August 1863 kam die „la Fine" in der Nähe des Ortes an, wo die Mannschaft der „Reine des Iles" ermordet worden war. Bei der vorgerückten Tageszeit schien es nicht angemessen, weiter zu fahren, vielmehr warf man unter dem Schutz des Plateau Paquièpe Anker. Das kleine Fahrzeug „le Secret" ankerte ebenfalls, und zwar kaum in einer Entfernung von dritthalb Meilen. Am folgenden Tage machte sich „le Secret" gleichzeitig mit der „la Fine" segelfertig, hielt sich aber zu nahe an der Küste und strandete. Dieser Vorfall gab zu keiner besonderen Besorgniß Anlaß; ließ sich doch erwarten, daß die nächste Flut das Schiffchen wieder flott machen werde. Die Goëlette „la Fine" ging daher gegen Mittag in der Bai Chasseloup ruhig vor Anker. Da jedoch bei dem Erscheinen des Schiffes die Eingeborenen einerseits in großer Menge bewaffnet auf dem Ufer sich sammelten, andererseits von einer kleinen Insel ihr Hab und Gut in aller Eile zu flüchten suchten, so beschloß Banaré, sich über die Bedeutung dieser Bewegung zu vergewissern und ans Land zu gehen. Kaum angelangt, sah er sich mit seiner kleinen, zehn Mann starken Bedeckung von einem dichten Schwarm Eingeborener umringt. Er beschied den Häuptling von Gatop, einen alten Mann, Mango, vor sich und verlangte nähere Auskunft über den Ueberfall der „Reine des Iles". Der Häuptling wollte nicht mit der Sprache heraus, da die Thäter befreundeten Stämmen angehörten. Endlich gelang es Banaré, den Alten mit auf das Schiff zu locken und ihm die Zunge zu lösen, so daß er über den Vorfall die bestimmteste Auskunft erhielt. Er übergab dem Häuptling nun einen Brief an den Befehlshaber des Kutters „le Secret" zur Beförderung und entließ ihn.

Als man im Laufe des Nachmittags nach dem Kutter ausschaute, war man verwundert, ihn mastlos zu sehen. Die Schaluppe, die man deshalb absendete, brachte nur Nachrichten zurück, die das Schlimmste befürchten ließen. Man hatte auf dem Kutter weder Freund noch Feind gefunden, überall Blut gesehen; der Mast war mit der Axt zerschlagen, das Verdeck zertrümmert; in die untere Schiffswand war ein großes Loch gehauen, so daß das Fahrzeug sinken mußte, wenn man es flott machen wollte. Das Takelwerk, der Kompaß, kurz, alles Tragbare war fortgeschafft oder zerhackt.

Was das Alles zu bedeuten hatte, das erfuhr man nach langen Bemühungen von Mango. Die Puange hatten kaum das Stranden des Kutters bemerkt, als sie, unterstützt von einem Theil des benachbarten Stammes Puanloitsch,

gegen das Fahrzeug vorgegangen waren. Da es in Kaledonien Sitte ist, daß der Eingeborene bewaffnet geht, so weiß man in der Regel nicht, ob man es mit einem Freunde oder mit einem Feinde zu thun hat. Unangefochten waren daher die Puange mit ihren Genossen an den Kutter gelangt und an Bord gestiegen, da die Mannschaft wol nur einen gewöhnlichen Besuch erwartet hatte.

Es waren zur Zeit drei Matrosen nebst dem Kapitän auf dem Verdeck, der Vierte schlief in seiner Hängematte. Plötzlich hieben die Kanaken — so nennt man, beiläufig gesagt, die Eingeborenen der Südsee im Allgemeinen — auf ein gegebenes Zeichen mit ihren Tomahawks auf die vier Weißen ein. Zwei Matrosen sanken sofort mit zerschmettertem Schädel zu Boden, der Kapitän wurde nach verzweifelter Gegenwehr niedergemacht, der Vierte war dem Hiebe ausgewichen und rasch den Mastbaum hinaufgeklettert. Vergebens flehte er um Gnade: ein Pfeilschuß warf ihn entseelt auf das Verdeck herab. Der vierte Matrose wurde in seiner Koje ermordet. Die Kanaken plünderten nun das Schiff und vertheilten die fünf Leichname. Zwei davon erhielten die Puange, eben so viel die Puanloitsch, den fünften zerschnitt man in Stücke und beschenkte damit die benachbarten Stämme.

Dieser Unfall hätte sich wol vermeiden lassen, wenn Mango den ihm übergebenen Brief an den Kutter bestellt hätte. Ehe man aber an Züchtigung der Mörder denken konnte, mußte man die Ankunft der Truppen abwarten. Bis dahin handelte es sich darum, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, und das gelang durch einsichtsvolles Benehmen und durch Geschenke so weit, daß sie häufig auf das Schiff kamen und Lebensmittel, sonstige Gegenstände, ja sogar Beutestücke vom Kutter zum Verkauf brachten.

Durch diese friedliche Haltung der Kanaken ermuthigt, wagte der Geologe Garnier die Umgebung der Bai Chasseloup zu durchstreifen. Die Dörfer bestanden hier nicht, wie in den übrigen Theilen der Insel, aus zerstreut in den Pflanzungen liegenden Häusern, sondern sie waren von den Pflanzungen getrennt und im Schatten zahlreicher Fruchtbäume und Kokospalmen nahe an einander gebaut, so daß sie Straßen bildeten, deren Boden feines, weiches Gras war. Merkwürdiger Weise war gerade Mango's, des Häuptlings, Haus alt und sehr verfallen. Dies erklärte sich aus der Sitte, daß man bei der Geburt eines Häuptlings ein neues Haus für ihn baut, das man niemals ausbessert. Man errichtet zwar ein neues, wenn das alte so baufällig wird, daß es verlassen werden muß, allein das gilt für ein böses Zeichen.

Endlich im September kamen die Truppen an. Sofort wurden kräftige Maßregeln ergriffen, um die beiden den Franzosen so gefährlichen Häuptlinge Gondu und Poindipatschili zu züchtigen. Zu diesem Behufe sollte eine Truppenabtheilung auf dem Landwege von Wagap aus quer durch das Innere vordringen, während eine andere zur See nach der Chasseloupbai geführt wurde; beide Abtheilungen sollten sich bei dem Dorfe Kone, an der Westküste, das unter Gondu stand, vereinigen. Die erstere Abtheilung züchtigte die feindlichen Stämme; zugleich gelang es ihr, Dongo, den Häuptling des Stammes Hunua, einen erbitterten Gegner Gondu's, zu gewinnen und ihn zu bestimmen, die Franzosen in ihren Unternehmungen zu unterstützen.

Sobald die beiden Abtheilungen sich vereinigt hatten, zerstörten sie die Hütten und Pflanzungen der Puange, die von den Höhen der Berge einen Steinhagel auf die Truppen herabsendeten. Sie erreichten dann das Dorf Kone, wo Gondu sich großentheils aufzuhalten pflegte. Sein Wohnhaus unterschied sich von den Gebäuden, wie man sie sonst in Neu-Kaledonien trifft; es zeugte von einer gewissen Kunst. Freilich war es nur eine Hütte, aber sie war in größerm Maßstabe angelegt und sorgfältiger gearbeitet als gewöhnlich. Sie war mit hohen Stämmen eingefriedigt, die neben einander in der Erde staken, roth angestrichen und dergestalt geschnitzt waren, daß das obere Ende jedes Stammes einem menschlichen Körper in den verschiedenartigsten und verzerrtesten Stellungen ähnelte; dabei schien eine eigenthümliche Verzierung der Köpfe durch zusammengewundene Lianen das krauswollige Haar der Eingeborenen darstellen zu sollen. Hinter der Einfriedigung standen wie gewöhnlich Stangen mit Schädeln, und das Ganze war von einem tiefen Graben umgeben.

Die Bewohner des Dorfes flohen eiligst bei Ankunft der Truppen. Es machten sich jedoch alsbald sieben Kanaken, die auf einem Hügel Stücke eines weißen Stoffes schwenkten, als Abgesandte des Häuptlings bemerklich. Als man sich ihnen genähert hatte, legten sie zitternd vor Furcht die Waffen nieder und baten um Frieden. Man hielt es für angemessen, sechs derselben als Geiseln zurück zu behalten und den siebenten mit dem Bescheide zu entlassen, daß man ihnen erst dann Frieden bewilligen werde, wenn sie Gondu an die Franzosen ausgeliefert hätten. Darauf erfolgte keine Antwort. Man mußte sich daher damit begnügen, alle Dörfer der Gegend niederzubrennen und die Pflanzungen zu verwüsten. Die Truppen kehrten dann zur Küste zurück.

Inzwischen hatten zwei andere Kolonnen die Puange und Puanloitsch ebenfalls gezüchtigt. Die eine Expedition, welche der Gouverneur selbst leitete, war auf einen Handstreich gegen die Puanloitsch berechnet. Geführt von Pi, dem Adoptivsohne Mango's, gelangte man am 15. September in der Morgendämmerung an das Hauptdorf dieses Stammes. Sich mit gefälltem Bajonnet auf das Dorf stürzen und es einnehmen, war das Werk eines Augenblickes; aber die Einwohner waren gewarnt worden und hatten sich auf die umliegenden Höhen geflüchtet, von wo sie die Bewegungen der Truppen beobachteten. Diese fanden mitten im Dorfe vor einer großen, geräumigen Hütte die Köpfe von drei erschlagenen Matrosen des Kutters, auf Stangen steckend, und in den Hütten Vieles, was man vom Kutter geraubt hatte. Währenddeß ertönte von den Hügeln herab ein entsetzliches Geheul, in welchem sich Trotz, Hohn, Triumph und Rachsucht ausdrückte, ein Geheul, das mehr dem Heulen wilder Thiere glich und manchen tapfren Mann erbleichen machte.

Dem Feinde selbst konnte man nicht beikommen. Man mußte sich auf das Niederbrennen des Dorfes beschränken. Daneben setzten die den Truppen befreundeten Kanaken das Werk der Zerstörung fort, indem sie die Pflanzungen des schuldigen Stammes verwüsteten. Aber der Anblick des brennenden Dorfes schien den Muth der Feinde zu beleben. Sie näherten sich und überschütteten die Truppen mit einem wahren Hagel von Schleudersteinen, die um so gefährlicher sind, da sie aus Schwerspath zubereitet werden und geschärft sind.

Die Truppen trieben zwar die Angreifer zurück, aber die Kanaken wissen mit einer Schlauheit und Gewandtheit zu kämpfen, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn es trotz der europäischen Schußwaffen fast nie Todte in ihren Reihen giebt. Sie kennen genau die Tragweite unserer Schußwaffen und halten sich immer in einer Entfernung von mindestens 500 m.; selbst dann suchen sie sich noch durch einen Baum, Felsblock u. dgl. zu decken. Zum Trotz treten sie plötzlich hervor und tanzen mit Geheul und Verhöhnung des Feindes; aber dann beobachten sie mit ihrem durchdringenden Auge jede Flinte, die auf sie anlegt, auf das Schärfste und sind, sowie sie den Blitz beim Abfeuern des Schusses sehen, mit einem Sprunge in Sicherheit. Es kommt vor, daß sie im Augenblick, wo abgefeuert wird, verschwinden.

Die Truppen waren wüthend über die Erfolglosigkeit ihres Gewehrfeuers, zündeten noch verschiedene, ganz verlassene Dörfer an und wandten sich dann, von dem Geheul und den Verwünschungen des Feindes begleitet, zur Rückkehr.

Der Gouverneur ordnete nunmehr eine neue Expedition an, die das Innere der Insel bis nach Wagap auf der entgegengesetzten Seite durchziehen und, so weit möglich, unterwerfen sollte. Die dazu bestimmte Abtheilung zog, begleitet von zahlreichen verbündeten Kanaken, durch das prächtige Thal Voh, das in seiner ganzen Länge mit kleinen Dörfern besäet ist, so frisch, so grün, so malerisch, daß man eine Idylle und nicht den Aufenthalt von Menschenfressern vor sich zu haben glaubt. Der Marsch ging dann durch das schöne Gebiet des Stammes Tschita, und nach dritthalb Tagen erreichte man das Gebiet Pamale, auf dessen Häuptling Poindipatschili es abgesehen war. Man wollte den Feind in seinem Dorfe im Schlafe überfallen und brach des Morgens früh um zwei Uhr auf. Der Weg führte auf einem schmalen, beschwerlichen Fußsteig einen steilen Berg hinan; die Soldaten mußten im „Gänsemarsch“ emporklimmen. Ungeduldig darüber, eilte Pi, Mango's Sohn, als er den Rauch aus den Dorfhütten bemerkte, voran; ihm folgten Garnier und zwei Soldaten. Sie waren nur noch wenige Schritte von der Kuppe entfernt, die eine ebene Fläche bildete, auf welcher das Dorf lag, als das Losgehen des Gewehres eines Soldaten die Dorfbewohner aus dem Schlafe aufschreckte. Sie flohen, die Schwäche der ungebetenen Gäste nicht kennend, bestürzt nach allen Seiten. Die Ankömmlinge fanden daher das Dorf leer. Plötzlich fiel ihr Auge auf einen gewaltigen Banianenbaum (Ficus prolixa), der eine kleine Oeffnung hatte, aus welcher leichter Rauch strömte. Bei näherer Untersuchung erwies sich der Baum als ausgehöhlt, dergestalt, daß er Menschen beherbergen konnte. Gleichwol konnte man kein menschliches Wesen darin entdecken. Auch die mächtigen Wurzeln des Baumes waren hohl und vermochten einen Menschen aufzunehmen, aber auch hier fand sich nichts. Endlich kam Garnier auf den Gedanken, das Innere des Baumes mittels einer Fackel zu beleuchten; aber kaum fiel der Lichtschein hinein, als man in einer der Wurzeln einen kleinen Kanaken bemerkte, der sich dort verkrochen hatte und, so wie er sich entdeckt sah, ein klägliches Geschrei ausstieß. Man zog den Jungen heraus; aber in demselben Augenblicke fuhr Pi auf denselben los, schwang seine Streitaxt und hätte den Armen unfehlbar getödtet, wenn ihn nicht Garnier durch einen Kolbenstoß zurückgeworfen hätte. Dieser

nahm dann den Kleinen mit nach Numea, und da er seinen Plan, ihn in Europa erziehen zu lassen, nicht ausführen konnte, so übergab er das Kind, das sich bis zu seiner Abreise stets dankbar und freundlich gegen ihn benahm, der französischen Schule, in der es bald französisch sprechen lernte.

Inzwischen wurde die Lage Garnier's und seiner Genossen bedenklich; die Masse der Truppen hatte die Höhe noch nicht zu ersteigen vermocht, und die Dorfbewohner, das Häuflein Eindringlinge überzählend, begannen sich in getrennte Gruppen zu sammeln und jene mit Steinen zu bewerfen, ja, sie feuerten selbst einige Gewehre, die dieser Stamm sich zu verschaffen gewußt, auf dieselben ab. Es blieb nichts übrig, als sich schrittweise zurück zu ziehen, während die Kanaken das Dorf anzündeten. Bald erreichten sie glücklich den Haupttrupp.

Der Zug ging nun das Thal hinab. Es war sehr fruchtbar und bevölkert, aber die Einwohner waren gewarnt und hatten sich aus dem Staube gemacht. Sie überhäuften die Truppen mit Schmähungen und suchten sie selbst gelegentlich eines Haltes mit einem Feuergürtel zu umgeben. Das Feuer griff, vom Winde angefacht, mächtig um sich; allein die Truppen flüchteten sich in eine dichte Gruppe grüner, feuchter Bäume, wohin das Feuer nicht dringen konnte.

Am folgenden Tage sollte ein Trupp von 25 Mann die Horden, die den Zug umschwärmten, zurückdrängen. Die Eingeborenen nahmen alsbald ihre übliche Taktik auf, kämpften aus Hinterhalten, und man vermochte nicht, ihnen beizukommen. Da fand man einen Ausweg: fünfzehn Mann blieben im Thalgrunde stehen, je fünf andere gingen auf beiden Flanken vor. Diese, deren Blicke alle Schluchten und Dickichte durchdrangen, entdeckten die Hinterhalte der Feinde und verscheuchten sie bald durch einige Kugeln.

Nach diesem Scharmützel kehrte die Expedition unbelästigt nach Gatop zurück. Dort ließ man eine Garnison von 50 Mann; überdies bildete der Befehlshaber des Postens aus den Unterthanen Mango's, deren kriegerischen Sinn er kennen gelernt hatte, eine Compagnie Soldaten.

Die Hauptexpedition hatte ihren Zweck offenbar nicht erreicht, insofern es nicht gelungen war, den beiden mächtigen Häuptlingen beizukommen. Der einzige greifbare Vortheil derselben bestand wol in dem unerwarteten, freiwilligen Uebertritt eines Häuptlings, K a h u a, dessen Gebiet an der Ostküste, etwas nördlich von Wagap liegt, zu den Franzosen. Der Stamm dieses Häuptlings war wenig zahlreich; aber durch seine Verschlagenheit, durch den grimmigen Haß und Widerstand, den er den französischen Eindringlingen entgegensetzte, hatte sich Kahua großen Einfluß über die benachbarten Stämme verschafft. Ob man auf ihn mit Sicherheit rechnen konnte, war von Anfang an fraglich; sein Uebertritt dürfte lediglich auf schlaue Berechnung zurück zu führen sein.

In anderen Fällen boten die Franzosen Mittel auf, die allerdings zur augenblicklichen, schwerlich aber zur sicheren Unterwerfung führten. Ein mächtiger Stamm wohnte an der Ostküste in der Ortschaft H i e n g u e n unter dem Häuptling B u a r a t e, der früher einmal in Sydney in Neu-Südwales gewesen war, von der Regierung gewissermaßen als König von Neu-Kaledonien betrachtet wurde und daher den Engländern sehr ergeben war. Einen solchen Franzosenfeind mußte man unschädlich machen. Im Mai 1854 erschienen zu

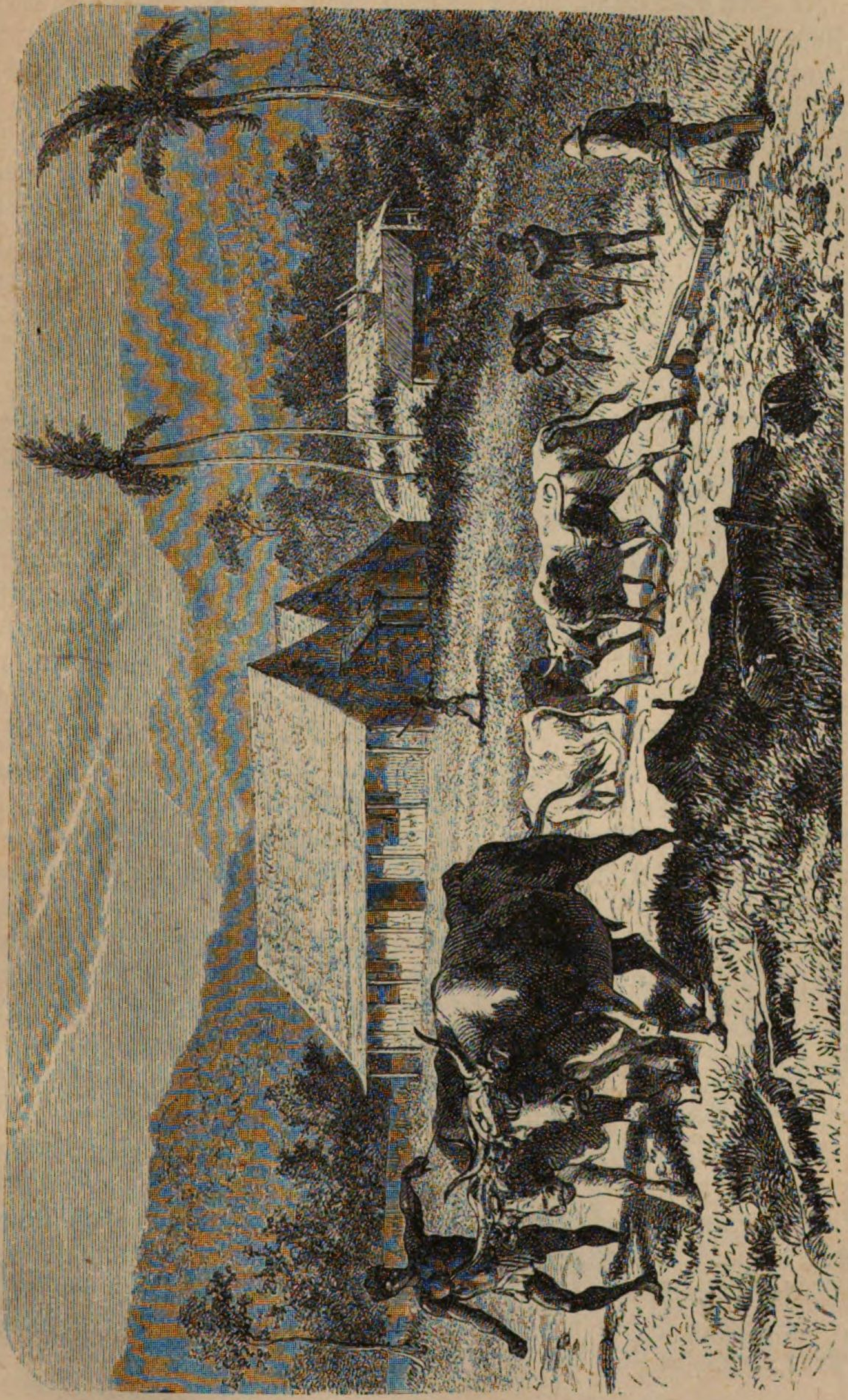
diesem Behuf die beiden Kriegsschiffe „Konstantine“ und „Prony“ vor Hienguen und forderten den Häuptling zur Unterwerfung auf. Da er sich dessen weigerte, ging ein Offizier mit Seesoldaten ans Land, um ihn zu bedeuten, daß, wenn er nicht bis zum andern Morgen um zehn Uhr sich dem Kommandanten vorstelle, dieser landen, die französische Flagge aufziehen und die Souveränetät des Kaisers über den Stamm verkündigen, übrigens den Häuptling im Fall seiner etwaigen Einsprache absetzen und seine Ländereien einziehen werde.

Der Offizier fand den Häuptling vor seiner Hütte und bewog ihn nicht ohne große Mühe, ihn an Bord der Korvette zu begleiten. Dort überredete man ihn, am folgenden Tage mit seinen Kriegern zum Zeugniß der Besitzergreifung sich einzufinden. Dieselbe wurde in der That mit großem Pomp vollzogen. Dritthalbhundert Seesoldaten ruderten mit fünf Kanonen ans Land. Dort hatten sich die schwarzen Krieger aufgestellt, die theils Flinten, theils Wurfspieße oder eiserne Beile trugen. Nun wurde unter Beiziehung eines Dolmetschers die Urkunde über die Besitzergreifung vorgelesen und dann unter Musketenfeuer und Kanonendonner die französische Flagge aufgezogen. Buarate mußte, wohl oder übel, die Urkunde unterzeichnen, und die Sache war abgemacht. Man beschenkte ihn zwar als nunmehriges Mitglied der großen Nation sogar noch mit einer Kanone und vertheilte überdies weitere Geschenke, aber von welchem Werthe eine so herbeigeführte Unterwerfung ist, das ist unschwer zu erkennen.

Die Besitzergreifung der Insel durch die Franzosen zog, abgesehen von den Missionären, auch Ansiedler herbei. Einer der ältesten derselben ist der Franzose Joubert, der von der Regierung eine Verwilligung von 1800 Morgen Land zwischen den Flüssen Dumbea und Pont des Français erhielt. Er legte hier zwei Stationen an, wovon die eine am Pont des Français Namens Kutio-Kuéta (Taubenflug) von schönen Weiden umgeben und deshalb zur Rindvieh- und Pferdezucht bestimmt ist, während die andere Namens Koë (Heuschrecke) am Dumbea als Zuckerpflanzung benutzt und von Joubert's zweitem Sohne, Ferdinand, der das Geschäft versteht, verwaltet wird. Garnier besuchte die letztere Station und beschreibt dieselbe. Wie die Niederlassungen vereinzelt im „Busch“ (la brousse) liegen, so auch Koë. Das Hauptgebäude besteht aus festem, mächtigem Zimmerwerk, um den Winden Trotz zu bieten; das Dach läuft, zum Schutz gegen den Regen sich verlängernd, in der Gestalt einer Veranda rings um das Haus und ist von den Bewohnern mehr besucht als das Innere, das durch Planken in vier oder fünf Schlafkammern, die jedoch Raum zu einem Speisesaale lassen, abgetheilt und sehr einfach möblirt ist. Früh um sechs Uhr trinkt man Thee oder Kaffee mit Milch und Zwieback und geht an die Arbeit. Um 10 Uhr genießt man zum Morgenbrot Thee, Zwieback, Salzfleisch, süße Kartoffeln und Reis. Das Mittagessen findet um zwei, das Abendessen halb sieben Uhr statt. Die Gerichte bleiben fast immer dieselben, finden aber stets großen Beifall. Die Essenszeit wird vom Koch, einem Kanaken, durch das Blasen auf einer Seemuschel angekündigt.

Neben dem Hauptgebäude befinden sich die Küche und ein Frucht- und Gemüsegarten, auf der entgegengesetzten Seite die Wirthschaftsgebäude, etwas weiter davon die kegelförmigen Strohhütten der im Dienst stehenden Kanaken.

Das Ganze ist mit einem Zaune, Fenz, eingefriedigt. Die Reitpferde und Zugthiere tummeln sich frei auf einer Fläche, die etwa 30 Morgen groß ist.



Joubert's Farm Koë am Dumbea.

Dieselbe wird Paddock genannt. Die eigentlichen Herden treiben sich im Freien, auf dem sogenannten Run, umher und entfernen sich oft weit vom Hause.

Um die Zuckerpflanzungen und derartigen Anlagen vor ihnen zu schützen, sind Einfriedigungen angebracht.

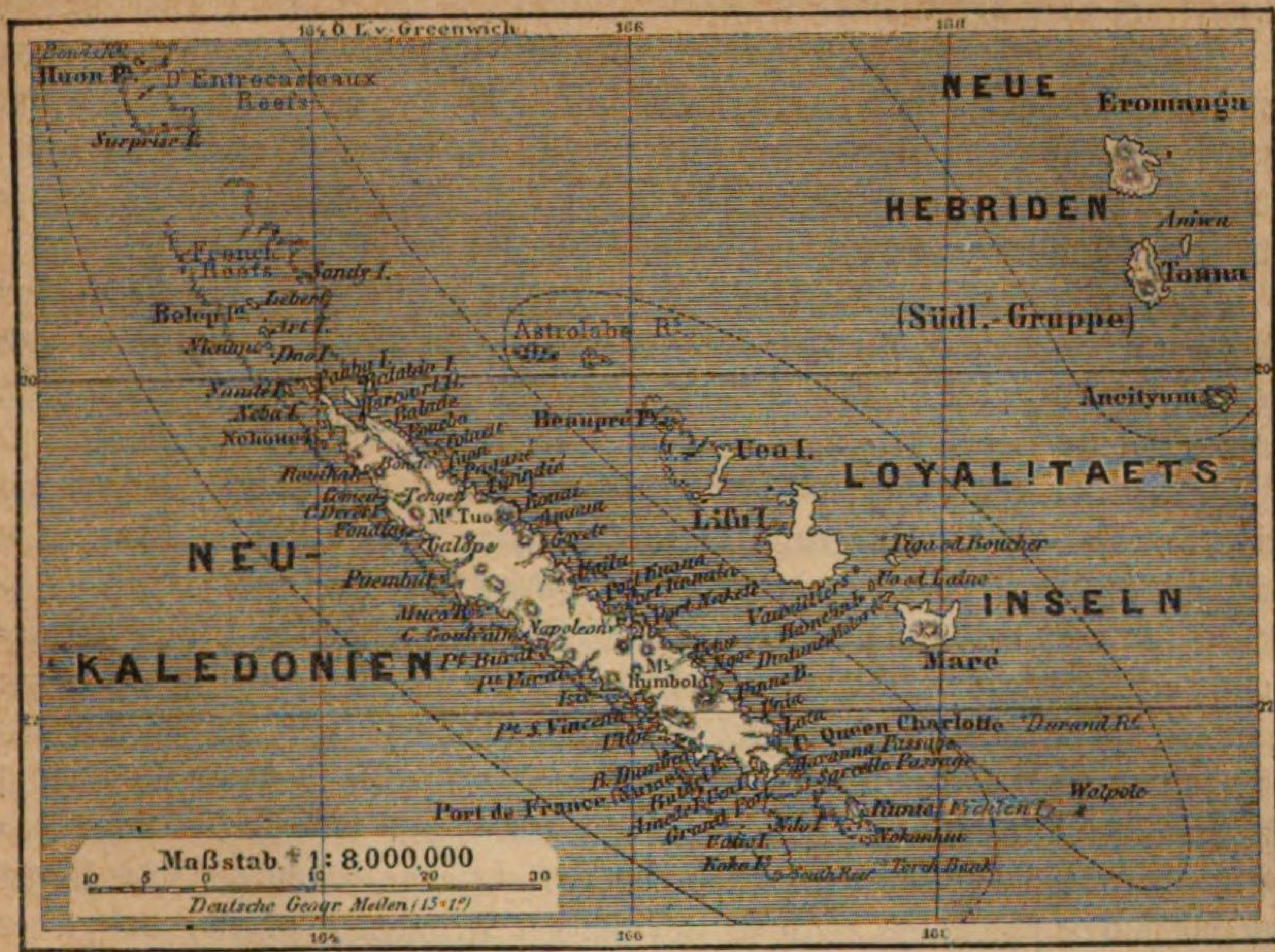
Der Herr oder Squatter der Station selbst lebt mit seinem Gesinde auf dem Fuße völliger Gleichheit und unterscheidet sich nur darin, daß er die Anweisung zur Arbeit giebt. Alle essen an demselben Tisch, alle widmen sich demselben Berufe; nach dem Abendessen sitzen sie plaudernd da, schmauchen ihr Pfeifchen und trinken Grog.

Fast alle „Leute des Busches" sind auf das Lesen erpicht; jeder hat eine kleine Sammlung Bücher, die sie einander leihen. Manche von ihnen sind Männer von guter Erziehung; man trifft aber darunter auch junge, gebildete und angesehene Leute, die das Unglück von Europa hinüber geworfen hat und die sich durch lohnende Arbeit wieder aufzurichten hoffen. Diese ertragen ihr Schicksal mit Unwillen und zeichnen sich vor den Uebrigen, die mit ihrer Lage ganz zufrieden sind, durch Unstetigkeit und große Reizbarkeit aus.

Sonderbarer Weise kamen die Franzosen auch auf den Gedanken, den Kommunismus in Neu-Kaledonien praktisch auszuführen. Der Gouverneur mochte glauben, bei Anwendung des Systems der gemeinsamen Arbeit eine gut bewässerte, sehr fruchtbare Ebene, die sich an der Südostküste an der Mündung des Yate befindet und insbesondere treffliches Schiffsbauholz liefert, am besten ausbeuten zu können. Er schickte daher im Januar 1864 zwanzig Männer verschiedener Berufsarten dahin. Darunter befand sich ein Papiermacher, ein Mechaniker, zwei Blechschmiede, zwei Hufschmiede, ein Steinschneider, zwei Bergleute, ein Bäcker, ein Zimmermann, ein Dachdecker, zwei Ziegelstreicher, ein Sattler, zwei Ackerleute und zwei Frauen. Die Regierung überließ dieser Genossenschaft 300 Hektaren Land, so daß auf den Mann etwa 20 Hektaren kamen; sie versah sie auch vorschußweise mit Rindvieh, Hühnern, Getreide, Handwerkszeug und Ackergeräth. Das Ganze wurde von einem Mitgliede der Genossenschaft geleitet, welchem ein aus ihrer Mitte gewählter Gemeinderath zur Seite stand.

Man baute auf diese neue Einrichtung große Hoffnungen; aber sie wurden kläglich getäuscht. Selbst in diesem Lande wollte dieses Arbeitssystem nicht gedeihen. Nach Ablauf von kaum zwei Jahren ging die Genossenschaft aus dem Leim. Mißtrauen, Groll und Haß erfüllte die Mitglieder gegen einander und ließ Nichts gedeihen; sie waren nicht nur zu Grunde gerichtet, sondern obendrein überschuldet und schätzten sich glücklich, als sie abgezogen waren.

Gleich wenig verspricht eine „Musterwirthschaft", welche die Regierung angelegt hat. Die Anlage stellt sich als von vornherein verfehlt dar. Statt diese Musterwirthschaft etwas weiter nördlich, wo der Fluß Dumbea mündet, da, wo Quellen in Menge vorhanden sind und rieselnde Bäche fruchtbare Wiesen befeuchten, zu errichten, hat man sie in eine Gegend verlegt, die weder fruchtbaren Boden noch Wasser hat und deren Hügel nur kümmerlich mit Gras bewachsen sind, das vom Vieh abgeweidet wird.



Karte von Neu-Kaledonien.

II. Geographie und Geologie.

Lage. Klima. Bodenbeschaffenheit. Numea. Mission. Verbrecherkolonie. Benachbarte kleine Inseln. Mineralreichthum.

Neu-Kaledonien liegt zwischen 20° 10′ und 22° 26′ südlicher Breite und 161° 35′ und 164° 53′ östlicher Länge von Paris, etwa 200 französische Meilen von Australien. Die Insel zieht sich in einer Länge von 54 und in einer Breite von 8 Meilen nach Südosten hin. Diese geringe Breite gestattet der Seeluft, überall hinzustreichen; auch herrschen hier die südöstlichen Passatwinde. Der Flächeninhalt beträgt etwa 300 Quadratmeilen.

Das Klima der Insel kann man als gemäßigt betrachten; das Thermometer schwankt zwischen 20 und 28° C.

Die Küste ist, wie größtentheils die ozeanischen Länder, von Korallenriffen eingefaßt, die aber in der Regel zwischen sich und dem Gestade eine fahrbare Straße für die Schiffahrt lassen. Statt dieser zu schaden, bildet die Korallenlinie einen wahren Schutzdamm gegen Wogen und Sturm, gleichsam eine fortlaufende Rhede, auf welcher kleine Fahrzeuge mit geringer Mannschaft in aller Sicherheit längs der Küste schiffen können.

Diese Riffe gewähren dem Schiffe, das vom offenen Meere herkommt, ein großartiges Schauspiel, indem sich hier die Gewalt des Meeres mit all seiner

Majestät und Pracht zeigt. Tausende schneller, schweigsamer, riesiger Wellen brechen sich an dieser Brustwehr, dem Werk der Korallenthiere (Madreporen), mit furchtbarem Anprall und spritzen in weißem Schaum auf, bald mit einem dumpfen, bald mit einem weithin donnernden Getös, das dem Lootsen eine verständliche Warnung giebt, so daß er sein Schiff in die Durchfahrten lenkt, welche die Korallenthiere hier und da in der Rifflinie gelassen haben. Durch eine solche Oeffnung gelangt der Schiffer in einen sichern Hafen.

Im Süden der Insel treffen wir im Ozean den großen Kanal, welchen die stürmischen Wogen, die vom Südpol herkommen, zwischen Australien und Neu-Seeland gebildet haben; im Norden spiegelt sich das ruhige Korallenmeer, wo unsichtbare Zoophyten unablässig neue Archipele schaffen. Die Korallenriffe bilden in Verbindung mit der Erhebungslinie von Neu-Kaledonien, als deren unterseeische Verlängerung sie zu betrachten sind, gewissermaßen einen natürlichen Damm zwischen zwei entgegengesetzten Klimaten und zwei von einander sehr verschiedenen Meeresregionen. Daraus erklärt man auch die periodische Wiederkehr der Orkane, die das Land oft mit ungeheurem Ungestüm heimsuchen. Bewölkter Himmel, einzelne Hagelsteine und das Fallen des Barometers verkünden ihre Ankunft. Sofort läßt der Gouverneur ein Signal nach der Stadt Numea und nach der Rhede geben, und alsbald bietet der Hafen ein sehr belebtes Schauspiel: die kleinen Fahrzeuge ziehen rasch die Segel auf und suchen schleunigst Zuflucht in einer der kleinsten Buchten, wohin der Wind nicht so leicht gelangen kann, während die größeren Schiffe mehr Anker auswerfen und sonstige Vorkehrungen treffen. In der Stadt herrscht dieselbe Unruhe. Der Wind verfängt sich sehr leicht in den Verandas, welche die Häuser umgeben, und reißt sie mit sich fort; dann wird auch oft das Dach selbst weggeschleudert. Die Einwohner suchen daher in aller Eile ihre Häuser zu befestigen, indem sie lange Seile über das Dach ziehen, die sie an Bäumen oder eingerammten Pfählen fest machen. Diese Maßregel hat manches Haus aufrecht erhalten, indem die Taue, unter der Einwirkung des Regens sich mächtig streckend, einen ungeheuren Druck ausüben. Sodann vernagelt man Thüren und Fenster, damit sie nicht eingedrückt werden.

Bricht eine solche Windsbraut, ein wahrer Wirbelsturm, los, so bläst es aus allen Himmelsgegenden. Befindet man sich zufällig im Mittelpunkte dieses Kreises, so hat man einen Augenblick trügerischer Ruhe: der Himmel ist klar, die Sonne scheint, die Luft ist rein, und man glaubt, daß Alles vorüber ist. Aber mit Blitzesschnelle kommt der Wind mit furchtbarer Gewalt wieder und gerade aus der Himmelsgegend, welche jener entgegengesetzt ist, aus welcher eben ein sanftes Lüftchen wehte. Der Sturm wirft Häuser um und reißt Dächer mit sich fort; ganz besonders aber leidet die Vegetation. Die Aeste und die Bäume selbst werden niedergeworfen, die Anpflanzungen niedergestreckt, und die Gewächse, die nicht ganz zusammengebrochen sind, sehen aus wie verbrannt und sterben ab. Im Jahre 1864 richtete eine solche Windsbraut sämmtliche Anpflanzungen von Zuckerrohr und Bananen zu Grunde, die Blätter der Magnanen (einer Leguminose) und süßen Kartoffeln zerrissen, Mais und Gemüse verdarben; nur Kohl und Cichorie erhielten sich, bekamen

aber ein krankhaftes Aussehen. Infolge dessen mußte man auf jeden Ertrag von Feigen, Orangen, Citronen u. dgl. verzichten. Ueberdies waren die Zweige der meisten Bäume verdorrt. Diese Orkane dauern bisweilen drei Tage und sind von furchtbaren Regengüssen begleitet, die alle europäischen Begriffe übersteigen. Glücklicher Weise giebt es im Innern Thäler von hinlänglicher Tiefe, um empfindlichere Gewächse, z. B. den Kaffee, die den Sturm nicht ohne Beschädigung bestehen würden, zu schützen; überdies pflanzt man rings um die Kaffeebäume namentlich Kokospalmen, welche die Pflanzungen decken.

Wie diese Stürme, so sind auch die Gewitter außerordentlich heftig. Der Horizont ist dann in schwarzen Dunst gehüllt, den blendende Blitzstrahlen durchzucken; die Luft ist erdrückend schwül, und während der seltenen Pausen der Donnerschläge hört man ein donnerndes Geräusch, wie wenn sich ein Wasserfall auf Felsen stürzt. Plötzlich ergießen sich aus den Wolken Fluten von Regen, und das Krachen des Donners wird so gewaltig, daß die Erde bebt. Die Menschen verstummen bei der Großartigkeit dieses Schauspieles.

Die Insel ist gebirgig. Die Höhenzüge folgen der schrägen Richtung der Insel: sie gehen von Nordwest nach Südost und sind in der Regel nicht höher als 1200 m., also etwa 4000 Fuß. Der höchste Gipfel des Gebirges, der Humboldt, erreicht die Höhe von 1658 m. Bemerkenswerth ist der Mont d'Or, der südlich von Numea liegt. Der Anblick dieses Berges ist prächtig. Er erscheint als eine ungeheure Felsmasse, die sich von der Gebirgskette lostrennt und nach der See zu ganz steil abfällt. Zwischen dem Fuße des Berges und dem Meere liegt in sanfter Neigung ein Streifen Land, der mit Weiden bedeckt und überall von Wasserläufen durchfurcht ist; dieselben kommen vom Mont d'Or herab und bilden zahlreiche Wasserfälle. Die Fruchtbarkeit dieser Ebene bestimmte 1859 einen Franzosen, Bérard, zur Ansiedelung. Er ist der Erste, welcher auf der Insel den Zuckerbau begründete. Das Land, welches er von der französischen Regierung erworben, bebaute er mit seiner Tochter und zehn weißen Arbeitern. Leider war damals der dort ansässige Kanakenstamm noch nicht recht unterworfen. Als daher die Arbeiter eines Tages auf der Arbeit waren, wurden sie von den Kanaken plötzlich überfallen und vier oder fünf derselben mit Axtschlägen umgebracht; die Uebrigen flüchteten sich in eine kleine Hütte. Die Furcht vor Feuerwaffen, die in der Hütte sein könnten, bewog die Kanaken, einen Augenblick Halt zu machen. Aber Schießgewehre hatten die Belagerten nicht; trotzdem beschlossen sie, ihr Leben theuer zu verkaufen. Sie bestreuten die Zugänge zur Hütte mit Glasscherben, damit sich die Angreifer die Füße zerschnitten, bewaffneten sich mit Stücken Holz und sonstigen Wurfmitteln und warteten. Die Kanaken umlagerten einige Augenblicke die Hütte und näherten sich ein wenig. Plötzlich stießen sie ein gräßliches Geheul aus, schwangen ihre Streitäxte und drangen zum Angriff vor. Bald fiel die Thür unter den Schlägen der Beile, und die Hütte war erstürmt. Widerstand war nicht möglich, Flehen vergeblich: die Streitaxt machte die Belagerten bald für immer stumm. Dem Gemetzel entgingen nur Bérard mit seiner Tochter und ein Arbeiter, der sich nicht in die Hütte, sondern in ein Dickicht geflüchtet hatte und später nach Numea entkam.

Die Gesteinsbildung ist im nördlichen Theile bis Puebo vorherrschend. Gneis und Glimmerschiefer, von Puebo (oder Poebo) bis Uailu Thonschiefer, südlich von Uailu Serpentin und andere Silikate.

Eigentliche Thäler finden sich nur in den durch Anschwemmung gebildeten Deltas der Flußmündungen. Das ausgedehnteste darunter ist das Thal des Yate, das sich 12 Meilen weit an der Küste hin erstreckt und wegen seiner Fruchtbarkeit zu dem bereits erwähnten verunglückten kommunistischen Versuche auserkoren wurde.

Im Innern giebt es sehr öde Gegenden. Vulkanische Erschütterungen mögen hier den Erdboden wiederholt verschoben und zerrissen haben. Der felsige Boden ist mit einer dürftigen Thonschicht überzogen, die kaum verkrüppeltem Gestrüpp mit vertrockneten, schwarzen Zweigen und fahlen Blättern die nöthige Nahrung zu geben vermag. Aber bald wird der Thonboden vom Regenwasser zu kleinen Wasserläufen ausgehöhlt, längs deren sich ein kräftiger, kaum undurchdringlicher Pflanzenwuchs entwickelt, und je weiter man nach dem Meere hinabgeht, um so mehr erweitern sich diese Hohlwege zu geräumigen und oft fruchtbaren Thälern.

Alle diese vulkanischen Gegenden sind wenig bevölkert; man findet dort nur einige Eingeborene, die sich längs des Meeres aufhalten, wo zahlreiche Korallenbänke den Fischen, Schildkröten und Muschelthieren Zuflucht gewähren und leichten Fischfang versprechen. Kaum daß man an den Mündungen der Flüsse einiges Land anbaut. Aber wenn große Flächen Neu-Kaledoniens diesen trostlosen Anblick bieten, so schaut sich dagegen der weitaus größte Theil der Landschaft höchst anmuthig an und ladet zur Ansiedlung ein. Da sieht man mäßige Hügel und Höhenzüge mit sanften Hängen; der ganze Erdboden ist mit hohen, dichten Pflanzen bedeckt, aus denen hier und da der weiße Stamm des nützlichen Niauli hervorragt. Zahlreiche Bäche rieseln zwischen den Hügeln hin, und neben ihnen erheben sich mächtige Bäume verschiedener Art, zwischen denen die Lianen sich ins Unendliche verschlingen. Ja, die prächtigen Kokosbaumwälder, die üppigen, ergiebigen Anpflanzungen der Eingeborenen, die grünen Pflanzenmassen, zwischen denen die Hütten der Eingeborenen fast verschwinden, tragen in ihrer Lieblichkeit einen wahrhaft idyllischen Charakter, und doch sind diese Gegenden, die von der Natur so verschwenderisch ausgestattet sind, nur zu häufig blos der Wohnsitz von Menschen, die an nichts als an blutige Metzeleien und an kannibalische Feste denken.

Wie in diesen Thälern und Ebenen, so ist auch die Ansiedlung in einigen andern Gegenden besonders zu empfehlen. Die Ebene nämlich, in welcher Bérard sich ansiedelte, und überhaupt die Umgegend von Numea, muß vormals stark bevölkert gewesen sein. Der Boden ist, nach der Sitte der Kanaken bei Anlegung ihrer Pflanzungen, überall in Terrassen abgestuft, deren ebene Fläche von Rinnen durchfurcht und ein wenig geneigt ist, so daß ein dem entsprechend hergeleiteter Bach an jede Rinne einen Theil seines Wassers abgiebt und dem Hauptnahrungsmittel der Einwohner, dem Tarro (Arum esculentum), den man in diese Furchen pflanzt, die nöthige Nässe zuführt. Auch anderwärts trifft man derartige terrassenförmig angelegte Ländereien, und manche Berge bieten infolge

dessen den Anblick ungeheurer Amphitheater. Jetzt sind diese Anlagen von den Eingeborenen verlassen; aber der Boden ist dort stets fruchtbar, und es fehlt nie an gutem Wasser. Jeder einsichtsvolle Ansiedler weiß, daß es sich empfiehlt, solche Punkte zum Anbau zu wählen.

So haben sich im Jahre 1859 einige Stunden nördlich von Numea in dem schönen, fruchtbaren Thale Paita längs des Flüßchens Kataramonam eine Anzahl Deutsche und Irländer niedergelassen und bereits ein vollständiges Dorf begründet. Die Leutchen kamen mit geringen Hülfsmitteln an und mußten sich im Anfang mit nothdürftigen Hütten und mit dem Anbau von so viel Land, als ihre Hände zu bestellen vermochten, begnügen. Sie hatten einige Kühe angekauft, die von Sydney kamen. Aber diese Thiere, die das üppige, frische Gras der Ebene abweideten, vermehrten sich und steigerten wesentlich den Wohlstand der Eigenthümer. Nach 4—5 Jahren befanden sich diese Familien, die bei ihrer Ankunft arm waren, in sehr behaglichen Verhältnissen.

Neben der Fruchtbarkeit des Bodens empfiehlt sich Neu-Kaledonien auch durch sein mildes Klima zur Ansiedlung; denn es ist zwar warm genug, um tropische Gewächse, Baumwolle, Zuckerrohr und Kaffee, zur Reife zu bringen, trotzdem aber der Gesundheit des Europäers sehr zuträglich. Die Regen- oder Winterzeit, die Zeit der größten Wärme, dauert von Anfang des Januars bis April, die trockne und kühle Zeit während der übrigen Monate. Im Januar und Februar, den heißesten Monaten, übersteigt die Wärme nicht 32 ° C., und in den kühlsten Monaten, Juli und August, hält sie sich am Tage zwischen 10—18 ° C. und fällt nur bisweilen Nachts auf 9 ° C. Allerdings ist während der Regenzeit die Hitze manchmal unleidlich; aber sie weicht bald einer angenehmen Kühle, indem die frische Seeluft über die Insel streicht.

Zwar findet man unter den Eingeborenen sehr häufig die Schwindsucht, und manche Aerzte wollen behaupten, das Klima sei Personen, die Anlage zu dieser Krankheit haben, sehr nachtheilig, aber von Australien schickt man gerade die Brustkranken hierher, und sie genesen. Dabei ist es ganz besonders auffällig, daß trotz der vielen Sümpfe und Moräste und der Bewässerung der Tarrofelder das Sumpffieber fast gar nicht auftritt. Bei Numea liegen Moräste mit süßem und brackigem Wasser, über welche der Wind streicht, und doch ist weder bei der Besatzung, noch bei den Ansiedlern das Fieber je vorgekommen; ja, sogar die Eingeborenen, die sich gern an feuchten, selbst sumpfigen Plätzen niederlassen, bleiben vom Fieber verschont, obwol sie fast unbekleidet auf dem feuchten Erdboden schlafen.

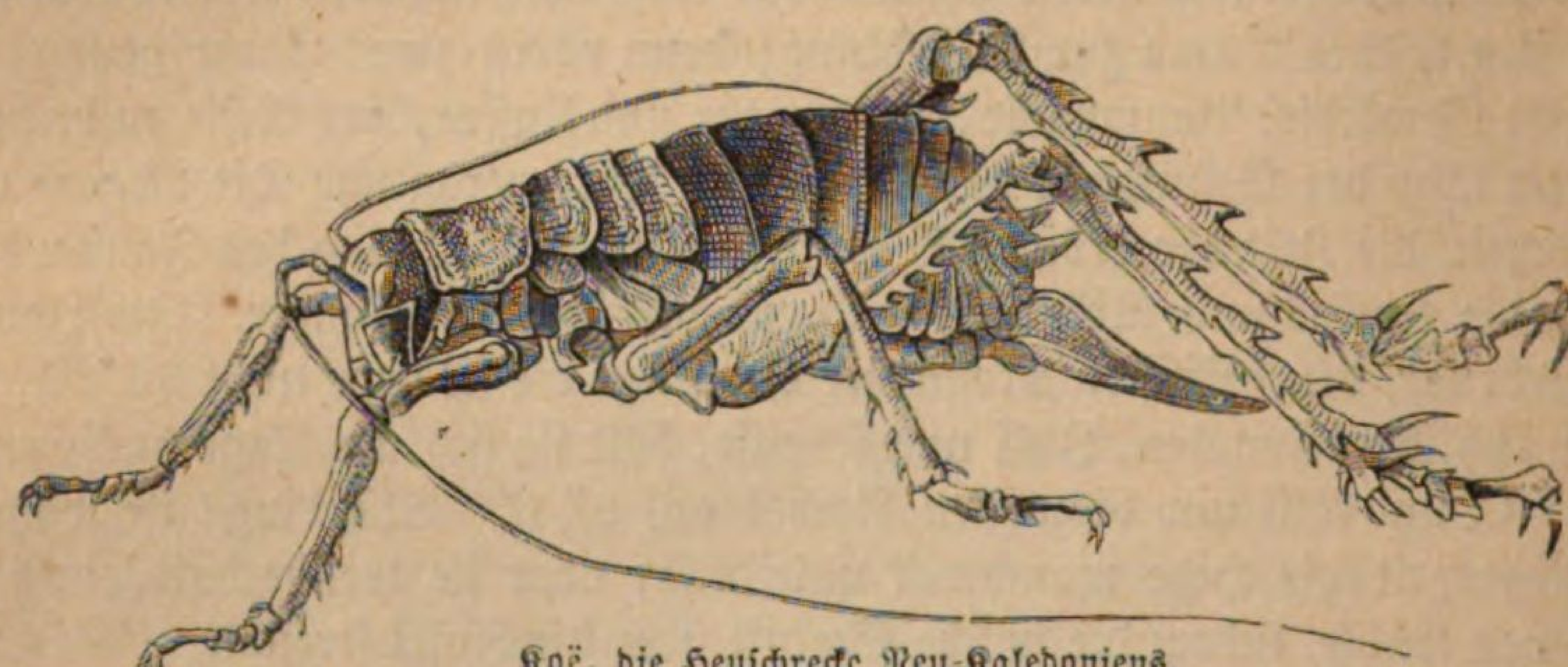
Auch der Thaufall ist für eine tropische Gegend verhältnißmäßig schwach.

Lästig sind die Stechfliegen, Muskiten; Garnier hat das einst empfunden. Er machte mit vier Bekannten einen Ausflug von Numea nach Kanala. Sie übernachteten im Freien unter einem prächtigen Himmel; mächtig hob sich ihre Brust, als sie die sanfte, frische Abendluft einathmeten. Da machte sich ein Summen bemerklich, das immer schärfer und drohender wurde, und bald durchdrangen Tausende von Nadelstichen die Decken der Wanderer. Der Stich zog Blut nach sich, ihre Haut schwoll auf und wurde durch das Kratzen, durch das sie sich Linderung zu verschaffen suchten, zerfleischt. Die zwei Muskitonetze, welche

sie bei sich hatten, vermochten fünf Personen nicht genügend zu schützen. Zu Tausenden fielen die Quälgeister durch die ungeschützten Stellen über die Reisenden her und gestatteten ihnen keinen Augenblick Ruhe. So ging es während der ganzen Reise. Der eine Gefährte konnte die Qual bald nicht mehr ertragen und kehrte um; die Uebrigen waren am ganzen Leibe mit großen Blasen bedeckt, Wie sich die Eingeborenen gegen diese Plage schützen, werden wir später Gelegenheit haben zu erwähnen.

Zuweilen lassen sich auch Heuschrecken (von den Kanaken „Koë“ genannt) in ungeheuren Schwärmen nieder. Sie fressen weit und breit das Land kahl und verpesten mit ihren verwesenden Leichen die Luft. Doch wird die Insel von dieser Landplage nur in langen Zwischenräumen getroffen.

An Flüssen mangelt es Neu-Kaledonien nicht; natürlich sind sie meist von geringer Länge. So wasserreich einige sind, so sind sie doch wegen der Barren an den Mündungen nicht schiffbar. Die beträchtlichsten Flüsse sind der schon erwähnte Yate und der Diant, welcher an der Nordküste mündet.



Koë, die Heuschrecke Neu-Kaledoniens.

Nicht unbedeutend ist auch der Tiwaka an der Ostküste. Er durchströmt eins der fruchtbarsten Thäler. Auf jeden Schritt trifft man längs des Flusses Dorfschaften an, deren Hütten im hohen Grase so verdeckt liegen, daß man an ihnen vorübergehen könnte, ohne sie zu bemerken. Dort gedeiht auch der Kokosnußbaum vortrefflich. Auf seinem Laufe bildet der Fluß, nachdem er sich in zwei Arme getheilt hat, einen prächtigen Wasserfall. Er muß plötzlich zwischen zwei mächtigen Felswänden hindurch; schäumend und rasend donnert er den Engpaß hinab, bis ihn ein Felskegel in der Mitte in zwei Theile spaltet, die nun mit solcher Gewalt den Abgrund hinuntertoben, daß das Wasser in Staub zerschäumt, der sich hoch in der Luft erhebt. Nunmehr stürzt sich der Fluß in ein großes tiefes Becken und fließt dann in einer Ruhe dahin', die gegen das frühere Getös sonderbar absticht. Das Geräusch des Wasserfalles ist so stark, daß man an mancher Stelle kein gesprochenes Wort verstehen kann.

Die Küste Neu-Kaledoniens hat zahlreiche, tiefe Einschnitte und Buchten, die der in diesen Gegenden so gefahrvollen Schiffahrt sichere Zufluchtsstätten gewähren. Hervor zu heben ist die mehrerwähnte Bai von Kanala, die sich an der Ostküste befindet. Sie besteht in einem sehr tiefen Kanal, der sich am Eingang zu einem Hafen erweitert. Dort mündet ein schöner Fluß, nachdem er geräumige, fruchtbare Gegenden bewässert hat, in denen sich schon mancher Pflanzer

niedergelassen hat. Einem Militärposten von 50 Mann liegt die Ueberwachung eines in jener Gegend ansässigen, zahlreichen und mächtigen Stammes ob.

Durch ein trauriges Ereigniß hat sich die Massacrebai an der Südostküste bemerklich gemacht. Dort wohnt der Stamm der Kuanne, der sich keines besonders guten Rufes erfreut. Denn als der Geolog Darnaud im Jahre 1861, blos von drei Kanaken begleitet, in die Umgegend des Mont d'Or einen wissenschaftlichen Ausflug machte, wurde er sammt seinen Gefährten von den Eingeborenen erschlagen und aufgefressen. Ein Rachezug, der darauf unternommen wurde, trug eben nicht dazu bei, die Kuannen freundlicher zu stimmen. Garnier war daher in einer bedenklichen Lage, als er auf einem Ausfluge plötzlich unter diesen Stamm gerieth. Er hatte sich von seinem Boot entfernt und sich, mit seiner Flinte bewaffnet, allein ins Innere gewagt, um zu jagen. Da brach im Gebüsch, dicht in seiner Nähe, ein Zweig, und heraus trat ein Kuanne, gefolgt allmählig von sechs andern. Sie waren ganz nackt und mit Keule, Wurfspießen und Beil bewaffnet; einige hatten sich Gesicht und Brust geschwärzt. Sie machten vor Garnier Halt. Dieser faßte Muth, ging dreist auf die Ankömmlinge zu und reichte dem ältesten die Hand, indem er ihn mit „guten Tag, Tago (Freund)!“ begrüßte. Dieses ungebundene Wesen machte die Wilden stutzig; der eine derselben deutete auf das vor Anker liegende Schiff und fragte: „Boat belong you? (gehört dir das Boot?)“—„Ja“, antwortete Garnier; „wollt ihr nicht mit an Bord kommen?“ Die Wilden verneinten dies mit einer Grimasse und ließen ihn unter schallendem Gelächter ziehen.

Durch die prächtige Ansicht, die man von dem schönen Wasserfall des Ba hat, zeichnet sich die Bai Lebris auf der Ostküste aus.

Die Hauptstadt von Neu-Kaledonien ist Numea. Man gab ihr diesen Namen nach der Halbinsel, auf welcher sie liegt; der ursprüngliche Name Port de France gab häufig Anlaß zu Verwechselungen mit der gleichnamigen Hauptstadt der Insel Martinique. Wir haben schon früher hervorgehoben, daß vom strategischen Gesichtspunkt aus die Lage gar nicht besser gewählt werden konnte, nach innen wie nach außen bot sie die vortrefflichste Vertheidigungsstellung; aber für eine Hauptstadt ist sie die ungeeignetste, die sich denken läßt. Wie konnte man in einem Lande wie Neu-Kaledonien, das zu den wasserreichsten Ländern gehört und Ueberfluß an Gegenden hat, die sich nicht nur durch ihre Fruchtbarkeit, sondern auch durch ihre leichte Vertheidigungsfähigkeit auszeichnen, — wie konnte man da die Hauptstadt auf einem Punkte anlegen, der in seiner nächsten Umgebung öde und unfruchtbar ist und, so weit die Halbinsel reicht, nicht einmal trinkbares Wasser liefert? Liegt doch der nächste Bach dritthalb deutsche Meile vom Orte, und sind doch die in der Nähe der Stadt befindlichen Quellen insgesammt brackig. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, müssen die Bewohner das Regenwasser von den Dächern auffangen. Darum ist das Taubenhalten streng verboten, damit das Wasser nicht verunreinigt wird. Aber wenn es längere Zeit nicht geregnet hat, so hat man ein Wasser zu trinken, das voll von Muskitolarven ist, die sich nach Herzenslust darin bewegen.

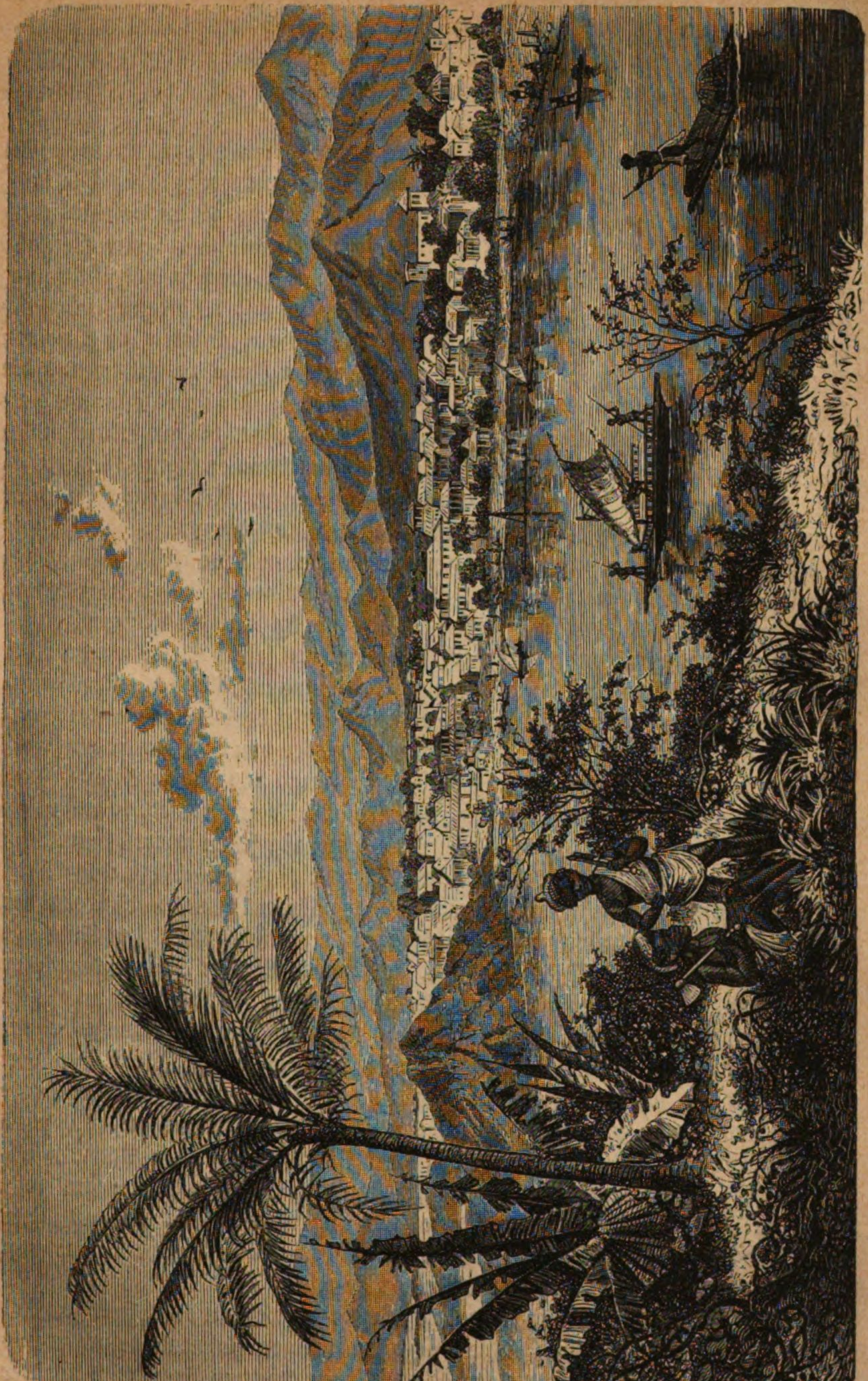
Die abschüssige Beschaffenheit des Felsbodens nöthigte überdies zu einer terrassenförmigen Anlage der Stadt auf schroffen Abhängen, und zum Ueber-

fluß legte man die Straßen in gerader Linie perpendikulär gegen einander an, so daß man mit großer Mühe und mit bedeutenden Kosten den Felsen durcharbeiten mußte. Auf den mächtigen Felswürfeln, die bei diesem Durchbruch auf beiden Seiten der Straße blieben, sind die Häuser theils zu nahe neben, theils über einander angebracht. So hat die Stadt das unregelmäßigste Ansehen erhalten, das sich denken läßt.

Die Häuser sind von Holz und mit Verandas umgeben, die Straßen ungepflastert und bei Regenwetter fast ungangbar, gerade wie man es in einem australischen Landstädtchen trifft. Die Wohnung des Kommandanten liegt nebst der Kirche auf einer Anhöhe und nimmt sich wie eine Festung aus. Die meisten Gebäude sind Kaufläden oder Wirthshäuser.

Nach Lage der Sache ist es kein Wunder, wenn die Stadt dermalen, einschließlich der Soldaten, kaum mehr als 1000 Seelen zählt. Dem Mangel an Trinkwasser durch Herleitung des Wassers aus dem Pont des Français, wie man einmal beabsichtigte, abzuhelfen, hat sich als unausführbar herausgestellt: man müßte auf der großen Strecke eine Menge Hügel durchbrechen, Sümpfe trocken legen u. dgl., und das würde übermäßige Arbeit und Kosten verursachen. Garnier räth zur Verlegung der Stadt. Er findet die schönen Ebenen von Saint Vincent, die von drei Flüßchen, der Tamoa, der Tontuta und dem Wengi bewässert werden, ganz besonders geeignet zur Anlage der Hauptstadt. Dort bedürfte es keiner Schanzarbeit. Der wohl bewässerte Boden würde zahlreichen Viehherden Nahrung geben und den Gemüsebau begünstigen. Auch wächst dort der Niaulis, der ganz vorzügliches Bauholz liefert, und die Seiten der die Ebene umgebenden Berge tragen prächtigen Hochwald. Ueberdies ist die Rhede von Saint Vincent eine der größten und sichersten der Welt; sie ist im Westen durch drei Inseln gegen die Meereswogen geschützt, und die Schiffe können bei jedem Winde frei ein- und ausfahren, denn sie hat einen nordwestlichen und einen südwestlichen Zugang.

Von Numea führt eine fahrbare Straße ins Innere. Ihr Bau wurde im Jahre 1861 begonnen, aber erst in vier Jahren beendigt, weil die schwierige Bodenbeschaffenheit eine Menge Durchstiche und Brücken erforderlich machte. Die Straße zieht sich erst einige Meilen weit längs der Küste hin, dann durch mehrere Sümpfe, läuft darauf nordwestlich durch die Halbinsel und spaltet sich an deren Ende in zwei Wege, deren einer nordwestlich nach der Musterwirthschaft, der andere südwestlich nach der Mission Conception führt. Der Fremde, der von dem fruchtbaren Boden, der üppigen Vegetation Neu-Kaledoniens gehört hat, wird sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht sehen, wenn er auf dieser Straße zuerst das Innere besucht. Das Gras auf den Bergen ist fahl, vertrocknet und traurig anzuschauen, und nichts scheint bei dem Mangel an Wasser zu gedeihen, als die Herden, die sich von diesem dürftigen Grase dennoch nähren. Aber man braucht nur über Pont des Francais hinaus zu gehen und man stößt alsbald auf zahlreiche Flüsse, die treffliches Weideland bewässern, auf köstlichen Hochwald, bevölkert von Tauben und anderem Geflügel, und geeignet zu Bauten, auf die Wohnungen von Pflanzern, die das Land bebauen und Vieh züchten.



Numea, Hauptstadt von Neu-Kaledonien.

Die Bewohner von Numea schätzen sich glücklich, einen Weg zu besitzen, ohne den sie fast von jedem Außenverkehr abgesperrt wären. Derselbe hat überdies zum Anbau anliegender Ländereien geführt, indem er die Beförderung der Bodenerzeugnisse nach der Stadt erleichtert.

Die Kolonie ist in fünf Militärbezirke getheilt, nämlich: 1. Numea, der Süden der Insel; 2. Napoleonville, an dem schönen Hafen Kanala gelegen, der Osten der Insel mit einer Besatzung von 40 Mann und einem Befehlshaber; 3. Wagap, der Nordosten der Insel, unter einem Hauptmann mit ebenfalls 40 Mann; 4. Gatop, der Nordwesten der Insel, mit eben so viel Besatzung; 5. die Loyalitäts-Inseln mit einem Befehlshaber und 70 Mann in Schepenehe auf der Insel Lifu. Auch sonst noch haben die Franzosen an einzelnen Stellen Posten angelegt, um die Eingeborenen in Ruhe zu halten und die Stämme ihrer Herrschaft immer mehr zu unterwerfen; aber ihre Hoffnung, diese Militärposten sich zu Niederlassungen erweitern zu sehen, die als Mittelpunkte für die Verbreitung höherer Bildung unter den Eingeborenen dienen könnten, — diese Hoffnung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen. Uebrigens bestand die ganze Besatzung der Insel bisher gewöhnlich aus 900 Mann.

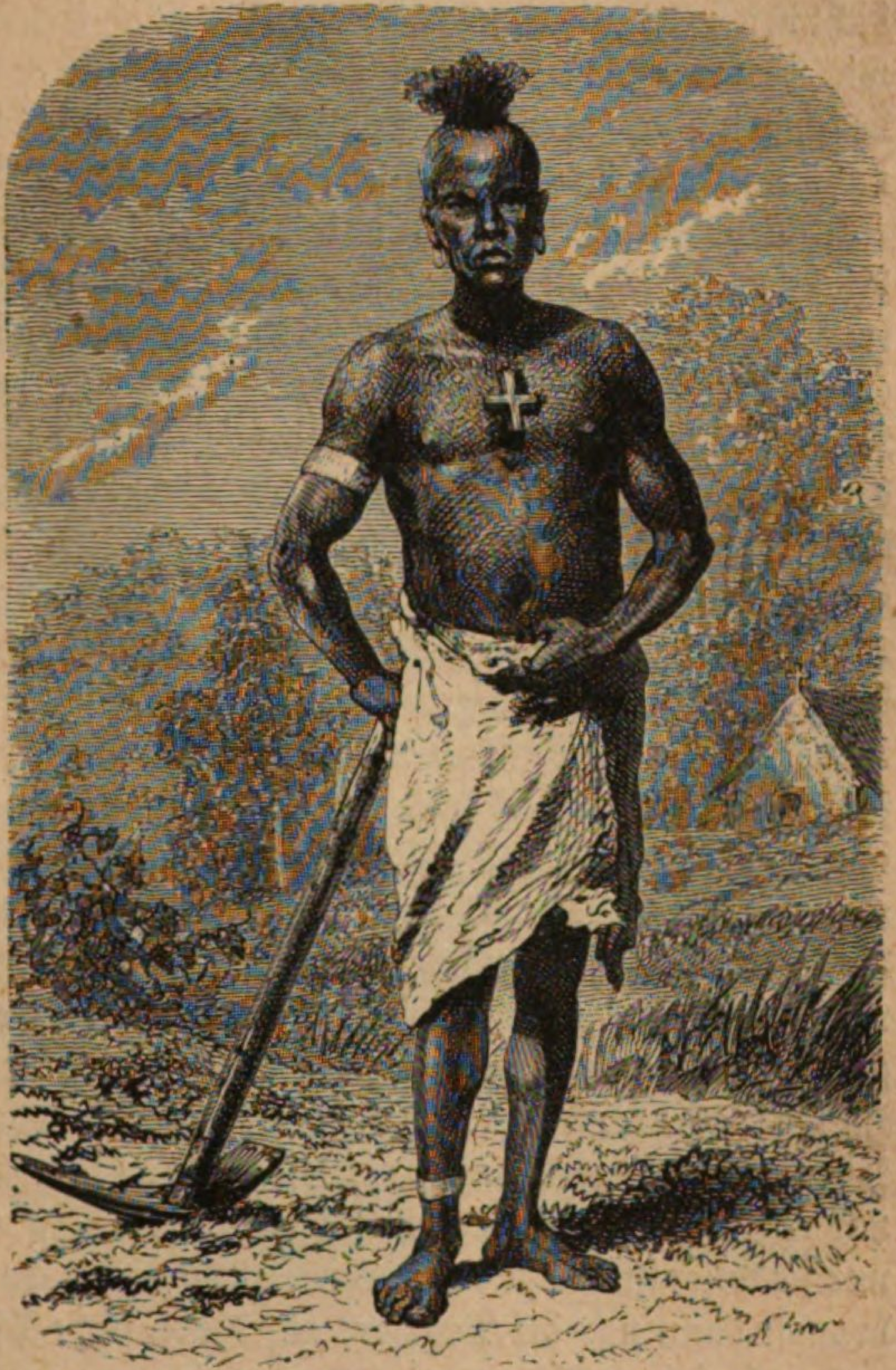
Oeffentliche Schulen, in denen unter Anderem auch im Französischen unentgeltlich Unterricht ertheilt wird, giebt es in Numea drei und überdies in jeder Dorfschaft eine. Natürlich lassen sich auch die katholischen Missionäre das, was sie unter Volksbildung verstehen, sehr angelegen sein. Sie haben auf jeder Station ein paar hundert Eingeborene um sich versammelt, die, wenn die Kirchenglocke ertönt, von der Arbeit in die Kirche eilen. Mit dem Singen will es freilich nicht gut gehen, und verstehen werden die Kanaken von den Lehren der frommen Väter auch nicht viel. Dafür werden sie — und das ist das Beste — zum regelmäßigen Bestellen der Felder angehalten und bekommen Vieh, so daß es an Lebensmitteln nicht fehlt und vom Menschenfressen abgesehen werden kann. Bei Puebo haben die Sendboten der Kirche auch den Reis- und Maisbau eingeführt.

Die Mission besteht im Ganzen aus 24 Vätern und 10 Brüdern der „Société de Marie", welche in siebzehn Residenzen vertheilt sind. Der Superior der Mission, der apostolische Provikar, hat seinen Sitz zu „Conception"; er wohnt dort höchst angenehm auf einer kleinen Anhöhe, die das Meer beherrscht und von den Hütten und Anpflanzungen der Eingeborenen umgeben ist. Jenseit Conception bereitet sich in großen Wellenschwingungen die Ebene von St. Louis aus, wo die zahlreichen Heerden der Mission auf dem fetten Grase weiden, und von da gelangt man nach einem Stündchen Weges zu der eigentlichen Mission „St. Louis", welche auf einer Anhöhe liegt. Die Väter, regelmäßig ihrer drei, haben geräumige, gut eingerichtete Wohnungen; am Fuße derselben dehnt sich die wohlbewässerte und angebaute Ebene bis ans Meer aus. Der Fluß St. Louis treibt eine große Schneidemühle, welche Breter zum Vertrieb an die Holzhandlungen in Numea liefert.

Außer den frommen Vätern treffen wir die Schwestern des „Heiligen Joseph" an, die in Numea die Krankenpflege im dortigen Hospitale besorgen und die Waisenanstalt leiten, in welcher Waisenkinder, die von Frankreich hinüber geschickt werden, Aufnahme finden.

Auch junge Waisenmädchen schickte Frankreich einmal nach Neu-Kaledonien, um dem Mangel an Frauen abzuhelfen; es kamen ihrer im Jahre 1869 vierzig mit einer Fregatte an. Das war ein Ereigniß in einem Lande, in welchem fast alle Pflanzer Junggesellen sind. Die Mädchen fanden daher auch bald nach ihrer Ankunft Gelegenheit, sich zu verheirathen.

Weniger erbaut war man von einem andern Versuche, den Frankreich zur Hebung der Kolonie machte, indem es im Jahre 1864 Verbrecher, die zu schwerer Zwangsarbeit verurtheilt waren, zusammen 250, hinüber schickte. Lebensmittel, Werkzeuge und eiserne Häuser kamen zugleich mit. Die Sträflinge wurden, der leichteren Ueberwachung wegen, zunächst auf der Insel Nu untergebracht und hatten in kaum acht Monaten Häuser, Magazine, ein Spital und eine Kapelle hergestellt. Es war ihnen gestattet, bei den Kolonisten in Dienst zu treten; aber obwol sie um ein mäßiges Lohn zu haben waren, trugen die Pflanzer Bedenken, diese Menschen als Dienstboten zu verwenden. Diese Abneigung erklärt sich vielleicht daraus, daß die Pflanzer vereinzelt und fern von einander wohnen und daß der eingeborene Dienstbote nicht dieselben Vorurtheile und Befürchtungen erweckt. Doch ließ die französische Regierung im Jahre 1866 einen weiteren Nachschub von Sträflingen, 200 Mann stark, von denen drei unterwegs starben, nachfolgen.


Zum Christenthum bekehrter Kanak.

Von den zahlreichen Inseln und Eilanden, welche zu Neu-Kaledonien gehören, erwähnen wir zunächst die Insel Nu oder Du Bouzet, von welcher die Bai von Numea völlig umschlossen wird, so daß sich ein Hafen ersten Ranges bildet. Hier hatte sich lange vor Ankunft der Franzosen der englische Schiffskapitän Paddon angesiedelt. Durch sein edelmüthiges Benehmen, wonach er unter Anderem immer zahlte ohne zu feilschen, und selbst Geschenke hinzufügte, wenn er so recht zufrieden war, durch sein festes, entschlossenes Wesen, wenn es

aufzutreten galt, durch seine streng gerechte Handlungsweise hatte er sich nicht nur einen unbegrenzten Einfluß auf die Eingeborenen, sondern auch ihre Liebe und Achtung in hohem Grade erworben. Gelangte er bei einem Stamme an, so fand er sich stets aufs Beste aufgenommen und bewirthet. Selbst nach seinem Ableben war man seines Lobes voll. Er trieb einen schwunghaften, sehr einträglichen Handel mit den Eingeborenen und besaß schließlich mehrere Goëletten und Briggs, in denen er Sandelholz und andere Landeserzeugnisse, welche die Eingeborenen ihm lieferten, verschiffte. Er starb als mehrfacher Millionär.

Die Insel Bualabio im Osten ist von einem Korallenring umgeben, der dicht besetzt ist mit eßbaren Seewalzen (Holothuria edulis), ein Leckerbissen, der, wie wir in einem früheren Bande des Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen (Fr. Christmann, „Australien", S. 14 ff.) zu bemerken Gelegenheit nahmen, unter dem Namen Trepang von den Chinesen sehr gesucht ist.

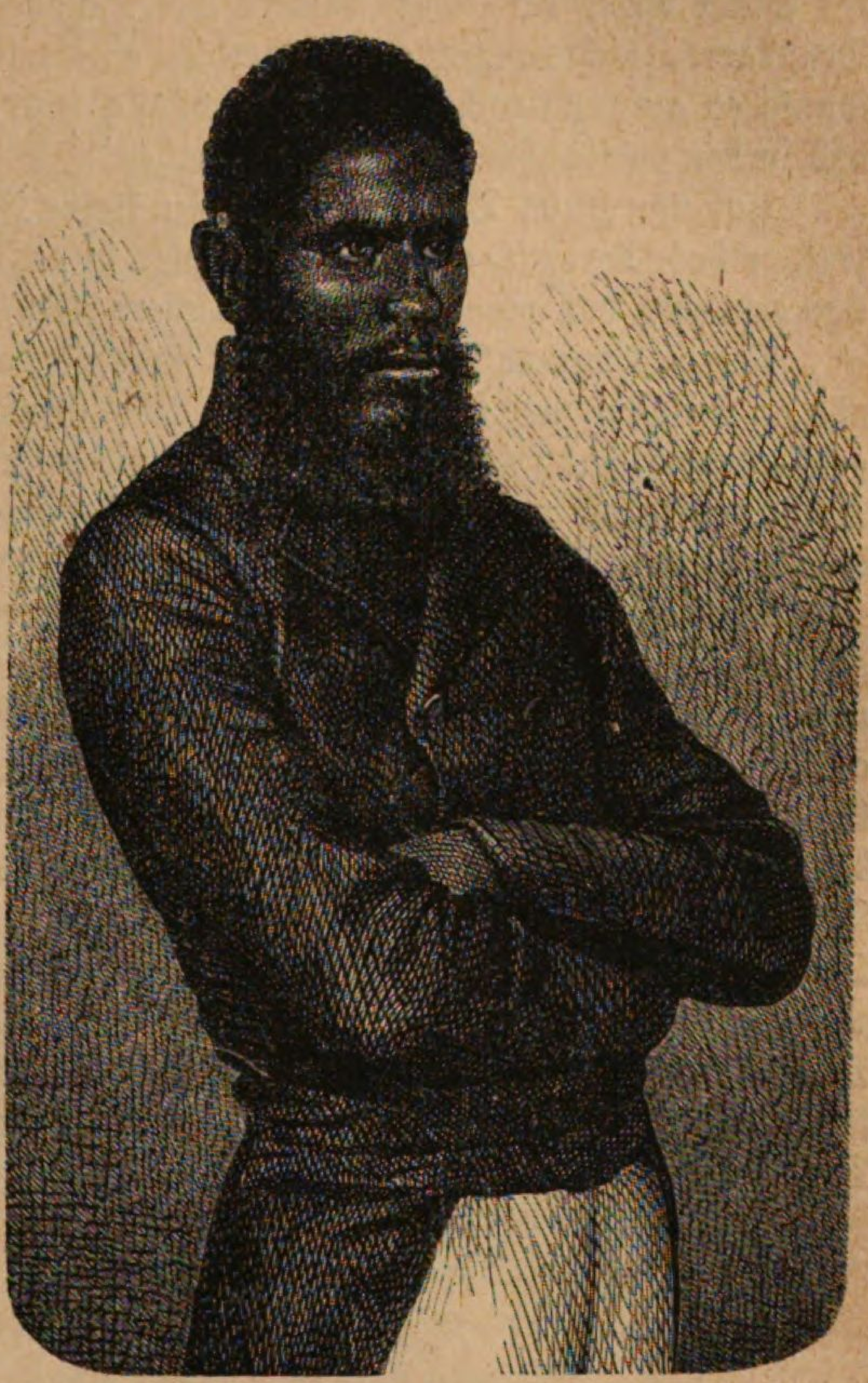
Erwähnenswerth sind auch die Inseln Ducos und Hiegon, welche die Rhede von St. Vincent schließen. Einige Kolonisten haben diese Inseln, die mit trefflichem Weideland und gutem Quellwasser versehen sind, von der Regierung gepachtet. Einer derselben, Namens Martin, führte vor einigen Jahren auf der Insel Ducos 400 Schafe ein, und nach Ablauf von zwei Jahren sah man deren bereits gegen 1800 Stück auf den Weiden sich umhertummeln. Diese 400 Schafe kosteten, einschließlich des Transportes, etwa 12,000 Frcs., und die 1800 Stück ergeben, abzüglich des Aufwandes für die Hirten, einen Ueberschuß von 50,000 Frcs. Die Schafe gedeihen vortrefflich auf diesen Inseln, da die frische Seeluft die lästigen Fliegen und Insekten, die in heißen Ländern sich in der Wolle dieser Thiere festsetzen, verscheucht. Ueberdies sind die Inseln felsig genug, als daß die Schafe die Klauenseuche bekommen sollten, die bei ihnen auftritt, wenn sie sich in sumpfigem Niederland aufhalten. Gerade, weil man für die Schafzucht Anfangs feuchte Plätze mit schlechter Luft wählte und die Schafe dahinsiechen sah, war man gegen ihre Züchtung eingenommen. Man wollte insbesondere ihre große Sterblichkeit auf ein gewisses Kraut (Andropogon austrocaledonicum), das in Neu-Kaledonien massenhaft wächst, zurückführen; aber auf der Insel Ducos gedeihen doch die Schafe so gut und sind fast nur auf jenes Kraut angewiesen. Man kann übrigens dieses Kraut, das ein vortreffliches Fütterungsmittel ist, sehr leicht unschädlich machen, zumal es nur schädlich ist, wenn es in Samen aufschießt, wobei es ganz dürr wird. Man braucht dann nur die Prärien, auf denen diese Pflanze vorkommt, anzuzünden, und nach einigen Monaten wird man ein ganz anderes Kraut aufsprießen sehen.

Die Insel Ducos scheint übrigens derjenige Punkt an der Westküste zu sein, wo zuerst die Engländer landeten.

Von den übrigen Inseln wollen wir nur noch einige erwähnen: Huon an der äußersten Nordspitze, die Nenema-Gruppe im Westen, die Insel Pam vor der Mündung des Diant, die Fichteninsel (Kunie) an der Südküste; die Inseln Uën (oder Wen) und Amède, auf welch letzterer ein Leuchtthurm erster Klasse errichtet worden ist, an der Westküste. Die wichtigsten von allen von Neu-Kaledonien abhängigen Inseln sind aber die Loyalitätsinseln im Osten.

An mineralischen Schätzen fehlt es Neu-Kaledonien nicht; die bisherigen

Entdeckungen sind jedoch nicht von großem Belang. Man trifft Kohlen, Kupfer, Nickel, Gold an; in bauwürdiger Mächtigkeit hat man jedoch bis jetzt nur Eisen und Chrom gefunden. Garnier sah sich bei seinen Nachforschungen nach Gold zweimal schmerzlich enttäuscht. Die Goldgrube, die man bei Puebo entdeckt haben wollte, enthielt blos eine Art Goldsand von unbedeutendem Werth. Garnier ließ sich nicht irre machen, suchte weiter und reiste von Puebo ab. In 2 Tagen erreichte er das Dorf Panie, dessen Häuptling vom Stamm Hienghen abhängt. Dorthin war auch Bérard nach dem unglücklichen Vorfall am Mont d'Or gekommen. Er hatte in der Umgebung des Dorfes ein gewisses Metall aufgefunden und damit sein Fahrzeug beladen. Bald darauf wurde er ermordet, und Niemand wußte, was aus seinem Fund geworden. Garnier ließ den Häuptling des Dorfes kommen, vermochte aber nichts aus ihm heraus zu bringen. Endlich bemerkte er einen Kanaken, der bei diesen Nachfragen eine lebhafte Gemühtsbewegung zeigte. Er war der Führer Bérard's auf seinem Ausflug nach Panie gewesen und erklärte, der Ort, wo die Steine lägen, sei gar nicht weit; ja, er fügte hinzu, Bérard sei über seinen Fund so glücklich gewesen, daß er ihn mit glänzenden Zeugstoffen, mit einer Masse Tabak und mit andern europäischen Artikeln beschenkt habe.


Häuptling von der Insel Uën.

Nun wurde die Neugier Garnier's aufs Höchste gespannt. Sofort brach er mit dem Kanaken auf. Nach einigen Minuten kamen sie in eine tiefe Schlucht, durch die ein Bach rieselte. Die Gegend bot den wildesten, ödesten Anblick, den man sich denken kann. Was aber fand er, als ihm der Kanak das kostbare Gestein zeigte? Ein mächtiges Lager sehr schieferigen Quarzes, und die dort ausgebrochenen Steine hatte man für Gold gehalten. — Neuerdings (Frühjahr 1872) läuft abermals das Gerücht durch die Zeitungen, daß man Goldlager aufgefunden und daß solche bearbeitet würden. Ja, man spricht sogar von

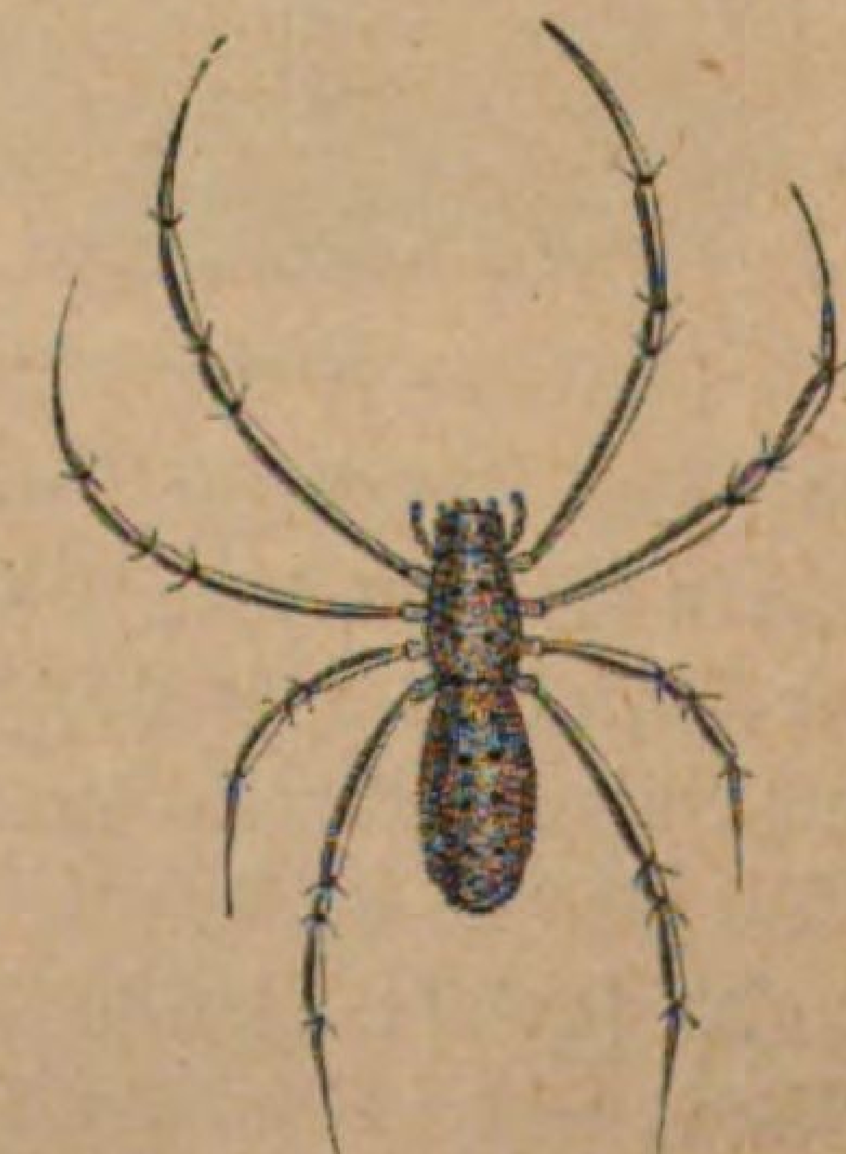
größeren Stücken Goldes, welche in Numea ausgestellt worden seien. Für die Richtigkeit dieser Mittheilungen vermögen wir zur Zeit noch nicht einzustehen.

Eisen trifft man in Menge an der Südbai auf der Insel Uën und überhaupt im Süden, bei Unia wie an der Massacrebai und anderwärts, an. Garnier glaubt, daß dieses Mineral, das man bisher unbenutzt gelassen, mit der Zeit eine große Rolle spielen werde, weil es zwei Prozent Chrom enthalte, der Stahl aber, der keine stärkere Beimischung davon bekomme, an seiner Dehnbarkeit nichts verliere und überdies eine ungemeine Härte erhalte. Man könnte es als Rückfracht, an der es häufig fehlt, nach Australien verschiffen und in den dortigen Gießereien verwerthen.

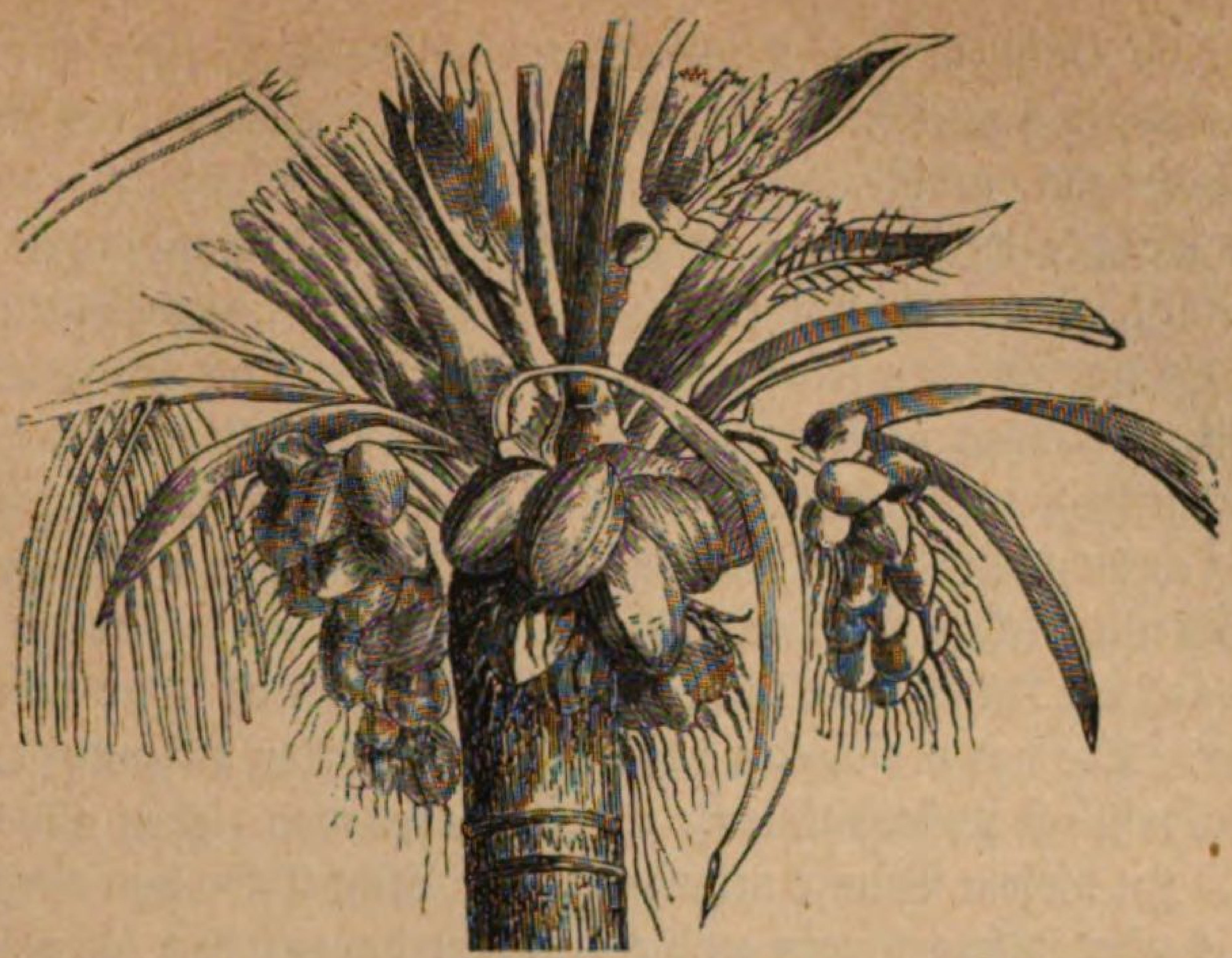
Auf der Insel Ducos hat Garnier kleine Kupferadern aufgefunden. Er sagt, er habe dort zum ersten Male Kupfer in ansehnlicher Menge angetroffen, und bedauert, daß man nicht umfänglichere Nachgrabungen veranstaltet hat.

Warmes mineralhaltiges Wasser findet sich an der Südbai am linken Ufer und an der Mündung des Necutscho. Das Gewässer ist mit aufgelöstem Salz geschwängert, das sich unterwegs überall niederschlägt, so daß sich das Bett des Wasserlaufes oft verschiebt. Das Wasser hat eine Wärme von 33° Cels. und könnte wohl zu medizinischen Zwecken verwendet werden.

Was die Verwaltung der ganzen Kolonie betrifft, so ist die Regierungsgewalt einem Gouverneur anvertraut, der die nöthigen Verfügungen erläßt und die erforderlichen Anordnungen trifft. Ein Verwaltungsrath beräth über alle Angelegenheiten, die ihm unterbreitet werden. Unter dem Befehle des Gouverneurs verwaltet der Ordonnateur die Angelegenheiten der Besatzung, der Marine, der Rechtspflege, der Schatzkammer und der öffentlichen Bauten, der Kolonialsekretär die Polizei, die Angelegenheiten des Innern und das Steuerwesen. In Numea ist auch ein Polizeikommissar eingesetzt. Das Bureau für die Angelegenheiten der Eingeborenen hat einen Vorstand und drei Dolmetscher; der eine davon hat seinen Standort auf Lifu, einer der Loyalitätsinseln. Die Regierungsdruckerei hat einen Vorstand und neun Gehülfen: Setzer, Drucker und Lithographen.



Nugui, die eßbare Spinne der Neu-Kaledonier.



Die Krone der Kokospalme.

III. Pflanzen- und Thierwelt Neu-Kaledoniens.

Die Kaurifichte. Die Kokospalme. Das Pilupilufest. Kannibalismus. Sandelholz. Niauli. Mangroven. Tarro. Zuckerrohr. Reis. — Viehzucht. Die Riesentaube Notu. Der Kagu. Der Vampyr. Giftige Fische. Schildkröten. Seerochen. Haifische. Eßbare Spinnen.

Die reichen Hülfsquellen Neu-Kaledoniens liegen in dem fruchtbaren Boden, mit dem die Natur es ausgestattet hat. Der Baumwuchs läßt dort nichts zu wünschen übrig. Namentlich gedeihen die Fichten außerordentlich gut. Auf der Südspitze der Insel wachsen die prächtigen Kauri, die zu den Dammarafichten (od. Tannen) gehören, oft eine ungeheure Höhe erreichen und stattliche Wälder bilden. (Abbildung der Kaurifichte s. Neu-Seeland S. 119.) Man findet oft Stämme, an denen die untersten Zweige 30—40 m. über der Wurzel sich befinden. Auch herrliche Fichten wachsen, außer im südlichen und südöstlichen Theile der Insel, ganz besonders auf dem kleinen Eiland Krebieni: es sind die sog. Araucarien (Aracauria intermedia), die vortreffliches Schiffsbauholz liefern. Der Gouverneur läßt jedes Jahr eine beträchtliche Anzahl dieser Bäume fällen und nach der Hauptstadt schaffen. Als Cook auf seiner zweiten Weltumsegelung diese prächtigen Bäume entdeckte, schrieb er in seinem Bericht: „Auf keiner Insel des Stillen Ozeans, Neu-Seeland ausgenommen, kann sich ein Schiff besser mit Masten und Raaen ausrüsten, als hier. Die Entdeckung dieses Landes ist kostbar, und wäre es auch nur aus diesem Grunde. Das Holz dieser Bäume ist weiß, hart, leicht und von sehr dichter Fiber. Der Terpentin, der aus der Rinde quillt, bildet, verdichtet durch die Sonne, eine Harzbekleidung um Stamm und Wurzeln. Sie haben kürzere und schwächere Aeste als die Fichten in Europa, so daß man die Knoten, durch die sie mit dem Stamme verwachsen sind, kaum bemerkt, wenn man diesen bearbeitet. Die Krone, die den Wipfel bildet, verleiht ihnen, besonders von fern, ein eigenthümliches Aus-

sehen, so daß sie Basaltsäulen gleichen"; auch glaubte Forster wirklich solche vor sich zu haben, wie man sie in Oberägypten, den Hebriden, Island, Irland und in der Auvergne antrifft.

Die Kaurifichte wird von den Eingeborenen besonders zum Bau ihrer Piroguen benutzt. In rauhen, schwer zugänglichen Gebirgsgegenden flößen sie die gefällten Bäume auf den Flüssen nach der Küste. Auch die Fichteninsel hat Ueberfluß an schönen Fichten, von denen sie ja ihren Namen erhalten hat.

Der Fichte steht an Wichtigkeit die Kokospalme nicht nach; ihr Fleisch bildet fast die ausschließliche Nahrung gewisser Volksklassen in Ozeanien. Neu-Kaledonien ist mit diesem Baume reich ausgestattet, insbesondere trifft man ihn in Fülle auf der Insel Bualabio an. Diese Insel ist zwar gebirgig, aber sehr fruchtbar. Sie hat verschiedene wasserreiche Thäler aufzuweisen, und die Küsten tragen zahllose Kokospalmen. Die Eingeborenen ziehen aus der Kokosnuß ein Oel. Zu diesem Behufe nehmen sie ein Stück Eisen von einem Faßreif, feilen drei bis vier Zähne hinein und zerraspeln darauf den Kern der Kokosnuß. Das Abgeraspelte fällt in einen etwas schräg gestellten Trog und häuft sich da an; bildet es einen kleinen Haufen, so läßt man es ohne Weiteres gähren. Das Oel scheidet sich aus und läuft auf dem Boden des Troges gemäß der Steigung hinab, und da schöpft man es aus. Nach 3—4 Tagen geben die Raspelspäne kein Oel mehr und man wirft sie weg, obwol man bei einem bessern Verfahren noch viel herausziehen könnte.

Ein Kanak kann im Durchschnitt täglich 500 Kokosnüsse raspeln, die ungefähr 16—17 Kg. Oel ergeben, und das hat an Ort und Stelle einen Werth von $16\frac{1}{2}$ Frcs., wogegen man in Sydney 33 Frcs. dafür zahlen würde. Nach Abzug aller Kosten liefert eine Kokospalme einen jährlichen Reinertrag von etwa 3 Frcs. Nimmt man nun an, daß die Insel Bualabio mindestens 12,000 Stück solcher Bäume trägt, so würde das selbst bei dem jetzigen mangelhaften Herstellungsverfahren einen Gesammtreinertrag von jährlich 36,000 Frcs ergeben.

Besonders gern wird von den Kanaken die Magnagna (Igname) angebaut, eine Küchenpflanze, die im Norden Bahite heißt. Sie kriecht wie eine Schlingpflanze am Boden hin, und ihre Wurzel, welche die Größe einer Runkelrübe erreicht, ist ein bei den Kanaken gesuchtes Nahrungsmittel, indem sie, in heißer Asche gebacken, einen süßen, mehlhaltigen, sehr nahrhaften Brei giebt. Aus den Fasern der Zweige der Pflanze spinnen die Kanaken ihre Netze. Sie liefert überdies ein treffliches Futter für Pferde und Rinder und ersetzt für die ersteren in gewissem Grade das Getreide. Magere Pferde, die in der Stadt durch schwere Arbeit und schlechtes Futter abgetrieben sind, braucht man nur auf Weidenplätzen, die mit Magnagna bestanden sind, frei sich tummeln zu lassen, — und in einem Monat wird man sie kaum wieder erkennen: so sehr haben sie an Dicke und Lebhaftigkeit zugenommen. Man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß, wo diese Pflanze gedeiht, guter, zum Anbau geeigneter Boden vorhanden ist.

Leider droht diese werthvolle Pflanze, wenn man ihrer Pflege keine Aufmerksamkeit schenkt, zu verschwinden. Schon trifft man sie auf der Halb-

insel von Numea nur noch selten an, und selbst an Stellen, die von Herden stark beweidet werden, ist sie ganz verschwunden. Sie scheint von den Pflanzen, die man aus Europa einführt, verdrängt zu werden, eine Erscheinung, die auch auf anderen Inseln der Südsee, in Australien und Südamerika bei anderen dort einheimischen Pflanzen vorkommt.

Die Kanaken feiern die Magnagnaernte durch das sog. Pilupilufest. Sie lieben zwar die Gegenwart der Europäer bei solchen Festen nicht; allein besondere Gründe bestimmten einst den Häuptling des Stammes Windu, dessen Gebiet zwischen Wagap und Napoleonville an der Ostküste liegt, den Geologen Garnier einzuladen. Die Windu hatten die französische Herrschaft anerkannt und hatten sich dadurch die Feindschaft des benachbarten Stammes Poneriwen zugezogen. Beide Stämme, die nur ein großer, tiefer Fluß von einander trennte, waren seitdem fortwährend in Fehde mit einander, und die Windu wurden dabei von den Franzosen unterstützt.

Mit einem Gefolge von Männern des um Wagap lebenden Stammes Piwaka, der ebenfalls eingeladen war, und mit einer Bedeckung von zehn französischen Soldaten begab sich Garnier nach Windu zu diesem Erntefest, bei dem die Erstlingsfrüchte der Ernte der Magnagnawurzeln den Göttern dargebracht werden. Der Häuptling, ein junger, gut gebauter Mann, nahm ihn freundlich auf und wies ihm eine Hütte an, zeigte ihm auch mit einem gewissen Stolz vier oder fünf Menschenschädel, die von hohen Stangen herunter grinsten. Es waren die Schädel von Poneriwen, die man in den letzten Kämpfen erschlagen hatte; von den Leichen derselben würde man kaum noch halbverbrannte, abgenagte Knochen gefunden haben. Der Häuptling fürchtete, die Poneriwen möchten gerade das Fest zu einem Ueberfall benutzen. Daher waren auf allen Anhöhen Wachtposten ausgestellt.

Am folgenden Tage fand das Fest auf einer weiten Ebene statt, die zu einer platten Anhöhe anstieg. Auf letzterer saßen die Häuptlinge und die Alten, während das Volk den tieferen Theil einnahm. Hier war ein mächtiger Haufen Magnagnawurzeln aufgestapelt. Dreißig bis vierzig Jünglinge, die schönsten des Stammes, nahmen ein jeder eine Last davon auf, trugen sie in raschem Lauf zu den Häuptlingen und legten sie vor ihnen nieder, während die übrigen springend, schreiend und die Waffen schwingend neben ihnen her liefen. Die Wurzeln wurden in ungleiche Haufen getheilt, mit Kokosnüssen, Fischen u.s.w. belegt und jeder für einen Häuptling oder Gast bestimmt, so daß Niemand vergessen war.

Plötzlich ertönte ein scharfer, gellender Schrei, mit welchem die Wachtposten die Ankunft der Poneriwen bemerklich machten. Alles eilte sogleich zu dem Flusse, der die Grenze zwischen beiden Stämmen bildet und an dessen Mündung eine Sandbank liegt, auf welcher die Wachen bereits mit dem Feinde handgemein geworden waren. Der Kampf bot in der That ein ganz eigenthümliches Schauspiel: nackt oder mit Stücken bunter Zeuge bedeckt schwangen die Krieger ihre Waffen, indem sie dabei sprangen, heulten und einander Schmähungen zuriefen. Die abgemergelten Greise, welche Steine und Wurfspieße nicht mehr schleudern konnten, saßen in der Nähe auf Felsblöcken, ermuthigten die Krieger und riefen höhnisch den Feinden zu: „Ihr seid gerade recht gekommen:

wir feiern ein großes Fest und unsere Krieger werden euch schon fassen; euer Fleisch wird uns beim Feste gut schmecken!" Die Poneriwen riefen darauf deutlich und vernehmbar herüber: „Ihr seid blos die Hunde derer, die den Blitzstrahl führen; zu feig, euch gegen uns zu vertheidigen, habt ihr die Weißen zu Hülfe gerufen; heißt sie gehen und ihr werdet vor uns wie Staub zerstieben".

Auf diese Schmähung stürzte sich ein junger Häuptling, gefolgt von einer kleinen Schar Krieger, in den Fluß und erreichte alsbald die Sandbank; gleichzeitig langten eben so viel Poneriwen an. Unseren Verbündeten zu nahe, um deren Feuer, insbesondere das der französischen Soldaten zu fürchten, hatten die Poneriwen ihre ganze Kühnheit wieder erlangt. Es standen sich ungefähr je 30 Krieger gegenüber; die beiden Häuptlinge allein führten je eine kleine doppelläufige Jagdflinte, die sie mit wildem Kriegsgeschrei um ihr Haupt schwangen; inzwischen verharrten am Ufer Alle, gespannt auf den Ausgang des Kampfes, in tiefem Schweigen, nur die Alten setzten ihr Geplärr fort.

Der Kampf begann mit dem Schleudern von Steinen, die mit unglaublicher Gewandtheit und Gewalt mittels der Schleudern geworfen werden. Diese Steine, gespitzt an beiden Enden und eben deshalb gefährlich, durchpfeifen die Luft wie eine Flintenkugel. Aber die Kanaken sind immer auf der Hut; mit ihrem durchdringenden Auge verfolgen sie jede Bewegung des Feindes, und sobald ihr scharfes Gehör einen Stein auf sie lospfeifen hört, entschlüpfen sie mit merkwürdiger Gewandtheit oder werfen sich rasch auf die Erde. So kamen nur leichte Verwundungen vor. Plötzlich stürzte ein Windu, tödlich getroffen, zu Boden, und nun warfen sich alle den Poneriwen entgegen. Die Wurfspieße, die auf blos 15 Schritt Entfernung geschleudert wurden, durchbohrten eine gute Anzahl Arme und Beine; aber so leichte Wunden werden von diesen stoischen Menschen nicht beachtet. Endlich sicherten die Ueberzahl und die verwegene Tapferkeit des Häuptlings den Windu den Sieg, und die Poneriwen zogen sich langsam in den Fluß zurück, dessen Fluten ihre Widerstandskraft lähmten. Da schleuderte der Häuptling der Windu mit furchtbarer Gewalt seinen Wurfspieß ab und durchbohrte den Häuptling der Poneriwen, so daß dieser, schon bis zum Gürtel im Wasser stehend, lautlos untersank. Jetzt entspann sich ein wüthendes Handgemenge um den Leichnam; ingrimmig packten die Krieger einander und ließen sich lieber vom Flusse fortschwemmen und ertranken lieber, als daß sie sich gegenseitig fahren ließen.

Endlich mußten die Poneriwen abziehen und die Leichen von zwei oder drei Kameraden in den Händen der jubelnden Sieger zurücklassen. Ein alter Mann, der Vater des gefallenen Windu, hackte dem Leichnam des feindlichen Häuptlings mit einer Axt einen Arm ab, schwang ihn triumphirend um den Kopf und riß dann mit seinen Zähnen einen Fetzen noch zuckenden Fleisches ab. Alsbald bot der Häuptling der Windu auch Garnier das Bein eines gefallenen Feindes zum Geschenk an mit dem Bemerken, das andere Bein wolle er dem Befehlshaber von Wagap als Siegeszeichen übersenden. Wie staunte er, als Garnier es zurückwies und nicht nur seinen ganzen Abscheu gegen die Menschenfresserei zu erkennen gab, sondern überdies erklärte, er werde, wenn man die gefallenen Feinde auffresse, dem Befehlshaber von Wagap Anzeige machen.



Ein nächtliches Pilupilu der Eingeborenen von Neu-Kaledonien.

Oberländer, Ozeanien.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Als Garnier drei Stunden später nach dem Festplatze zurückkehrte, war das Pilupilu wieder in vollem Gange. Der Kampf hatte die festliche Stimmung noch gesteigert. Die Frauen und Mädchen führten ihre Tänze auf. Sie waren nur mit einem Gürtel von Pandangfasern bekleidet, der ringsum in Fransen auslief; die jüngsten hatten sich gefallsüchtig mit einer Laubkrone oder mit einer Blume im Haar aufgeputzt, andere hatten sich mit Halsbändern von Nephrit geschmückt, der hier ebenso geschätzt ist, wie in Neu-Seeland. Die meisten hatten sich überdies Gesicht und Brust geschwärzt und trugen Armspangen.

Der Tanz war einfach und fast ohne Abwechselung: die Weiber bildeten einen großen Kreis, den im Innern eine kleinere Gruppe, mit grünen, blühenden Zweigen ausgestattet, umtanzte.

Unter diesen Tänzen sank die Sonne, und nun fand die Vertheilung der Magnagnahaufen statt. Die Häuptlinge, die sich von den andern nur durch Federschmuck im Haar und durch Flinten in den Händen auszeichneten, bildeten die erste Linie, die Krieger und Gäste die zweite. Die Feierlichkeit begann damit, daß ein Häuptling nach dem andern hervortrat und an das Volk einige Worte richtete, die mit allgemeinem Geheul beantwortet wurden. War der Häuptling jung, so führte er nach jener Ansprache einen Scheinkampf auf, schwang den Wurfspieß und schleuderte ihn in die Ebene wie gegen einen Feind.

Da plötzlich trat ein fremder Häuptling aus der Reihe, schwang seinen Wurfspieß, stieß mit schallender Stimme einige Worte aus und schleuderte seinen Spieß, aber nicht in die Ebene, sondern nach einer Gruppe Kokospalmen auf der Hochebene. Ein unermeßliches Gebrüll folgte diesem Vorgang; der Häuptling der Windu sprang mit einem Satze vor den Fremden, legte seine Flinte an, — und es wäre um denselben geschehen gewesen, wenn nicht ein Greis das Gewehr emporgeschlagen hätte, so daß der Schuß ins Blaue ging.

Was alles Dieses zu bedeuten hatte, wußte Garnier nicht zu enträthseln; der Kanak, der ihm und seinen Gefährten bald darauf einen Haufen Magnagnawurzeln, Fische u. s. w. als Geschenke des Häuptlings überbrachte, ließ nichts aus sich herausbringen.

Nach der Vertheilung der Nahrungsmittel thaten sich die Kanaken gütlich bei einem lang dauernden Schmause und begannen dann das Fest erst recht. Im Scheine einiger Fackeln bildeten Männer, Weiber und Kinder ein buntes Gewirr. Durch die üppige Kost waren sie in eine Art Trunkenheit versetzt und schrieen und sprangen ohne Unterlaß, indem sie dabei Stücke von Baumrinde taktmäßig an einander schlugen. Von dem dumpfen Geräusch, das dadurch entsteht, glaubte Garnier das Wort Pilupilu ableiten zu können.

Unser Berichterstatter hatte sich beim Sinken der Sonne mit seinen Gefährten nach seiner Lagerstätte zurückgezogen und freute sich zwar, daß die geschenkten Lebensmittel seinen Leuten so trefflich mundeten, aber das fortwährende Schreien und Toben, das vom Festplatz heraustönte, verleidete ihm den Aufenthalt, und er beschloß, sich sofort beim Häuptling zu verabschieden. Sonderbarer Weise war keiner der Kanaken, die man antraf, zur Angabe des Ortes, wo der Häuptling sich befände, zu bewegen. Endlich ließ Garnier einen Kanaken von seinen Leuten so umstellen, daß er nicht entwischen konnte.

„Die Häuptlinge essen", sagte der Gefangene; „aber ich kann euch nicht zu ihnen führen." — „Warum nicht?" — „Häuptling würde mir den Schädel einschlagen". — „So zeige mir wenigstens die Hütte des Häuptlings und ich lasse dich laufen."

Glücklich, so leichten Kaufes los zu kommen tauchte jetzt der Kanak ins hohe Farrnkraut und spähte mit seinem scharfen Auge umher, ob ein Verräther nahe sei; endlich flüsterte er mit kaum vernehmbarer Stimme: „Hinter jenen hohen Kokosbäumen findet ihr des Häuptlings Hütte", — und verschwand dann eiligst und lautlos, indem er sich hinter dem Farrnkraut versteckte.

Möglichst geräuschlos gingen die Franzosen der Hütte zu; aber was erblickten hier ihre Augen? Zwölf Häuptlinge saßen neben einem mächtigen Feuer, und auf großen Bananablättern lagen, umgeben von Magnagna- und Tarrowurzeln, Stücke dampfenden Fleisches: es waren die Leichen der erschlagenen Poneriwen, die man briet und auffraß. Den widerlichsten Anblick gewährte ein Greis, der einen ganzen Schädel abnagte. Der alte Dämon hatte bereits alle fleischigen Theile, die Nase und die Backen abgezehrt; nun grub er mit einem Stäbchen die Augen aus und suchte dann zum Gehirn zu gelangen, indem er durch Aufschlagen des Schädels auf einen Stein die weichen Theile heraus schüttelte und gierig verschlang. Endlich legte der schlaue Alte, um nichts zurück zu lassen, den Schädel mit der Rückseite ins Feuer; die Hitze löste das Gehirn und bald war es ganz verzehrt. Dieser Anblick war so empörend, daß ein französischer Soldat den Alten niederschießen wollte. Die Franzosen hatten genug gesehen und traten den Rückweg an.

Das Pilupilu wird übrigens auch als Abschiedsfest in etwas anderer Form gefeiert. Als sich Garnier einst von dem Häuptlinge von Arama, mit dem er auf dem besten Fuße stand, verabschiedete, traten plötzlich aus dem Gebüsch eine Masse Kanaken im Gänsemarsch hervor. Sie waren nackt, tättowirt, am Körper stellenweise geschwärzt und schwangen im Takt ihre Lanzen, Keulen und Beile. Kaum hatten sich dieselben in einer langen Linie vor Garnier und seinen Gefährten aufgestellt, so setzten sich zwei Männer vor den Kriegern auf den Rasen; der eine spielte Flöte, der andere schlug den Takt auf einem hohlen Bambusstabe. Nun ging der Tanz los. Die Männer trippeln dabei taktmäßig umher, während sie ebenfalls im Takte ihre Waffen schwingen und zischende Brustlaute ausstoßen. Die Hauptrolle spielt aber ein Eingeborener, der mit dem Dangat, einer kaledonischen Maske, geschmückt ist. Diese besteht in einem gräulichen Kopfe von so riesiger Gestalt, daß der Träger nur durch den Mund derselben sehen kann; oben ist sie mit einer mächtigen Perrücke aus Menschenhaar verziert und am untern Theile mit einem Netz von Vogelfedern umzogen. Der Maskenmann kam vom Strande her anmarschirt, um die Ankunft der Europäer zur See anzudeuten; dann tanzte er längere Zeit vor seinen Kameraden und schwang dabei eine Lanze über seinem Kopfe. Endlich trat der Häuptling vor die Linie und richtete, sangweise eine Ansprache an die Europäer, wobei er mehrere Pausen machte, die von den fortwährend tanzenden Kanaken mit einem ohrzerreißenden Geheul ausgefüllt wurden. Der Gesang des Häuptlings hatte ungefähr folgenden Inhalt: „Unsere Freunde wollen uns verlassen;

sie wollen morgen über das große Meer fahren. Mögen die Winde ihnen günstig sein! Mögen sie das Meer sanft und ruhig finden! Mögen sie glücklich den Hafen erreichen!" u. s. w.

Wie die Magnagna, so ist auch das kostbare Sandelholz zurück gegangen. Früher wuchs es selbst auf dem schlechtesten Boden Neu-Kaledoniens; jetzt trifft man es nur in der Gestalt junger Schößlinge an, die auf den alten Stämmen aufschießen. Angespornt durch den hohen Preis, den man mit diesem Holz in China erzielte, hat man demselben übermäßig nachgestöbert und die Wälder davon gelichtet. Die Engländer kannten schon längst den Reichthum der Insel an solchen Bäumen und befrachteten ihre Schiffe nur zu oft damit. Sie tauschten mit Pfeifen, mit etwas Tabak oder Zeugstoff die prächtigsten Bäume von den auf solche Artikel erpichten Eingeborenen ein, ja, für eine doppelläufige Flinte erhielten sie eine volle Schiffsladung. So ist es gekommen, daß, seitdem die Franzosen von der Insel Besitz ergriffen, alle Sandelbäume gefällt sind. Man ist jetzt auf die Stöcke gewiesen, die man sich früher nicht die Mühe nahm auszurotten. Doch steht zu hoffen, daß diese Baumart um ihres großen Werthes willen wieder emporgebracht wird, zumal der Sandelbaum zu seinem Gedeihen nur in der Nähe eines Flusses gelegene, etwas trockne und steinige Anhöhen, die man kaum zur Viehweide benutzen kann, braucht und überdies verhältnißmäßig schnell wächst.

Schätzbar ist auch der Niauli (Melaleuca viridiflora), den man überall auf der Insel antrifft. Er läßt in seiner Nähe keinen andern Baum aufkommen. Sein Stamm ist in der Regel gekrümmt und gewunden, bisweilen aber auch gerade. Im ersteren Falle kann man das Holz zu Schiffskrummhölzern, zur Stellmacherei u. dgl., im letzteren zur Zimmerei verwenden. Das Holz eignet sich ganz besonders zu Wasserbauten, da es sich unter Wasser sehr lange hält, ohne zu faulen.

Der Stamm ist mit einer weißen Rinde bedeckt, die aus einer Masse dünner, durchsichtiger, über einander liegender Blätter besteht und sich sehr leicht in großen Lagen abschälen läßt. Man verwendet sie gern als Bekleidung der Häuser und der innern Wände, da sie mit einer harzigen Masse geschwängert sind und dadurch wasserdicht werden. Ebendeshalb giebt sie vortreffliche Fackeln ab, die den Eingeborenen auf ihren nächtlichen Gängen zur Leuchte dienen. Die Europäer haben überdies die Rinde zum Papiermachen benutzt und ein Papier hergestellt, das gar nicht zu verachten ist. Die Blätter des Niauli, die abscheulich riechen, geben, wenn man sie destillirt, ein ätherisches Oel, das sich vielleicht zu medizinischen Zwecken verwenden läßt.

Weniger empfiehlt sich die Mangrove (Rhizophora). Dieser Baum wächst am Meere im Schlammboden; seine zahlreichen Wurzeln verbreiten sich nach allen Richtungen und senken sich in das Meer, wo sie an den Flüssen eine undurchdringliche Barre bilden. Sie halten Alles, was Meer und Flüsse absetzen, in ihrem Bereich zurück; allmählig erhebt sich dann der Boden, und wenn er die Oberfläche des Meeres überragt, verkümmern die Mangroven, verschwinden und machen anderen Gewächsen Platz. Oft rücken auch die Mangroven im Meere vor und verbreitern die Ufer der Flüsse. So kommt es, daß

Inselchen und Korallenbänke, die ziemlich weit vom Ufer entfernt waren, mit demselben wieder vereinigt worden sind. Dabei rückt die Mangrove ziemlich rasch vor. Hierin liegt aber ein entschiedener Nachtheil, denn ihre dicht verschlungenen, über die Meeresfläche hervorragenden Wurzeln erschweren ungemein das Durchschneiden der Küstenwälder.

Im Norden, z. B. bei Gatop, sind die Wurzeln der Mangrove mit einer Menge Austern von der Größe der ostindischen bedeckt, die man ohne Mühe zu Hunderten einsammeln kann. Das Holz dient zur Feuerung, enthält aber auch viel Gerberlohe. Die Früchte sind eßbar, aber unschmackhaft.

Von den Nahrungsgewächsen gedeihen, außer der Kokospalme, der Brotfruchtbaum und die Banane im Allgemeinen nicht gut und sind verhältnißmäßig sparsam verbreitet. Eines der Hauptnahrungsmittel der Kanaken, der Tarro (Arum esculentum), wird in Gräben gezogen, die man terrassenförmig an den Bergabhängen anlegt und in die man das Bergwasser leitet.

Ganz besonderen Erfolg verspricht man sich in Neu-Kaledonien vom Zuckerrohrbau. Im Oktober 1866 waren freilich erst 62 Hektaren mit Zuckerrohr (Caña de Otaheiti) bestanden. Damals war auf der schon erwähnten Pflanzung des Hrn. Joubert zu Koë ein großer Theil der Ebene, die sich am Fuße der Wohnung ausbreitet, mit Zuckerrohr bestellt; ein Mühlgraben trieb die Zuckerstampfe, und die großen Kessel zur Gewinnung des Sirups waren beständig in voller Thätigkeit. Es war ein Ereigniß für die Insel, als am 1. Dezember 1866 von Joubert und dem gleichverdienten Pflanzer Clain die ersten zehn Tonnen Zucker nach Sydney versendet und damit die Zuckerausfuhr der Kolonie eröffnet wurde. Damals nahm auch die Fregatte „Sibylle“ Proben von Zucker und Rum, die auf der Pflanzung Koë fabrizirt worden waren, mit nach Frankreich.

An der Westküste, in der schönen Ebene von Gatop, in dem langen, fruchtbaren Thale Voh, in den Gebieten Gondu und Unua u. s. w., welche ungeheuere, immer frische und von zahllosen Bächen befruchtete Weideplätze enthalten und eine Unmasse kleiner Thäler, die fruchtbaren Boden haben und durch ihre Lage gegen heftige Stürme geschützt sind, aufweisen, — dort würde das Zuckerrohr vortrefflich gedeihen. An dieser, Australien zunächst liegenden Küste findet man nicht allein sichere Häfen, sondern auch Absatz für die erbauten Landesprodukte.

Mit dem Reisbau beschäftigen sich besonders die Kolonisten um Kanala. Die Umgebung der Stadt ist gerade so wasserreich, wie es dieses Gewächs verlangt. Der Reis empfiehlt sich noch dazu dadurch, daß er nicht das starke Anlagekapital erfordert, wie es beim Zucker- und Kaffeebau nöthig ist. Die Kolonisten, die in Napoleonville wohnen, haben sich ebenfalls auf den Reisbau gelegt, jetzt aber auch den Kaffeebau begonnen, der in Neu-Kaledonien bisher vernachlässigt worden ist; denn obwol der Kaffeebaum kräftig treibt und schönen Ertrag abwirft, so fürchtet man doch zu sehr die unheilvollen Wirkungen der Orkane. In der That wird man den Kaffeebau im Großen nur in gut geschützten Thälern im Innern betreiben können.

Gemüse, wie Kohl, Zwiebeln, Bananen u. s. w., trifft man besonders im Süden Neu-Kaledoniens, auf der Insel Uën und auf der Fichteninsel viel an.



Durch die Mangroven.

Von da gehen fortwährend Piroguen nach Numea ab, die mit den Landeserzeugnissen beladen sind. Diese Lebensmittel, die in der Regel sehr theuer sind, wenn die Zufuhr fehlt, werden plötzlich sehr billig, sobald die Eingeborenen ihre Produkte zu Markte bringen. Während der heißen Monate haben fast nur die Stämme im Süden Gemüse, weil sich die Beschaffenheit ihrer Gärten zum Anbau derselben ganz besonders eignet.

Erwähnt sei noch die Morinde (Morus Indica, indische Maulbeere), die massenhaft in den Niederungen wächst und deren Wurzel eine schöne gelbe Farbe giebt, die, mit Alkali behandelt, roth wird.

Die üppige Vegetation der Insel macht freilich einerseits Ausflüge über Land, nur zu oft nicht so bequem wie in Europa. Bald stößt man auf riesiges Farrnkraut und Gestrüpp, durch das man sich mit Gewalt Bahn brechen muß; bald wird man aufgehalten durch Unmassen von Schlingpflanzen, die sich von Baum zu Baum winden und zerrissen werden müssen; bald stößt man sich an Blöcke oder Stämme, die vom Gestrüpp verdeckt sind; bald geräth man in ein Dickicht, durch das man sich nur mit unsäglicher Mühe, und indem man Fetzen der Kleider und der Haut zurückläßt, hindurchwindet; dann sieht man sich plötzlich von einem Flusse aufgehalten, längs dessen dornigem, dicht bewaldetem Ufer man sich fortarbeiten muß, bis man eine Furth findet. Dafür ist aber auf der anderen Seite der Genuß um so größer, wenn man einen freien Aussichtspunkt erreicht hat. Denken wir nur z. B. an das schöne Thal, das etwas hinter Puebo anfängt und sich dann in nordwestlicher Richtung zwischen zwei hohen Bergreihen bis an die südliche Grenze des Stammes von Arama hinzieht; es hat von den Europäern den Namen Diahol erhalten, was in der Sprache der Eingeborenen einfach „großer Fluß" heißt. Hat man von Baladea aus den Rücken der Bergkette, die es vom Thale trennt, erstiegen, so bietet sich ein prachtvoller Anblick, von welchem auch Cook entzückt war, indem er in seinem Berichte darüber sagt:

„Vom Gipfel dieser Berge, die sich an der Küste von Baladea hinziehen, sahen wir zwischen mehreren Vertiefungen, die sich durch eine entgegengesetzte Bergkette bilden, das Meer in südwestlicher Richtung. Diese Wahrnehmung war um so wichtiger, als sie uns die Breite der Insel beurtheilen ließ, die an dieser Stelle kaum 10—12 Lieues übersteigt.

Zwischen diesen beiden Bergketten breitet sich, wie in einer Wiege liegend, ein großes Thal aus, durch das sich ein Fluß (der Diahol) schlängelt, dessen Ufer mit mannichfaltigen Anpflanzungen geschmückt und mit zahlreichen Dörfern besäet sind. Von dem Punkte aus, auf dem wir uns befanden, beherrschten wir das Gestade, welches die Rhede von Baladea begrenzt und sich vor unseren Augen wie ein Panorama entfaltete. Die Schlangenwindungen des Flusses, der es bewässert, das üppige Grün der Anpflanzungen, die Gruppen von Hütten der Eingeborenen, zahlreiche Massen hochwüchsigen Gehölzes und die Klippen, die sich längs der Küste hinziehen, verleihen dem Bilde eine Mannichfaltigkeit, daß man sich kaum ein mehr malerisches Ganze denken kann."

Der üppigen Vegetation steht die Thierwelt bedeutend nach, ja, sie ist sogar ziemlich dürftig. Reißende Thiere giebt es nicht. Batrachier kommen gar

nicht, Reptilien nur in der Gestalt einiger weniger Eidechsenarten vor; auch trifft es sich wol, daß gelegentlich eine Seeschlange ans Ufer schwimmt. Hausthiere: Pferde, Rinder, Schafe, Schweine hatte Neu-Kaledonien vor der Ankunft der Europäer auch nicht aufzuweisen; die Viehzucht ist erst durch die letzteren, namentlich durch die Engländer, eingeführt worden. Daß die Hausthiere an vielen Stellen der Kolonie sehr gut gedeihen, haben wir schon früher erwähnt. Fehlt es doch auf der Insel an prächtigen Weiden, auf denen sich namentlich Pferde, Rinder und Schafe nach Herzenslust tummeln können, und an guten Futterkräutern nicht. Gleichwol ist der Viehstand verhältnißmäßig noch immer gering; er wies Ende 1871 nur 5438 Stück Rindvieh, 367 Pferde, 31 Esel, 3140 Schafe, 810 Ziegen und 1174 Schweine auf.

Von den einheimischen Thieren ist vor Allem der Notu (Carpophagus goliathus) zu erwähnen, eine riesige Taube von der Größe eines Huhnes. Das Gurren dieses Vogels machte einst Garnier, der ihn noch nicht kannte, ganz irre. Als er nämlich mit Ferdinand Joubert und einigen Kanaken die Umgegend von Koë durchstreifte, hörte er plötzlich ein dumpfes Gebrüll. Ein wildes Thier konnte das nicht sein; denn solche giebt es, wie er wußte, im Lande nicht. Er meinte daher, es habe sich irgend ein Stier verirrt und brülle. Aber Joubert, ein erfahrener Weidmann, flüsterte ihm zu: „Es ist ein Notu!“ Gleichzeitig lud er seine Flinte und bedeutete Garnier, sich nicht zu rühren. Auf ein gegebenes Zeichen ging einer der Kanaken voran und Joubert hinterher. Sie schritten langsam und mit aller denkbaren Vorsicht voran, um in diesem Gewirr von trockenen Blättern und Zweigen nicht zu viel Geräusch zu machen; plötzlich verschwanden sie im dichten Laubwerk. Da fiel ein Schuß, und bald darauf erschien Joubert mit einem Vogel in der Hand, der sich als eine unschuldige, freilich riesige — Taube herausstellte. Garnier schämte sich fast, daß er die Stimme dieses Vogels mit der eines Rindes verwechselt hatte; aber Joubert beruhigte ihn durch die Bemerkung, daß derselbe Irrthum schon mehr als einem Naturforscher widerfahren sei.

Diese Taube, die in den neu-kaledonischen Wäldern ungemein häufig vorkommt, ist das Hauptwildpret der Insel; sie nährt sich von Körnern, Früchten und Beeren und hält sich, je nach der Jahreszeit, in der Tiefe oder in der Höhe dichter Wälder längs der Flüsse auf. Die Eingeborenen haben ein eigenthümliches Verfahren, den Vogel zu fangen. Sie bringen auf dem frei liegenden Aste eines Fruchtbaumes vier bis fünf Schlingen an, die hinlänglich ausgeschweift sind, um dem Vogel freien Zugang zu gestatten. Die Schlinge wird durch eine dünne, zerbrechliche Liane in ihrer Lage fest gehalten, besteht jedoch selbst aus einer Liane, die aber sehr stark und sehr lang ist, so daß das eine Ende die Schlinge bildet, während das andere in Griffweite vom Vogelsteller bis an den Fuß des Baumes hinab reicht. Beim Sinken der Sonne kommt der Vogel; er läßt sich am Fuße des Baumes nieder, setzt den Schnabel in einem durch den Boden und den Baumstamm gebildeten Winkel an und stößt nun das dumpfe, stiermäßige Gebrüll aus. Auf diesen Lockruf kommen eine Menge Notu herbeigeflogen, und beim Anblick des am meisten bloßliegenden Astes setzen sich mehrere auf denselben und hüpfen auf dessen Zweigen flott hin

und her. Mit seinem Luchsauge aber erspäht der Kanak den Augenblick, wo die Taube unter den Bogen der Schlinge kommt, deren unteres Ende er in der Hand hat. Alsdann zieht er sie heftig an sich; die kleine Liane, welche die Schlinge aufrecht hält, bricht, die Schlinge schließt sich und drückt den Vogel gegen den Ast. Nunmehr braucht er blos hinauf zu klettern und das gefangene Thier weg zu nehmen. In der Regel hat er in wenigen Minuten eben so viel Tauben gefangen, als er Schlingen gelegt hat.

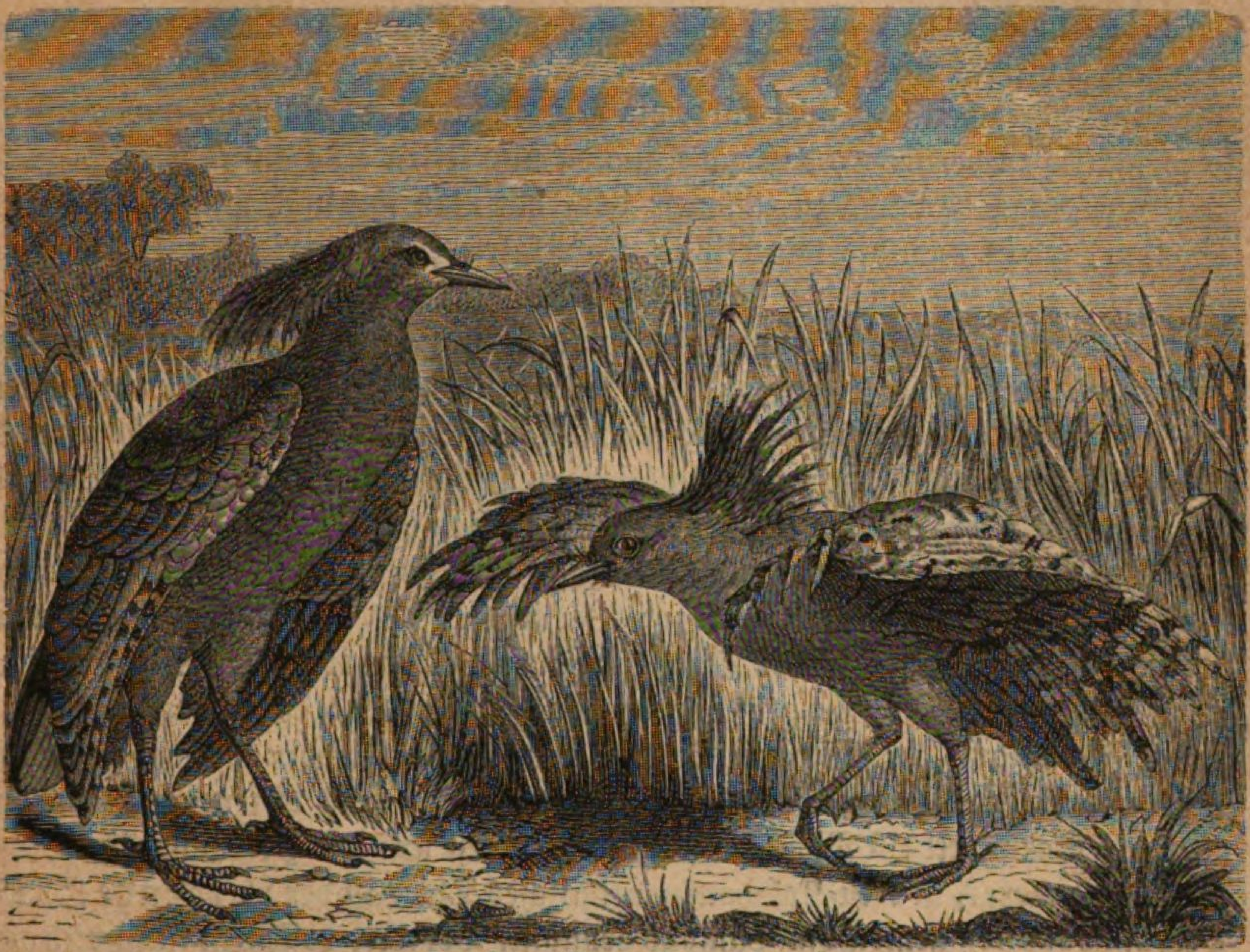
Der Europäer kann den Notu kaum jagen, ohne einen Kanaken als Führer zu haben, der ihm nicht nur den Weg, sondern auch das Wild zeigt; sonst wird er wol kaum je im Dickicht den Vogel bemerken, den sein Gefieder, das der schönsten florentinischen Bronze gleicht, im buntfarbigen Laubwerk schwer unterscheiden läßt. Ist es doch vorgekommen, daß ein europäischer Offizier einen Notu, auf den sein Kanak hindeutete, nicht erkennen konnte, obwol er sich fast die Augen aussah.

Die beiden Tauben, die Joubert damals erlegt hatte, wußten die Kanaken recht gut zuzubereiten. Der eine grub ein Loch und machte in einem mächtigen Feuer faustgroße Steine glühend; der andere holte Wasser und that dasselbe in Ermanglung eines Gefäßes in ein Säckchen von Niaulirinde, dessen Ränder mittels einer dünnen Liane aus einander gehalten wurden. Als die Steine heiß waren, hüllten sie die zwei Tauben und einige Tarros, denen aromatische Kräuter beigemischt waren, in Bananenblätter. Alles zusammen wurde dann in das Loch gethan, mit fast glühend rothen Steinen umgeben und schleunigst, erst mit Blättern, dann mit Erde bedeckt, damit die flüchtigen Stoffe des Bratens nicht entweichen könnten. Nach einiger Zeit wurden die Erde und die oberen Steine weg genommen, und es kamen gut gebratene Tauben zum Vorschein, die einen höchst appetitlichen Geruch verbreiteten und in der That köstlich schmeckten.

Ein anderer merkwürdiger und Neu-Kaledonien eigenthümlicher Vogel ist der Kagu (Rhynochetos jubatus). Auch diesen traf Garnier einst auf einem Ausfluge an, den er in Begleitung seines Jagdhundes Soulouque machte. Er hörte plötzlich im Walde ein schallendes Geschrei „Ka-hu, ka-hu", das auf ein starkes Thier schließen ließ. Der Hund sprang vorwärts, Garnier folgte ihm und sah bald, daß Soulouque den sonderbarsten Vogel, den man sich denken kann, gestellt hatte. Der Vogel suchte mittels seiner langen, röthlichen Beine in Sprüngen zu entwischen; der Hund war ihm jedoch immer voraus und versperrte ihm den Weg. Da ergab sich das arme Thier in sein Schicksal, steckte den Kopf unter seine fächerartig ausgespannten Flügel und begnügte sich damit, ein Klaggeschrei auszustoßen. Garnier faßte nun den Vogel an den Flügelenden und nahm ihn mit.

Das Gefieder des Kagu ist aschgrau und rothgelb, die Haube, die seinen Kopf ziert, weißlichgrau, der Schnabel roth, lang, spitz und sehr stark, die Augen hellroth mit großem, schwarzem Augapfel; er sieht nicht weit, aber in der Nähe bemerkt er die kleinsten Insekten. Seine mit langen Federn versehenen Flügel bilden, wenn ausgespannt, einen vollständigen Fächer mit konzentrischen Rädern, die in der Reihenfolge weiß, grau oder falb und mit denselben

Farben gefleckt sind. Schwanz, unterer Theil der Flügel und Bauch sind, wie beim Strauß, mit einem langen, seidenartigen, gekräuselten schwarzgrauen Flaum bedeckt, der den Uebergang vom Haar zur Feder zu bilden scheint. Der Kagu ist 30—40 cm. hoch und hat etwa die Größe eines Huhnes; seine Beine laufen in starke Klauen mit derben Krallen aus. Das Weibchen ist etwas kleiner, die Flügel sind weniger bunt, die Haube kürzer und weniger dicht.



Der Kagu (Rhynochetos jubatus).

Diese Vögel leben in der Regel paarweise; sie halten sich an Gießbächen auf, in denen sie sich des Abends baden. Bei Tage treiben sie sich in felsigen Gegenden umher, die mit dürftigem Gestrüpp bewachsen sind; hier kratzen sie die Steine heraus, unter denen sich Insekten finden. Besonders gern halten sie sich in den mächtigen Fichtenwäldern an den Flußufern auf; denn dort treffen sie in dem dichten Laub, das sich seit Jahrhunderten angehäuft und in Fäulniß begriffen ist, zahllose Insekten, namentlich Würmer. Stürzt dort ein Riesenbaum unter der Last der Jahre zu Boden, so wird sein Stamm, so bald er schwammig und weich geworden, alsbald der Aufenthalt unzähliger Würmer und der Larven des Steinbockkäfers (Capricornus), die selbst die Eingeborenen nicht verschmähen. Da kommt der Kagu, setzt sich auf den abgestorbenen Stamm und holt mit seinem starken Schnabel diese Larven heraus, aber der Eingeborene sieht die Spuren des Kagu, legt Schlingen aus und fängt mit Leichtigkeit einen Vogel, dessen Fleisch so wohlschmeckend ist. Es ist jedoch zu bedauern, daß man einem so sonderbaren und seltenen Vogel nachstellt.

Der Magen des Kagu hat große Aehnlichkeit mit dem des Straußes; durch sein Gefieder, durch die ohnmächtigen Flügel, die ihm nichts nützen, als

daß er im Fall der Gefahr seinen Kopf darunter stecken kann, nähert er sich den großen afrikanischen und australischen Vögeln.

Das Männchen hat sehr große Anhänglichkeit an sein Weibchen. Einst faßte Soulouque einen weiblichen Kagu; kaum hatte Garnier das Thier, das um Hülfe schrie, an sich genommen, als das Männchen, außer sich vor Wuth, herangestürzt kam; seine Flügel nahmen eine drohende Haltung an, seine Haube auf dem Kopfe borstete sich auf und sein Schnabel klapperte. Was konnte das wehrlose Thier ausrichten? Es wurde ohne Weiteres vom Hunde gefaßt.

Das Weibchen legt zwei Eier, die den Hühnereiern gleichen, und weiß sie so sorgfältig zu verstecken, daß die Kanaken nur selten eins auffinden.

Der Kagu ist leicht zu zähmen; doch hat man ihn noch wenig ans Haus gewöhnt, wo er doch die widerlichen Kakerlaken (Blatta orientalis), die er so gern frißt und die wie die Muskiten eine wahre Landplage sind, vertilgen könnte. Dieses ekelhafte Ungeziefer tummelt sich, namentlich in der heißen Jahreszeit, die ganze Nacht auf den Schlafenden herum und zernagt ihnen selbst Haare und Haut; bisweilen läßt es sich, im Schlafzimmer umhersummend, schwerfällig auf das Gesicht des Schlafenden niederfallen. Es dringt überall hin und läßt überall einen abscheulichen Geruch zurück.

Im Norden der Insel kommt der Kagu nicht fort; doch würde er sich wol leicht in Europa einbürgern und zur Vertilgung des Ungeziefers verwenden lassen. Garnier nahm in der That auf seiner Rückfahrt nach Frankreich vier Kagu mit und brachte sie glücklich um das Kap Horn; dann aber ging das frische Fleisch aus, in schlechten Ställen wurden sie oft vom Seewasser durchnäßt und sie starben einer nach dem andern. Der eine dieser Kagu hielt es aber zur See vierthalb Monat aus und starb erst auf der Höhe von Brest.

Ein anderes, in Neu-Kaledonien heimisches Thier ist der **fliegende Hund** (Pteropus edulis), gemeinhin Vampyr genannt. Der Leib desselben ist nur 25 cm. lang, aber bei ausgespannten Flügeln hat das Thier die Breite von 1 m. Der Kopf ist dick und mit kurzen, oben mit langen Haaren bedeckten Ohren versehen und läuft in eine spitzige Schnauze aus, die mit einem furchtbaren Gebiß ausgestattet ist, und erhält dadurch ein fuchsartiges Aussehen. Die Augen sind schwarz, lebhaft und listig; der Leib des Thieres ist mit einem langhaarigen, schwärzlich-fahlen Pelz überzogen und die schwarze, 35 cm. lange Flügelhaut mit Knochen durchwachsen, die in verschiedenen Richtungen die Haut durchziehen und in starke Krallen auslaufen, mit denen sich der Vampyr an den Aesten festhält.

Das Weibchen bringt nur ein Junges zur Welt, das sich lange Zeit fest an den Bauch der Mutter angeschmiegt hält; wird es größer, so hindert es die Mutter im Fluge, und man kann beide Geschöpfe leicht fangen.

Der Vampyr lebt gewöhnlich im Gebirge und in den dunkelsten Dickichten der Wälder und nährt sich von Körnern; namentlich wenn der Niauli Samenkorn trägt, läßt er sich auf dem Baume nieder und verzehrt die Körner; doch verschmäht er auch die Frucht der Kokosnüsse nicht. Er ist eßbar und schmeckt ungefähr wie Kaninchen; die Eingeborenen sind ganz erpicht darauf.

Aus den Haaren des Vampyrs flechten die Kanaken Schnuren und vereinigen diese zu großen Troddeln, welche die Frauen als Schmuck am Hals-

band dergestalt tragen, daß sie über den Rücken hinunterhängen. Je länger diese Flechten sind, um so mehr steigen sie im Preise; ja, diese Schnuren, die man mit Morindewurzel roth färbt, haben einen bestimmten Werth und vertreten gleichsam das Geld. Für eine Schnur von einer gewissen Länge kauft man sich einen Kahn, eine Frau u. dgl. Das Flechten und Färben der Vampyrhaare kommt uns zwar sehr einfach vor, zeigt aber doch, daß der Kanak aus diesem einzigen langhaarigen Thiere alle möglichen Vortheile zu ziehen weiß.

Wilde Enten trifft man häufig in Neu-Kaledonien an. Garnier stieß bei einem Ausfluge, den er von Wagap aus machte, auf eins der Flüßchen, die sich in unzähligen Windungen dahin schlängeln; da, wo es sich zu einer Art Bucht erweitert hatte, wimmelte es von Enten, die theils den Schlamm aufwühlten, theils schliefen oder nachdenklich kauernd dasaßen. Mit einem Doppelschuß erlegte Garnier gleich vier Enten, die eine gute Mahlzeit abgaben.

Das Wasser in der Nähe der Korallenriffe ist sehr fischreich. Man braucht wirklich nur die Angel auszuwerfen, um alsbald einen Fisch zu haben. Einige dieser Fische sind sehr groß und wiegen bis zu 30 Kg.; aber es ist wohlgethan, sie nicht eher zu genießen, als bis sie ein Kanak für gut erklärt hat, und selbst die Eingeborenen irren sich bisweilen, da mancher Fisch nur zu gewissen Zeiten gut ist. Man leitet diese Veränderung in der Beschaffenheit der Fische aus ihrer Nahrung in den verschiedenen Jahreszeiten ab. Wie dem auch sei: es sind viele Fälle der Vergiftung durch Fische vorgekommen.

Eines der traurigsten Beispiele liefert das Schiff „Catinat“, auf dem sieben Leute starben, nachdem sie Sardellen gegessen. Sicher sind diese Sardellen nur zu einer gewissen Zeit giftig, und das kann man leicht wahrnehmen, da sie dann sehr mager sind. Die Eingeborenen rühren sie zu dieser Zeit nicht an.

Garnier wurde selbst einigemal durch Fische vergiftet. Man leidet dabei mehrere Stunden lang an ungemein heftigem Bauchgrimmen, dann schwindet das Uebel plötzlich; es bleibt aber eine große Schwäche zurück und während mindestens 20 Stunden kann man es vor Jucken am ganzen Leibe kaum aushalten. Es giebt in der That verschiedene Grade der Vergiftung, und es kommt vor, daß man nach dem Genuß von Fisch nur ein leichtes Jucken verspürt.

Ein Fall zeigt recht deutlich, daß unter Umständen der gewöhnlichste Fisch giftig sein kann. Am 8. September 1866 fischte die Mannschaft des Dampfaviso „Le Marceau“ auf der Rhede von Kanala einen Barrakuda (Sphyraena Barracuda), der 10 Kg. wog. Letzterer findet sich in Masse rings um die Inseln des Stillen Meeres und ist wegen der Schmackhaftigkeit seines Fleisches sehr gesucht. Die Mannschaft des Aviso war erfreut über den guten Fang und hatte keine Ahnung davon, daß er ihnen schlecht bekommen sollte. Aber von dreizehn Personen, die davon aßen, wurden während der Nacht, die auf das Essen folgte, zwölf in mehr oder weniger bedenklichem Grade krank. Heftige Muskelschmerzen folterten die Armen, die noch obendrein ganz matt und schwach waren. Zu gleicher Zeit fühlten sie ein Prickeln in Händen und Füßen; doch ging es glücklicher Weise noch ohne Todesfall ab.

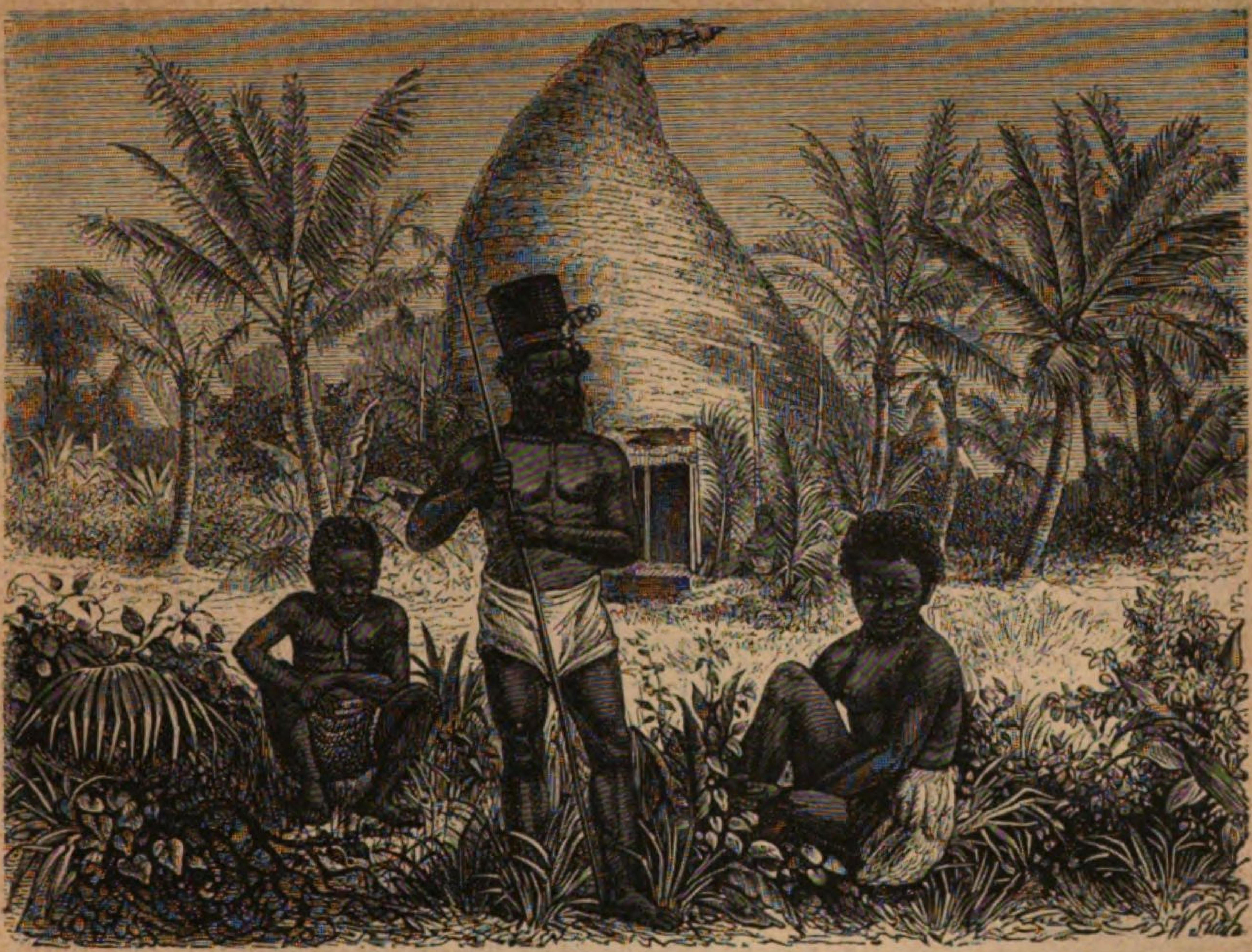
Es ist freilich bei diesen absonderlichen Vergiftungen, die man auf kein bestimmtes Gesetz zurückführen kann, ein schlechter Trost, wenn Garnier sagt,

daß selbst die Eingeborenen sich nicht immer gegen diese Unfälle zu schützen wissen. In der That starben vor etlichen Jahren einige Eingeborene auf der Insel Uën (Wen) infolge einer Vergiftung durch Fisch. Nun, diese Leutchen trösten sich mit dem Gedanken, daß böse Geister in die Fische gefahren sind und ihnen einen Streich spielen; und dagegen kann sich der schwache Sterbliche offenbar nicht schützen. Darum stört auch dieser Aberglaube die Küstenbewohner, namentlich im Süden, nicht im geringsten: sie bleiben doch Fischer.

In den Riffen bei der Insel Bualabio finden sich unzählige Haifische (Carcharias leucas), die dort vortreffliche Nahrung finden. Garnier fuhr einst auf einem Walfischfahrer längs dieser Riffe hin, wurde aber von der Ebbe überrascht und sein Fahrzeug strandete. Schnell wurde gegen die drückende Sonnenhitze mittels der Segel ein Schutzzelt hergestellt, und man wartete ruhig die Flut ab. Da sah man plötzlich das Schiff von einem Schwarm von 30—40 Haifischen umringt, die dort in Gesellschaft gemüthlich fischten. Das Wasser war kaum 40 cm. tief, und so kam es, daß der ganze Rücken dieser Fische über Wasser lag. Garnier lud sein Gewehr und wartete auf einen günstigen Augenblick zum Feuern. Auf einmal kam einer der größten Fische ganz nahe an das Schiff, und in dem Augenblick, wo derselbe seinen Kopf zeigte, gab Garnier Feuer, indem er nach den Augen zielte. Sofort ergriff der ganze Schwarm die Flucht. Nun war aber auch Soulouque nicht mehr zu halten; er sprang aus dem Schiff hinaus und packte mit seinem guten Gebiß einen mächtigen Haifisch, der durch seine Dicke fast auf den Strand gerathen war, an einer Floßfeder. Der Haifisch machte sich zwar, wenn auch mit großer Anstrengung, davon, nahm aber den armen Jagdhund mit, der sich mit den Zähnen und mit den Pfoten auf dem Rücken des Feindes festhielt und nicht losließ. Bald verlor man Hund und Fisch aus dem Auge; endlich kam der Hund, stolz auf seine Heldenthat, zurück; er hatte seine Beute erst fahren lassen, als der Haifisch tiefes Wasser fand, in dem er sich unsichtbar machen konnte.

Uebrigens macht sich der Haifisch, der doch sonst wegen seiner Gefräßigkeit so sehr verschrieen ist, nur selten an einen Menschen. Garnier weiß blos von zwei Menschen, die von diesen Thieren gebissen wurden, und selbst in diesen Fällen waren jene der angreifende Theil gewesen. Diese Sanftmuth erklärt sich vielleicht daraus, daß der Haifisch an den Riffen Ueberfluß an Nahrung findet. Darum hat man auch die Leichen von Menschen, die in Gegenden ertrunken waren, wo sich Massen von Haifischen aufhalten, oft nach längerer Zeit ganz unversehrt angetroffen.

Erwähnt sei noch eine Art Spinne, die in den Wäldern große, dichte Netze spinnt, welche durch die Festigkeit ihrer Fäden den Wanderer oft belästigen. Die Eingeborenen essen diese Spinnen, jedoch nicht roh, sondern nachdem sie in einem verdeckten irdenen Gefäße an flackerndem Feuer gekocht sind. Die Eingeborenen nennen sie „Nugui". Sie ist oben grau und mit einem feinen silberweißen Flaum bedeckt; unten ist sie schwarz.



Mann und Frau aus Neu-Kaledonien (im Hintergrunde Hütte des Häuptlings Mango).

IV. Die Eingeborenen Neu-Kaledoniens.

Körperbau. Die Weiber. Kleidung. Wohnungen. Nahrung. Waffen. Boote. Religion. Sprache. Charakter. Verwendbarkeit der Kanaken für den Ansiedler. Krankheiten. Kannibalismus.

Die Neu-Kaledonier haben eine mehr schwarze Hautfarbe und zeigen in ihrer ganzen äußeren Erscheinung eine gewisse Aehnlichkeit mit den früheren, jetzt ausgestorbenen Ureinwohnern von Tasmanien, nur daß sie, wahrscheinlich infolge der verhältnißmäßig regelmäßigen Versorgung mit den nöthigen Lebensmitteln, besser und weniger wild aussehen als die ehemaligen Tasmanier. Im Durchschnitt sind sie etwas größer als die Franzosen, doch trifft man kaum einen Mann, der über 1 $^{3}/_{4}$ m. hoch ist.

Das Muskelsystem ist schlecht entwickelt, und die ganze Gestalt der Eingeborenen zeigt schlechte Verhältnisse. So sind z. B. die Kanaken in einigen Gegenden der Ostküste sehr gut und kräftig gebaut; sie haben tüchtige Knochen und Muskeln, sind niemals übermäßig wohlbeleibt, und ihre Brustbildung läßt nichts zu wünschen übrig; dagegen haben sie, wie die Neu-Kaledonier überhaupt, zu dünne Beine, und die Waden liegen höher als bei den Europäern.

Das Haar ist wollig, kraus und kurz, doch glaubt man aus der Ferne bisweilen langhaarige Leute vor sich zu haben, weil sie Flechten von Gras und Fledermaushaar oft in der Länge von 75 cm. vom Nacken den Rücken hinunter hängen lassen.

Der Bart wächst stark und dicht; aber die Eingeborenen reißen sich gewöhnlich mit zwei Muscheln, die ihnen als Zange dienen, das Barthaar mit der Wurzel aus.

Die Nase ist platt und liegt tief zwischen den Augenhöhlen; die Lippen sind aufgeworfen, aber weniger wulstig als bei den Afrikanern.

Die Zähne sind prognath (schiefstehend) und der Schädel nach hinten abgeplattet. Die Sitte, den Schädel zu entstellen, ist bei den Neu-Kaledoniern allgemein, sie besteht aber nur in einem Drücken, das nicht sehr tief geht, und wird auch von den einzelnen Stämmen verschieden gehandhabt. Einige drücken den Schädel, um ihn zu verlängern, andere, um ihn kürzer oder breiter zu machen.

Wenn dies im Allgemeinen die äußere Erscheinung der Neu-Kaledonier ist, so bilden sie doch keineswegs eine einheitliche Rasse, und das wissen sie selbst recht wohl. Nach dem Naturforscher Bourgarel ließen sich zwei Arten unterscheiden. Die eine besteht aus sogenannten ozeanischen Negern (Melanesiern), hat sehr dunkle Hautfarbe, kurzes, sehr stark gekräuseltes Haar, kleine Statur, dünne, schlecht im Verhältniß stehende Gliedmaßen, einen sehr stark nach hinten abgeplatteten Schädel, eine breit gedrückte, an der Wurzel tief eingebogene Nase, stark prognathe Zähne und weit hervorstehende Backenknochen. Diese Rasse ist wahrscheinlich früher allein im Besitz des Landes gewesen.

Später, vielleicht erst im vorigen Jahrhundert, sind dann dunkelolivengelbe Leute gekommen, haben die Schwarzen überwältigt und sich mit ihnen vermischt. Diese hellere Rasse hat eine höhere und breitere Stirn, weniger tief liegende Augen, eine nicht so stark eingedrückte Nase, weniger aufgeworfene Lippen, nicht so stark hervorspringende Backenknochen, eine vortheilhaftere Gestalt und bessere Muskelentwicklung. Der lichteren Rasse gehören noch heute, wenigstens an der Ostseite und im Süden, fast alle Häuptlinge und Edelleute an. Natürlich sind die beiden Rassen nicht gleichmäßig vertheilt. Die Gelben findet man vorzugsweise auf der Fichteninsel und auf vielen Punkten der Ostküste; im mittleren Theile der Südwestküste und im Innern herrschen dagegen die Schwarzen vor.

Mögen wir es aber noch mit Ureinwohnern zu thun haben oder nicht: in jedem Falle stehen die Eingeborenen dermalen hinter der verhältnißmäßigen Civilisation ihrer Vorfahren zurück. Sie geben das auch selbst zu, ja, sie beziehen sich zum Beweise dafür auf Ruinen, die man noch sehen kann, und die eine Baukunst verrathen, welche weit über die Kräfte der heutigen Eingeborenen geht. Findet man doch sogar die Ueberreste einer acht englische Meilen langen Wasserleitung, ein Bauwerk, das heut zu Tage dem Schädel keines Neu-Kaledoniers entsprungen wäre.

So bestand auch vormals eine ziemlich zusammengesetzte, wenn man so sagen darf, politische Ordnung in Neu-Kaledonien. In jener Zeit, wo die Stämme weit stärker waren als jetzt, traten mehrere derselben zu einem festen Bunde zusammen, an dessen Spitze ein Häuptling stand, der in der That ein erblicher König aus einer bestimmten Familie von anerkannt altem Adel war, mit unumschränkter Gewalt regierte und eine Verehrung genoß, wie sie sonst nur den Göttern zu Theil wird. Unter ihm standen einzelne Häuptlinge, die

ebenfalls bestimmten Familien angehörten, den Unterabtheilungen des Bundes vor. Die übrige Bevölkerung zerfiel in eine Art Adel und in das gemeine Volk, und der Hauptunterschied zwischen Beiden lag darin, daß der Adel und die Häuptlinge die einzigen Grundbesitzer waren, während die Gemeinen zwar persönlich frei, aber ohne Grundbesitz waren und die Ländereien nur pachtweise von den Grundbesitzern erlangten. Diese Stammverbindungen haben sich in neuerer Zeit allmählig aufgelöst, theils weil einzelne untergeordnete Häuptlinge sich durch große persönliche Eigenschaften zu ganz außerordentlichem Ansehen emporschwangen und sogar die alten Herrscherfamilien verdrängten, theils weil die Stämme zwar noch immer sehr zahlreich, aber in der Zahl ihrer Angehörigen in wahrhaft entsetzlicher Weise zurückgegangen sind.

Diese Abnahme der Bevölkerung werden wir später auf gewisse Hauptursachen zurückzuführen suchen; gefördert wird sie jedenfalls durch die immerwährenden Fehden, in denen die Eingeborenen mit einander liegen, und durch den Mangel an Kindersegen.

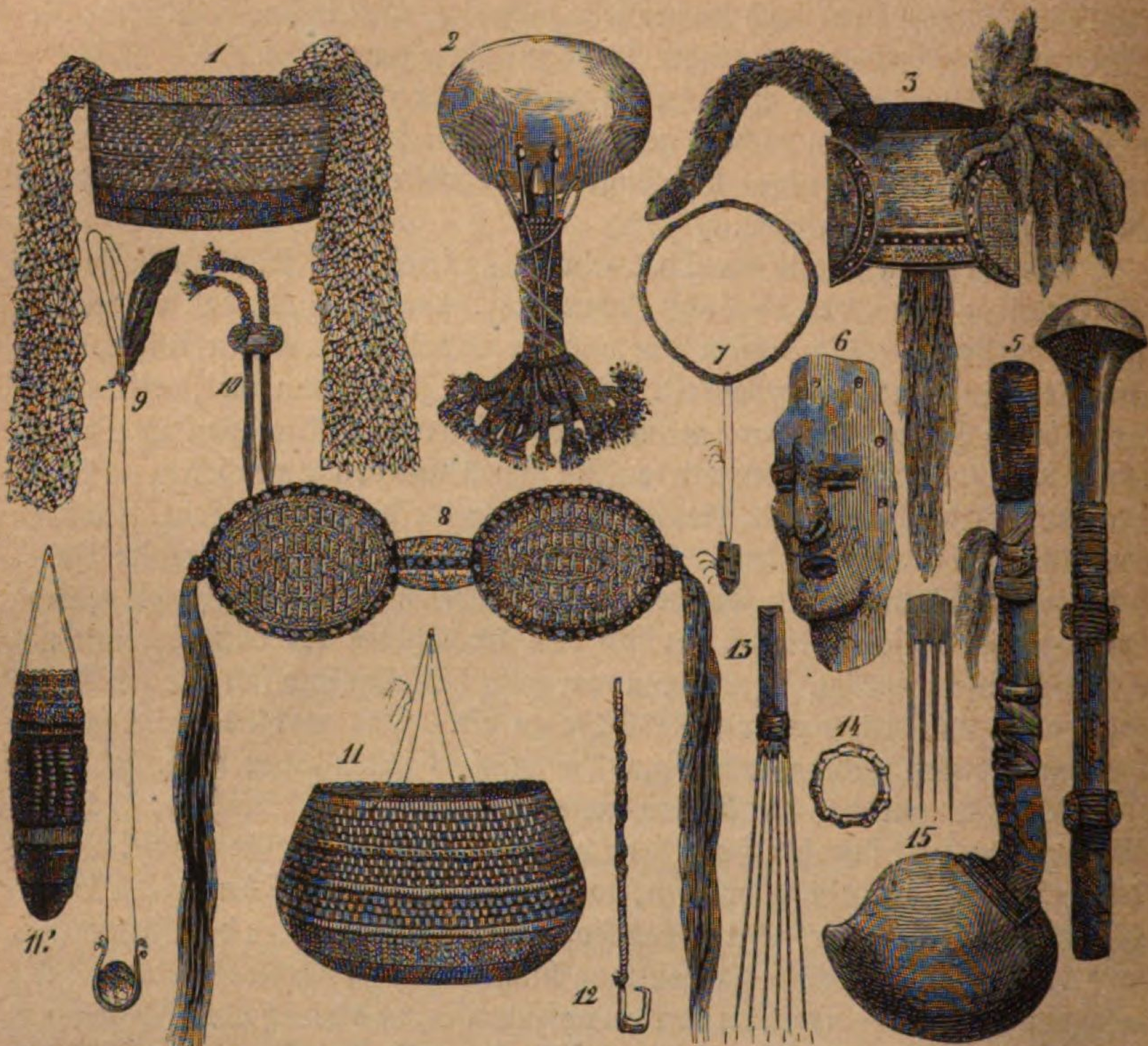
Die **Frauen** sind in der That sehr wenig fruchtbar, sei es, daß sie ihre Kinder allzu lange, drei bis sechs Jahre lang, säugen, sei es, daß andere Ursachen vorliegen. Sie müssen alle schwere Arbeiten verrichten und werden überdies häufig schlecht behandelt. Sie werden zwar schon im zwölften oder dreizehnten Jahre mannbar, nehmen aber oft erst im Alter von 29 Jahren einen Mann, altern ganz außerordentlich schnell und bringen es selten zu hohen Jahren. Freilich weiß kein Mensch, wie alt er ist: die Neu-Kaledonier können eben ihre Jahre nicht zählen. In Baladea lernten die Missionäre im Jahre 1847 einen Mann kennen, der bei Cook's Anwesenheit auf der Insel geboren wurde; denn dieses Ereigniß hat sich dem Gedächtniß der Eingeborenen unauslöschlich eingeprägt. Der Mann war ganz hinfällig und sah wie ein Neunziger aus, und doch war er erst 73 Jahre alt. Das war aber eine außergewöhnliche Erscheinung, indem auch die Männer selten alt werden.

Dazu kommt, daß die Weiber ungemein häßlich sind. Nach der flüchtigen Blütezeit runzelt sich ihre Haut, und durch die Narben, die sie sich beim Tode des ersten Verwandten beibringen, werden sie geradezu abscheulich. Sie sind kleiner als die Männer, scheren das Kopfhaar ab, durchlöchern die Ohrläppchen und die gewaltigen Brüste hängen lang hinab. Die hübschesten Mädchen hatte noch der Stamm **Nemena** im Norden aufzuweisen, und dort holten sich befreundete Stämme manches Weib; dafür zählte aber z. B. der Stamm von Baladea kein einziges Mädchen, und mancher junge Mann mußte nothgedrungen und gegen seinen Willen Junggesell bleiben.

Wie die Weiber, so durchlöchern auch die Männer die Ohrläppchen. Manche erweitern das Loch so sehr, daß es eine förmliche Schlinge bildet, deren Ende auf die Schulter hinabfällt; gelegentlich muthen sie der Dehnbarkeit des Ohres zu viel zu und zerreißen es ganz. Dazu tragen sie alles Mögliche in den Ohren; können sie sonst keinen passenden Schmuck finden, so füllen sie das Loch wenigstens mit einem Blatt oder mit zusammengerollter Rinde aus. Sie wenden überhaupt Verschönerungsmittel an, die uns ihre ganze Erscheinung nur um so widerwärtiger machen. Die Spitzen des wolligen Haares färben sie

mit Kalk weiß oder roth und reiben Gesicht und Körper mittels eines fetten, mit einer schwarzen Flüssigkeit gefärbten Oels ein. Dagegen tätowiren sie sich nicht eigentlich, sondern ziehen mit Holzkohle schwarze Striche kreuzweis über die Brust.

Zur Verschönerung dieser Gestalten kann die Kleidung nichts beitragen; denn sie fehlt fast ganz. Gewöhnlich tragen die Männer nur einen Gürtel, von dem vorn ein Baumblatt herabhängt, höchstens einen Streifen weicher Baumschale, welche die Unterhosen vertritt, während die erwachsenen Frauenspersonen einen schmalen, befransten Gürtel tragen, der sich mehrmals um den Leib schlingt.



Schmuckgegenstände und Waffen der Bewohner Neu-Kaledoniens.
1. 3. Hüte. 2. 9. Schleudern. 4. 5. Keule. 6. Larve. 7. Halsring. 8. Leibgurt. 10. Messer. 11. u. 11' Taschen. 12. Angelhaken. 13. 15. Kämme. 14. Ring.

Nur im Norden, wo die Kälte für die nackte Haut bisweilen unleidlich wird, schützen sich die Kanaken durch eine Art Mäntel eigner Erfindung, die innerlich eine vollständig geflochtene Matte bilden, äußerlich aus einer Unmasse von Strohenden bestehen, die man während des Flechtens frei gelassen hat und die nun außen gerade wie Dachziegel über einander liegen, so daß der Rücken des Trägers dieses Ueberwurfes gleichmäßig gegen Kälte und Regen geschützt ist.

Natürlich besticht diese Leute Alles, was glänzt; ja, ihre Gefallsucht wird rege, wenn sie eine Liebschaft haben. Dann tragen sie einen kupfernen Finger-

ring, bis sie ihn der Geliebten an den Finger stecken; dann pflanzen sie wol auch auf ihrem Wollhaupt prächtige Federn auf oder ziehen um ihren Kopf den Stengel einer Farrnliane.

Bisweilen tragen sie auf dem Kopfe ein kleines Netz mit weiten Maschen, die Häuptlinge haben dagegen eine eigenthümliche Art von Hüten. Dieselben sind walzenförmig, an den Seiten mit einem kreisförmigen Schmuck und oben mit einer Feder und einem langen Büschel Gras und Haar, die den Nacken hinabhängen, verziert; sie bieten aber dem Kopfe keinen Schutz, weil sie keinen Deckel haben, und deuten nur den Rang an.



Neu-kaledonischer Flötenspieler.

Die Hütten, in denen sie wohnen, sind von sehr einfacher Bauart. Der Kanak gräbt ein großes Loch in den Erdboden und steckt einen starken Stamm hinein, der ungefähr 5 m. hoch ist und 25—30 cm. im Umfang hat. Dann befestigen sie eine Anzahl Sparren im Boden und lehnen sie mit der Spitze an den Stamm in der Mitte. Indem sie nun diese Sparren mit Aesten verweben, machen sie das Ganze durch dürre Pflanzen, die sie an den Wänden festbinden, wasserdicht. Oft sind diese Wände mehrere cm. dick, und da die Eingeborenen den Fußboden mit dicken Matten belegen, so sind sie gegen das Wetter ganz gut geschützt. Der Eingang zu diesen kegelförmigen Hütten ist sehr klein, nie über 1 m. hoch, und kann nach Befinden mit einer urwüchsigen Thür, die aus Palmenzweigen gemacht ist, verschlossen werden. Hütten dieser Art haben regelmäßige Thürpfosten, in die man das menschliche Gesicht in roher Nachahmung schnitzt. Auch der Mittelstamm der Hütte ist in der Regel mit Muscheln verziert und oben zu

einer menschlichen Gestalt ausgeschnitzt. Im Innern der Hütte brennt fast immer ein Feuer, nicht sowol der Wärme oder des Kochens wegen, als vielmehr zum Schutz gegen die Muskiten, die man namentlich dadurch vertreibt, daß man des Abends die Hütte mit Rauch füllt.

Eine eigenthümliche Vorrichtung hatte der Häuptling Mango an dem Eingang zu seiner Hütte angebracht, nämlich ein Wespennest, und zwar dergestalt, daß, wer es nicht wußte, beim Eintritt in die Hütte an eine Garbe Stroh stoßen mußte. Diese streifte dann an das Nest und alsbald fielen die wüthenden Wespen über den Störenfried her, dem nichts als schleunige Flucht übrig blieb. So hatte sich Mango eine ganz gute Leibwache gebildet. (Vgl. das Anfangsbild.)

Jede Hütte ist gewöhnlich mit einer $1\frac{1}{3}$—$1\frac{1}{2}$ m. hohen Einfriedigung umgeben und hat im Innern ein Geräth aufzuweisen, das ihr fast einen civilisirten Anstrich giebt. Es ist ein hölzernes Hänggestell, das $1\frac{1}{4}$ m. über dem Fußboden angebracht ist, aber an so dünnen Schnuren hängt, daß es nur wenig Last tragen kann.

Sehkraft und Geruchsinn sind bei den Kanaken ungemein stark entwickelt. Sie können sehr rasch laufen und klettern in einer Weise, die uns geradezu unbegreiflich ist. Sie gehen gewissermaßen an den Bäumen hinauf und berühren den Stamm weder mit Brust und Leib, noch mit Armen und Schenkeln. Sie sind geborene Schwimmer, aber sie breiten beim Schwimmen nicht die Arme weit aus, um stoßweise vorwärts zu kommen, sondern sie schwimmen wie die Hunde. Sie können auch ganze Tage lang in einer eigenthümlich kauernden Stellung verbringen, was ihnen kein Europäer nachzumachen vermöchte. Den kalten Morgenthau scheuen sie und verlassen die Hütte erst, wenn die Sonne hoch steht.

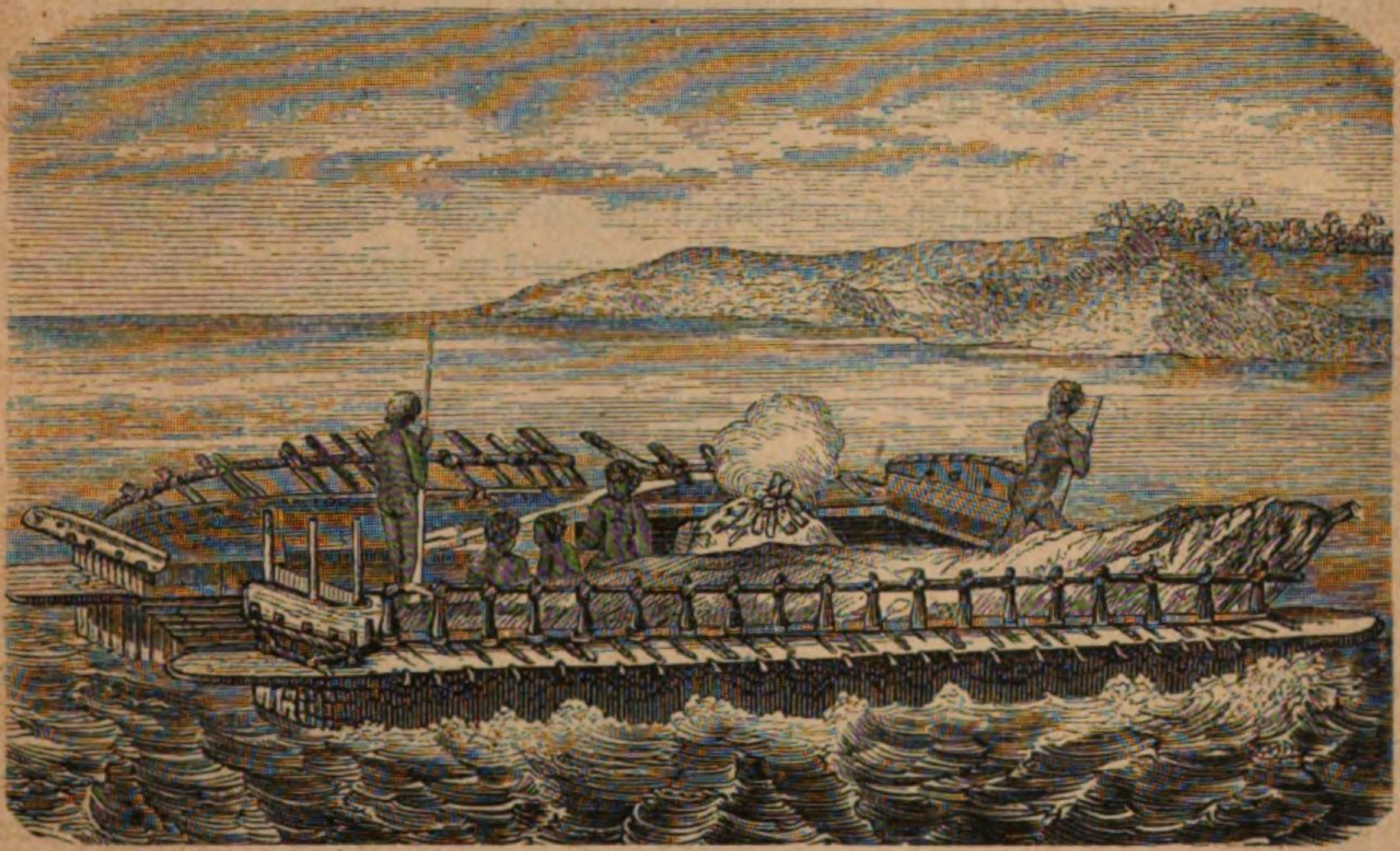
Die Hauptnahrung der Eingeborenen besteht in Pflanzenkost, als Magnagnen, Tarro, Bananen, Zuckerrohr, auch in Fischen und Schildkröten, Muscheln und Kokosnüssen, aber sie verzehren die Pflanzen in ungeheuren Massen. Sie essen auch Erde und zwar einen weichen, grünlichen Steatit (Speckstein), der leicht zerbröckelt, den Magen ausdehnt und so dessen Hungerknurren lindert, obwol er nicht sättigt. Ein gut ausgeweiteter Magen gehört zu einem tüchtigen Kanaken, und demgemäß sah man einen Mann, der sich eben voll gegessen hatte, noch ein Stück Speckstein, das zweimal so groß war als seine Faust, verschlingen. Daher wollen dem Kanaken, der bei einem Kolonisten in Dienst steht, der Reis und Zwieback, den man ihm vorsetzt, nicht genügen. Das sind für ihn Leckerbissen, die er gierig verschlingt, um sich dann den Magen mit Wurzeln und Würmern, insbesondere mit den Larven großer Käfer, die sich in dem faulen Holze umgefallener Bäume massenweise finden, zu füllen.

Für Musik haben die Kanaken viel Sinn; eine Flöte und Maultrommel sind ihnen fast unentbehrlich. Stundenlang sitzen sie da und entlocken diesen Lieblingsinstrumenten je nach ihrer Stimmung heitere oder schwermüthige Töne. Die Maultrommel ist fast das Erste, worauf der Kanak sein Augenmerk richtet, wenn er nach der Stadt geht. Dann putzt er sich auch mit einem Stück Kaliko auf, das er um seine Lenden schürzt.

Von seinem Beile trennt sich der Kaledonier fast nie; er umwickelt die Schneide mit Lumpen, um dem Rost vorzubeugen, und macht sich dann selbst mit

vieler Mühe und großer Sorgfalt einen Stiel zurecht, da ihm die europäische Handhabe nicht paßt. Das Beil wird in seiner Hand zu einer furchtbaren Angriffs- und Vertheidigungswaffe.

Krieg ist in Neu-Kaledonien die Hauptbeschäftigung des Mannes. Die erste Lehre, die das Kind erhält, heißt Kämpfen. Der Knabe wird alsbald nach seiner Geburt dem Kriegsgotte geweiht und auf seine Brust wird ein harter, schwarzer Stein gelegt, zum Zeichen, daß sein Herz im Kampfe so hart wie Stein sein muß. Selbst die Weiber betheiligen sich insofern am Kampfe, als sie die Leichen der erschlagenen Feinde packen und zum Kochofen schleppen. Aus reinem Eigennutz hetzen die Priester immer zu Fehden, weil ihnen die Hände der Erschlagenen als Beutetheil zufallen und gerade die flache Hand für den leckerhaftesten Bissen vom menschlichen Körper gilt.



Neu-kaledonisches Fahrzeug.

Die Waffen, welche die Kanaken im Kampfe gebrauchen, verfertigen sie mit ganz besonderer Sorgfalt. Zu den Keulen nehmen sie möglichst hartes Holz und verzieren sie mit sonderbarem Schnitzwerk, das bald die Form eines Kopfes hat, bald dem Schnabel eines Raubvogels u. s. w. gleicht. Die Schleudern sind kunstvoll aus den Fasern der Kokosnuß gewebt. Die Schleudersteine bestehen aus einem harten Speckstein, der sich leicht poliren läßt; sie sind eiförmig und werden durch fortgesetztes Reiben sorgfältig geschliffen. Der Kanake trägt deren 30—40 Stück in einem kleinen Netz, das an seiner linken Seite hängt. Will er schleudern, so schwingt er die Waffe nicht erst im Kreise, sondern er beschreibt beim Ausholen nur einen Halbbogen und entsendet den Stein mit ungemeiner Kraft und wunderbarer Sicherheit. Infolge dieses halben Ausholens vermag er es, die Steine fast eben so schnell zu schleudern als zu werfen.

Die Wurfspieße werden aus dem schweren Holze der Kasuarinen und Mangroven verfertigt, an beiden Enden gespitzt, an dem einen Ende aber noch besonders mit einer Knochenspitze oder mit Zähnen versehen, schwarz angestrichen

und häufig auch mit Schnitzwerk verziert; sie sind 4—5 m. lang. Mittels einer ganz einfachen, aber sinnigen Vorrichtung vermögen die Eingeborenen die Speere beträchtlich weit zu werfen. Sie nehmen einen Strick, der aus Kokosnußfasern und Fischhaut geflochten, etwa 30 cm. lang ist und mit dem einen Ende in eine Art Knoten ausläuft, während das andere Ende mit einem Loch oder Oehr versehen ist. Will der Krieger einen Spieß werfen, so läßt er den Zeigefinger der rechten Hand in das Oehr schlüpfen, schwingt die Waffe ein wenig, um die Mitte zu finden, und schlingt dann den Strick so um den Spieß, daß das knotige Ende unter den Strick zu liegen kommt und mittels des Oehres zu einer Art Schlinge zusammengezogen werden kann. So lange dieser Druck dauert, sitzt die Schlinge fest am Speer; sobald er aufhört, hat der Speer freien Lauf. Das Verfahren beim Werfen ist klar. Der Krieger hat den Zeigefinger in dem Oehr des Strickes, in der übrigen Hand hält er den Spieß. Wirft er, so läßt er die Waffe in seiner Hand los und schleudert sie mittels des Strickes. Auf diese Weise kann er mit einem einzigen Wurfstrick, Unep genannt, Wurfspieße absenden, so viel er will.

Auch in Anfertigung von Booten sind die Eingeborenen geschickt. Die kleineren werden aus einem Baumstamme gehöhlt und durch Ruder bewegt; die größeren bestehen je aus zwei einfachen Booten, die durch Querhölzer verbunden und mit einer Plattform belegt sind; sie führen Segel aus Matten an einem Mastbaum und segeln mit ansehnlicher Schnelligkeit. Natürlich eignen sich diese Fahrzeuge nur für das von Riffen umschlossene Küstenmeer.

Die Kanaken haben keine bestimmte Religion. Im Allgemeinen glauben sie, daß sie nach ihrem Tode an einen Ort unter der Erde versetzt werden, wo Lebensmittel vollauf vorhanden, der Fischfang immer glücklich, die Frauen immer jung, schön und anmuthig sind. Da wird flott getanzt und Kinder und Greise werden zu Jünglingen. Zur Abwechselung macht man Nachts bisweilen einen Ausflug auf die Erde, um die Feinde, die man bei Lebzeiten hatte, zu peinigen und zu klopfen. Darum wollen auch die Eingeborenen in finsterer Nacht nicht ausgehen. Sie glauben überdies an eine Menge übernatürlicher Wesen, die sich mit dem Fischfang, mit dem Krieg oder mit dem Tod befassen; in der Regel sind es böse Geister, die für ihre Dienste Opfer fordern. Auch sonst stecken die Kanaken voll von Aberglauben. So werfen sie manche Fische weg, weil sie darin böse Geister vermuthen, die sich beim Kochen rächen würden. Vor dem Beginn eines Fischzuges, eines Krieges, eines Festes opfern sie den Geistern, um sie günstig zu stimmen. Gewöhnlich ist die Opferstätte der Gipfel eines steilen, steinigen Berges von absonderlicher Form, auf welchem sie Lebensmittel und Geschenke niederlegen.

Ihre Priester sind gewöhnlich Greise, obwol sich das Amt vom Vater auf den Sohn vererbt. Man bringt dieser Art von Zauberern Geschenke, damit sie durch ihre Beschwörungen von den Geistern gutes Wetter, glücklichen Fischzug u. dergl. erlangen. Geht es trotz aller Beschwörungen schief, so kommt der schlaue Priester nicht im Geringsten in Verlegenheit: er entläßt das gläubige Schaf mit dem einfachen Bescheid, daß ein benachbarter Stamm dem betreffenden Geiste werthvollere Geschenke dargebracht habe.

Im Allgemeinen ist der Charakter der Kanaken ziemlich gut; sie sind auch nicht gerade ungastfreundlich, aber gewandte Diebe, und wissen mit einem Helfershelfer gar schlaue Streiche auszuführen. Einst bot ein Eingeborener einen Korb voll Schleudersteine zum Verkauf aus und feilschte um den Preis: da schlich sich ein Helfershelfer hinter den weißen Mann und schmetterte ihm einen gellenden Schrei ins Ohr. Natürlich erschrak der Mann, blickte um sich, — und im Nu schnappte der Steinverkäufer seinen Korb und die Waaren, die ihm zum Tausch angeboten worden, weg und eilte davon. Ebenso erging es einem Offizier. Dieser saß auf dem Erdboden und hatte der Sicherheit wegen seinen Degen unter sich gelegt. Plötzlich schnappt ihm ein Eingeborener das Käppi weg, und während er unwillkürlich aufspringt, um es wieder zu erlangen, faßt ein anderer seinen Degen und verschwindet damit.

Selbst mancher Kolonist hält die Kanaken für vollständige Taugenichtse. Aber theils hat man sich nicht die Mühe genommen, die Eingeborenen ordentlich kennen zu lernen, theils läßt sich dieses Vorurtheil auf jene kleinen Küstenfahrer und auf die Hausirer zurückführen, die von Stamm zu Stamm gewisse Handelsartikel: Pfeifen, Tabak, Maultrommeln, rothe Schnupftücher, Messer u. dgl., vertreiben. Diese Menschen prellen in der Regel die Wilden ganz entsetzlich und bezahlen sie, wenn sie dieselben in Arbeit nehmen, nur zu schlecht. Da verliert natürlich der Kanak die Lust, wieder in Arbeit zu treten, und dann wird er zum Nichtsnutz gestempelt.

Aber die Kanaken geben ganz leidliche Arbeiter ab, wenn man sie nur sonst zu behandeln weiß. Verstünden die Franzosen mit den Eingeborenen so umzugehen wie der englische Kapitän Paddon, so hätten sie nicht nöthig gehabt, Arbeiter von den Neuen Hebriden und den Loyalitäts-Inseln zu holen.

Die Neu-Kaledonier lassen sich gut verwenden als Fischer, und sie versorgen in der That Numea täglich mit Fischen. Sie dienen auf den Lootsenschiffen, und die Küstenfahrer haben sogar nur Kanaken zur Mannschaft. Sie versehen den Botendienst zwischen verschiedenen Punkten der Insel mit der größten Schnelligkeit. Im Dienste der Weißen besorgen sie die Trepangfischerei ausschließlich und dergestalt, daß ein einziger Mann an einem Tage für 100 Frcs. Trepang sammelt. Sie verstehen sich auf die Mast der Schweine, die sie mit dem Fleische der Kokosnuß fettmachen, so daß sie vortrefflichen Schmeer für die Küche liefern. Das Kokosnußöl stellen die Insulaner allein her; sie betreiben gern und mit Erfolg den Gemüsebau und sind gute Holzschläger, indem sie die Axt sehr geschickt zu handhaben wissen. Mit besonderer Vorliebe widmen sie sich dem Landbau, den sie für das Höchste und Menschenwürdigste ansehen.

Wenn trotzdem der Kanak gewöhnlich nicht gern für den Europäer arbeitet, so kommt das hauptsächlich daher, daß ihm die europäische Kost den Magen nicht hinlänglich füllt. Selbst wenn er sich eingewöhnt hat, sehnt er sich nach seiner frühern Lebensweise zurück und schätzt sich glücklich, wenn er zu ihr zurückkehren kann. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, braucht man nur ein sehr einfaches Mittel anzuwenden. Ein Pflanzer, der blos 20 Arbeiter braucht, miethet deren 24. Diese überschüssigen vier Insulaner bauen nach ihrer Weise zur geeigneten Jahreszeit Tarro, Magnagnen und Bananen, sie fangen Fische,

Schildkröten und Krabben, mit einem Wort: sie thun Alles, um ihre 20 Landsleute mit derselben Nahrung zu versorgen, die sie daheim finden würden.

Gewöhnlich trifft jedoch der Pflanzer mit einem Stamm ein Abkommen, wonach dieser auf die Dauer eine bestimmte Anzahl Arbeiter zu stellen hat. Aber diese lösen einander oft ab, indem sie zu ihrer gewohnten Lebensweise zurück zu kehren wünschen, überdies auch zur Ernährung ihrer Familien ihr eigenes Land zu bestellen haben, und darunter leidet dann die Arbeit.

Es spricht aber noch ein anderer Umstand zu Gunsten der Kanaken, wenn sie für den Europäer nicht gern arbeiten. Ein weißer Arbeiter bekommt auf den Pflanzungen außer Kost und Wohnung monatlich 100—200 Frcs. Lohn; dem Kanaken giebt man auf dieselbe Zeit blos 12—20 Frcs. Um die Geringfügigkeit dieses Lohnes zu begreifen, muß man bedenken, daß der Eingeborene, wenn er einkauft, gegen den Weißen ganz unverhältnißmäßig übertheuert wird. Nimmt man nun an: der Kanak benutzt einen Sonntag und geht nach Numea, um seinen Bedarf zu decken; er kauft z. B. drei Thonpfeifen für 1½, ein Pfund Tabak für 4, eine Maultrommel für einen halben, einen kupfernen Ring für einen, ein Stück blauen Kalikot für 4, ein Beil für 4 Frcs. — so ist sein Monatslohn aufgezehrt und er hat keinen Pfennig übrig, um sich ein Stück Weißbrot zu kaufen, das er doch so gern ißt. Geht er dann mit seinem leichten Bündel und mit leerem Magen nach Hause, so denkt er bei sich: „Ich habe den ganzen Monat stark gearbeitet, ich habe für kleine Versehen manchen Tadel, manche Strafe dulden müssen, das Essen bekam ich oft spät und nicht nach meinem Geschmack: — und was habe ich dafür? Einige Sachen, die bald abgenutzt sein werden. Was soll ich also weiter für die Weißen arbeiten?"

Der Pflanzer würde daher wohl thun, wenn er das Lohn des Kanaken angemessen erhöhte; er würde dann sehen, daß dieser sich bestreben würde, seinen Gewinn zu steigern, sich anständig zu kleiden und zu einem civilisirten Menschen zu machen. So ist z. B. ein junger Insulaner bei dem Kaufmann Gerber in Numea als Lagerdiener mit gutem Gehalt angestellt. Derselbe spricht geläufig englisch und französisch, reitet Sonntags im Ueberzieher aus und trägt Handschuhe, sogar Schuhe. Ein anderer, Namens Chatton, trägt sich ganz europäisch und ist Aufseher der Schule für Eingeborene.

Doch ist es nur zu handgreiflich, daß die Eingeborenen, je mehr sie sich die europäische Sitte und Lebensweise aneignen, um so eifriger an ihrem Untergange arbeiten: die eingeborene Bevölkerung Neu-Kaledoniens vermindert sich in der That in entsetzlichem Umfang. So zählte der Stamm, der in der gesegneten Umgegend von Puebo wohnt, im Jahre 1856 noch 1500 Seelen, im Jahre 1864 nur 700—800; im vorhergehenden Jahre kamen auf 150 Todesfälle nur 50 Geburten. Zu Numea und in der weiten Umgegend traf Garnier zwar Spuren, die auf eine vormals sehr starke Bevölkerung deuteten, aber keinen einzigen Eingeborenen mehr. In Puebo selbst, einem der civilisirtesten Orte, hat sich die Bevölkerung in zwanzig Jahren um die Hälfte vermindert. Der Stamm um Balabea war vormals sehr zahlreich, kriegerisch und gefürchtet. Als Garnier dort weilte, hatte er kaum noch 100 Seelen aufzuweisen. Einer der interessantesten Theile der Kolonie ist die Insel Uën; der dortige Vikar, Pater

Chapuis, bezeugt, daß die Bevölkerung daselbst im Laufe des Jahres 1865 von 130 Seelen auf 95 zurückgegangen ist.



Bewohner der Loyalitäts-Inseln.

Das Uebel war dort um so größer, als die Ehen in der Regel unfruchtbar blieben und Jünglinge eben so gut starben wie alte Leute, so daß Pater Chapuis glaubte, er werde, wenn er noch 30 Jahre dort verweile, jedenfalls den Tod des letzten Kanaken von Uën erleben.

Die Eingeborenen sterben häufig an einer Entzündung der Luftröhre und der Lungen, von welcher sie in der Regenzeit während der Monate Februar, März und April heimgesucht werden. Sie schnüren sich dann mit einer Leine die Lenden fest zusammen, ziehen sich in ihre elenden Hütten zurück und lassen sich ruhig von Rauch und Muskiten quälen. Der Appetit schwindet ganz, ihr Körper magert allmählig entsetzlich ab, und ihre bronzefarbige Haut wird blaß und bleich. Von Zeit zu Zeit kommt der Arzt, entweder ein Greis oder ein altes, häßliches Weib mit hängenden Brüsten. Man zapft dem Kranken an Kopf, Schultern und Füßen eine gehörige Masse Blut ab, legt ihn gestreckt auf den Rücken und beginnt nun die Brust zu reiben. Dieses Reiben ist eine wahre Pein; aber der Kranke erträgt sie, ohne zu klagen, obwol die Augen, die aus ihrer Höhle hervortreten, und der Schweiß, der das Gesicht bedeckt, die Qual erkennen lassen. Doch der Arzt knetet fort, daß dem Kranken die Rippen knacken, bis er selbst nicht mehr kann. Dann muß der Patient eine gehörige Masse mit Kräutern versetzten Wassers verschlingen. Trotz alledem stellt der Magen sehr bald seine Thätigkeit ein und in 2—3 Tagen ist der Kranke todt.

Mit welcher Heftigkeit und in welchem Umfange diese Krankheit auftritt, das kann man aus einer Mittheilung entnehmen, die einst der Unterhäuptling der Insel Uën, Zachario, dem Geologen Garnier machte; er sagte: „Seitdem die ersten englischen Küstenfahrer — es mag 25—30 Jahre sein — bei meinem Stamme angelangt sind, ist das Dorf Koture, das mein Vater bewohnte, infolge dieser Krankheit fast ausgestorben; die Ueberreste der Bevölkerung, die von dem Uebel verschont geblieben, wanderten nach dem Dorfe Uara aus, das jetzt fast der einzige bewohnte Punkt der Insel ist.

Wen aber auch immer Garnier darnach fragte, woher diese tödliche Brustkrankheit gekommen sein möge: er erhielt von jedem Eingeborenen die Antwort: „Die Weißen haben die Krankheit über uns gebracht." Gewiß haben diese Leute gar nicht Unrecht. Die gewöhnliche Kost des Kanaken ist nicht sehr nahrhaft, aber ausreichend; nur gestattet sie keine Abschweifung in der Lebensweise. Da kommen nun die Europäer und bringen dem Insulaner Tabak und Branntwein, ganz unbekannte Artikel. Den Branntwein trinkt der Wilde eigentlich nur mit Widerstreben; er schlingt eiligst 2—3 Glas hinunter, um das Feuer zu löschen, und schneidet dabei schreckliche Gesichter. Dagegen sind die Kanaken auf den Tabak ganz erpicht. Mann und Weib sind leidenschaftliche Raucher, und das Kind kann kaum laufen, so beginnt es zu rauchen. Und da rauchen sie einen feuchten, schlechten Tafeltabak, der oft so stark ist, daß ihn der tollste Raucher in Europa nicht vertragen könnte. Aber der Kanak weist leichten Tabak mit den Worten: „Das ist nichts als Gras", zurück. Da er den Genuß dieses abscheulichen Krautes, das seine Gesundheit untergräbt, nicht lassen kann, so wäre es gut, wenn die Regierung den Verkauf des Tabaks nicht ohne vorgängige Prüfung gestattete, damit die Insulaner für ihr Geld wenigstens ein besseres Kraut erhielten. Hat sie doch, und zwar mit vollem Recht, den Verkauf von Branntwein an Eingeborene verboten.

Einigermaßen mag die Gesundheit des Kanaken, der sonst nackt zu gehen pflegt, auch durch das Tragen europäischer Bekleidungsstücke beeinträchtigt

werden. Manche behaupten überdies, daß die neuen religiösen Vorstellungen, die dem Eingeborenen von den Missionären beigebracht werden, seine Gesundheit benachtheiligen, indem er durch die unbegreiflichen Mysterien der christlichen Religion in geistige Verwirrung und in Gemüthsunruhe versetzt wird. Gewiß ist, daß der Kanak leicht zur größten Selbstpeinigung bestimmt werden kann.

Unter allen Umständen bestätigt sich, wie in Amerika und anderwärts, so auch hier, aber in grauenerregender Weise, die Erfahrung, daß die europäische Civilisation auf den Wilden vernichtend wirkt. Zählt doch die ganze Insel höchstens noch 45,000 Eingeborene, und diese Zahl wird infolge tödlicher Krankheiten und blutiger Fehden Jahr aus Jahr ein bedeutend zurückgehen.

Ob aber gerade aus diesen inneren Kämpfen die abscheuliche Sitte des Kannibalismus erklärt werden kann, muß bezweifelt werden. Manche begnügen sich einfach mit dieser Erklärung. Allerdings sind diese Kämpfe gewöhnlich mit Verwüstung des Landes verbunden und der Mangel an Lebensmitteln scheint dann von selbst zum Aeußersten, zum Genuß von Menschenfleisch, führen zu müssen. Warum sollten auch, sagt man, die Kanaken mit aller Wuth die Leiche eines Gefallenen einander streitig machen, wenn es nicht Regel wäre, daß der Feind den Gefallenen auffrißt! Und in der That ist die Vorrichtung der Leiche fest geregelt: jeder Theil derselben gehört von Rechtswegen bestimmten Personen, selbst das Zerlegen der Leiche ist an strenge Regeln gebunden. Da hat man ein besonderes Messer, das aus flachem Serpentinstein gemacht, länglich rund und etwa 16 cm. lang ist. Auf der einen Seite des Messers hat man zwei Löcher eingebohrt, in die man den hölzernen Griff steckt. Das Messer nennt man „Nbouet". Mit diesem Instrumente öffnet man den Leib und zerrt die Eingeweide mittels einer eigens dazu gemachten Gabel heraus. Letztere besteht aus zwei menschlichen Armknochen, die sehr spitz und in der Art fest zusammengebunden sind, daß die beiden Zinken etwa 1—2 cm. von einander abstehen. Bisweilen zerlegt man die Leichen und kocht sie, häufig bäckt man sie ganz, und die Weiber thun sich etwas darauf zu Gute, wenn sie die Leichen in sitzender Stellung und in vollem kriegerischen Wichse auftragen können.

Aber die Menschenfresserei beschränkt sich durchaus nicht auf feindliche Leichen. Garnier bringt daher eine andere Erklärung, die ihm ein Kanak Namens Toki, der lange auf europäischen Schiffen als Lootse gedient hatte, gab, als er ihn fragte, weshalb denn die Eingeborenen Menschenfleisch fräßen. Der Kanak antwortete: „Weil es so gut schmeckt wie Rind- und Schweinefleisch und weil wir solches Fleisch nicht haben wie Ihr. Wird zu Kanala und an mehreren andern Punkten ein Stammesangehöriger für zu alt befunden, so wird er feierlichst geopfert und gefressen. Auf der Insel Uën fraß man ehemals Diejenigen, die wegen irgend eines Vergehens vom Häuptling erschlagen worden waren. Man verzehrte auch mißgestaltete Kinder, namentlich wenn die Aeltern außer Stande waren, ihre zahlreiche Familie zu ernähren."

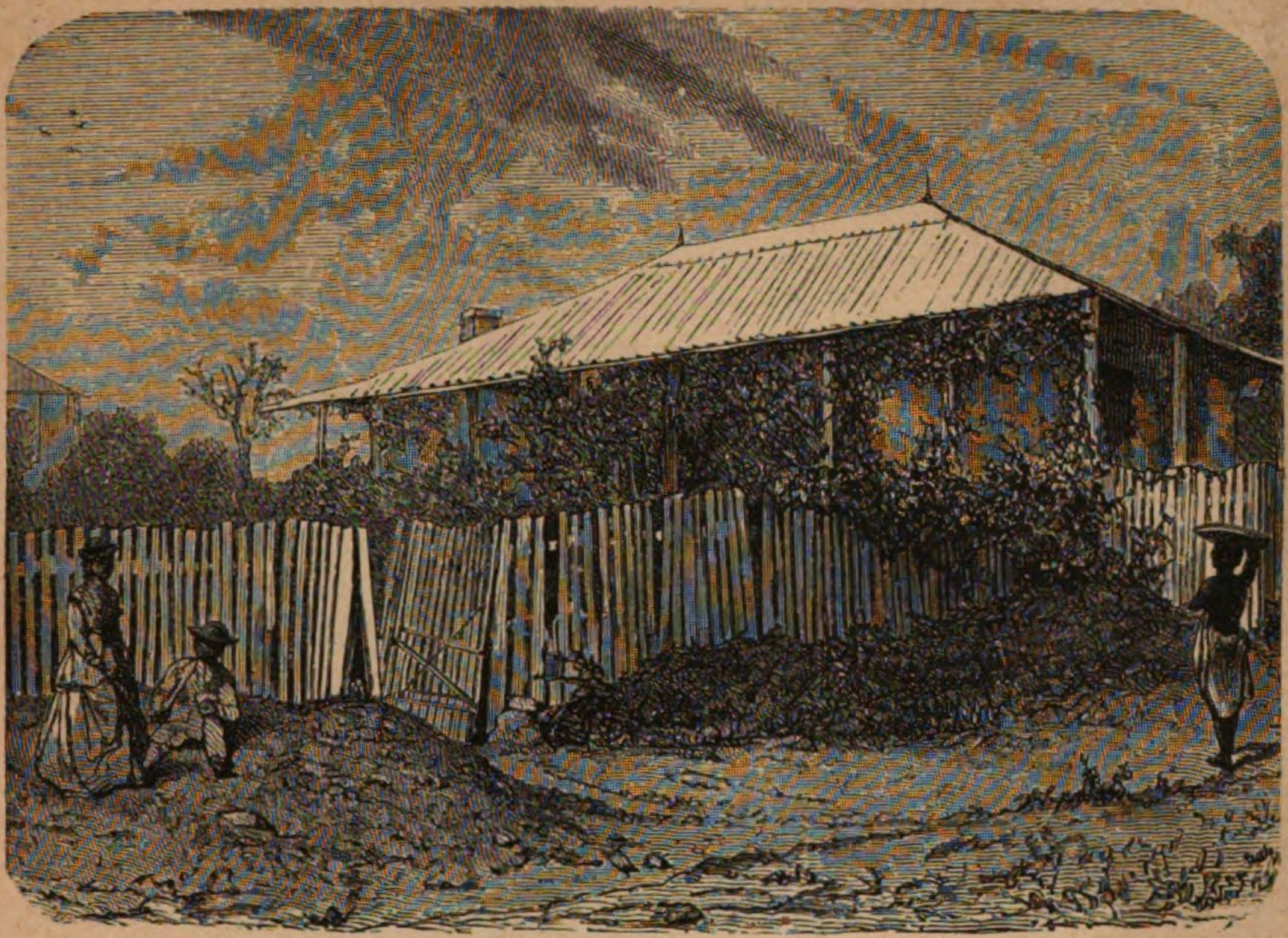
Ob Toki allenthalben die Wahrheit gesprochen, mag dahin gestellt bleiben. Allein schon die rege Betheiligung der Priester an den Kämpfen der Eingeborenen und der Umstand, daß das Menschenfressen stets mit religiösen Feierlichkeiten verbunden war, deutet darauf hin, daß es ursprünglich mit religiösen

Anschauungen in Zusammenhang stand, wenn es auch mit der Zeit eine Sache des bloßen sinnlichen Genusses geworden sein mag.

Wie tief diese Unsitte eingewurzelt ist, zeigt sich darin, daß sie selbst im südlichen Theile der Insel nur bei den Stämmen, die in beständiger, enger Verbindung mit den Franzosen stehen, nicht mehr geübt wird: sonst wird das Menschenfressen fortgesetzt, wenn man es gleich vor den Augen der Fremden verborgen hält.

Selbst die Missionäre vermochten häufig trotz aller Mühe nicht, die Wildheit der Kanaken zu brechen. Das veranschaulicht ein Vorfall der neuesten Zeit. Im Oktober 1867 überfielen die Männer des Stammes Puebo im Norden der Insel, der seit Jahren ganz zur katholischen Kirche übergetreten ist und auf dessen Gebiete man eine Kirche im gothischen Stil gebaut hat, plötzlich den von der Regierung bei der Mission errichteten Posten. Sie erschlugen den Kommandanten des Bezirkes und einige Europäer und griffen auch das Haus des dort lebenden Engländers Henry an, dem der Gouverneur die Ausbeutung des Sandelholzes im nördlichen Theile der Insel als Monopol überlassen hat; doch wurde dieser durch seine Arbeiter gerettet.

Dieselbe Rohheit spicht sich in einem andern Vorfall aus. Als im Mai 1866 Matamoe, der älteste Sohn des Häuptlings Waton, starb, wurden auf dem Grabe zwei Weiber des Verstorbenen erwürgt, Alles in Gemäßheit einer alten Volkssitte. Die Regierung, hierüber entrüstet, mußte sich mit der Ausrede, die Weiber hätten sich selbst umgebracht, begnügen; doch gab Waton den Befehl, daß nach seinem Tode keine seiner Frauen umgebracht werden solle, was auch geschah. Als Waton darauf selbst starb, brach der ganze Stamm in lautes Trauergeheul aus. Die Krieger, die ihm die letzte Ehre zu erweisen hatten und schon seit Jahren Bart und Haar sich nicht hatten verschneiden dürfen, bekleideten Waton's Leiche mit der Uniform, die er bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte; man vergaß selbst nicht, auf seine Brust seine goldne Medaille und neben ihn seine Flinte, seine Munition und Lebensmittel zu legen. Alle Stammesangehörige kamen dann, die sterblichen Ueberreste des alten Häuptlings zu betrachten. Gegen Abend legten die Krieger die Leiche auf eine Bahre von Baumzweigen und trugen sie nach verschiedenen Stellen des Gebietes, das Waton beherrscht hatte. Am folgenden Tage fand das Leichenbegängniß statt. Voran ging der Sohn und Nachfolger des Verstorbenen; ihm folgte an der Seite eines französischen Offiziers der Häuptling von Paita mit den Verwandten Waton's; den Zug schlossen die alten Leute und die Unterthanen des Verstorbenen. Die Beerdigung fand auf einem der heiligen Plätze des Volkes im Schatten des dichtesten Waldes zwischen den Zweigen und Wurzelstämmen eines heiligen Banianenbaumes statt. Dort strömten die Todtenopfer der Freunde und Verwandten zusammen; der Eine hing an die Aeste des Baumes einen auserlesenen Zeugstoff, der Andere eine mächtige Tracht Magnagnen und Zuckerrohr; ein Krieger legte einen tadellosen Wurfspieß oder eine schwere Streitaxt nieder und so ging es fort.



Haus in Numea oder Port de France.

V. Die heutigen Verhältnisse Neu-Kaledoniens.

Französische Niederlassungen. Strafkolonie. Das neue Deportationsgesetz vom 23. März 1872. Die Kommunisten in Neu-Kaledonien.

Wie sehr auch Neu-Kaledonien von der Natur gesegnet, wie günstig seine Weltlage ist und wie sehr es sich immer zur Ansiedelung eignet: es ist nichtsdestoweniger Thatsache, daß es als Kolonie noch sehr unbedeutend ist. Jetzt treffen wir dort außer der Hauptstadt Numea nur folgende Niederlassungen an: das Dorf Paita am Flüßchen Kataramonan, das von Deutschen und Irländern bewohnt ist; etwas nördlicher die Niederlassung des Chinesen Tongoin, mit der es auf Landbau und Trepangfischerei abgesehen ist; eine englische Niederlassung auf der Insel Ducos am Hafen St. Vincent und verschiedene Ansiedelungen auf den fruchtbaren Ebenen, die diesen Hafen umgeben; am Hafen Kanala an der Ostküste Napoleonville, die zweite Hauptniederlassung der Franzosen, in der jedoch außer der Garnison und den Beamten nur wenige Kolonisten wohnen, und die Niederlassung französischer Landbauer im Thale von Yate, über deren Entwicklung noch nichts verlautet hat. Außerdem haben sich noch einzelne Kolonisten zerstreut angesiedelt oder sie haben zur Ansiedelung die Nähe militärischer Posten, wie Wagap, Gatop oder katholischer Missionen gewählt. Diese Missionen liegen auffälliger Weise vorwiegend im nördlichen Theile und an der Ostküste von Neu-Kaledonien, während der südliche Theil, dessen Bewohner mit

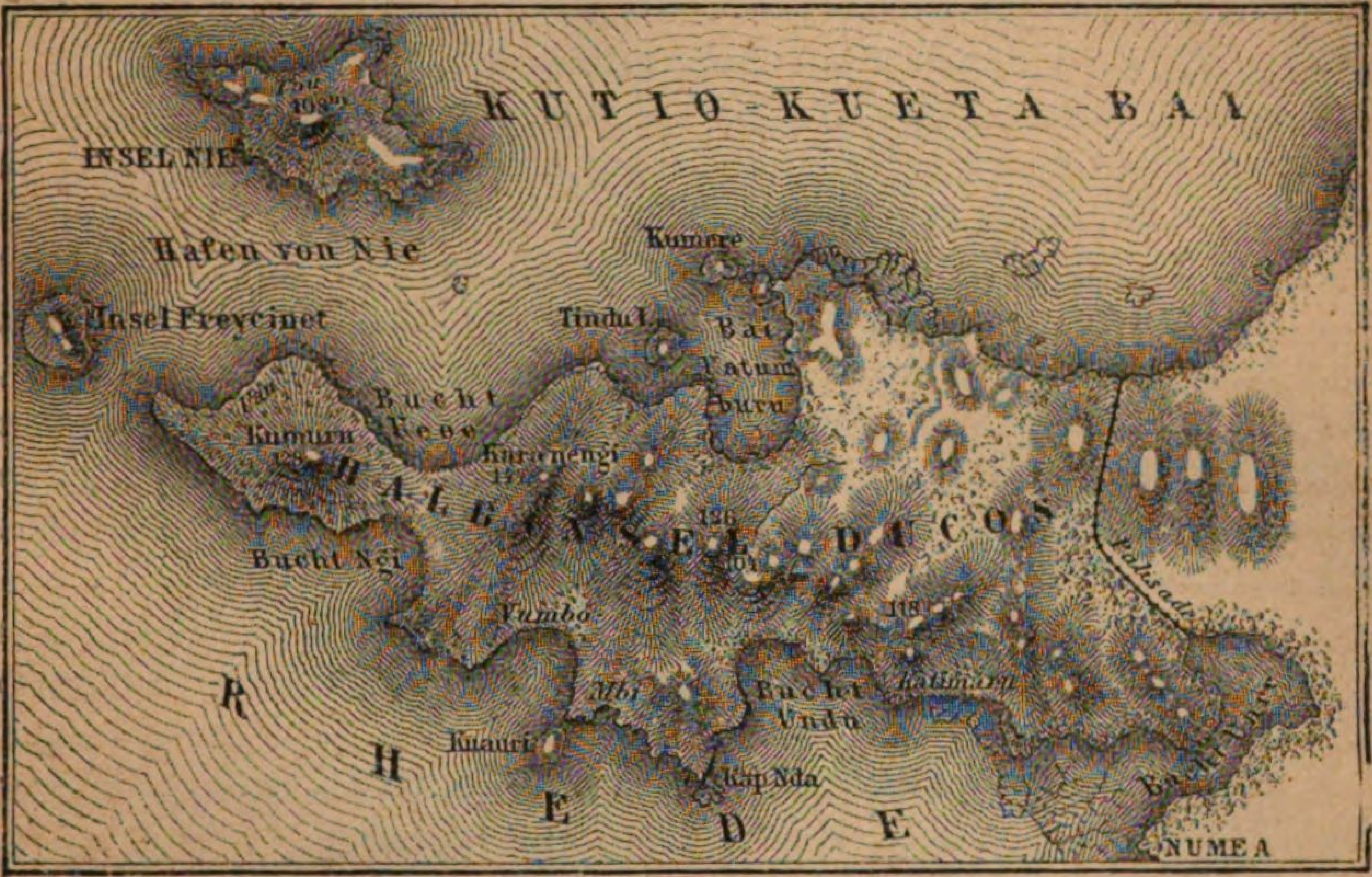
der französischen Bevölkerung in viel engerer Verbindung stehen, außer an der Bai Bulari nur noch die kleinen Missionen auf den Inseln Uën und Kunïe enthält. Die bedeutendsten aller dieser Missionen sind die zu Conception und zu St. Louis.

Fragen wir, welche Massen von Europäern diese Ortschaften, Ansiedelungen und Missionen enthalten, so erhalten wir die Antwort, daß die gesammte Bevölkerung Neu-Kaledoniens, so weit sie nicht zu den Eingeborenen oder deportirten Sträflingen gehört, nur etwa 800 Europäer, gegen 900 Soldaten und über 120 Beamte zählt. Wir finden ferner, daß die Zahl der Wohnhäuser gegen 170, die der Nebengebäude aller Art gegen 400 beträgt und daß gegen Ende des Jahres 1866 nur 850 Hektaren, nicht ganz 2000 Morgen, unter Anbau waren, wovon auf Zuckerrohr 62, auf Kaffeebäume 13, auf Reis 9, auf Mais 126, auf Bohnen 9, auf sonstige Lebensmittel 631 Hektaren kamen; doch war man damals in der Urbarmachung von noch 242 Hektaren begriffen. Endlich ersehen wir aus den amtlichen Nachweisen, daß die Ausfuhr noch außerordentlich unbeträchtlich ist, indem Neu-Kaledonien im Jahre 1865 an Schweinen, Rinds- und Schafhäuten, Wolle, Schildpatt, Trepang, Mais, Kokosöl, Kupfer, Sandelholz und Baumwolle nur für 141,106 Frcs. zur Ausfuhr lieferte, wogegen die Einfuhr zwar ungefähr 2¼ Million Frcs. betrug, aber größtentheils aus Artikeln bestand, die für die Beamten, die Besatzung und die Sträflinge bestimmt waren.

Diese wahrhaft kläglichen Ergebnisse hat Frankreich unter Aufwendung von Millionen erzielt. Noch immer bestreitet die französische Regierung vorzugsweise den Aufwand für die Kolonie; sie verwendete für dieselbe allein 1865, den Aufwand für das Militär gar nicht gerechnet, zwei Millionen, während sie an Einkünften von der ganzen Kolonie kaum mehr als 80,000 Frcs. zog.

Und doch ist diese Erscheinung, so auffällig sie ist, ebenso erklärlich. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß die Franzosen kein Geschick zum Kolonisiren haben. Statt auf Ausbeutung des Grund und Bodens bedacht zu sein, werfen sie sich, wenn sie nach Neu-Kaledonien kommen, in der Regel auf Handwerke und auf Kleinhandel. Darum besteht auch die Mehrzahl der ackerbauenden Kolonisten aus Engländern, Deutschen und Irländern. Nicht minder steht dem Aufschwung der Kolonie die französische Vielregiererei im Wege; kommt doch in Neu-Kaledonien auf je 6—7 Einwohner ein Beamter. Alles soll von oben geleitet und angeordnet werden; denn an gutem Willen, die Kolonie empor zu bringen, fehlt es der Regierung nicht. Suchte sie nicht zu diesem Behufe sogar den Kommunismus in Neu-Kaledonien praktisch auszuführen? Glaubte sie nicht der Kolonie am besten aufzuhelfen, wenn sie die Eingeborenen in das Verhältniß einer Herde Schafe zu ihrem Hirten brächte, wie es im vorigen Jahrhundert die Jesuiten mit den Indianern in Paraguay wirklich fertig gebracht hatten? Mit diesem Gedanken und mit dieser Hoffnung schmeichelte man sich augenscheinlich; denn als man wegen der Feindseligkeiten der Eingeborenen die Mission von Baladea aufgeben mußte, schaffte man die dort bekehrten Eingeborenen nach Conception und siedelte sie auf dem den Missionären verliehenen Lande an. Doch behaupten selbst französische katholische Schriftsteller, daß das ganze Unternehmen so gut wie fehlgeschlagen sei.

Wie aber würde Neu-Kaledonien dastehen, in welchem ganz anderen Aufschwung würden wir die Kolonie begriffen sehen, wenn sich das schöne Land in den Händen von Ansiedlern germanischen Ursprungs befände? Auch die Regierung würde in einer viel günstigeren Lage sein als gegenwärtig. Jetzt muß sie immer auf Schutz der Ansiedler gegen die Eingeborenen bedacht sein; ihr Einfluß reicht gerade bis dahin, bis wohin ihre Macht reicht. Die beiden gefährlichen Häuptlinge Gondu und Poindipatschili vermochten zwar die Franzosen durch Verwüstung ihres Gebietes zu züchtigen; dafür haben jene ihren ganzen Groll auf die den Europäern verbündeten Stämme geworfen und reizen sie, wo es nur angeht, zum Abfall, oder überfallen, erschlagen und fressen sie.



Karte der Niederlassungen der Kommunisten auf der Halbinsel Ducos.

Dem Treiben dieser Häuptlinge schrieb man es ja zu, als der Stamm von Puebo im Jahre 1867 den erwähnten Ueberfall machte, der im ersten Augenblick selbst in Numea Schrecken verbreitete und als der Anfang einer allgemeinen Erhebung der Eingeborenen angesehen wurde. Ganz anders würde es sein, wenn ein tüchtiger Kern deutscher oder englischer Ansiedler vorhanden wäre, der den Eingeborenen Achtung einzuflößen vermöchte. Aber in den Händen der Franzosen, die es nie über sich gewinnen können, die Dinge sich frei aus sich heraus gestalten zu lassen, wird sich Neu-Kaledonien als Kolonie sobald nicht zu einiger Bedeutung zu erheben vermögen, und nie wird es werden, was sonst eine Kolonie durch deutsche und englische Ansiedler wird.

Aber wenn Neu-Kaledonien einerseits vielleicht noch auf lange Jahre hin Frankreich nur Unkosten verursachen wird, so bietet es andererseits den großen Vortheil, daß es sich vortrefflich und weit besser als das ungesunde, sumpfige Cayenne als Deportationskolonie verwerthen läßt, und dazu wird es in der That von den Franzosen benutzt. Wir haben schon früher zweier Sträflingstransporte gedacht; jetzt mögen bereits 1000—1500 Sträflinge drüben sein,

die von den Franzosen auf der Insel Nu oder Dubouzet bei Numea untergebracht sind. Man theilt die Sträflinge zweckmäßig in vier Klassen ein. Die erste besteht aus den verhältnißmäßig besseren Leuten, die zu Aufsehern und Werkführern aufrücken und nach und nach einen Kern für die Kolonisation bilden sollen. Die zweite Klasse befaßt solche, von denen man eine weniger gute Vorstellung hat, über die man sich aber erst mit der Zeit ein sicheres Urtheil bilden kann. Bei der dritten Klasse giebt man die Hoffnung auf Besserung noch nicht ganz auf, aber die vierte Klasse enthält unverbesserliche Bösewichte. Diese Eintheilung hat das Gute, daß die bessern Elemente von den schlechtern gesondert werden, wie denn auch die letztern die schwersten Arbeiten verrichten müssen. Wer sich gut benimmt, bekommt bessere und stärkere Ration, wol auch Geld, etwa 7—8 Centimes den Tag. Manche Sträflinge hielten sich so gut, daß man sie unbedenklich bei Privatleuten verdingen konnte; sie müssen sich dabei auf zwei Jahre verpflichten und erhalten vom Arbeitgeber außer der Kost ein mit der Regierung vereinbartes Lohn.

Für Sträflinge der ersten Klasse werden Ackerbauniederlassungen eingerichtet, und schon haben mehrere ihre Familien aus Frankreich nachkommen lassen.

In wie weit es die neuere Gesetzgebung bei dieser Einrichtung, die sich im Allgemeinen bewährt haben soll, belassen wird, das kann man noch nicht übersehen, da neue Reglements erst noch erlassen werden sollen. Die Nationalversammlung in Versailles hat nämlich am 23. März 1872 folgenden Gesetzentwurf über das Deportationswesen angenommen:

Artikel 1. Die §§ 2 und 3 des Artikels 1 und die Artikel 4 und 5 des Gesetzes vom 8. Juni 1850 werden aufgehoben. (Diese Artikel bestimmten die Markesas-Inseln als Deportationsort.)

Artikel 2. Die Halbinsel Ducos in Neu-Kaledonien wird als Strafort für „Deportationen nach einem befestigten Orte“ bestimmt.

Artikel 3. Die Fichteninsel und die Insel Maré, beide zu Neu-Kaledonien gehörig, werden zum Strafort für „einfache Deportation“ bestimmt.

Artikel 4. Die zur Deportation nach einem befestigten Orte Verurtheilten sollen auf der Halbinsel Ducos alle Freiheit genießen, welche mit der Nothwendigkeit, ihre Person zu bewachen und die Ordnung aufrecht zu erhalten, vereinbar ist. Ein binnen zwei Monaten nach Erlaß dieses Gesetzes festzustellendes Reglement wird das Weitere enthalten und die Bedingungen bezeichnen, unter denen die Deportirten auf der Insel oder in einem Theile derselben verkehren, sich mit dem Anbau des Landes oder mit Gewerben beschäftigen und je nach Gruppen oder Familien provisorische Etablissements gründen dürfen.

Artikel 5. Die zur einfachen Deportation Verurtheilten sollen auf der Fichteninsel und auf Maré eine Freiheit genießen, welche nur in den zur Verhinderung von Entweichungen und zur Sicherung der Ruhe und Ordnung unerläßlichen Vorsichtsmaßregeln ihre Grenze findet.

Artikel 6. Die Regierung wird binnen zwei Monaten nach Erlaß dieses Gesetzes einen Gesetzentwurf einbringen, der das Regime der Verurtheilten, die disziplinarischen Wirkungskreise, Maßregeln zur Verhütung von Entweichungen und Ruhestörungen, die Einräumung von Gebiet auf den Inseln oder dem Fest-

land und die Bedingungen, unter denen die Familien der Deportirten diesen auf Staatskosten nach ihrem Bestimmungsorte folgen dürfen, vorschreiben wird.

Der letzte Artikel wurde auf Antrag der Kommission hinzugefügt. Es wurde nämlich beantragt, die Familien, welche ihrem verurtheilten Oberhaupte nach dem Deportationsorte zu folgen bereit sind, auf öffentliche Kosten dahin zu befördern.

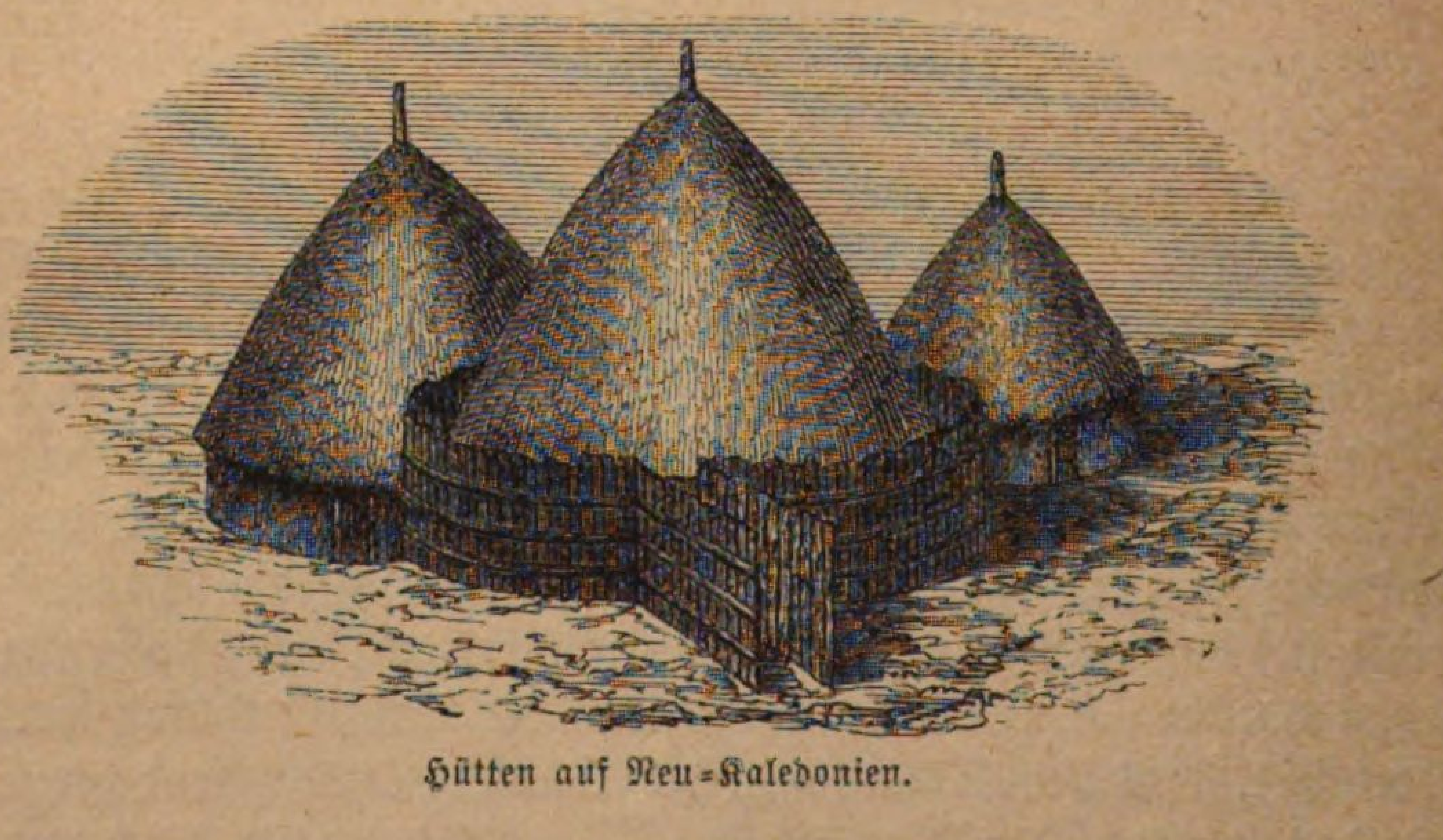


Karte der Fichteninsel (Kunie).

Allein der Marineminister Pathuan erklärte das zwar für sehr wünschenswerth, aber in Rücksicht auf die Budgetverhältnisse nicht für empfehlenswerth; er sprach sich für die Regelung dieses Punktes durch ein besonderes Gesetz aus und rechtfertigte dies, indem er darauf hinwies, daß schon dermalen 1300 Kommunisten zur Deportation verurtheilt seien; steige diese Ziffer, wie leider mit Sicherheit vorauszusehen sei, noch weiter, so könnte der Transport und die Verpflegung so vieler Familien bedeutende Schwierigkeiten verursachen, und es empfehle sich daher auch aus moralischen Rücksichten, der Regierung die Entscheidung darüber, welche Familien jener Wohlthat theilhaftig werden sollen, zu überlassen. Aus den Erklärungen des Berichterstatters geht hervor, daß die Anzahl der Kommunisten, die nach Neu-Kaledonien transportirt werden sollen, etwa 2000 betragen wird, deren Unterhalt zu 1000 Frcs. per Kopf jährlich zwei Millionen kosten würde.

Welchen Einfluß diese umfänglichen Transportationen von Sträflingen auf die Verhältnisse Neu-Kaledoniens haben werden, das läßt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, französische Blätter witzeln freilich mit echt französischer Leichtfertigkeit über dieses Gesetz; sie sagen: „Nun, die Neu-Kaledonier sind ja Menschenfresser, und da die Deportirten nach dem Gesetz alle mögliche Freiheit genießen sollen, so wird die löbliche Sitte der Eingeborenen den Gensdarmen und Aufsehern ihre Aufgabe wesentlich erleichtern.“ Sie denken gar nicht daran, daß es mit den deportirten Kommunisten eine ganz besondere Bewandtniß hat. Gemeine Verbrecher, die sittlich noch nicht ganz verdorben sind, mögen wieder nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft werden, wenn sie sich nicht als Auswurf behandelt sehen, vielmehr in den Stand gesetzt werden, sich wieder aufzurichten. Insofern können Neu-Kaledonien aus den Sträflingsorten manche nützliche Elemente zugeführt werden. Aber die Kommunisten sind die geschworenen Feinde der bestehenden bürgerlichen Ordnung. Sie waren nach ihrer Meinung völlig im Recht, wenn sie in Paris durch empörende Gräuelthaten die Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft umzustürzen trachteten. Sie sehen sich für Männer an, die für eine große Idee unschuldig büßen müssen, die man ohne alles Recht verurtheilt hat und schmählicher Behandlung unterwirft. Mit Ingrimm werden sie ihr Schicksal tragen und nur darauf bedacht sein, sich für das ihnen angethane Unrecht zu rächen.

Die Folgezeit wird lehren, ob sich die Franzosen zu dieser massenweisen Deportation von Kommunisten nach Neu-Kaledonien Glück zu wünschen haben. Dabei hängt jedoch sehr viel von der künftigen Gestaltung der Dinge in Frankreich ab. Sollte durch eine der unberechenbaren Wendungen, die wir in Frankreich so häufig erleben, Gambetta an die Spitze kommen, so wird — er kündigte das in der „Republique française“ bereits an — der erste Akt der nächsten Nationalversammlung die Verkündigung einer Amnestie sein, und dann würden die Kommunisten Neu-Kaledonien alsbald räumen.



Hütten auf Neu-Kaledonien.



Die Insel Tanna.

Dritter Abschnitt.

Die kleineren Inseln Melanesiens.

Neu-Britannien. Neu-Hannover. San Christoval. Die Admiralitäts-Inseln, Salomons-Inseln. Neu-Georgien. Ysabel. Wanikoro, Königin Charlotte-Inseln. Die Neuen Hebriden, Espiritu Santo, Eromanga, Tanna. Der Menschenraub in der Südsee. Mord des Bischofs Patteson. Repressalien des Befehlshabers des „Rosario". Die Insel Rossel. Schiffbruch des St. Paul. Ermordung der Mannschaft und der chinesischen Passagiere durch die Eingeborenen. Die Loyalitäts-Inseln.

Nachdem wir die beiden größten Inseln Melanesiens behandelt haben, wenden wir uns zu den kleineren, die ebenfalls gar manches Interessante bieten. Zunächst beschäftigt uns eine Inselgruppe, die ohne Zweifel bereits im 16. Jahrhunderte von europäischen Seeleuten, sicher aber im Jahre 1616 von Le Maire und Schouten bemerkt worden ist, jedoch lange Zeit für einen Theil von Neu-Guinea gehalten wurde. Endlich im Jahre 1700 entdeckte der Engländer Dampier eine Straße, die Dampierstraße, welche diese Inseln von Neu-Guinea trennt, und legte ihnen den Namen Neu-Britanien bei. Noch später, im Jahre 1767, fand Carteret, daß die angebliche St. Georgsbai Dampier's vielmehr die südliche Mündung einer Straße, des St. Georgskanales, sei, welche von Neu-Britannien eine andere große Insel, Neu-Irland, abscheidet. Diese beiden großen Inseln, die nebst vielen kleinen den Archipel Neu-Britannien bilden, haben zusammen einen Flächeninhalt von mehr als 700 Quadratmeilen.

Die größte und zugleich südlichste Insel, Neu-Britannien, Birara von den Eingeborenen genannt, ist länglich und schmal und von vielen tiefen, durch flache Landzungen von einander getrennten Baien durchschnitten. Im Innern gebirgig, flacht sie sich nach dem Strande zu ab und ist hier mit Gruppen von Kokospalmen bedeckt, unter denen die Hütten der Eingeborenen stehen. Bäche und Flüsse stürzen sich von den Gebirgen herab, die sich im Osten der Insel zu drei mächtigen Bergen, die Mutter und die Töchter, aufthürmen, unter denen die Mutter am höchsten ist, während die südöstliche Tochter einen thätigen Vulkan hinter sich hat.

Alle diese Gebirge und Ebenen sind mit dichten Urwäldern bedeckt, und an Ueppigkeit und Reichthum scheint die Vegetation der von Neu-Guinea nicht nachzustehen. Wir treffen außer der Kokos- und Areka (Betelnuß-)palme, die sich bis zu einer Höhe von 33 m. erheben, zwei Arten Pisang, den majestätischen Tikbaum (Tectonia grandis), der das beste Holz zum Schiffsbau liefert, Sagopalmen, Gewürz- und Pfefferarten, Zuckerrohr, Brotfrüchte, die eßbaren Yams und viele andere Gewächse. Die Thierwelt hat hauptsächlich Beutelthiere, Schweine und außer dem Kasuar Vögel aufzuweisen, die sich durch Mannichfaltigkeit und prächtiges Gefieder auszeichnen.

Die Einwohner gehen meist nackt und bedecken kaum die Geschlechtstheile; doch tragen sie Zierathen an Armen und Beinen, in Nasen und Ohren. Sie werden als kriegerisch und heimtückisch geschildert und empfingen die Seefahrer, die sich der Küste näherten, wild und feindselig. Ihre Waffen bestehen in Speeren, Keulen und Schleudern. Die erschlagenen Feinde, welche ihnen in die Hand fallen, fressen sie auf.

Sie scheinen fast immer auf dem Marsche zu sein, indem die Krieger von den Häuptlingen, wie unsere Regimenter in Europa, verlegt und von ihrer Familie begleitet werden. Auf diesen Wanderungen müssen sie für ihre Angehörigen sorgen; unterlassen sie das, so wird der Fall einem Häuptlingsrathe zur Entscheidung vorgelegt und der Schuldige zum Spießruthenlaufen verurtheilt. Die gesammten Dorfbewohner, Männer, Weiber und Kinder, stellen sich dann, ein Jedes mit einer derben Ruthe versehen, in zwei Reihen auf, zwischen denen der Verurtheilte mehrmals auf- und abgehen muß, um von Jedem einen tüchtigen Hieb zu empfangen.

Im Allgemeinen haben sie eine hellere Hautfarbe als die Papu von Neu-Guinea; die Männer verzieren den Kopf mit bunten Federn, die Weiber dagegen tragen grüne Zweige zur Bedeckung der Blößen.

Wollen sie ein Dorf anlegen, so klären sie einen großen Raum und errichten in der Mitte das Rathhaus, ein großes, rundes Gebäude, das auf rothen Pfählen ruht und sich durch auf dem Dache liegende Stangen auszeichnet, deren jede vorn einen menschlichen Schädel trägt. Der Fußboden ist mit feinen, gefärbten Matten belegt, in welche Federn verwebt sind.

Um ein Haus zu bauen, graben sie ein großes, etwa $1^2/_3$ m. tiefes, viereckiges Loch und errichten darüber die Hütte, die bei der Tiefe des Loches natürlich nicht hoch ist. Das Dach ist von Schilfrohr und mit einer dicken Lehmschicht bedeckt, wodurch die Hütte feuerfest und im Innern kühl gehalten wird.

Eine Art Gottesdienst müssen sie haben; denn man trifft viele hölzerne Götzenbilder an, die oft über 3 m. hoch sind und an verschiedenen Punkten aufgestellt werden. Diesen Götzen bringen sie fortwährend Lebensmittel dar, und da diese niemals weggenommen werden, so verräth der Gestank der verfaulenden Feigen, Vögel und Früchte schon in weiter Ferne die Nähe eines Götzenbildes.

Die Insel Neu-Irland, von den Eingeborenen Tombara genannt, nordöstlich von Neu-Britannien, ist ebenfalls lang gestreckt und im Innern von Bergketten durchzogen, deren Gipfel im Süden über 200 m. hoch sind; das Gestade ist flach, zum Theil sandig und von zahlreichen Flüssen und Bächen durchschnitten.

Der üppig fruchtbare Boden bringt dieselben Erzeugnisse hervor wie Neu-Britannien. An der Küste reiht sich ein Kokoshain an den andern, die dichten Wälder sind mit Turteltauben, Papageien, Kakadus und anderen Vögeln bevölkert; aber es mangelt auch nicht an Eidechsen, Skorpionen und Skolopendern (Sc. morsitans), und in den Höhlen des Gebirges haust der fliegende Hund oder Vampyr.


Götzenbild der Neu-Irländer.

Die Eingeborenen werden von französischen Seefahrern als die gebildetsten des neu-britannischen Archipels geschildert; sie haben Tempel und ein geregeltes heidnisches Religionssystem. Le Maire und Schouten konnten mit ihnen ganz friedlich verkehren. Als sie an Bord kamen, stimmten sie einen monotonen Gesang an und bezeigten ihre Achtung durch Entblößung des Kopfes, indem sie die Hände und grüne Blätter darauf legten. Den Kopf hatten sie mit einer Mütze von bemalter Baumrinde bedeckt, über den Armgelenken und Elbogen hatten sie Armbänder von Perlmutter befestigt und die Nase mit Ringen behängt. Sonst gehen sie nackt, nur daß sie mit einem Blatt die Blößen decken. Einige tragen an der Seite einen Binsenkorb, in welchem sie Kalk oder eine Pudermasse aufbewahren, um damit sich und ihr Haar zu bewerfen und zu bemalen.

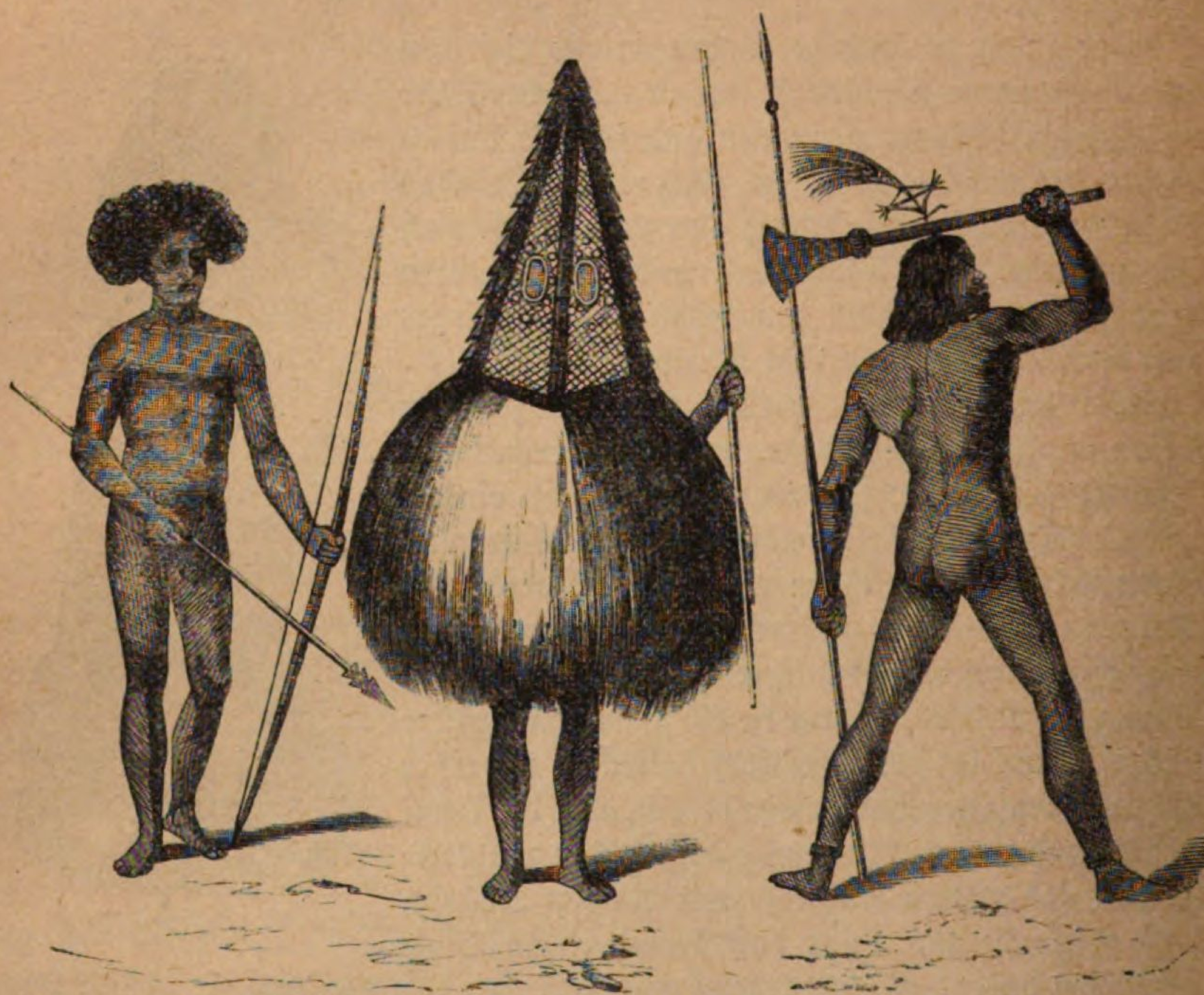
Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, das Haar kraus, Nase und Mund nicht schlecht geformt; auch sonst sind sie gut gebaut, stark und gewandt. Ihre Kanoes sind bisweilen 30 m. lang, aus einem Baumstamme zierlich mit Zierathen geschnitzt und fassen 30 Mann. Ihre Fischernetze und Stricke sind nett gearbeitet; sie kennen auch den Werth des Eisens und ziehen es Allem vor, was ihnen die Seefahrer bieten.

An der Bucht Port Gower findet sich ein schöner Wasserfall.

Am Nordwestende von Neu-Irland und von diesem durch die Byronstraße getrennt liegt die Insel Neu-Hannover, die kleinste der drei Hauptinseln des neu-britannischen Archipels. Sie ist sehr waldig, im Innern gebirgig, und hat manche romantische Gegend, manche schöne Pflanzung, die von Kokos-

palmen umgeben ist. Die Einwohner, die im Wesentlichen denen Neu-Irlands gleichen, bewohnen meist zierliche, auf Pfählen erbaute Hütten.

Unter den vielen kleinen Inseln, die zu diesem Archipel gehören, ist die merkwürdigste die am nördlichen Eingange zum St. Georgskanal gelegene Herzog von York-Insel. Die Eingeborenen sind stark und untersetzt, von heller Kupferfarbe und mit wolligem Haar, das durch eingeschmierte Salbe und aufgestreuten weißen oder rothen Puder das Ansehen gewinnt, als ob es in Fetzen um den Kopf hinge. Einige tragen einen dünnen Knochen oder ein Stück Rohr quer durch die Nase, im Uebrigen geht man nackt.



Bewohner von Neu-Irland.

Ihre Anführer pudern sich nur auf Kriegszügen und bemalen sich außerdem das Gesicht mit rother Schminke. An Waffen haben sie Speere, Streitkolben und Schleudern aus Palmenblättern, mittels deren sie eigroße Steine mit beträchtlicher Gewalt und Sicherheit werfen. Ihre Speere sind gewöhnlich 3 m. lang und am Ende mit Federn geschmückt. Zum Fischfang benutzen sie kleinere Speere oder Netze und Angeln. Sie nähren sich von Früchten, hauptsächlich Bananen, Yams und Kokosnüssen, sowie von Fischen, Hühnern und Schweinen; sie kauen auch Betel und vermischen ihn mit einem Blatte, wodurch der Mund inwendig hochroth, die Zähne schwarz werden. Ihre Kanoes sind hübsch gebaut und mit Ausliegern versehen, um sie im Gleichgewicht zu halten, ihre Hütten zwar klein, aber nett aus Bambusrohr errichtet, und

stehen meist in Palmenhainen und in Einfriedigungen, innerhalb deren sie ihre Früchte bauen und bisweilen selbst einige Schweine halten.

In allen diesen Beziehungen, sowie in ihren mehr oder weniger geordneten gesellschaftlichen Verhältnissen stehen sie weit vor den Papu in Neu-Guinea. Man trifft bei ihnen sogar Stände und Volksversammlungen, die durch das Blasen auf einer Muschel einberufen werden. Sie sind überhaupt sehr musikalisch und wissen eine Art Pansflöte aus Schilfrohr sehr gut zu handhaben.

Ostwärts liegt die kleine Insel San Christoval. Dort findet man am Hafen von Makira nette Häuser zum Schutz der schön geschnitzten Kanoes.



Waldsumpf auf den Louisiaden.

Die Häuser sind sorgfältig mit Götzenbildern, Menschenschädeln, Federbüschen u. dgl. geschmückt.

Im westlichsten Theile des neu-britannischen Archipels treffen wir die Gruppe der Admiralitäts-Inseln an, welche Schouten 1616 entdeckte, Carteret im Jahre 1767 wieder auffand und mit ihrem heutigen Namen belegte. Sie besteht aus einer großen und einer Menge kleiner, meist flacher Inseln, die von Korallenriffen und Bänken umschlossen sind. Die Hauptinsel, Basca oder Admiralitäts-Insel genannt, hat einen Flächeninhalt von etwa 85 □Meilen

und ist im Innern voll von Gebirgen, die ziemlich hoch aus dem Meere aufsteigen und auf einigen Seiten weiß wie Kalkfelsen aussehen. Sie gewährt im Allgemeinen einen lachenden Anblick und ist mit Bäumen bedeckt, deren heiteres, weder zu dunkles, noch zu blasses Grün einen angenehmen Eindruck macht.

Die Kleidung der Einwohner ist sehr einfach, indem die Männer nur eine große weiße Muschel, die Weiber ein Stück Matte, das um den Leib gebunden ist, tragen. Sie haben Armspangen und Armbänder, die aus Pflanzenfasern gemacht sind, und um den Leib einen Gürtel aus demselben Stoff. Einige verfertigen ihre Armspangen aus großen Seemuscheln, die sie in der Mitte ausbohren und an den Rändern abschleifen. Aehnlichen Schmuck hängen sie in die Ohren, und diese werden dadurch oft so weit herab gezogen, daß das untere Ohrläppchen fast auf der Schulter liegt. Zu dieser Ausdehnung des Ohres gelangt man nur mit vieler Mühe, indem man immer einen dehnbaren Ring in der Oeffnung läßt, um es allmählig zu erweitern. Einige Eingeborene durchbohren auch das Nasenbein und ziehen einen Faden durch, an welchem Zähne befestigt sind. Die Häuptlinge unterscheiden sich durch eine doppelte Reihe kleiner Muscheln an der Stirn und scheinen über ihre Unterthanen große Gewalt zu haben. Sie kauen Betel-Pfeffer und vermischen ihn mit Kalk, den sie in Kalebassen bei sich führen.

Als D'Entrecasteaux die Insel besuchte und sich mit seinen Booten der Küste näherte, versammelten sich alsbald die Eingeborenen. Der Schiffskapitän gab seine friedlichen Absichten zu erkennen, und ein Häuptling hieß sofort einen Eingeborenen mit einigen Kokosnüssen nach den Booten schwimmen. Aber der Eingeborene trug einen Augenblick Bedenken, sich schwimmend und wehrlos Leuten, deren Gedanken er nicht kannte, zu nähern. Kaum merkte das der Häuptling, der ohne Zweifel an Gehorsam gewöhnt war, als er mit einem Knüttel auf den Zaudernden Prügel regnen ließ und sich augenblicklich Gehorsam erzwang. Zum Trost schenkten ihm die Europäer etwas rothes Zeug, einige Nägel und ein Messer, worüber er höchst erfreut war. Als er an das Ufer zurückkehrte, umdrängten ihn die Eingeborenen, um die schönen Sachen zu sehen; Kanoes stießen ab, viele gingen gleich ins Wasser und schwammen; weder die Wellen noch die Brandung vermochten ihren Eifer zu dämpfen, und in kurzer Zeit umschwärmte eine große Volksmasse die Boote der Europäer.

Die Kanoes der Eingeborenen sind mit doppelten Ausliegern versehen, von denen nur der eine die Wasserfläche berührt, während der andere gleichweit auf der entgegengesetzten Seite hinausragt. Beide sind durch ein Verdeck verbunden, auf welchem der Schiffsführer steht, wenn das Segel eingezogen und auf den zweiten Auslieger gelegt ist, und hier steht er bei aufgehißtem Segel. Dieses besteht aus Mattenwerk und ist etwa 4 m. im Geviert; der Mastbaum ist 7 m. hoch. Fährt das Kanoe mit voller Segelkraft, so kann es das schnellste Segelschiff ausstechen.

Die Eingeborenen benutzen eine Art vulkanischen Glases, das sie in Scherben schlagen und wie Stahl gebrauchen. Sie machen daraus unter anderen Dingen Rasirmesser, mit denen sie sich den ganzen Leib scheren, mit Ausnahme des Kopfes, auf welchem sie das oft roth gefärbte und eingeölte Haar frei

wachsen lassen. Auf dem Scheitel binden sie das Haar in einen Knoten zusammen. Auch Speerspitzen fertigen sie aus diesem Glas und befestigen sie am Schafte mit geflochtenen Schnuren, die mit Gummi überzogen sind.

Von den zahlreichen kleineren Inseln, die zu dieser Gruppe gehören, wollen wir nur die nordwestlich von der Admiralitäts-Insel gelegenen Anachoreten erwähnen, deren Bewohner sich dadurch auszeichneten, daß sie bei der Annäherung europäischer Schiffe keine Spur von Neugierde verriethen, während die Eingeborenen der übrigen Inseln gewöhnlich den Europäern entgegen kommen und einen lebhaften Tauschhandel eröffnen, aber freilich als echte Naturkinder sich alles Mögliche anzueignen suchen.

Wenden wir uns von Neu-Britanien nach Südosten, so stoßen wir auf die Gruppe der Salomons-Inseln, die im Jahre 1567 von dem Spanier Alvarez de Mendana entdeckt wurde und von ihm den Namen Salomons-Inseln erhielt, weil er hier das alte Ophir wiedergefunden zu haben glaubte, woher König Salomo Gold holen ließ. Leider konnte er 28 Jahre später die Gruppe nicht wieder ausfindig machen und erst nach zwei Jahrhunderten gelang es dem Franzosen Surville im Jahre 1769, die östliche, und dem Engländer Shortland im Jahre 1788, die westliche Seite dieser Inseln wieder aufzufinden und zu erforschen. Ein großer Theil dieser Inseln, namentlich an der Westseite, besteht aus kleinen, flachen Korallenriffen, und die zahlreichen Riffe machen die Schifffahrt zwischen ihnen gefährlich; die größern dagegen sind hoch und gebirgig. Der Lammasberg auf der Insel Gera (Guadalcanar), 2500 m. hoch, und der Balbiberg auf der Insel Bougainville, 3145 m. hoch, dürften die höchsten Berge dieser Inselgruppe sein. Dabei fehlt es nicht an vulkanischen Bildungen, und die Inseln Simbu (Eddystone) und Sesarga zwischen Malaita und Gera enthalten thätige Vulkane.

Quellen und Bäche finden sich überall. Einige Flüsse führen Gold mit sich. Das tropische Klima wird durch die regelmäßigen Land- und Seewinde sehr gemäßigt, ist aber bei der großen Feuchtigkeit der Wälder, mit denen die Inseln bedeckt sind, nicht gesund.

Die Vegetation ist reich und üppig. Kokos-, Schirm-, Kohl-, Areka- und andere Palmen bedecken den Strand, und mehr nach dem Innern zu findet man eine Abart des Gewürznelkenbaumes, den Ebenholzbaum und verschiedene andere Bäume, die wohlriechendes Harz und Gummi liefern. Pisangs, Zuckerrohr, Mandeln, Yams und eine Zimmetart sind sehr häufig.

Die Thierwelt bietet Ziegen, Schweine, kleine Hunde und Vampyre, Papageien, Loris, Kakadus, Waldtauben, Amseln, Hühner, wilde Enten, Bekassinen, Strandläufer, Seelerchen und andere Wasservögel. Unter den Amphibien kommt eine Art Eidechsen vor, die vom Kopf bis zum Schwanzende fast 2 m. messen, ebenso eine seltsame Kröte mit scharfkantigem Rücken und einem Kamm auf dem lanzenförmigen Kopfe; Schlangen, 1½ m. lang und einen Finger dick, hat man ebenfalls gesehen.

Die Einwohner sind wild, heimtückisch und eingefleischte Kannibalen. Sie wissen sehr schlau den Fremdling in eine trügerische Sicherheit einzuwiegen, um ihn dann zu ermorden und aufzufressen. In neuerer Zeit lockten sie einen

Europäer, der auf seiner Yacht die Inseln besuchte, in die Falle und erschlugen ihn, während er am Strande Tauben schoß. Besondere Heimtücke übten sie im Jahre 1868 an einem britischen Walfischfahrer. Kaum hatte das Schiff, John Bull genannt, im Hafen Anker geworfen, als die Eingeborenen mit der größten Freundlichkeit sich näherten und Yams nebst anderen Eßwaaren zum Geschenk brachten. Der Kapitän wollte eben eine geröstete Yamswurzel zum Munde führen, als plötzlich ein junger Eingeborener hinzusprang und durch lebhafte Geberden zu erkennen gab, daß der Genuß der Wurzel tödtlich sein werde. Man fand dieselbe in der That mit einem schnell tödtenden Gift überzogen. Nun flüchteten die Eingeborenen nach dem Strand, wurden aber von einem Schiffsboote verfolgt. Doch leisteten sie hartnäckigen Widerstand und machten sich erst aus dem Staube, als mehrere von ihnen verwundet und getödtet waren.



Bewohner von Neu-Irland.

So fand auch Bougainville auf der Insel Choiseul zu seinem Entsetzen in einem Kanoe einen halbgerösteten menschlichen Kinnbacken, und in den Wohnungen der Eingeborenen trifft man Schädel, Knochen und andere menschliche Ueberbleibsel, die als Zierathen dienen.

Kurz, die Eingeborenen lieben das Menschenfleisch ausnehmend und fressen Fremde so gut wie Kriegsgefangene. Sie haben so viele Mordthaten an Seeleuten begangen, ja, selbst so viele Schiffe weggenommen, daß man jetzt die größte Vorsicht beobachtet, wenn man ihre Küste besucht. Geht ein Schiff vor Anker und kommen die Eingeborenen in Kanoes herbei, so darf sich blos eine kleine Anzahl nähern und man spannt die Hängematten vor, um sie am Besteigen des Schiffes zu hindern. Nur der Häuptling darf an Bord kommen und mit ihm wird der Handel gemacht. Die Eingeborenen feilschen aber um jedes Stück Schildkrötenschale, anstatt sie auf einmal ganz zu verkaufen. Gewöhnlich tauschen sie Glasflaschen, Perlen, Beile, Zeugstoff, Messer u. dgl. ein.

Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, man kann sie fast schwarz nennen; ihr Haar ist dicht und kraus. Ueberhaupt kein hübscher Menschenschlag, entstellen sie sich noch durch ihre Verschönerungsmittel. Mittels der Betelnuß schwärzen sie ihre Zähne, das Gesicht beschmieren sie mit weißen Streifen, was ihnen ein geisterhaftes Aussehen giebt. In den Ohren tragen sie eine Menge Schmuck-

sachen, indem sie die Ohrläppchen durchbohren und so ausweiten, daß sie darin runde Stücke Holz, 18 cm. im Umfang, tragen können. Ihr Hauptschmuck ist aber ein Armband, das sie aus einer großen Muschel machen, die sich auf den Riffen findet. Muscheln von hinreichender Größe zu diesem Zweck sind aber sehr selten und haben einen hohen Werth. Entspinnt sich doch bisweilen ein Krieg aus dem Kampf um ein einziges solches Armband, dem gegenüber man das menschliche Leben für nichts achtet. Sehr große Häuptlinge und Krieger tragen mehrere dieser Ringe am Arm, obwol dieser Schmuck sehr gefährlich ist und sie um seinetwillen leicht ermordet werden können.

Beide Geschlechter gehen ganz nackt, nur daß sie ein Stückchen Matte um den Leib gebunden haben. Das Haar färben sie weiß, roth oder gelb.

Als Waffen gebrauchen die Männer Speere, Bogen und Pfeile. Um sich gegen Wurfgeschosse zu schützen, tragen sie Schilde, die aus Binsen so dicht und fest zusammengeflochten sind, daß sie den Pfeilen und sogar den Speeren widerstehen. Diese Schilde benutzen sie zugleich als Sonnen- und Regenschirme.

Ihre Kanoes sind sinnig gebaut; sie sind aus mehreren Stücken zusammengesetzt und bisweilen wahre Meisterstücke. Vorn und hinten tragen sie hohe Schnäbel, nicht blos zum Schmuck, sondern zur Vertheidigung. Bei einem Angriff kehren sie dem Feinde den Schiffsschnabel zu und sind so gegen Wurfgeschosse wesentlich geschützt. Die Seiten der Kanoes verzieren sie mit Schnitzwerk, Federn und Einsatz von farbigem Holz und Perlmutter. Bisweilen schmücken sie dieselben mit einem ausgeschnitzten menschlichen Kopfe, an welchem Augen von Perlmutter und Ohren von Schildkrötenschale angebracht sind, während das Kinn mit einem langen Barte versehen ist.

Die Hütten dieser Inselbewohner bilden regelmäßige Dörfer, die bisweilen 1500—2000 Seelen zählen. Ueberhaupt haben dieselben Manches vor andern Papustämmen voraus. Sie besitzen viel natürliche Anlage. Europäische Sprachen lernen sie ungemein leicht. Ihre körperliche Gewandtheit und Schnelligkeit ist eben so außerordentlich wie ihr Gehör und ihr scharfes Auge. Für Musik sind sie sehr empfänglich: als einst auf einem französischen Schiffe Violine gespielt wurde, geriethen ihre Arme und Beine sofort in taktmäßige Bewegung. Aus dem Harze des Takamaka (Calophyllum) machen sie Lichte, die heller als Wachskerzen brennen und einen angenehmen Geruch verbreiten.

Was ihre Sitten betrifft, so verloben sie die Mädchen in der frühesten Kindheit und senden sie gleichzeitig in das Haus der künftigen Schwiegereltern. Stirbt Jemand, so wird die Leiche auf ein hohes Gerüst gelegt; darunter wird eine Grube gegraben, die das aufgelöste Fleisch aufnimmt. Das Skelett legen sie dann in ein Grab, das sie überdachen.

Sie sind auch nicht ohne Religion und Kultus und glauben insbesondere, daß die Verstorbenen fortleben und ihnen erscheinen, um ihnen gute oder böse Mittheilungen zu machen. Daher hebt der Anführer vor Beginn einer Schlacht die Hände empor, fleht um den Beistand des höheren Wesens und feuert dann seine Gefährten zum Kampf an.

Die Gewalt ihrer Oberhäupter ist unumschränkt. Die Unterthanen müssen ihnen den Ertrag des Fischfanges, der Ernte, ihrer Handarbeit und ihrer Beute

darbringen, wovon sie nehmen, was ihnen behagt. Brächte Jemand Etwas heimlich in seine Hütte, ohne es beim Häuptling verzehntet zu haben, so würde ihn schwere Strafe treffen. Wer aber unvorsichtiger Weise in den Schatten seines Häuptlings tritt, der wird sofort mit dem Tode bestraft; doch steht es den Reichen frei, sich mit Aufopferung ihres ganzen Vermögens loszukaufen.

Von den Inseln, die zu der Salomonsgruppe gehören, erwähnen wir nur die bemerkenswerthesten. Die größte, Choiseul oder Neu-Georgien, mag einen Flächeninhalt von 400 □Meilen haben, bietet aber sonst nichts Besonderes. An der Ostseite derselben liegt die Insel Ysabel, die im nördlichen Theile einen bedeutenden Hafen, den Praslinhafen, hat, der sich am Eingange durch Felsenriffe zwar so sehr verengt, daß nicht zwei Schiffe neben einander einlaufen können, dann aber sich bis zu zwei Meilen erweitert, vortrefflichen Ankergrund hat, gegen alle Winde geschützt ist und herrliches Trinkwasser liefert. Hier war es, wo Surville 1768 landete und von den Eingeborenen so feindselig aufgenommen wurde, daß er feuern lassen mußte. Etwa 30—40 Wilde wurden niedergestreckt, worauf die übrigen in die Wälder flohen.

Am nördlichsten liegt die Insel Buka (Winchelsea), die drei bedeutende Berge trägt, angebaut ist und zahlreiche Bevölkerung hat. Die Einwohner sind schwarz, groß, kräftig und gehen ganz nackt. Ihr Gesicht ist ziemlich breit und platt, die Nase wenig vorstehend, der Mund groß, die Lippen ausnehmend dünn. Sie reißen sich alle Haare aus dem Leibe und lassen nur das Kopfhaar stehen, das sie oft roth färben. Sie bemalen sich den Körper roth und weiß, durchbohren die Ohren und belasten sie mit großen Muscheln. Um den Leib tragen sie einen Strang, den sie mehrmals um denselben schlingen. Sie sind gute Seeleute, und wenn sie ihre großen Kriegsboote bemannen, so zeigen sie eine Schulung, die man bei Wilden kaum erwarten kann. Zwischen je zwei Ruderern steht auf jeder Seite ein Krieger, der mit Pfeil und Bogen bewaffnet ist, während dazwischen wieder Krieger stehen, deren Gesicht nach dem Stern gekehrt ist, um den Feind zu beobachten und beim Rückzug zu kämpfen. Zwei Mann müssen immer das Wasser ausschöpfen, das bei hoher See beständig über Bord schlägt.

Ihren Bogen bespannen sie mit einer Sehne, die mit Harz überzogen ist, um sie dauerhaft zu machen, wogegen sie in der Mitte geschickt mit Baumrinde überkleidet ist, damit sie nicht beim Abschnellen des Pfeiles beschädigt wird. Die Pfeile bestehen aus zwei Stücken: das eine aus hartem, schwerem Holz, das andere aus Rohr; die Stelle, wo beide mit einander verbunden sind, ist noch durch ein Band von Baumrinde verstärkt. Das untere Ende des Pfeiles ist sorglich verwahrt, daß es nicht durch die Sehne zerrissen wird. Mit dieser Waffe gehen sie so geschickt um, daß sie jeden Vogel im Fluge treffen.

Sie tauschen ihre Waffen gern aus gegen rothes Zeug, Zwieback, Flaschen u. dgl., gehen aber stark aufs Prellen aus, indem sie z. B. einen Bogen für ein Taschentuch bieten und, wenn sie dieses in Beschlag genommen haben, sofort behaupten, der Tausch sei gegen einen Pfeil gemacht.

Katholische Missionäre haben auf dieser Inselgruppe bisher ohne allen Erfolg das Christenthum einzuführen gesucht; protestantische sind jetzt in den südlichsten Inseln damit beschäftigt.

Oestlich vom südlichen Ende der Salomons-Inseln liegt die Gruppe der Königin Charlotte-Inseln. Diesen Namen hat sie von dem Engländer Carteret erhalten, der sie 1767 wieder auffand, während sie schon 1595 von Mendana entdeckt worden war. Die Mehrzahl dieser Inseln ist klein, meistens flach und wie die übrigen von großen, gefährlichen Korallenriffen umgeben. Daher ist die Schiffahrt zwischen ihnen nicht ohne Gefahr; auch haben sie nur wenig sichere Häfen. Die größeren Inseln sind gebirgig, obwol ihre Berge die Höhe derjenigen auf den Salomons-Inseln nicht erreichen. Der höchste Berg, der Kapogo auf Wanikoro, ist kaum 1000 m. hoch. Die Inseln sind zum Theil vulkanischer Natur; auch trifft man auf der kleinen Insel Tenakora einen Vulkan, der noch in Thätigkeit ist. Das Land ist auch hier mit dichten Wäldern bedeckt und der feuchte, sumpfige Boden erklärt die Ungesundheit des Klimas.

Von Landsäugethieren findet man hier nur das Schwein, den Hund und den Vampyr, von Geflügel das Huhn und in den Wäldern besonders viele kleinere Vögel. Unter den Fischen, von denen es im Meere wimmelt, liefert der Stachelroche den Eingeborenen die Spitzen zu ihren Pfeilen. Man findet auf den Inseln schwarze Eidechsen, schwarze Ameisen und verschiedene andere Insekten, glücklicher Weise aber keine Muskiten. Im Pflanzenreiche steht der Brotfruchtbaum obenan, der Pisang ist in sieben Arten vertreten, und außerdem sind Kokospalmen und andere stattliche Baumarten in Menge vorhanden.

Die Eingeborenen sind von dunklerer Hautfarbe, wie die Papu; die Weiber tragen einen bis auf die Kniee hinabreichenden Rock, wogegen die Männer bis auf den Schmuck an Armen und Beinen fast ganz nackt gehen. Sie tätowiren den Rücken, bemalen den übrigen Körper weiß, schwarz und roth, färben das Haupthaar blond und zieren es mit rothen Blumen aus.

Ihre Pflanzungen von Kokospalmen, Pisang, Bataten und andern Früchten friedigen sie mit steinernen Mauern ein; ihre Häuser, die sie in zwei Gemächer abtheilen, bauen sie auf Pfähle und ersteigen sie mit Handleitern; dieselben stehen so nahe an einander, daß sie förmliche Ortschaften bilden. Hier befinden sich gewöhnlich auch zwei größere Gebäude, von denen das eine vom Häuptling bewohnt ist, während das andere dem Kultus gewidmet zu sein scheint, indem man darin geschnitzte Fetische aufbewahrt.

Die Waffen der Eingeborenen bestehen aus Bogen und Pfeilen, Schleudern, Speeren und hölzernen Handhaben, die ihnen statt der Keulen dienen. Ihre Fahrzeuge sind gewöhnlich Doppelkanoes mit Segel und Auslieger. Den Europäern gegenüber haben sie sich immer kühn und unerschrocken gezeigt; selten waren sie der angreifende Theil, aber wenn es zum Handgemenge kam, hielten sie sich tapfer. Beim Tauschhandel sind sie sehr vorsichtig und suchen sich überdies anzueignen, was ihnen in die Hände fällt.

Von den Inseln dieser Gruppe erwähnen wir zunächst die größte, Nitendi oder Indengi (Santa-Cruz), die einen Flächeninhalt von fast 10 □M. hat. Vom Gestade bis zum Centrum steigt sie hoch empor und bildet im Innern einen fast undurchdringlichen Wald; der Gebirgskamm erhebt sich jedoch nur zu einer Höhe von etwa 350 m. Die Küste ist stark bevölkert, besonders die Nordküste, wo den Europäern zahlreiche Eingeborene zu Gesicht kamen. Bisweilen

zeigten sich 70—80 Kanoes, jedes mit 20—30 Menschen besetzt. Dorf drängt sich an Dorf, und die Pflanzungen stehen im üppigsten Wachsthum.

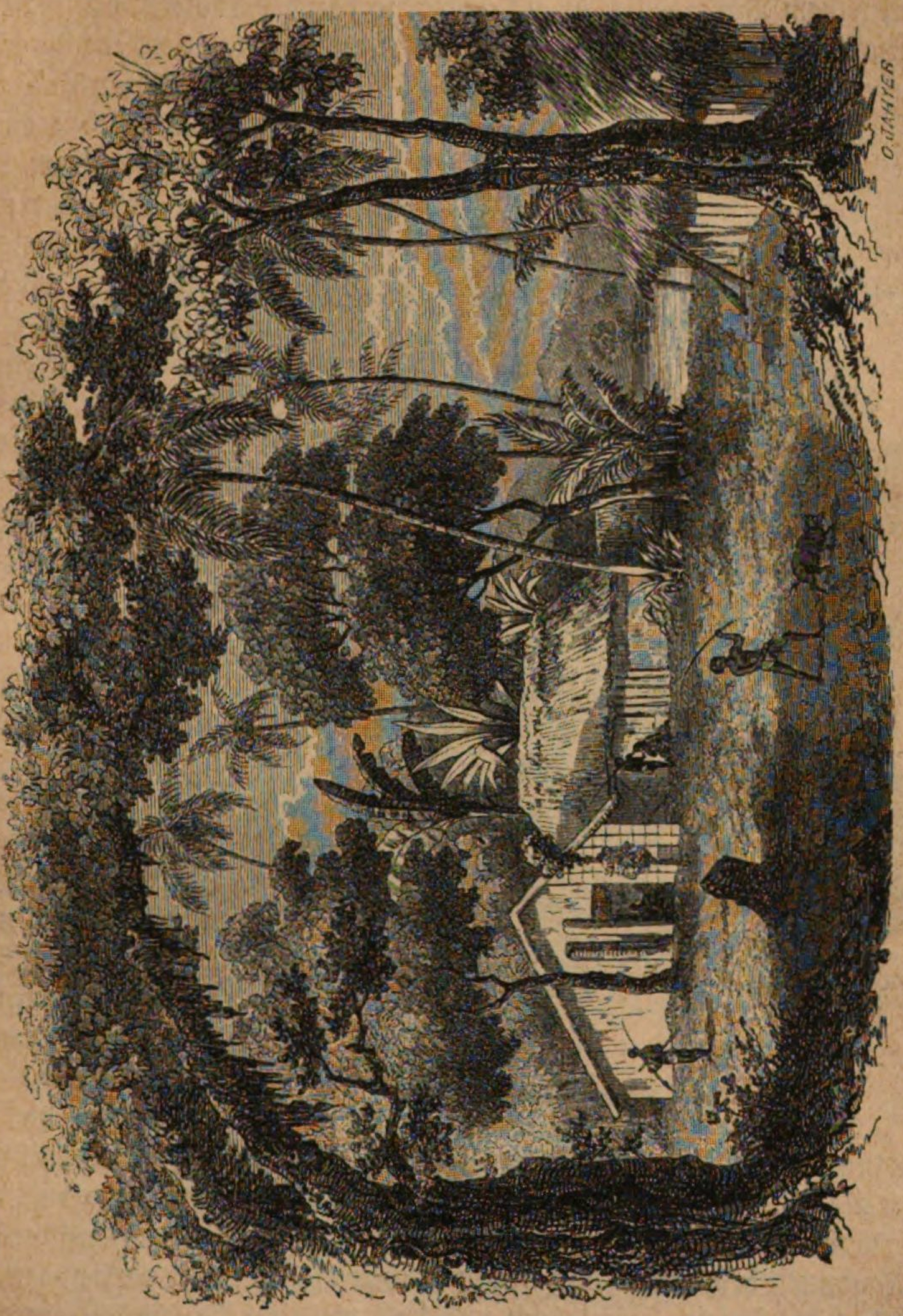
Wanikoro, auch Pitt- oder Recherche-Insel genannt, mit einer Bevölkerung von etwa 1000 Seelen ist von vielen Klippen umgeben, zwischen denen der berühmte Seefahrer La Pérouse mit den Fregatten „Astrolabe" und „Bussole" im Jahre 1788 Schiffbruch litt. Lange war man über das Schicksal dieses Weltumseglers im Unklaren; Schiffe, die ausgesendet wurden, um ihn aufzusuchen, kamen ohne Kunde zurück. Endlich fanden in den zwanziger Jahren erst der englische Schiffskapitän Dillon und nach ihm der französische Weltumsegler Dumont d'Urville auf der Insel Wanikoro Spuren und Nachrichten von zwei Schiffen, die vor 40 Jahren dort verunglückt waren und allen Anzeichen nach keine andern sein konnten, als die beiden Fregatten. Man erfuhr von den Eingeborenen ungefähr Folgendes: „das eine dieser Schiffe ging dem Dorfe Telmana gegenüber auf einem Riffe verloren, das die Insel in einiger Entfernung umgiebt, und es scheint längs dieses Riffes geschleift worden zu sein, ohne daß Jemand entkam; das andere Schiff scheiterte im Westen der Insel vor dem Dorfe Paga und ward in das Innere des Riffes geworfen, wo unter dem Wasser noch Kanonen mit dem französischen Wappen, Kugeln und zwei Anker aufgefunden worden sind. Von dem letztern Schiff retteten sich ein Offizier und etwa 20 Mann nach Wanikoro; sie wurden aber von den Eingeborenen schlecht aufgenommen, mußten sich schlagen, bauten sich dann ein kleines Fahrzeug und verließen die Inseln. Die geheimnißvolle Art, in welcher die Eingeborenen die Sache erwähnten, ließ noch Schlimmeres befürchten. Noch fanden Dillon und d'Urville einige Ueberreste von den Geräthschaften beider Schiffe vor und brachten sie nach Frankreich. D'Urville setzte im Jahre 1828 seinem unglücklichen Vorgänger und dessen Gefährten ein einfaches Denkmal auf der Insel. Die kleine, nördlich von Nitendi gelegene Insel Tenakora (Vulkaninsel) trägt, wie mehrfach erwähnt, einen 700 m. hohen Vulkan, der bei Mendana's Anwesenheit Feuer und Asche auswarf und noch jetzt in Thätigkeit ist. Das Eiland ist an sich ein nackter Fels, ganz ohne Vegetation, jedoch mit einem Ankerplatz versehen.

Im östlichsten Theile der Gruppe liegt das kleine Eiland Mitre, das sich durch zwei Vorgebirge auszeichnet, von denen das eine einer Bischofsmütze, das andere einem Kirchthurme gleicht; im Norden und Osten der Gruppe und weiter entfernt sind dagegen einige kleine Inseln zerstreut, von denen Sikaiana (Stewart), die Duffgruppe und Tikopia (Barwell) Erwähnung verdienen, da sie in diesem Theile des Ozeans die ersten Inseln sind, deren Bewohner dem hellfarbigen Menschenstamm oder den Polynesiern angehören.

Verkehr und Verbindung zwischen den Europäern und den Bewohnern dieser Inselgruppen besteht nirgends; auch ist noch kein Versuch zur Einführung des Christenthums gemacht worden.

Schlagen wir von den Charlotte-Inseln eine südöstliche Richtung ein, so stoßen wir auf eine andere große Eilandgruppe, die sich nach Südosten hin erstreckt und aus zwei größeren und einer Menge kleinerer Inseln besteht. Schon 1606 entdeckte der Spanier de Quiros die größte Insel dieser Gruppe,

die er mit dem Namen Espiritu Santo belegte, aber für einen Theil des damals im Süden vermutheten großen Australlandes hielt. Der Franzose Bougainville berührte im Jahre 1768 die nördlichsten Inseln und benannte sie Kykladen; allein Cook hat im Jahre 1774 diese ganze Inselgruppe erforscht und sie Neue Hebriden benannt, und mit diesen beschäftigen wir uns nunmehr.



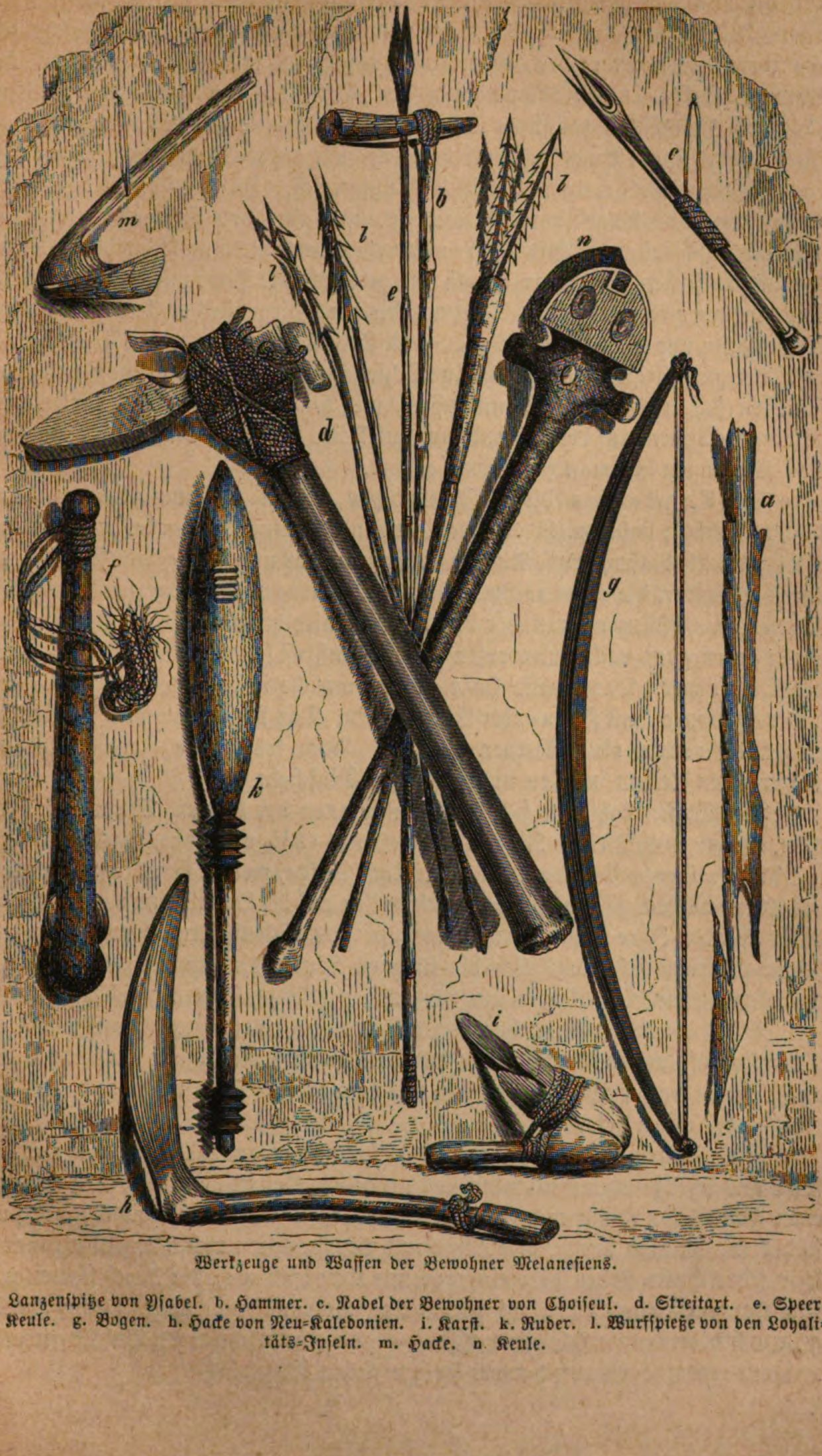
Manevaï auf Wanikoro.

Als Cook dort vor Anker ging, kamen sofort eine Menge Eingeborene theils in Kähnen, theils schwimmend heraus. Es waren häßliche Menschen, die etwas Neger-, sogar etwas Affenartiges in ihrem Aussehen hatten. Cook lud einen der Eingeborenen an Bord seines Schiffes ein; kaum war dieser oben angekommen, als auch die andern wie Ameisen emporkletterten und nicht nur das Verdeck, sondern auch das Takelwerk füllten.

Während aber Cook sich mit vier Eingeborenen, die er mit in seine Kajüte nahm und reich beschenkte, beschäftigte, nahm der Verkehr draußen eine bedenkliche Wendung. Man hatte einem Wilden den Zutritt in eines der Boote verweigert; wüthend darüber legte dieser seinen Bogen an, um einen vergifteten Pfeil auf den Bootsführer abzuschießen. Durch alles Zureden seiner Landsleute ließ er sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, so daß der Kapitän, den man davon benachrichtigte, sich veranlaßt fand, dem Gefährdeten zuzurufen, er solle schießen. Dieser brannte zwar dem Wilden eine Ladung kleiner Schrote auf den Pelz; allein das machte diesen blos auf einen Augenblick stutzig, dann zielte er wieder. Erst ein zweiter Schuß bewog ihn, den Bogen niederzulegen. Nun ergriffen aber die andern Wilden in den Kähnen für ihren verwundeten Landsmann Partei und beschossen das Schiff mit Pfeilen. Blinde Flintenschüsse, mit denen man sie zu schrecken hoffte, fruchteten jedoch nichts; man mußte eine Kanone lösen, und bei diesem Krach stoben die Wilden aus einander. Als sie sich vom ersten Schreck erholt hatten und über die Sachbewandtniß aufgeklärt waren, faßten sie wieder Vertrauen, kamen mit Baumzweigen als Friedenszeichen angerückt und eröffneten einen lebhaften Tauschhandel, wobei sie Lebensmittel, besonders aber Tuchfleckchen eintauschten. Die helle Mondnacht bestimmte dann Cook zur Weiterfahrt und er verließ den Hafen.


Bewohner der Insel Wanikoro.

Alle diese Inseln liegen hoch und sind vielleicht Bruchstücke eines durch vulkanische Ausbrüche zerissenen Landes. An den meist steilen Küsten brechen sich die Wogen mit furchtbarer Gewalt. Dem fruchtbaren Boden fehlt es nirgends an süßem Wasser; das Klima ist aber sehr heiß. Alles deckt dichter Wald und das Pflanzenreich entfaltet sich in üppiger Fülle. Da treffen wir den australischen Riesenbaum, Ficus religiosa, dessen Wurzeln 4 bis 5 m. über die Erde emporragen und dessen Stamm 3—4 m. im Durchmesser hält.



Werkzeuge und Waffen der Bewohner Melanesiens.

a. Lanzenspitze von Ysabel. b. Hammer. c. Nadel der Bewohner von Choiseul. d. Streitaxt. e. Speer. f. Keule. g. Bogen. h. Hacke von Neu-Kaledonien. i. Karst. k. Ruder. l. Wurfspieße von den Loyalitäts-Inseln. m. Hacke. n. Keule.

Mit den Wurzeln schießt er 50 m. hoch auf und streckt 10—15 m. lange Aeste aus. Wir treffen auch die Kasuarinen mit ihrem festen Holz, die Eugenien mit ihren brennend rothen Blüten und angenehm säuerlichen Früchten, die Pisangs, Kokos- und Kohlpalmen u. dgl., Alles mit den verschiedenartigsten, schönfarbigsten Schlingpflanzen überrankt und mit einander verschlungen; auch Zuckerrohr, Yams, Bataten, Brotfrucht und viele andere Gewächse gedeihen gut.

Weniger reich ausgestattet ist das Thierreich. Zwar wimmelt das Meer von Fischen und Vögel hat das Land genug; aber von Säugethieren findet man blos Schweine als Hausthiere und außerdem Ratten und Vampyre. Unter den Vögeln finden sich schwarze, roth und gelb gefleckte Papageien, die ceylonsche Eule, mehrere Arten Hechte, Tauben, Meisen, Fliegenstecher, das buntfarbige Wasserhuhn und viele andere Wasser- und Strandvögel. Unter den Fischen giebt es Arten mit giftigem Fleisch. Kleine Schleimfische, deren sich Unmassen finden, schnellen sich mittels ihrer Bauchflossen, mit denen sie sich wol 1 Meter weit schwingen können, auf den Strand, um auf kleine Grashüpfer Jagd zu machen. Von Schlangen hat man nie Etwas gehört.

Die Eingeborenen dieser Inselgruppe, deren Gesammtzahl man auf 160,000 schätzt, haben mehr oder weniger dunkelbraune Hautfarbe, breite, etwas platt gedrückte Nasen, große Augen, schwarzes Haar und stark gekräuselten Bart. Nur die Weiber, die verhältnißmäßig klein sind, tragen einen kurzen Schurz von Matten oder Pflanzenfasern, der bis auf die Kniee hinabreicht; die Männer dagegen gehen ganz nackt und werfen sich nur äußerst selten ein Stück Matte über den Oberkörper. Das krause Haar binden manche in einen Schopf zusammen und verzieren es mit Hahn- oder Eulenfedern. Das Nasenbein wird durchbohrt und mit Knochen oder Steinen verziert. Auch trägt man Armbänder von aufgereihten kleinen, weißen und schwarzen Muscheln.

Als Waffen bedienen sich die Eingeborenen der Keulen, Speere, Schleudern, Bogen und Pfeile. Ihre Wurfspieße, 3—3½ m. lange, knotige Stecken mit dreikantiger, mit Widerhaken versehener Spitze, werfen sie mit großer Kraft und Gewandtheit, ja, sie treiben sie bisweilen auf 20 Schritt durch einen 8 cm. dicken Pfahl. Ihre Schleudern flechten sie aus Kokosfasern. Der Bogen und Pfeile bedienen sich vorzüglich die jüngern Leute; die älteren ziehen Speere und Keulen, die bisweilen unsern vormaligen Morgensternen gleichen, vor.

Die Kanoes der Eingeborenen bestehen aus einem langen, ausgehöhlten Baumstamm, an den sie Planken als Seitenwände befestigen; die dreieckigen, aus Matten verfertigten Segel sind mit dem breiten Ende nach oben, mit der Spitze nach unten gekehrt.

Ihre Hütten bestehen in der Regel blos in großen Dächern, die von der Erde aus schräg zusammenlaufen und an beiden Seiten offen oder doch nur mit einer Hürde von Rohr und Gestrüpp verschlossen sind. Die Seitenwände sind so dick mit Matten belegt, daß Wind und Wetter ihnen nichts anhaben können. Vor jeder Hütte stehen drei eingerammte Kokosstämme, die durch Latten mit einander verbunden sind, auf denen man Kokosnüsse auslegt. Zum Handgebrauch bedienen sie sich einer Axt, die aus einem schwarzen Basalt gemacht und mit einem Stiel von hartem Holz versehen ist.

Auf Schildkröten und Schalthiere als Nahrungsmittel müssen sie fast ganz verzichten und wie fischreich auch das Meer ist, so giebt es doch ganze Monate, wo ihnen auch diese Nahrung abgeht. Bei den wenigen Hausthieren, die sie haben, sind sie daher hauptsächlich auf vegetabilische Nahrungsmittel angewiesen. Deshalb findet man auch neben den Hütten fast überall Pflanzungen, die eingefriedigt sind und sorgfältig gepflegt werden. Da wechseln Pisangs und Feigenbäume mit Yams und der Arumwurzel (Tarro) ab; auch den Brotfruchtbaum und selbst die Kokospalme mit großen, schönen Nüssen trifft man darin an.

Die Eingeborenen haben auch viel Sinn für Musik. Ihre musikalischen Instrumente beschränken sich freilich auf Trommeln, Lärmmuscheln und auf die Pansflöte, die aus acht an einander gereihten, immer kleiner werdenden Rohrpfeifen besteht; dagegen singen sie gar nicht schlecht, und Forster fand ihren Gesang viel melodischer und harmonischer als sonstwo auf einer Australinsel.

Ohne religiöse Vorstellungen scheinen die Eingeborenen nicht zu sein; haben sie doch ihre Morais oder geheiligten Plätze.

Uebrigens stehen die Eingeborenen unter Häuptlingen, deren Gewalt jedoch sehr beschränkt ist. Der Mann ist nur Krieger; ruhen die Waffen, so geht er auf den Vogel- oder Fischfang, oder er faulenzt. Die Weiber sind die Plackthiere der Männer; sie müssen die Hütten bauen, die Pflanzungen einrichten und in Ordnung halten, Holz herbeischaffen, die Matten flechten und die Kinder erziehen. Sie sind aber in der Zubereitung der Speisen gar nicht ungeschickt. Sie verstehen Yams und Pisangs zu braten und zu rösten, und mancherlei Gemüse, ja, selbst Puddings zu bereiten, deren Teig aus Pisang und Tarro, die Füllung aus Kokoskernen und gedämpften grünen Feigenblättern besteht. Freilich haben die Männer überhaupt nicht viel Zeit, sich dem Hauswesen zu widmen; denn die verschiedenen Stämme liegen fast immerwährend mit einander in Fehde. Darum gewöhnt man auch schon den Knaben an den Kampf. Erst giebt man ihm die Schleuder in die Hand, dann muß er den Wurfspieß führen lernen, indem man ihn mit einem leichten Rohre sich üben läßt, und dieses werfen fünf- oder sechsjährige Knaben so geschickt, daß sie selten ihr Ziel verfehlen. Schließlich werden sie auf Bogen und Pfeil eingeübt.

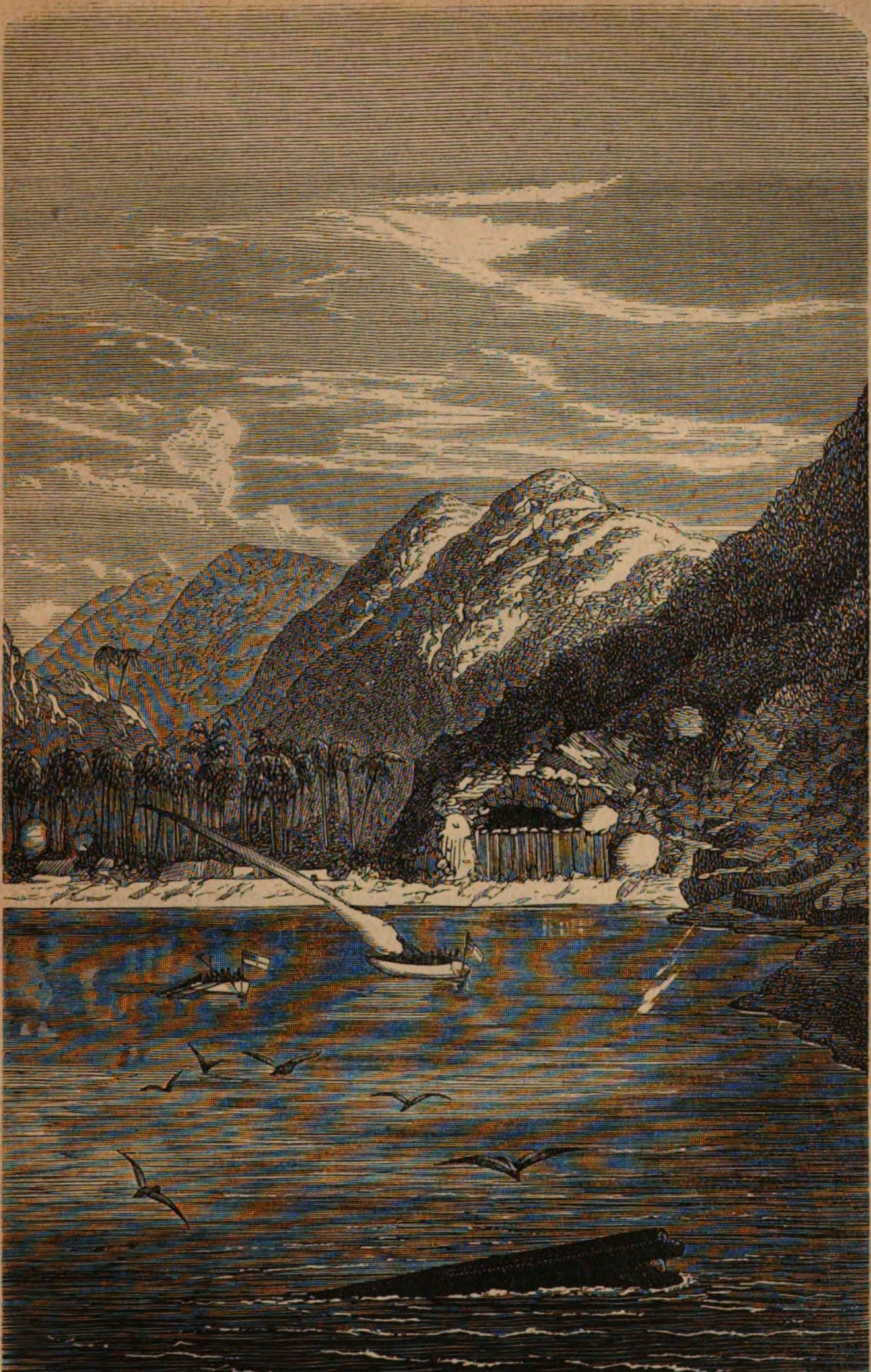
Die Eingeborenen der Neuen Hebriden werden im Allgemeinen als gutmüthig geschildert; aber mit diesen Berichten steht die Thatsache im Widerspruch, daß auf vielen Inseln der Kannibalismus herrscht, der sich übrigens nicht auf Kriegsgefangene beschränkt, sondern selbst auf Freunde und Angehörige erstreckt. Die Gräuel, die hierbei vorgekommen, haben die Versuche protestantischer Geistlichen, das Christenthum unter den Eingeborenen zu verbreiten, lange aufgehalten; aber sie sind nach vieler Mühe in Aneitöm so gelungen, daß jetzt alle Bewohner dieser Insel Christen sind, während auf anderen Inseln dieser Gruppe das Christenthum mit dem Heidenthum noch im Kampfe liegt, aber auch auf den nördlichen Inseln Fortschritte macht. Zugleich hat die Bekehrung der Eingeborenen einen günstigen Einfluß auf ihre sittliche Entwickelung geübt.

Die größte Insel dieser Gruppe, Espiritu Santo (eigentlich Australia del Espiritu Santo), hat einen Flächeninhalt von 95 □M. Sie ist, vorzüglich im Westen, ziemlich hoch und zeigt mehrere Gebirgsreihen, die bereits vom

Gestade aus steil aufsteigen; im Uebrigen ist sie, einige nackte Felsen ausgenommen, mit anmuthigen, dicht bewaldeten Hügeln bedeckt, zwischen denen sich reizende Thäler ausbreiten. Von den Bergen und Hügeln ergießen sich zahlreiche Bäche, die allmählig zu kleinen Flüssen anwachsen. Die Ostküste ist mit unzähligen Eilanden besetzt, die einen üppigen Pflanzenwuchs und dichte Waldungen tragen. Die Eingeborenen sind verhältnißmäßig noch die gutmüthigsten. In der Nähe dieser Insel liegt die kleine Sterninsel, die reich an Palmen ist und äußerst steile Ufer hat, von denen sich malerische Wasserfälle herabstürzen.

Eines der reizendsten Eilande ist Malikolo, das nicht weit von der Südostküste der Hauptinsel liegt und einen Flächeninhalt von etwa 29 □M. hat. Sie ist in der Mitte von einer hohen Bergkette durchzogen, gegen das Gestade hin eben, überall aber mit den herrlichsten Waldungen bedeckt. Von den bewaldeten Bergen ergießen sich Bäche in die Ebene, das Erdreich ist fruchtbar und fett, die Vegetation üppig, und die Pflanzungen der Eingeborenen sind mit Kokospalmen, Brotfruchtbäumen u. dgl. angefüllt. Die Eingeborenen, die eine dunkle Hautfarbe, einen schwarzen, krausen Bart und zwar etwas dünne Arme und Beine haben, aber sonst wohlgebaut und gewöhnlich 1½ m. hoch sind, zeichnen sich durch ihre große Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit aus. Mit den Engländern traten sie sofort in freundschaftlichen Verkehr. Freilich wollten sie Alles haben, was sie sahen; doch machten sie wenigstens keinen Versuch, zu stehlen. Kleine Spiegel, in denen sie sich beschauen konnten, gefielen ihnen ganz besonders. Indessen hielt es trotz des Reichthums der Insel den Engländern sehr schwer, Lebensmittel zu bekommen, da die Eingeborenen nur so viel gebaut hatten, als sie selbst brauchten. Die Bucht war reich an Fischen; als aber die Engländer ein Gericht davon genossen hatten, wurden sie sämmtlich krank: die Fische waren giftig. Ein prächtiges Eiland ist auch die Insel Wate im Süden. Sie ist zwar hoch, aber nur mit mäßigen Hügeln bedeckt, die einen romantischen Anblick gewähren, indem dunkle, dichte Wälder mit anmuthigen Gefilden abwechseln. Im Jahre 1849 sendete die Londoner Missionsgesellschaft neun australische Lehrer hierher, die bei den Eingeborenen gute Aufnahme und Empfänglichkeit für das Christenthum fanden. Auf jeder Station schloß sich sofort der Häuptling mit seiner Familie den Missionären an, um Unterricht von ihnen zu empfangen. Dieses Beispiel wirkte auf die übrigen Eingeborenen; die Zahl Derer, die zu Unterricht und Gottesdienst erschienen, wuchs allmählig und zuletzt erklärte sich fast die ganze Bevölkerung bereit, dem Heidenthum zu entsagen.

Nicht so gut erging es den Missionären auf der Insel Eromanga, die ebenfalls im südlichen Theile der Gruppe liegt. Als Cook an dieser Insel mit zwei Booten landete, um Holz und frisches Wasser einzunehmen, versammelten sich die Eingeborenen alsbald um die Europäer und stellten sich ganz freundschaftlich, ohne jedoch die Waffen wegzulegen. Sobald aber die Engländer vom Ufer wieder abstoßen wollten, fielen sie über die Boote her, suchten sie zurückzuhalten, faßten eines derselben an der Laufplanke und rissen einigen Matrosen die Ruder aus der Hand. Cook wollte nicht in die Menge hineinfeuern, sondern den Häuptling allein für seinen Verrath büßen lassen; er zielte daher auf denselben, aber sein Gewehr versagte gerade im entscheidenden Augenblick.



Befestigte Höhe der Eingeborenen auf Erromanga.

Nun überschütteten die Eingeborenen die Engländer mit einem Regen von Steinen, Speeren und Pfeilen. Eine Salve, die man auf sie abgab, versetzte sie zwar in Bestürzung und Verwirrung, aber eine zweite reichte kaum aus, um die Eingeborenen vom Strande zu verjagen, obwol ihrer vier anscheinend tödlich verwundet am Boden lagen. Ein Matrose wurde durch einen Wurfspieß an der Wange verwundet, dessen Spitze fingerdick war und über 5 cm. tief eindrang. Als die Mannschaft wieder an Bord war, machte man sich segelfertig. Inzwischen erschienen einige Eingeborene auf einer felsigen Landspitze und zeigten zwei Ruder, die im Handgemenge verloren gegangen waren. Cook ließ einen Vierpfünder auf sie abfeuern. Die Kugel fiel zwar zu kurz, aber die Eingeborenen geriethen so sehr in Schreck, daß sie sofort Reißaus nahmen.

In das hellste Licht tritt der Charakter der Bewohner von Eromanga durch die Ermordung des englischen Missionärs Williams, der 20 Jahre lang unermüdlich für Ausbreitung des Christenthums auf den Südsee-Inseln gewirkt hat und nicht mit Unrecht der „Apostel der Südsee" genannt worden ist. Nachdem derselbe vorher auf andern Inseln thätig gewesen, schiffte er sich am 5. November 1839 mit den Missionären Harris und Cunningham und zwölf eingeborenen Lehrern nach den Neuen Hebriden ein, ließ zuvörderst auf der Insel Tanna drei eingeborene Lehrer zurück und lief am 20. November in die Dillonsbai auf Eromanga ein. Williams wußte recht wohl, daß die Mannschaft mehrerer europäischer Schiffe sich unlängst hier Gewaltthätigkeiten gegen die Eingeborenen erlaubt und diese dadurch gegen die Europäer furchtbar erbittert hatte; trotzdem ruderte er, begleitet vom Schiffskapitän Morgan und den zwei Missionären, in einem Boote ans Land. Eingeborene auf dem Strande gaben durch Zeichen zu verstehen, das Schiff solle nicht herankommen; doch Williams und seine drei Begleiter stiegen ans Land. Jener vertheilte zunächst einige Stücke Kattun unter die Eingeborenen und ging dann mit den beiden Missionären eine Strecke landeinwärts. Cunningham wollte eben einige seltene Muscheln in seine Taschen stecken, als er einen Schrei hörte und zwanzig Schritt vor sich Harris, der vorausgegangen war, aus dem Gebüsch vorspringen sah. Es galt fliehen oder sterben. Er rief sofort Williams, der eine Strecke hinter ihm war, zu, ihm zu folgen, und bahnte sich durch die am Bache stehenden Eingeborenen mit Gewalt einen Weg. Als er sich umblickte, sah er Harris in den Bach stürzen; das Wasser schlug über ihm zusammen und die Wilden hieben mit Keulen auf ihn ein. Williams mußte Cunningham's Ruf überhört haben; er stand noch immer inmitten einer Schar Kinder, mit denen er sich unterhielt. Da ertönte die Kriegsmuschel; Cunningham schrie aus Leibeskräften: „Williams, laufe! laufe!" und sprang an den Strand, um sich nach dem Boote umzusehen, das hinter vorspringendem Gebüsch verborgen war. Eben bekam er es zu Gesicht, als er ein gräßliches Geschrei hinter sich hörte und einen Wilden mit erhobener Keule auf sich zurennen sah. Er griff nach einem Steine und traf damit den Wilden so, daß er mit Laufen nachließ. Jetzt kam auch Kapitän Morgan von der anderen Seite der Bucht herzugelaufen, und Beide sprangen im nämlichen Augenblicke ins Boot.

Williams war zwar inzwischen auch die Bucht hinabgelaufen und hatte

sich ins Meer gestürzt; er erhielt aber jetzt mehrere Keulenschläge von einem Wilden, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Zweimal tauchte er den Kopf unter, um sich gegen die mörderische Keule zu schützen. Da kam noch ein zweiter Wilder wüthend herzugerannt, und diese beiden Mörder zerschmetterten Williams das Haupt, während ihm ein Dritter eine Hand voll Pfeile in die Brust bohrte. Ein Dutzend Wilde schleppten den Leichnam ans Ufer und zerschlugen ihn; auch die Knaben, die kurz zuvor auf Williams' Schoße gesessen, schlugen mit Steinen auf die verstümmelte Leiche los, so daß sich die Wellen vom Blute rötheten.

Ein Versuch, den das Schiff machte, um den Wilden wenigstens die beiden Leichen zu entreißen, mißlang, weil die Wilden die Leichname tief in den Wald hineingeschleppt hatten. Als die Kunde hiervon nach Sydney gelangte, schickte der Gouverneur eine Korvette ab, um die sterblichen Ueberreste der erschlagenen Missionäre zu retten. Nur mit Mühe konnte man aus den Eingeborenen so viel herausbringen, daß sie die beiden Leichen gefressen hätten; auf vieles Bitten brachten sie endlich noch einige Knochen und die Schädel der Erschlagenen herbei, die man dann auf Upolu feierlich bestattete.

Durch diese schlimmen Erfahrungen ließ man sich vom Bekehrungswerk nicht abhalten. Schon Mitte 1840 setzte das Schiff „Camden" auf einem andern Punkte der Küste zwei australische Lehrer ans Land. Die Eingeborenen schienen sie willig aufzunehmen, und die Häuptlinge sicherten ihnen ihren Schutz zu. Kaum aber hatte der „Camden" die Küste verlassen, als sie den Eingeborenen bei Todesstrafe verboten, den Lehrern Lebensmittel zu geben. Bald lagen die Armen, zum Tode erschöpft, auf ihren Matten und hätten verhungern müssen, hätte sich nicht ein Eingeborener ihrer erbarmt und ihnen täglich ein Körbchen mit Früchten verstohlen zugesteckt. So kam es, daß die Lehrer noch am Leben waren, als der „Camden" 1841 wieder nach Eromanga kam; aber nur nach vielen Mühen gaben die Wilden die Lehrer heraus, da sie nach weiteren Leichen lüstern waren.

Ist den Berichten dieser Lehrer zu trauen, so fressen die Eingeborenen auf Eromanga Alles, Alt und Jung, Mann und Weib. Geht Jemand in den Wald auf Arbeit, so nimmt er seine Kinder mit, damit sie nicht inzwischen aufgefressen werden. Eingefleischte Menschenfresser sind sie in jedem Falle.

Einige Jahre nach der Ermordung Williams' kam ein anderer Missionär mit seiner Ehefrau dahin. Die Priester auf der Insel redeten den Eingeborenen ein, daß die Ankömmlinge eine Seuche, die große Verheerungen anrichtete, mitgebracht hätten, und die Wilden schlugen den Missionär und seine Frau sofort todt. Statt aber diesmal die Leichen zu fressen, empfanden die Mörder merkwürdiger Weise Reue über ihre That und bestatteten die Leichen. Doch alle diese Greuelthaten haben den Eifer der Missionäre nur noch mehr angefacht.

Erschien später ein Schiff vor der Insel, so durfte Niemand ans Land, aber auch Wilde ließ man nicht an Bord; sie mußten unbewaffnet und schwimmend das Sandelholz, das man eintauschen wollte, an das Schiff schleppen.

Die Eingeborenen selbst gehören zum Stamme der Papu; sie sind von mittlerer Größe und guter Körper- und Gesichtsbildung. Ihre Hautfarbe ist ein helles Braun, die Männer tragen einen Gürtel und eine Schürze, die Weiber eine Art Unterrock aus Blättern.

Uebrigens nannte Cook das hohe Vorgebirge, in dessen Nähe der oben erwähnte Angriff auf ihn gemacht wurde, Traitors Head (Verrätherspitze).

Etwa sieben Meilen südlich von Eromanga liegt die romantische Insel Tanna oder Tanna asore, d. h. das große Land. Die Berge sind dicht bewaldet, Hügel und Strand mit Palmen geschmückt, Thäler und Ebenen mit üppigstem Grün bedeckt, das durch kleine Bäche in ewiger Frische erhalten wird. Ueberall wechseln Pflanzungen mit anderen Naturschönheiten ab; überall duften dem Wanderer aus Bäumen und Sträuchern Wohlgerüche entgegen; Alles prangt in vollster Blumen- und Blütenpracht, und bis zu den Wipfeln der höchsten Bäume ranken die Schlingpflanzen in den mannichfaltigsten Guirlanden empor.



Mann von der Insel Tanna.

Als Cook im Jahre 1774 mit seinen Leuten hier ans Land ging, versammelten sich die Eingeborenen sofort scharenweise um sie. Sie waren bewaffnet und schienen anfangs den Fremdlingen nicht recht zu trauen. Einige, die sich schwimmend oder auf Kähnen dem Schiffe näherten, hielten sich erst etwas entfernt, wurden aber allmählig kühner und kamen unter den Stern des Schiffes, um ihre Waaren auszutauschen. Mehr und mehr Eingeborene kamen nun an das Schiff heran, wurden aber jetzt so frech und unverschämt, daß man sie mit Gewalt vertreiben mußte; doch vermochte sie erst ein Kanonenschuß einzuschüchtern. Gleichwol griffen sie alsbald zu den Waffen und kamen mit lauten Drohungen in Kanoes wieder an das Schiff; sie zogen sich erst zurück, als sie sich durch einige Schrotschüsse überzeugten, daß es sich nicht um bloßen Knall handle. Aber wenn nun auch Cook mit einer starken Abtheilung ans Land ging, so vermochte er sie doch weder durch Geschenke noch durch Zureden zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. Erst am folgenden Tage gelang es, sich mit den Eingeborenen so weit zu verständigen, daß sie die Engländer ruhig Holz fällen und ihr großes Schlagnetz in der Bucht auswerfen ließen, wobei dieselben auf drei Züge mehr als 300 Pfund Meeräschen und andere Fische fingen.

Durch Tausch konnten sie aber blos einige Bündel Bananen und Yamswurzeln bekommen; denn trotz ihrer Fruchtbarkeit schien die Insel kaum Lebensmittel genug für ihre starke Bevölkerung hervorzubringen.

Während Cook's Aufenthalt spie der auf dem Südende der Insel befindliche Vulkan fast jede Nacht. Ungeheure Massen Feuer und Rauch stiegen auf und verursachten bei ihrem Ausbruch fortwährend ein heftiges, donnerartiges, unterirdisches Getöse. Der Aschenregen, welchen der Vulkan ausstieß, bestand aus einem sehr feinen, rauhen Sande, der stechende Schmerzen in den Augen verursachte. Der Vulkan war so sehr in fortgesetzter Thätigkeit, daß die Luft beständig mit seiner Asche angefüllt war, und der Regen, der um diese Zeit fiel, als ein Gemenge von Wasser, Sand und Erde herunterkam und einem förmlichen Schlammregen glich.


Frau von der Insel Tanna.

Mittlerweile aber hatte sich Cook durch Vermittlung eines Häuptlings Paowang mit den Eingeborenen auf der andern Seite der Bucht besser bekannt gemacht und fand freundliche Aufnahme in einem Dorfe, das aus etwa zwanzig Hütten bestand, die freilich nur wie Strohdächer aussahen. Aber das Land war gut angebaut, offen und luftig; die Pflanzungen waren reihenweis angelegt und zeigten einen reichen Ertrag von Bananen, Zuckerrohr, Yams und andern Wurzeln; auch waren sie mit Obstbäumen besetzt.

Ueberhaupt müssen die Eingeborenen später zutraulicher geworden sein. Spätere Seefahrer fanden freundliche Aufnahme, und die drei Lehrer, die Williams den Tag vor seiner Ermordung dort ans Land setzte, wurden mit offenen Armen aufgenommen. Als sie am nächsten Morgen ihr Gepäck vom Schiffe holen wollten, ließen die Eingeborenen sie nicht eher fort, als bis Williams zwei andere Lehrer als Geiseln zurückließ. Das Gepäck ihrer neuen Freunde luden die Eingeborenen mit ehrfurchtsvoller Miene aus und sagten bei jedem Stück leise „Tabu!" — und beim Abschied riefen sie Williams zu: „Ein, zwei, drei Monde, — und Du wirst wiederkommen."

Mit der südlich von Tanna gelegenen kleinen Insel Aneitöm (Annatom) erreicht die Gruppe der Neuen Hebriden ihr Ende. Auch diese Insel ist gebirgig, aber fruchtbar und angebaut. Sie bringt namentlich auch das werth-

volle Sandelholz hervor, das seinen Hauptabsatz in China findet, wo man daraus eine Menge Luxusartikel verfertigt. Von dieser Insel holen auch die Tannesen den Basalt, den sie zu ihren Aexten gebrauchen. Die Lehrer, welche der „Camden" im Jahre 1840 dort ans Land setzte, wurden von den Eingeborenen freundlich und bereitwillig aufgenommen. Diese hatten sich gruppenweise am Strande versammelt, um mit grünen Zweigen, ihren Friedenszeichen, die neuen Ankömmlinge zu bewillkommnen; dann wadeten sie durch das Wasser nach dem Schiffsboote und trugen das Gepäck der Lehrer ans Land. Ihnen folgten später noch andere Lehrer, auch europäische Missionäre. Welchen Erfolg diese Bekehrungsversuche gehabt haben, das ist bereits oben erwähnt.

In neuerer Zeit haben sich die Verhältnisse auf den Neuen Hebriden leider ungünstiger gestaltet. Wir ersehen dies aus einer Denkschrift, welche die Missionäre dieser Inseln der jährlichen Generalversammlung überreichten, die am 1. November 1871 von der presbyterianischen Kirche in der australischen Kolonie Neu-Südwales abgehalten wurde. Dort heißt es: „In den letzten acht Jahren sind eine Menge Eingeborene der Neuen Hebriden als Arbeiter nach der australischen Kolonie Queensland, nach den Fidschi-Inseln und nach Neu-Kaledonien geschleppt worden, und es ist nur ein geringer Theil derselben zurückgekehrt. Das nennt man „Arbeiter rekrutiren"; aber es ist nichts als Menschenraub, nichts als eine Art Sklavenhandel in Bezug auf die Art und Weise, wie man sich der Eingeborenen bemächtigt. Ein Theil derselben wird mit Gewalt, eine viel größere Anzahl durch List eingefangen, während die meisten durch allerhand ziemlich werthlose Dinge den Häuptlingen und Verwandten abgehandelt werden. Durch die niederträchtigsten Ränke und Kniffe werden die Inselbewohner von verworfenen Kapitänen auf die Schiffe gelockt und dann ohne Gnade in den Schiffsraum gestoßen und eingeschlossen.

„Das Missionswesen hat selbstverständlich durch solche Vorgänge sehr zu leiden, und wenn der Menschenraub so fortgetrieben wird, so ist es bald mit der ganzen Mission zu Ende. Mehrere Stationen sind bereits eingegangen. Daß das Leben der Missionäre, wie aller Europäer, jetzt überall in großer Gefahr ist, bedarf kaum der Erwähnung.

„Bereits die Hälfte der ganzen erwachsenen männlichen Bevölkerung der Inseln ist in die Sklaverei geschleppt worden, so daß sie sehr bald entvölkert sein werden. Die Weiber und Kinder sowie die älteren Leute sind dadurch, daß ihnen die Versorger geraubt werden, dem äußersten Elend ausgesetzt.

„Insulaner aus anderen Gruppen der Südsee kann man nicht hierher bringen, da sie dem Klima erliegen würden, das den Eingeborenen völlig zusagt. Es ist also äußerst wichtig, daß man die Bewohner der Neuen Hebriden in Ruhe läßt, bis das Christenthum vollen Eingang bei ihnen gefunden hat und Leben und Eigenthum unter ihnen gesichert sind. Dann läßt sich Kapital und Industrie mit Aussicht auf bessern Erfolg hier einführen, da man akklimatisirte Arbeiter vorfindet. Dauert aber das jetzige Treiben des Menschenraubes fort, so wird das zur Entvölkerung führen, und damit wäre die Gruppe der Neuen Hebriden für die australischen Kolonien auf immer verloren."

Dieser schändliche Unfug veranlaßte im Oktober 1870 eine bedauerns-

werthe Gewaltthat, die wir hier zur Besprechung bringen, wir meinen die Ermordung des Bischofs von Melanesien, John C. Patteson, die von den Eingeborenen von Nukapu, einer kleinen felsigen, nördlich von den Neuen Hebriden gelegenen Insel, verübt wurde. Das Bisthum Melanesien, welches die Loyalitäts-, die Salomons-, die Königin Charlotte-Inseln und die Neuen Hebriden umfaßt, erhielt am 14. Februar 1861 Patteson zum Bischof, einen in jeder Beziehung vortrefflichen Mann, der als seine Lieblingsschöpfung, von der er Großes erwartete, die Errichtung des „St. Andrew College" in Kohimarama in der Nähe von Auckland betrachtete, wohin er geeignete junge Melanesier brachte, um sie zu Lehrern unter ihren Landsleuten auszubilden.

Sklavenschiffe hatten auf den Charlotte-Inseln ihr schändliches Handwerk gerade beendigt und kreuzten noch bei Nitendi (Santa-Cruz), als der Bischof Patteson auf dem Missionsschiffe eintraf. Nichts Arges ahnend, begab er sich mit dem ihn begleitenden Geistlichen Aitken ans Land; Beide wurden hier von den Eingeborenen von Nukapu, die wegen der so eben an ihnen verübten Unthat Blutrache nehmen wollten, umgebracht.

So viel Theilnahme in Australien das Schicksal Patteson's erregte, so viel Entrüstung zeigte man über die Repressalien, die man nahm, ohne weiter nach den Veranlassungen der Greuelthat zu fragen. Das Kriegsschiff „Rosario", das im Stillen Meere kreuzte, beschoß die Insel Nukapu. Die australische „Deutsche Zeitung" in Tanunda schreibt darüber: „Der „Rosario" hat eine Stadt aus sicherer Ferne mit Bomben eingeäschert und total zerstört; dann ist er mit seinen Booten ans Land gegangen und hat 30 Wilde getödtet und deren Kähne vernichtet. Wie viele Weiber und Kinder bei der Beschießung der Stadt umgekommen, wird uns nicht erzählt. Und weshalb diese Schlächterei im Großen? Um das dumme, wilde Naturvolk die Macht Englands, der Beherrscherin der Meere, fühlen zu lassen. Daß der Bischof Patteson an der Küste — wer weiß von wem? — erschlagen worden, giebt Niemand ein Recht, in so vandalischer Weise eine ganze Insel, einen ganzen Stamm wilder Menschen zu züchtigen. Wer hat die friedlichen Südsee-Insulaner dahin gebracht, daß sie ihre Küsten gegen Fremde vertheidigen müssen, während sie früher gegen Fremde freundlich und gastfrei waren? Zürnt ihr ihnen, daß sie sich ihre Mädchen, ihre Kinder nicht wollen rauben und in die Sklaverei schleppen lassen? Hallt nicht ein Schrei des Entsetzens über den dort verübten Menschenraub durch alle Kolonien bis ins englische Parlament? Gilt nicht dem Engländer sein Haus als sein Kastell, das er gegen jeden Eindringling vertheidigt? So gestehe man dasselbe Recht auch Andern zu. Was wissen jene Eingeborenen von einem Bischof, und was weiß der Befehlshaber des „Rosario", wie und warum der Bischof zu Tode kam? Was habt ihr mit diesem Rachezuge, dessen vergossenes Blut über die ganze Erde schreit, erreicht? Ihr habt damit die Wilden zu Tigern gemacht und wehe den Weißen, die ein Unglück an die dortigen Küsten treiben sollte! Als die zu langmüthigen Deutschen im gerechtesten aller Kriege Paris zu bombardiren begannen, da hörten wir gerade aus England sehr harte und ungerechte Urtheile über das Barbarenvolk der Deutschen: wie wird es jetzt sein, wo englische Bomben gegen nackte Wilde geschleudert wurden?"

Der größere Theil der englischen Presse in den Kolonien war ebenfalls entrüstet über den Befehlshaber des „Rosario“ und forderte, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werde. Ob dies noch geschehen wird, bleibt abzuwarten; jedenfalls ist zu wünschen, daß man dem schändlichen Menschenraube ein Ende macht.

Südöstlich von Neu-Guinea dehnt sich eine große Inselgruppe aus, die gewissermaßen als Fortsetzung jenes Landes angesehen werden kann und von demselben vielleicht durch eine mächtige Erderschütterung losgerissen worden ist. Schon der Spanier Torres hatte vor Durchschiffung der nach ihm benannten Straße diese Gruppe im Jahre 1606 gesehen; im Jahre 1768 wurde sie von dem Franzosen Bougainville wieder aufgefunden und Louisiade benannt. Die Straße, die sie von Neu-Guinea trennt, ist noch von keinem Schiff durchfahren worden; die Gruppe gehört überhaupt zu den am dürftigsten erforschten Inseln des Ozeans und ist erst in der neuesten Zeit etwas besser bekannt geworden. Sie besteht aus einer Anzahl größerer und kleinerer Inseln; nur die ersteren haben Berge von mittlerer Höhe, aber eine reiche, üppige Vegetation, die der von Neu-Guinea gleicht; die kleineren sind fast alle flache Koralleninseln.

Allem Anscheine nach hat die Louisiade eine sehr starke Bevölkerung, die zur Papurasse gehört. Die Eingeborenen haben eine etwas hellere Hautfarbe als z. B. die Australier und mehr wolliges als krauses Haar. Sie gehen nackt, doch decken sie die Blößen; Einige tragen um den Leib einen eng zusammengezogenen Strick, Andere einen Knochen im durchbohrten Nasenbeine oder auch Armbänder von Muscheln.

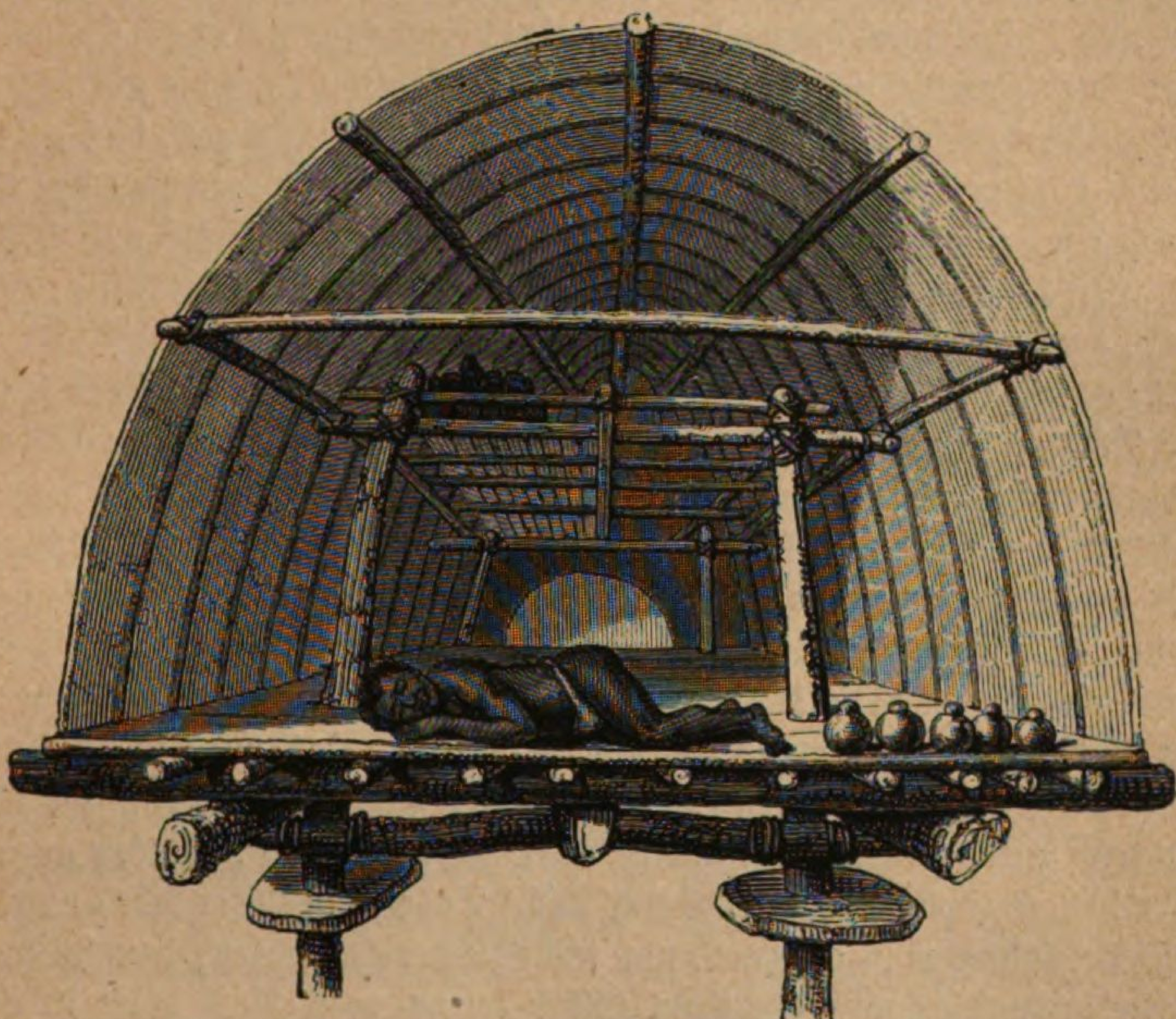
Ihre Waffen sind eine Art Wurfspieße und Schilde, ihre Aexte aus Serpentinstein gemacht; in der Schiffsbaukunst sind sie den benachbarten Papu voraus, indem sie zweimastige, an 16 m. lange Kanoes bauen, die 25 Männer fassen, vorn und hinten mit einem Steuerruder, an den Seiten mit Auslegern versehen und künstlich mit Schnitzwerk und Malerei verziert sind. Ihre Wohnungen liegen in Hainen verstreut. Sie haben große Fischnetze, gute Körbe, auch dreizackige Kämme aus Bambus und Schildpatt. Sie kauen insgesammt Betel, weshalb sie auch Kalebassen mit einer kalkartigen Masse bei sich führen; aber sie sind auch Menschenfresser. Als die Franzosen dort waren, trug einer der Eingeborenen einen menschlichen Armknochen am Halse, und sie deuteten jenen an, daß sie bald nach einer benachbarten Insel zum Kampf ausrücken und dann die Gefangenen fressen würden. Die Franzosen sahen einem solchen Gefecht zu und mußten die Gewandtheit bewundern, mit welcher die Inselbewohner mit ihren Schilden die Wurfsteine der Gegner auffingen.

Zu den größeren Inseln der Louisiade gehört die Insel Rossel, die zugleich die südöstlichste der ganzen Gruppe ist und zum Theil durch ein langes Korallenriff begrenzt wird. Die Bewohner dieser Insel sind ungemein häßlich. Ihre Hautfarbe ist rußig, die Nase platt, der Mund groß, das Haar kraus, der Bart gering, der Muskelbau dagegen kräftig. Ihre Hütten gleichen großen Käfigen aus Binsenflechtwerk und stehen etwa 1 m. hoch auf Pfählen über der Erde. Das Dach ist mit Zuckerrohr oder Palmblättern gedeckt und ragt über die Hüttenwände hinaus, so daß sich darunter eine Art Galerie bildet. Ins Innere gelangt man mittels einer Stiege, und dort muß man wegen der

lästigen Stechmücken an der Feuerstätte die ganze Nacht hindurch ein stark rauchendes Feuer unterhalten.

Wie sehr die Eingeborenen auf den Genuß von Menschenfleisch versessen sind, bekundet sich in einer entsetzlichen Begebenheit.

Im Juli des Jahres 1858 ging das Schiff „St. Paul" von Honkong in China mit einer Bemannung von 20 Mann und mit einer Reisegesellschaft von 317 Chinesen nach Sydney in Australien unter Segel, woselbst die Letzteren in den Goldminen in Arbeit treten wollten. Durch Windstillen aufgehalten und von Mangel an Lebensmitteln bedroht, beschloß der Kapitän, die Fahrt abzukürzen und zwischen den Salomons-Inseln und den Louisiaden hindurch zu fahren.



Inneres einer Hütte auf den Louisiaden.

Hier aber ist die Fahrt, namentlich auch wegen der Korallenriffe, äußerst gefahrvoll. Zum Unglück erhob sich Sturm, dichter Nebel bedeckte das Meer, und am dritten Tage mitten in der Nacht saß der „St. Paul" auf einer Klippe in der Nähe einer Insel fest, die man noch gar nicht kannte. Als die Sonne aufging, sah man sich rings von der schäumenden Brandung eines Korallenriffes umgeben, aus dem sich eine gebirgige, mit schönen Bäumen bedeckte Insel erhob. Die Wogen stürmten mit solcher Gewalt auf das Schiff ein, daß es bald in Trümmer gehen und man an Rettung denken mußte. Aber wie sollte man in der kurzen Spanne Zeit, die den Schiffbrüchigen noch gemessen war, mittels der Boote 337 Menschen ans Ufer bringen? Glücklicher Weise entdeckte man dicht beim Schiff eine Untiefe, durch welche man zu einem kleinen, unfern der größeren Insel gelegenen Eiland gelangte, das wenigstens eine augenblickliche

Unterkunft bot und daher „Zufluchtsinsel" genannt wurde. Dorthin rettete man sich mit Allem, was man an Waffen und Lebensmitteln aufraffen konnte.

Der Kapitän fuhr dann, begleitet von einem Theil der Mannschaft und einigen Chinesen, nach der großen Insel hinüber und suchte unfern der Küste einen passenden Lagerplatz aus. Aber da ließen sich auch schon Eingeborene blicken, schwarze, häßliche, nackte Wilde, die sich anfangs sehr furchtsam benahmen, doch bald dreister wurden und einige Kokosnüsse anboten. Von den friedlichen Absichten der Leute überzeugt, gedachte der Kapitän sämmtliche Schiffbrüchige nach dem Lagerplatze überzuführen, als plötzlich die Eingeborenen, mit Keulen und Lanzen bewaffnet, die kleine Schar überfielen, nachdem sie sehr schlau die Fremdlinge sicher gemacht hatten. Bald waren die meisten Weißen und Chinesen erschlagen; nur wenige vermochten sich durch Schwimmen nach der Zufluchtsinsel zu retten, von wo der Kapitän eben die übrigen Leute nach der großen Insel überführen wollte. Eine Zählung ergab, daß acht Matrosen und noch mehr Chinesen fehlten. Nunmehr mußte man von der Ueberfahrt absehen, zumal man zur Bewaffnung blos einige Beile und höchstens sechs Flinten hatte. Doch genügten diese wenigstens, um die Wilden zu verscheuchen, die bereits die Zufluchtsinsel umrudert hatten.

Am nächsten Morgen, noch vor Anbruch des Tages, fuhr der Kapitän mit der Schaluppe nach der Insel, um über das Schicksal seiner Gefährten Erkundigung einzuziehen; doch fand er weder eine Leiche noch eine Spur von einem lebendigen Wesen. Jetzt war guter Rath theuer. Endlich schlug der Kapitän den Chinesen vor, er wolle mit den noch übrigen elf Matrosen in der Schaluppe nach der nächsten englischen Niederlassung in Australien fahren und dort ein Schiff zu miethen, das sie abholen solle. Man mußte, wohl oder übel, auf den Vorschlag eingehen, und so blieben die Chinesen mit den Waffen und den meisten Lebensmitteln zurück, während der Kapitän mit einigem Mundvorrath seine gefahrvolle Fahrt antrat. Er hatte 300 engl. Meilen auf einem tückischen Meere zurück zu legen, das er zwölf Tage lang unter Noth und Elend durchfurchte, indem man oftmals, um nicht zu verschmachten, den Mund mit Seewasser anfeuchten mußte. Zum Glück bekam man Kap Flattery an der australischen Küste in Sicht, und hier konnte man sich wenigstens an wilden Früchten, Muscheln und frischem Wasser erquicken.

Um eine englische Ansiedelung zu erreichen, steuerte man südwärts an der Küste hin und legte Abends dort an, um zu essen, zu trinken und zu schlafen.

Aber am 3. Oktober 1858 nöthigten endlich widrige Winde die Schiffer, sich nordwärts nach der Torresstraße hin zu wenden, und hier stießen sie auf eine unerwartete Hülfsquelle, auf die Booby-Insel, ein von der britischen Admiralität zur Herberge und Zufluchtsstätte für Schiffbrüchige eingerichtetes Eiland. Ein Mastbaum, auf welchem die englische Flagge weht, lenkt die Aufmerksamkeit der Seefahrer, die diese Gewässer durchschiffen oder dahin verschlagen werden, auf diese unscheinbare Insel. Am Fuße des Mastes ist eine getheerte Tonne angebracht, auf welcher in großen Buchstaben „Postamt" geschrieben steht. Man findet darin, außer dem Briefkasten, Tinte, Federn, Papier und einige Bücher, während eine nahe gelegene Grotte

kleine Fässer mit Pökelfleisch, Zwieback, Rum, Trinkwasser, Thee, Kaffee, Zucker und Salz enthält. Ein Register mit der Aufschrift „Liste des Asyles der Schiffbrüchigen" bittet die hier landenden Seeleute, ihre Bemerkungen über die Torresstraße einzutragen und die vorhandenen Vorräthe zu ergänzen. Auch Kleider sind in der Grotte niedergelegt, und eine geschützte Stelle der Insel ist zum Anbau von Zwiebeln, Bataten und Kürbissen benutzt. (S. Schlußvign.)



Schiffbruch des „St. Paul."

Hier erfrischten sich auch unsere Schiffbrüchigen, versahen sich mit frischem Mundvorrath und segelten am 5. Oktober weiter. Als sie aber wieder an einer Insel angelegt und die Schaluppe ans Land gezogen hatten, sahen sie früh am Morgen zu ihrem großen Schrecken, daß das Seil, an welchem die Schaluppe befestigt war, durchschnitten und diese selbst verschwunden war. Bald traten die Urheber der That in der Gestalt australischer Eingeborener auf, die zum Fischfang auf die Insel gekommen waren und nun die Schiffbrüchigen als Gefangene nach dem Festlande abführten. Hier starb wieder ein Matrose, nachdem schon einer der Erschöpfung erlegen und der Schiffsjunge auf einer Insel abhanden gekommen war. Aller Kleider beraubt, lebten die Schiffbrüchigen bis

zum 11. Oktober in der Gefangenschaft der Wilden, von denen sie scharf beobachtet wurden. Hatten diese eine gute Jagd, einen ergiebigen Fischfang gemacht, so warfen sie auch den Gefangenen einige Bissen zu; sonst mußten sie hungern. Doch wurden sie im Allgemeinen nicht grausam behandelt; nur einmal, als sie einen Fluchtversuch machten, setzte es Schläge.

Da plötzlich erschien am 11. Oktober eine englische Goëlette an der Küste. Die Schiffbrüchigen verfehlten nicht, sich durch Zeichen bemerklich zu machen, und bald erschien ein Boot, das sie an Bord des „Prinz von Dänemark" — so hieß das englische Schiff — brachte. Dieses Schiff beförderte sie nach Port de France in Neu-Kaledonien, wo sie am 25. Dzbr. 1858 anlangten und den Gouverneur um Absendung eines Schiffes zur Rettung der Chinesen ersuchten.

Schon am 27. Dezember lief ein französisches Kriegsschiff nach der Stätte des Schiffbruchs aus und langte am 5. Januar 1859 bei der Insel Rossel an, auf deren Korallenriff man zwar noch die Reste des „St. Paul" bemerken, aber kein lebendes Wesen erblicken konnte; nur daß ein Fetzen zerrissenes, an zwei Bäumen befestigtes Zelt, zwei ausgehöhlte Stämme, die zur Aufnahme des Regenwassers dienten, zwei mit Kieselsteinen zugedeckte Leichen und leere Muschelschalen, deren Inhalt den Chinesen als Nahrung gedient haben mochte, andeuteten, daß sich hier Menschen aufgehalten hatten.

Nun war es dem Befehlshaber des französischen Schiffes um einen guten Ankergrund bei der Insel Rossel zu thun; doch machten die Korallenriffe die Annäherung gefährlich und eine Einfahrt war nicht bekannt. Endlich entdeckte man einem Flusse gegenüber eine Oeffnung in den Riffen, durch welche das Schiff ohne Gefahr bis zur Insel fahren und vor Anker gehen konnte. Sofort wurden jetzt bewaffnete Boote ausgesetzt, um Nachforschungen nach den Schiffbrüchigen anzustellen; allein sechs Eingeborene, die in zwei Kanoes zum Vorschein kamen, nahmen trotz aller Freundschaftszeichen Seiten der Franzosen schleunigst Reißaus und verschwanden mit Zurücklassung ihrer Kähne in undurchdringlichem Mangrovegebüsch. Als die Franzosen nun weiter längs der Küste hinfuhren, bemerkten sie auf einmal einen nackten Menschen, der bis an den Leib im Wasser stand und ihnen, ohne einen Laut von sich zu geben, Zeichen machte, daß sie sich ihm nähern und ihn in ein Boot aufnehmen möchten. Die Vermuthung, das möge ein Flüchtling sein, der sich den Eingeborenen nicht durch Geschrei verrathen wolle, bestätigte sich sehr bald; man hatte einen Chinesenknaben vor sich, der, so wie er im Boote war, dem mit anwesenden Kapitän des „St. Paul" stürmisch um den Hals fiel und mit schmerzlicher Stimme auf Englisch die Worte „Alle todt!" ausstieß. Also 314 Männer sollten so elenden und schlecht bewaffneten Wilden unterlegen sein? Wie unwahrscheinlich das auch aussah, so ließen doch die Versicherungen des Chinesen, der sich durch Zeichen und englische Brocken verständlich zu machen suchte, darüber keinen Zweifel. Derselbe gab zugleich an, daß nur Vier von Allen am Leben geblieben seien, drei Chinesen und der Schiffszimmermann, ein Deutscher. Man hatte ihn geknebelt und durch sein Nasenbein einen Knochen gesteckt. Jedenfalls war er wie der kleine Chinese dadurch am Leben erhalten worden, daß ihn ein Häuptling an Kindesstatt angenommen hatte.

Unter Führung des Chinesen gelangte man an einen Bach, an dem sich ein Dorf ausbreitete. Es zeigten sich alsbald gegen dreißig Eingeborene, sie hielten sich aber, obwol man die Waffen im Boote verborgen hatte, in gemessener Entfernung; doch traten die Kühnsten unter ihnen alsbald bewaffnet näher und suchten durch lockende Versprechungen den kleinen Chinesen zur Rückkehr zu ihnen zu bestimmen. Da diese Bemühungen erfolglos blieben, so widmeten sie den Europäern, die ihnen rothe Baumwollstoffe, Tabak, Pfeifen u. dgl. zuwarfen, etwas mehr Aufmerksamkeit; aber sie hoben die Sachen gar nicht auf, machten vielmehr Miene, die Franzosen zu umgehen, und gaben ihnen nur zu deutlich zu verstehen, daß sie am besten thun würden, sich zu entfernen, zumal die übrigen Gefangenen auf keinen Fall herausgegeben würden.

Man ruderte daher vorerst weiter, um die Mündung des Baches aufzusuchen, an welchem der Kapitän des „St. Paul" seinen verhängnißvollen Lagerplatz gewählt hatte. Hier bot sich ein entsetzlicher Anblick dar. Zerrissene Kleider und ein paar hundert chinesische Zöpfe bezeichneten den Ort, wo die Unglücklichen von den Wilden nach und nach abgeschlachtet worden waren. Ein umgestürzter Baumstamm hatte als Richtplatz gedient, auf welchem den Schlachtopfern mit einer Lanze der Hals durchstoßen worden war, nachdem man ihnen vorher den Zopf abgerissen. Die noch zuckenden Fleischstücke vertheilten die Unmenschen unter einander und fraßen sie auf.

Die ganze schauderhafte Begebenheit hatte sich nach den Aussagen, welche der kleine Chinese an Ort und Stelle machte und später vor einem chinesischen Dolmetscher wiederholte, folgendermaßen zugetragen:

So lange die Schiffbrüchigen auf der Zufluchtsinsel Nahrung fanden, schenkten sie den Lockungen der Eingeborenen, die das Eiland umruderten und auf das Wasser und die reichlichen Lebensmittel der Insel Rossel hindeuteten, kein Gehör. Um Trinkwasser zu beschaffen, hatten die Chinesen aus großen Muscheln und Leder in sinniger Weise einen Filter hergestellt und außerdem zwei Baumstämme gefällt und ausgehöhlt, um das Regenwasser aufzufangen, das von ihrem Zeltdache niedertropfte. Als aber alle Lebensmittel, die man vom „St. Paul" gerettet, aufgezehrt, die Muschelbänke der Insel erschöpft und zwei der Unglücklichen bereits vor Hunger gestorben waren, brachte die Verzweiflung Einige dahin, daß sie sich von den Wilden nach der Insel Rossel hinüberfahren ließen. Hier wurden sie zu Dreien nach dem alten Lagerplatze gebracht und einzeln abgeschlachtet. Sobald neue Opfer gelandet waren, stürzte eine Masse Wilder über sie her, klopfte ihnen bei lebendigem Leibe mit Keulen das Fleisch weich, damit es um so saftiger schmecken möge, und schlachtete sie dann ab. Hierauf begann der Schmaus der Unmenschen. Das Geschrei der Unglücklichen konnte man auf der Zufluchtsinsel nicht vernehmen, und überdies verbargen große Bäume den Zurückgebliebenen, die nichts Schlimmes ahnten, das entsetzliche Schauspiel. So wurden nach und nach mehr als 300 Männer bis auf jene vier, die von Häuptlingen an Kindesstatt angenommen wurden, von wenigen Wilden abgeschlachtet.

Jetzt aber schlug den Unmenschen die Stunde der Rache. Man sah hinter den dichten Uferwäldern in weiter Entfernung eine Rauchsäule aufsteigen und

schloß daraus, daß sich dort die Wohnungen der Eingeborenen befinden möchten. In dieser Richtung steuerten die Boote flußaufwärts. Der Pflanzenwuchs um den Fluß war so üppig und dicht, daß kein Sonnenstrahl durch das Laubdach zu dringen vermochte und man die Fahrt wie im Halbdunkel fortsetzen mußte. Inzwischen glaubte ein Matrose in den Baumwipfeln menschliche Gestalten erblickt zu haben, und in der That bewies ein fürchterliches Geheul, dem ein Steinhagel auf dem Fuße folgte, daß er sich nicht getäuscht hatte. Schnell griff man zu den Waffen, aber die ersten Schüsse brachten auf die Wilden, die sich in großer Anzahl in den Baumwipfeln verborgen hatten, keinen bedeutenden Eindruck hervor. Sie ergriffen jedoch bald darauf die Flucht, und man hörte ihr Geheul nur noch in der Ferne. Leider wurde der Fluß in der Gegend, wo das Dorf sein mußte, unfahrbar, und die Boote mußten umkehren.

Aber die ganze Nacht hindurch scholl das Kriegsgeheul und das Blasen der Muscheltrompeten zum Schiff hinüber, und am Strande loderten zahlreiche Feuer auf. Als die Boote am nächsten Morgen bis zu der Stelle fuhren, wo man den kleinen Chinesen getroffen hatte, kam es zu einem Scharmützel, das einigen Eingeborenen das Leben kostete; dann steuerten sie nach einem anderen, günstiger gelegenen Dorfe, das man zu zerstören beschloß.

Bei der Annäherung der Schaluppen nahmen die Wilden eine kriegerische, drohende Haltung an, ohne jedoch einen Angriff zu wagen. Da sie der Aufforderung, die noch lebenden Chinesen und den Schiffszimmermann herauszugeben, nicht Folge leisteten, so begann man das Werk der Rache. Die wohlbewaffneten Boote legten sich dicht an das Ufer, von dem aus sie mit zahlreichen Steinwürfen begrüßt wurden, die jedoch keinen großen Schaden thaten, da die Wilden die Schleuder nicht kannten. Hinter den Steinwerfern standen Lanzenträger, die eine Art gymnastischer Spiele aufführten, während die Weiber wie Furien die Krieger zum Kampfe aufstachelten, sich unter sie mischten, die Oberfläche des Wassers mit Baumzweigen peitschten und wie Besessene heulten.

Inzwischen hatten sich die Boote so aufgestellt, daß sie den Strand bestreichen konnten, zugleich wurde eine blanke Kanone aufgestellt, bei deren Anblick die Wilden zurückwichen, obwol sie nicht wußten, was sie aus dem sonderbaren Dinge machen sollten. Der erste Schuß aus der Kanone rief unter den Wilden lautes Angstgeschrei hervor, obgleich er volle Wirkung nicht that.

Man ließ nun die nöthige Mannschaft zur Bewachung der Boote zurück und setzte zwanzig Bewaffnete ans Land, um das Dorf anzugreifen; doch stieß man auf keinen Widerstand und konnte ungestört sämmtliche Hütten niederbrennen, die bereits von ihren Bewohnern verlassen waren. In der Nähe eines Pfahles, der mit rothen und schwarzen Strichen in der Form eines christlichen Kreuzes bedeckt war, hofften die Franzosen den Schiffszimmermann zu finden; allein ihr Suchen war erfolglos; es ließ sich weder ein Eingeborener noch einer der Chinesen sehen, obschon man die Kleider der Letzteren fand, welche die Wilden unberührt gelassen hatten. Da man den Wilden ins Innere nicht folgen konnte, so mußte man nach dem Schiffe zurückkehren und die Anker lichten. Freilich kamen die Eingeborenen hierdurch mit einer sehr glimpflichen, durchaus ungenügenden Züchtigung für ihre schändlichen Gräuelthaten weg.

Von den übrigen Inseln dieser Gruppe haben wir nur noch die Insel d'Entrecasteaux zu erwähnen, auf deren äußerster Spitze Kap Pierson liegt.



Kampf mit den Eingeborenen auf der Insel Rossel.

Die Küste derselben ist von hohen Bergen umgeben, die bis an den Gipfel Kokospalmen tragen. Im Westen dieses Vorgebirges zeigt sich eine weite Bucht,

deren Umgebungen die malerischesten Ansichten darbieten, indem die Hütten der Eingeborenen gruppenweise zwischen freundlichen Kokoshainen liegen.

Einige Reisende halten diese Insel für eine Fortsetzung der südöstlichen Halbinsel von Neu-Guinea und nicht für ein besonderes Eiland.

Bei Besprechung der Insel Eromanga haben wir bemerkt, daß das Schiff „Camden" die Wilden zur Herausgabe zweier australischer Lehrer zwang, die man dort zurückgelassen hatte. Diese Lehrer wurden im Jahre 1841 auf der Fichten-Insel ans Land gesetzt, um von hier mit der ersten Gelegenheit heim zu kehren. Wirklich kam einige Monate später eine englische Brigg an die Insel, um Sandelholz, das sich hier vorfindet, zu laden, und die beiden Lehrer gingen an Bord, um die Rückreise nach ihrer Heimat anzutreten. Aber es waren kurz vorher andere Europäer auf der Insel gewesen, hatten hier die schändlichsten Gewaltthaten verübt und die Inselbewohner zu dem Entschluß getrieben, sich bei passender Gelegenheit zu rächen. Diesen Entschluß führten sie jetzt aus, ermordeten den Kapitän und die Mannschaft und verbrannten die Brigg. Die beiden Missionäre fanden ebenfalls ihren Tod.

Nächst dieser Insel kommt ganz besonders die Inselgruppe in Betracht, die nordöstlich von Neu-Kaledonien liegt und von dem Entdecker, dem Engländer Raven, im Jahre 1795 den Namen Loyalitäts-Inseln erhalten hat. Diese Gruppe besteht, außer einigen kleinen, aus drei größeren Inseln, Uea im Norden, Lifu und Nengone (oder Mare) im Süden. Außer Uea, das an der Nordküste einen von kleinen Inseln umgebenen, lagunenartigen Sund hat, sind die Inseln hafenlos, die steilen Küsten ohne Schutz. Sie bestehen ganz aus Madreporenkalk, der aber 60 m. über die Meeresfläche erhaben ist und Hochflächen bildet, die allenthalben steil nach dem schmalen Strande hinab gehen. Ein dürrer, wenig ergiebiger Boden, der Gebüsch und niedrige Bäume trägt, bedeckt größtentheils den Kalkfelsen, fließendes Wasser fehlt ganz, selbst Trinkwasser ist spärlich, und keine Insel Melanesiens hat eine gleich unvortheilhafte Bildung. Gleichwol sind die Inseln verhältnißmäßig stärker bewohnt, als Neu-Kaledonien, und ihre Einwohner sind den Neu-Kaledoniern zwar im Aeußeren sehr ähnlich, aber an Bildung, Intelligenz und geistiger Kraft entschieden überlegen, während sie ihnen an Wildheit, Grausamkeit und Heimtücke, sowie an Gier nach Menschenfleisch wenig nachstehen. Sie sind besonders im Landbau überaus geschickt und thätig. (S. Seite 97) Die guten und die Schattenseiten ihres Charakters traten hauptsächlich bei dem lebhaften Verkehre hervor, den das auf ihren Inseln so häufige Sandelholz hervorrief. Den Kaufleuten folgten die Missionäre auf dem Fuße, und zwar sendete zunächst die Londoner Missionsgesellschaft sechs eingeborene Südsee-Insulaner ab, welche die Bewohner dieser Insel im Christenthum unterweisen sollten. Drei derselben ließen sich auf Lifu nieder und fanden an dem dortigen Häuptling Bula eine kräftige Stütze, so daß sie im Ganzen mit gutem Erfolg wirkten. Leider brach in der letzteren Hälfte des Jahres 1846 auf der Insel eine ansteckende Seuche aus, und die Eingeborenen wollten die Missionäre für diese verheerende Krankheit verantwortlich machen. Die Einen verlangten den Tod der Missionäre und behaupteten, damit werde die Seuche ein Ende nehmen; die Anderen waren dagegen und wag-

ten nicht, sich an denselben zu vergreifen, weil ihr Gott sie rächen würde. Nun bestanden Jene auf Verbannung der Lehrer, während die Anderen behaupteten, damit sei Nichts gewonnen, und die Verbannung werde ebenfalls traurige Folgen nach sich ziehen. Da man sich nicht einigen konnte, so zog man einen Häuptling von der Fichten-Insel zu Rathe. Und das war ein Glück für die Missionäre; denn die Eingeborenen der Fichten-Insel glaubten bereits, daß die Ermordung der beiden australischen Lehrer, die wir erwähnt haben, unheilvolle Folgen gehabt habe. Der Häuptling sprach daher: „Wir brachten einmal die Lehrer auf unserer Insel um und dachten dadurch alle Seuchen abgewendet zu haben; allein nach ihrer Ermordung brach alsbald wieder eine Seuche aus und wüthete ärger als irgend eine der überstandenen: Schonet also die Missionäre!"

Kaum war diese Gefahr abgewendet, so trat alsbald eine neue ein. Der Häuptling Bula starb im November 1846, und nunmehr nahmen verschiedene andere Häuptlinge ein jeder für sich die Oberherrschaft in Anspruch. Daraus entspann sich natürlich ein Krieg zwischen den Nebenbuhlern; doch würde dieser an sich den Missionären nicht gerade gefährlich gewesen sein. Allein das Volk pflegt den Tod eines Häuptlings irgend Jemand Schuld zu geben; daher treten dann alle Freunde des Verstorbenen auf, schreien nach Rache, ergreifen die Waffen und ruhen nicht eher, als bis sie irgendwo auf der Insel Verwüstung und Schaden angerichtet haben. Bei solchen Gelegenheiten ist in der Regel ein Rädelsführer vorhanden, der Alles leitet, um seine Sondergelüste zu befriedigen und sich an einem etwaigen Feinde das Müthchen zu kühlen. Da wird denn angegeben, die oder jene Familie habe durch Beschwörungen oder Zauberei den Tod des Häuptlings herbeigeführt, und als Bula gestorben war, ertönte das Geschrei: „Tödtet die Lehrer!" Damit drang man zwar nicht durch, vielmehr wurde statt derselben eine natürlich schuldlose, aus acht Mitgliedern bestehende, einheimische Familie ermordet; die Lehrer hielten es aber doch für gerathen, sich einstweilen auf die benachbarte Insel Nengone zurück zu ziehen.

Hier hatten ihre Gefährten ziemlich viel Eingeborene zum Christenthum bekehrt, aber auch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein alter Häuptling, der gehört hatte, daß die Lehrer die Seuchen nicht als von Menschen ausgehend, sondern als von Gott zur Züchtigung und Besserung der Menschen verhängt darstellten, wollte sich darüber Gewißheit verschaffen, ließ einen berühmten heidnischen Priester kommen und befahl ihm, über die Missionäre eine Seuche herab zu beschwören, um zu sehen, ob Jehova oder die Priester von Nengone wahrhaftig seien. Der Priester ging in Begleitung des Häuptlings und mit einem Korbe voll heiliger Ueberbleibsel, Knochen, Fingernägel und Haare seiner Vorfahren in ein Gehölz, focht dort mit seiner Keule in der Luft herum und sah dann nach, ob sich an seinem Korbe Blut zeige, was ein Zeichen sein sollte, daß die Lehrer krank werden würden. Aber es kam kein Blut zum Vorschein. Nun wurden der Häuptling und der Priester darüber einig, daß Jehova, der Gott der Christen, ein wahrer und mächtiger Gott sein müsse, und Beide zeigten sich seitdem den Lehrern geneigt, ja der Priester bat sie sogar, regelmäßig in seinem Dorfe zu predigen. Von jetzt an gewannen die Missionäre immer mehr Boden. Auch die anderen drei Lehrer konnten nun ohne Ge-

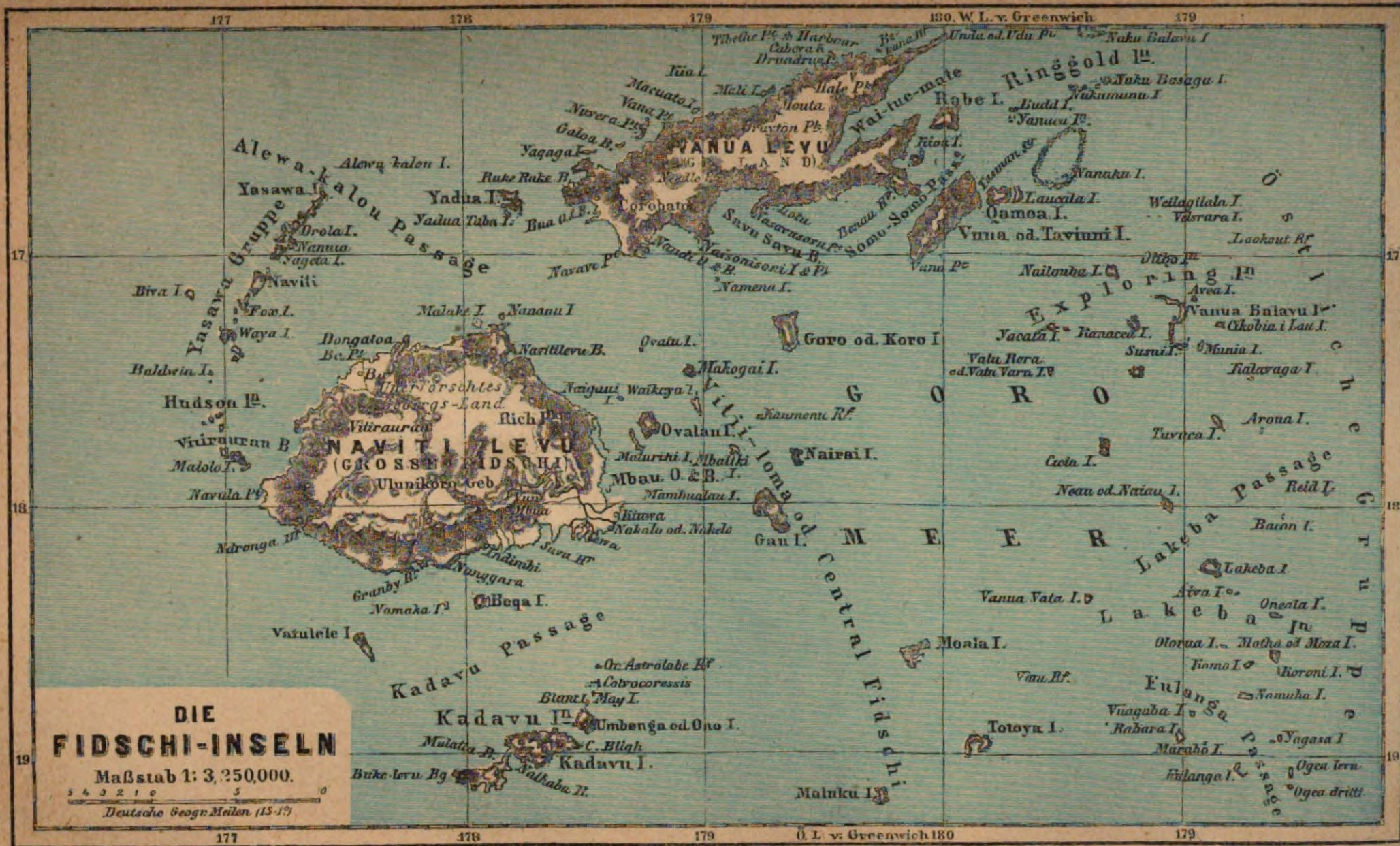
fahr nach Lifu zurückkehren, und in den letzten 20 Jahren hat der Protestantismus solche Fortschritte gemacht, daß im Jahre 1855 auf der Loyalitäts-Insel der Götzendienst, der Kannibalismus und die Vielweiberei ausgerottet war. Die Insel Lifu ist bereits ganz christlich und hat eine stattliche steinerne Kapelle, und auch auf Nengone, woselbst ebenfalls eine Kapelle erbaut ist, sowie auf der Fichten-Insel hat das Christenthum glänzende Erfolge gehabt.

Noch viele andere Inseln liegen, außer der bereits Eingangs erwähnten Fichten-Insel (Kunie), in der Umgebung von Neu-Kaledonien; sie bieten aber nichts Bemerkenswerthes. Nur die dicht neben der Fichten-Insel gelegene Botany-Insel zeichnet sich durch ihre reiche, merkwürdige Flora von mehr als dreißig zuvor unbekannten Pflanzengattungen aus und hat davon auch ihren Namen erhalten.

Endlich fügen wir, wenigstens dem Namen nach, noch folgende kleinere, zu Melanesien gehörige Eilande auf. Die von dem Engländer Buttler im Jahre 1794 entdeckte Walpole-Insel ist dicht bewaldet und liegt, in einem Korallenriffe versteckt, etwa 25 Meilen östlich von Kunie. Noch gedenken wir der weiter östlich liegenden Inseln Matthew oder Matthäus, und der im Jahre 1793 von dem Briten Fearn aufgefundenen Hunter- oder Fearn-Insel, sowie der von Neu-Kaledonien nordwestlich belegenen Huon-Inseln. Alle diese Eilande sind wenig oder gar nicht bewohnt.



Postamt auf der Booby-Insel.



Oberländer, Ozeanien.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.



Fidschi-Dorf Levuka auf der Insel Ovalau.

Polynesien.

Vierter Abschnitt.

Die Fidschi-Inseln.

Die zu Polynesien gehörenden Eilande. Fidschi-Inseln. Allgemeine Beschreibung. Pflanzenwuchs. Thierreich. Kannibalismus. John Jackson. Die Eingeborenen. Haarkünstler. Verschönerungsmittel. Kleidung. Waffen. Kriegführung. Etikette. Kochkunst. Festlichkeiten. Der Vasu. Die Steuern. Landankauf. Handwerker. Schiffsbau. Fischfang. Hausbau. Verlobung. Heirath. Spiele. Musik und Tanz. Sprache. Religion. Götzen. Priester. Die Greise werden lebendig begraben. Vanua-levu. Bau (Mbau). Lakemba. Missionäre.

Der franz. Geograph Malte-Brun war es, welcher zuerst im Jahre 1813 jene ozeanischen Inselgruppen, welche eine lichtbraune, schön gebaute, civilisirbare, seetüchtige, den Malayen nahestehende Bevölkerung beherbergen, Polynesien nannte. Es ist dies ein aus der griechischen Sprache abgeleitetes Wort und bedeutet so viel wie „Inselflur“. Zu diesem Gebiete gehören, außer Neu-Seeland, welche große und wichtige Insel wir bereits im ersten

Theile dieses Werkes behandelten, die Inselgruppen: Fidschi, Tonga, Samoa, die Hervey-Inseln, die Sozietäts- mit den Austral-Inseln, die Paumotu-, die Markesas- und die Sandwichs-Inseln oder Hawaii.

Einige Geographen theilen Neu-Seeland keiner der drei Unterabtheilungen Ozeaniens zu und behandeln es,[1] ähnlich wie wir es gethan haben, besonders. Es läßt sich dies dadurch rechtfertigen, daß seine Bevölkerung bereits zu vier Fünfteln aus Europäern besteht, und daß es vor allen andern Inseln der Südsee bestimmt erscheint, die hervorragendste Stelle einzunehmen.

Zunächst treten uns im Osten die Fidschi-, oder vielleicht richtiger die Viti-Inseln entgegen, die reichste und wichtigste Inselgruppe Polynesiens. Die Fidschi-Inseln wurden schon im Jahre 1643 von dem Holländer Tasman gesehen und Prinz Wilhelms-Inseln benannt, aber erst im Jahre 1840 von dem Amerikaner Wilkes genau erforscht. Die Gruppe erstreckt sich von 16° 8′ Br. und 180° 1′ L. bis 17° 54′ Br. und 177° 4′ L. und besteht aus mehr als 154 Inseln, die zusammen einen Flächeninhalt von 300 □ Meilen haben und insgesammt vulkanischen Ursprunges sind. Doch giebt es keinen thätigen Vulkan mehr.

Fast jede Insel ist von weit ausgedehnten Korallenbänken umgeben, sehr viele sind von unregelmäßigen Riffen umschlossen, die oft meilenweit in spitzige Zungen auslaufen. Daher ist die Schiffahrt zwischen diesen Inseln sehr gefährlich. Auch sind alle Inseln bergig, obwol die höchsten Berge nur die Höhe von 1200 m. erreichen. Zahlreiche Bäche entspringen auf den Bergen und breiten sich im Thale oft zu bedeutenden Flüssen aus, denen mächtige Regengüsse und andere starke atmosphärische Niederschläge fortwährend gewaltige Wassermassen zuführen. Infolge dessen ist zwar das Klima vorherrschend feucht, aber gesund und die Vegetation ungemein üppig. Die Berge sind mit dichtem Wald bedeckt; die Ufer der Flüsse bieten oft einen höchst romantischen Anblick und prangen mit einem Pflanzenwuchs, dessen Ueppigkeit alle Vorstellungen übertrifft; selbst einige kleine Basalteilande sind mit einer reichen Vegetation ausgestattet. Trifft man doch nicht nur alle nutzbaren Gewächse Polynesiens auf Fidschi an, sondern noch manche andere, die der Gruppe eigenthümlich zu sein scheinen. Da findet man die mehlige, batatenähnliche Kavai-Wurzel mit ihren länglichen, braunen Knollen, die perennirende Ivia-Wurzel, die oft die Dicke eines Mannes und eine Länge von mehreren Ellen erreicht und zahlreiche Wurzeln treibt, aus denen wieder Blätter emporkeimen, so daß ein einziges Gewächs schließlich ein förmliches Dickicht bildet; doch sind die Knollen nicht sehr schmackhaft. Die Dawa dagegen, die auf einem 16 m. hohen Baume wächst und ungefähr die Größe und Form eines Hühnereies hat, besitzt einen Kern, und ihr Fleisch strotzt von einem klebrigen, honigsüßen Saft, so daß man sie mit der Litchi-Pflaume (Euphoria punicea), dem köstlichsten Obste der Chinesen vergleicht. Die Taravou, eine pflaumengroße Frucht, hat einen bittern, etwas scharfen, aber angenehmen Geschmack. Die Brotfrucht, die man nirgends so wohlschmeckend trifft, wird in neun verschiedenen Arten, die Banane in 5 bis 6 Spielarten gezogen. Gut gedeiht auch der Tarro, die Yamswurzel, ein Hauptnahrungsmittel, ebenso bei etwas sorgfältigerer Pflege der Papiermaulbeerbaum, der Tabak und die Curcuma (Curcuma longa), während das Zuckerrohr, die süßwurzelige

Dracaena und der wohlriechende Pandang (Pandanus odoratissima) überall wild wachsen. Palmen kommen in mehreren Arten vor, und überhaupt wachsen in den Wäldern nicht weniger als 63 Baumarten, die sich zum Schiffsbau eignen. Der Rotang (Flagellaria), dessen Stengel ungefähr 10 cm. im Umfang hat, wird zur Verfertigung zierlicher Körbe benutzt, der Bambus zu Wasserbehältern, Dachsparren und Flossen, das harte Kasuarinenholz zu Speeren und Keulen, die elastischen Mangrovewurzeln zu Bogen und das nun fast ganz ausgerottete Sandelholz zur Parfümirung des Kokosnußöls.



Tarro (Caladium od. Arum esculentum).

Aus einer Wurzel, die in der ganzen Südsee hochgeschätzt wird, Kava (Piper methisticum), bereiten die Eingeborenen auf höchst eigenthümliche Weise ihr Lieblingsgetränk Yangona, das stark narkotische Eigenschaften besitzt. Die Wurzel wird von jungen Mädchen gekaut, in eine große Schüssel ausgespieen und dann mit Wasser vermischt. Nachdem die Brühe ausgequetscht und durchgeseiht worden, ist sie zum Genuß fertig und schmeckt wie eine Mischung von türkischem Rhabarber und Seifenwasser. Außerdem wachsen verschiedene Baumwollpflanzen wild auf den Inseln.

Die Kraft der Vegetation ist so groß, daß man von Rüben, Rettigen und Senf die Samenlappen schon 24 Stunden nach der Aussaat über dem Boden

erscheinen, von Melonen und Gurken nach drei Tagen, von Bohnen und Erbsen nach vier Tagen zum Vorschein kommen sah, und innerhalb eines Monates waren Rettige und Gartensalat schon genießbar; von dem Reichthum der Pflanzenwelt erhält man einen Begriff, wenn man bedenkt, daß die Botaniker der Wilkes'schen Expedition, obwol sie das Innere der großen Inseln nicht bereisen durften, in wenigen Monaten über 650 verschiedene Pflanzenarten sammelten.

Auch das Thierreich ist ungemein reich ausgestattet; insbesondere wimmelt das Meer von Fischen, und in den Flüssen hält sich die köstliche schwarze Barbe auf, die nie an die Oberfläche kommt, sondern stets auf dem Felsengrunde verweilt. Daher suchen Taucher die tiefsten Stellen auf, bilden einen Kreis, der sich immer näher zusammenzieht, und treiben so die erschreckten Fische in die bereitgehaltenen Netze. So werden oft in einem Zuge an 50 Kg. gefangen. Eine merkwürdig große Hummerart gräbt sich in den Strand ein, und auf den Riffen wird eine Unmasse von Muscheln als Nahrung für den gemeinen Mann gesammelt. Ueberhaupt bemerkt man auf den weiten Korallenfeldern ein reges, mannichfaltiges Treiben von Seegeschöpfen.

An unterirdischen Schätzen scheint es ebenfalls nicht zu fehlen: wenigstens kommen auf Viti Levu zwei große Gänge des über die Erdoberfläche nur sparsam verbreiteten Antimons an einem Bergabhange zu Tage, die, nach der Masse des Erzes zu schließen, das die Eingeborenen in Bambusröhren aus dem Gebirge an den Fluß hinabbringen, sehr ergiebig sein müssen.

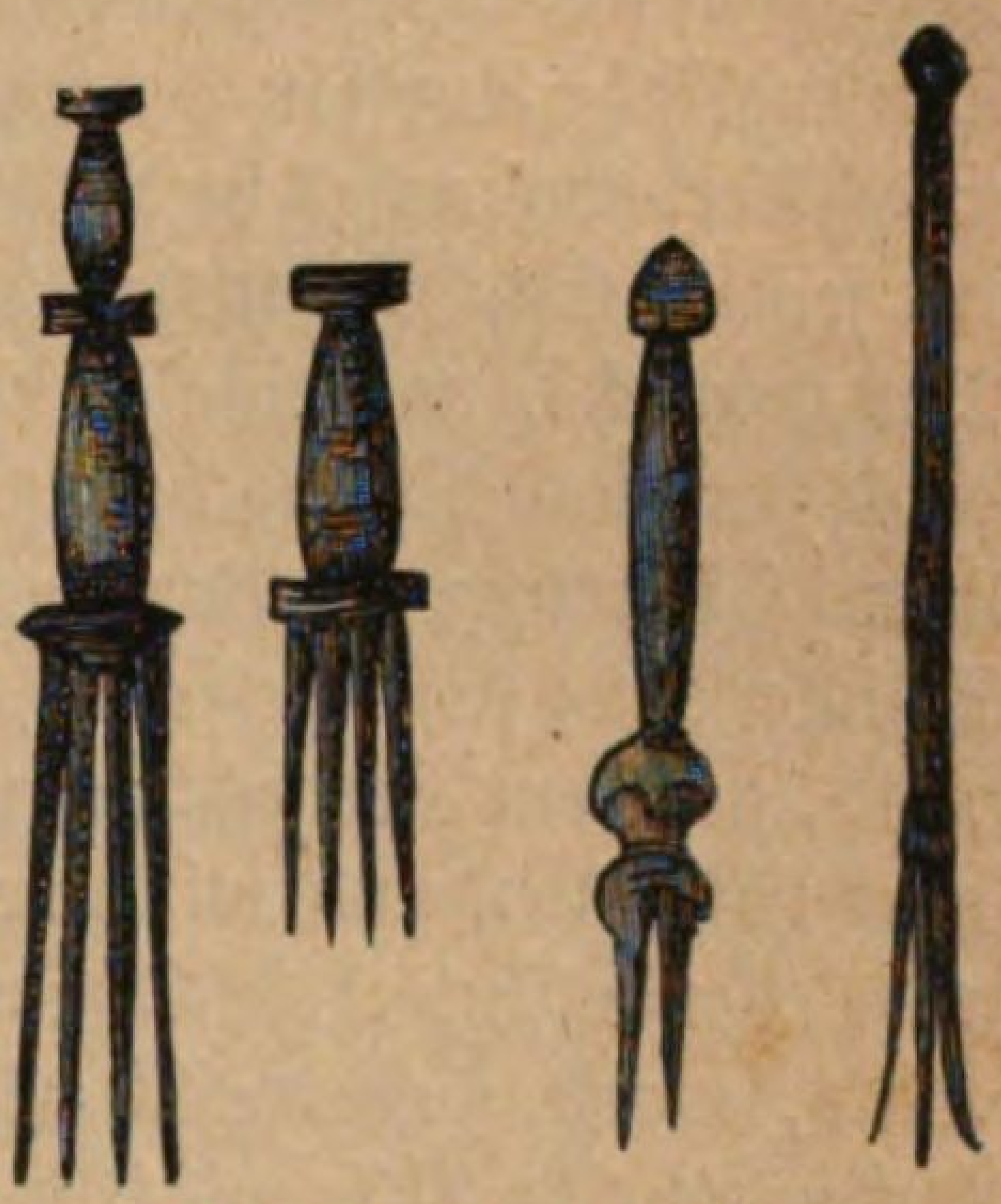
Aber diese lieblichen Inseln, welche die Natur mit ihren Gaben so verschwenderisch ausgestattet hat: welche Bewohner haben sie aufzuweisen? Wahre Barbaren, die ärgsten Kannibalen, die man sich denken kann. So hoch steht das Menschenfleisch in Ehren, daß gebildete Fidschianer dafür den gewählteren Ausdruck „langes Schwein" gebrauchen, daß man die Gefäße, in welchen man es kocht, blos zu diesem Zwecke verwendet und sie ebenso, wie das Geschirr, aus dem man es ißt, als „Tabu", heilig und unantastbar, betrachtet, und daß man es nicht mit den Fingern, sondern mit einer Gabel genießt. Eine solche Gabel vererbt sich vom Vater auf den Sohn und erhält, wenn sie durch ihr Alter ehrwürdig geworden ist, einen Ehrennamen, z. B. „Undro-Undro", d. h. eine kleine Person, die eine große Last trägt.

Mancher brüstet sich mit der Masse von Menschen, die er verzehrt hat. Ein Häuptling hatte sich durch seine Leistungen im Menschenfressen ganz besonderes Ansehen und sich den Ehrennamen, „Schildkrötenteich", als womit man seinen unersättlichen Magen verglich, erworben. Dieser Kerl vertilgte einen menschlichen Körper ganz allein. Ueber seinen Fraß führte er Buch, indem er für jeden Braten einen Stein auf den Erdboden legte. Sein Sohn zeigte diese Steine einst einem englischen Geistlichen, der sie zählte und 872 Stück zusammenrechnete. So viel Menschen hatte der Häuptling gefressen.

Ein anderer Eingeborener machte sich einen großen Namen durch eine Scheußlichkeit sonder Gleichen. Er hieß sein Weib einen Ofen bauen, Feuerholz herbeischaffen und ein Bambusmesser zurecht machen. Als sie damit fertig war, ermordete er sie, briet sie und fraß sie auf. Bisweilen packt einer einen Andern, den er zum Opfer ausersehen, bindet ihn, schneidet ihm Fetzen Fleisch

aus den Armen und Beinen und verzehrt sie vor seinen Augen. An einem Vorwand, Menschenfleisch zu erlangen, fehlt es nie. Baut ein Häuptling ein Haus, so schlägt er zu Ehren des Ereignisses Jemand todt. Wird für ihn ein Kanoe gebaut, so erschlägt er jedes Mal einen Menschen, wenn der Kiel gelegt, oder wenn eine Planke angesetzt, oder wenn das Schiff vom Stapel gelassen wird. Berührt er mit dem Kanoe zum ersten Male einen Platz, so wird zu Ehren der Niederlegung des Mastes, womit er die Absicht eines längeren Aufenthaltes andeutet, Jemand erschlagen; erscheint er auf seinem neuen Kanoe mit aufrechtem Mast, so wissen die Leute schon, was er will, und überbringen ihm einen Erschlagenen, damit er den Mast niederläßt.

Oftmals setzen die Häuptlinge, um stets Opfer zur Hand zu haben, eine Anzahl Menschen, ja ganze Ortschaften auf die schwarze Liste, und der Scharfrichter braucht dann blos die gewünschte Zahl aufzugreifen und todtzuschlagen. Ein gefürchteter Häuptling, Namens Warani, ging einst mit seinen Leuten auf Takanova ans Land, um sich ein Schlachtopfer zu holen; aber Alles floh bei seinem Erscheinen. Endlich hielten zwei kühne Krieger Stand; sie waren bald niedergemacht, gebraten und gefressen. Am folgenden Tage ging Warani wieder ans Land und fand in einem Tempel eine Anzahl Leute schlafend, die dort Sicherheit gesucht hatten; er stieß Einen nach dem Andern mit dem Fuße wach und erschlug sie insgesammt mit seiner Keule. Dann ging Warani mit seinen Leuten in die Häuser, und wo sich Menschen fanden, wurden sie wie Frösche erschlagen, bis die Müdigkeit dieser schauderhaften und blutigen Arbeit ein Ende machte.


Gabeln für Menschenfleisch.

Oft werden Kriege angefangen, blos um zu Menschenfleisch zu gelangen. Die Gefangenen werden dann an Armen und Beinen festgeknebelt, daß sie kein Glied rühren können, hierauf in den gewöhnlichen Ofen auf glühende Steine gesetzt, mit Blättern und Erde bedeckt und langsam gebraten. In solchen Fällen findet der Schmaus unter religiösen Feierlichkeiten im Mbure oder Tempel statt, und nur die Häuptlinge und Priester nehmen an diesen Mahlzeiten Theil.

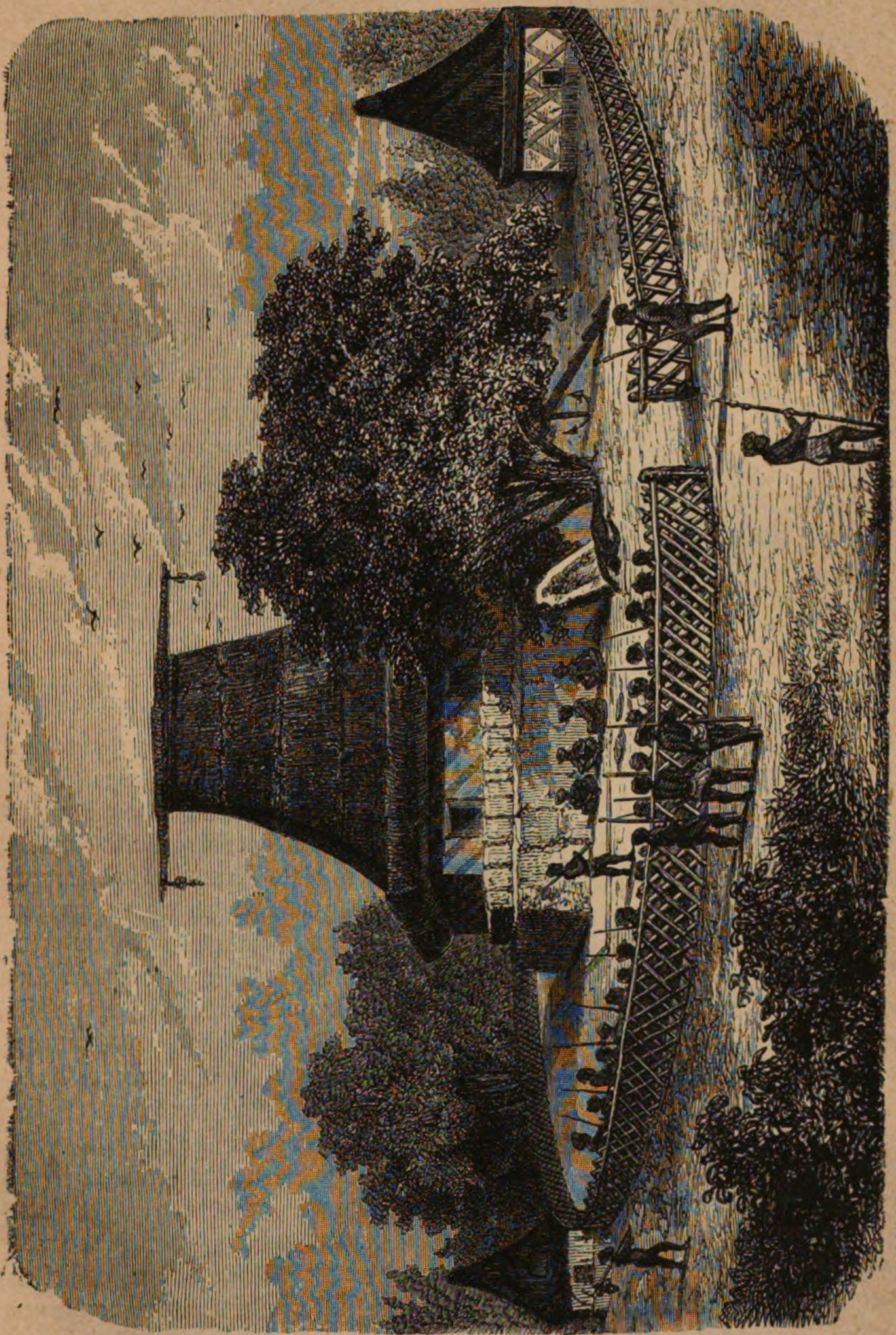
Das Fleisch der Weiber wird dem der Männer vorgezogen, und bei besonders großen Feierlichkeiten sind schon hundert Frauen und Mädchen auf einmal gebraten und verzehrt worden. So festgewurzelt aber ist die Sitte des Kannibalismus, daß sich der Eingeborene selbst nach seiner Bekehrung zum Christenthum ihrer kaum entschlagen kann. Thakombau, der König von Mbau (oder Bau), war Christ geworden. Was geschah, als er darauf einen seiner Bezirke besuchte? Unter dem Schmettern der Muscheltrompeten und unter dem Jauchzen der Eingeborenen durchschritt er eine doppelte Reihe lebender Schlachtopfer, Männer, Weiber und Kinder, die zur Auswahl für den König an den Füßen aufgehängt waren. Der hoffnungsvolle junge Christ nahm die Gabe an und berührte mit seiner Keule die Opfer, die nach seinem Geschmack waren.

Glücklicher Weise will das Fleisch der Weißen diesen Unmenschen im Ganzen nicht munden, da es einen salzigen, unangenehmen Geschmack besitzen und nach Tabak riechen und schmecken soll; aber ihre Heimtücke lassen sie an den Europäern nur zu gern aus. Mancher Seefahrer hat sein blindes Vertrauen mit dem Leben gebüßt. So war im Jahre 1833 der französische Kapitän Büreau mit seinem Schiffe Monate lang zwischen den Inseln umher gekreuzt, als ein junger Fidschianer, den er bereits mit in Tahiti gehabt hatte und der ihm sehr zugethan schien, mit einigen Bewaffneten an Bord kam und mit freundschaftlicher Miene dem Kapitän sagte, er möge mit dem Fernglase nach dem Lande sehen, wo eben eines seiner Boote gestrandet sei. Kaum richtete der Kapitän das Fernglas nach dem bezeichneten Orte, als er von einem Keulenschlag todt niedergestreckt wurde. Auch die übrige Mannschaft wurde niedergemacht und das Schiff ausgeplündert.

Ein anderer heimtückischer Anschlag wäre beinahe ebenfalls gelungen. Der englische Kapitän Hutchins hatte bereits alle Anstalten zur Errichtung eines Trepanghauses in der Bucht von Ambow getroffen und wollte inzwischen mit seinem Schiffe zwischen den Inseln kreuzen. Ein großer Kessel war ans Ufer gebracht, und eine Handelskiste mit Manufakturwaaren, Flinten u. dgl. stand zur Ausschiffung bereit. Unterdessen hatten sich viele Eingeborene nebst einem Häuptling an Bord oder in Kähnen um das Schiff versammelt. Das Schiff machte sich segelfertig, und der Kapitän schritt, den Hirschfänger in der Hand, auf dem Verdeck auf und ab, als er plötzlich von dem Häuptling rücklings überfallen und mit einem Keulenschlag zu Boden gestreckt wurde. Der herbeieilende Unterbefehlshaber und ein Matrose, der eben über Bord springen wollte, wurden ebenfalls erschlagen. Glücklicher Weise hatte man auf das Vordertop eine Kiste mit Flinten und Schießbedarf gebracht, und der dort aufgestellte Matrose eröffnete sofort ein wirksames Feuer auf die Wilden, während es zwei andern Matrosen gelang, zu ihm zu flüchten, und die übrigen in den Schiffsraum eilten, um Waffen zu suchen. Bald wurde das Feuer vom Vordertop so mörderisch, daß die Wilden über Bord sprangen und die übrige Mannschaft auf das Verdeck zurückkehren und es vollständig säubern konnte.

Mit diesen Schändlichkeiten scheint es in Widerspruch zu stehen, daß einzelne Europäer oft Jahre lang unbelästigt auf den Inseln verweilen. So fand d'Urville in Levuka eine kleine Kolonie von 10—12 Engländern und Amerikanern, die schon seit Jahren sich dort aufhielten und besonders durch ihre Waffen großen Einfluß über den dortigen Häuptling erlangt hatten. Allein der Häuptling mochte sich sagen, daß ihm diese kleine Schar im Kriege sehr nützlich werden könne, und im Uebrigen scheint man nur Schiffbrüchige als von den Göttern gesendete Opfer, freiwillige Ankömmlinge dagegen als Gäste anzusehen. So war es einst mit einem gewöhnlichen englischen Matrosen, John Jackson, der aus Sucht nach Abenteuern sich in den dreißiger Jahren nach der Südsee einschiffte. Er gerieth unterwegs auf ein Seeräuberschiff und entwischte, als dasselbe bei der Fidschi-Insel Somo-Somo vor Anker ging. Mit unsäglicher Mühe erreichte er schwimmend das Land und wusch in einem Flusse seine vom Salzwasser durchnäßten Kleider aus. Als er nackt so da-

stand, erblickte er plötzlich einen Wilden, der mit drohenden Geberden und unter wildem Geschrei auf ihn zuschritt.



Bure (Mbure) der Fidschi-Insulaner.

Jackson deutete an, daß er keine feindseligen Absichten hege, sondern nur Feuer für seine Pfeife wünsche. Darüber wurde der Wilde immer wüthender

und schwang seine Keule immer wilder, so daß Jackson sich endlich seiner Haut wehren und den Wilden niederstoßen mußte.

Von Sorge erfüllt, näherte er sich nun einem Dorfe, war aber nicht wenig erstaunt, als ihn einige Knaben, die dort spielten, in das Haus des Häuptlings führten, woselbst ihm mehrere Mädchen gekochte Fische, Suppe in Kokosnußschalen und Yamswurzeln brachten, während ihm eine andere mit einem Palmenblattfächer die Fliegen abwehrte. Zwar warnte ihn ein englischer Missionär, der sich inzwischen eingefunden hatte, vor den Eingeborenen und vor den Seeräubern; allein der Häuptling schnitt dieses Gespräch mit der Erklärung ab, Jackson sei sein Manu-Manu oder Vogel, d. h. sein Liebling, der fortan bei ihm wohnen, essen und trinken solle. Auf den Reisen und Lustfahrten, die Jackson mit seinem Herrn machte, mußte er stets dessen geheiligten Sessel, den Lieblingshahn und einen Vogel mit rothem Schnabel auf das Schiff bringen, indem der Häuptling nie ohne diese Gesellschaft reiste. Unterwegs wurde an den meisten Inseln angehalten, und die Eingeborenen mußten Schildkröten, Schweine, Geflügel, saftige Früchte und Yangona herbeischaffen, damit sich ihr Häuptling gütlich thun konnte. Nach dem Essen belustigten Weiber und Mädchen den Häuptling durch Tänze, und dann ging die Reise weiter.

Im Anfang des Jahres 1841 kam ein Abgesandter des Häuptlings Tui Mativata, Namens Bonavidongo, zu Tuithakan, um ihn zum Beistand gegen die Insel Male zu veranlassen. Reiche Geschenke vermochten Tuithakan, mit einer Flotte von 40 Kanoes, die mit 2000 Kriegern bemannt waren, gegen Male aufzubrechen, indem sich ihm unterwegs Tui Mativata mit seinen Kriegern anschloß. Allein der Feind hatte sich in ein Dorf zurückgezogen, das auf einem hohen, zuckerhutförmigen Berge liegt und nur auf einem schmalen Pfade erreicht werden kann, der leicht abzusperren und mit hinabgewälzten Steinen zu vertheidigen ist. Die verbündeten Krieger richteten daher gar nichts aus und hatten nur die Genugthuung, drei feindliche Krieger, die sich übermüthig aus der Festung herauswagten, niederzuschießen und als Beute fortzuschleppen. Als sie nach Monta, dem Sitze Tui Mativata's, zurückgekehrt waren, wurden zuvörderst die feindlichen Leichen mit Zinnober und Ruß bemalt und auf dem Platze vor dem Tempel niedergesetzt. Ein alter Priester hielt hierauf eine Anrede an die Todten, indem er sie verhöhnte und sie zuletzt umwarf, worauf sie in den Tempel geschleift wurden. Während draußen ein lustiges Feuer brannte, zerlegte der Fleischer die Körper und kochte das Fleisch, das dann nach Rang und Verdienst vertheilt wurde. Der Häuptling, der Priester und der Fleischer erhielten die besten Stücke; mancher Vornehme bekam etwa nur $^1/_2$ Kg.

Bald darauf machte Jackson mit Bonavidongo einen Ausflug nach einem Theile der Küste von Vanu Levu, wo man Tribut einforderte. Hier hatte man noch keinen weißen Mann gesehen, und als die Eingeborenen vollends hörten, Jackson komme aus dem Lande, wo man die Flinten verfertige, hielten sie ihn für einen Teufel, der seinen Schweif unter den Beinkleidern verborgen habe. Darum befühlten sie ihn sorgfältig, um zu sehen, ob er aus Fleisch und Knochen bestehe.

Unter den Tributgegenständen befand sich auch ein Haufen Yamswurzeln,

auf dem ein junges, hübsches Mädchen saß, die mit den Yams gekocht und vom großen Häuptling verspeist werden sollte. Jackson beschloß sie zu retten und verlangte sie zum Weibe. Man lachte ihn aus; als er aber Jeden, der sich an dem Mädchen vergreife, niederzuschießen drohte, ließ man ihn gewähren, und er nahm sie mit nach Nateva, wo sie sich immer treu und dankbar gegen ihn bewies. Hier mußte er die schadhaft gewordenen Flinten der Eingeborenen ausbessern, und als er dazu keine Lust mehr hatte, sollte er todtgeschlagen werden. Da sollte ein junges Mädchen an einen abscheulichen Krüppel, den sie durchaus nicht nehmen wollte, verheirathet werden. Jackson versicherte sich der Zustimmung des Mädchens und verlangte sie von den Aeltesten zur Frau. Ueber diese Unverschämtheit geriethen die Aeltesten in Wuth, da das Mädchen die Tochter eines Häuptlings sei und hoch über ihm stehe. Endlich aber sagte man ihm das Mädchen zu, wenn er alle Flinten wieder in Stand setze. Darauf ging Jackson ein und gedachte nun mit zwei Weibern in Nateva zu bleiben. Leider hatte er kurz vorher von einem Schweine, das man im Tempel für die Götter aufgehängt hatte, ein Stück Fleisch losgeschnitten und den Rest in den Wald geworfen, und das plauderte er einst unvorsichtig aus. Wüthend darüber warfen ihn die Eingeborenen durch die Thüre die Treppe hinab. Nun hielt es Jackson für gerathen zu fliehen. Nach dreitägigem Umherirren erreichte er ein kleines, zu Somo-Somo gehöriges Dorf; indessen nur mit großer Mühe vermochte er sich am nächsten Morgen Aufnahme auf einem Kanoe aus Somo-Somo, das den Namen Rama-Rama führte und an der Küste vorbeisegelte, zu verschaffen. Als das Schiff an dem kleinen Eiland Bau anlegen wollte, erschien ein Abgesandter des Königs Thakombau mit dem Befehl an die Ankömmlinge, sich aus Ehrfurcht vor dem König insgesammt das Haar abzuscheren. Bei dem großen Werthe, den die Fidschianer auf den Haarwuchs legen, fügten sie sich dem Befehle nur ungern. Nun kam aber der Häuptling an den Strand, um das Schiff zu besichtigen. Unglücklicher Weise riß beim Niederlassen des Mastes ein Tau, und der Mast erschlug einen Schiffer. Natürlich schrieb man das dem Einfluß böser Geister zu, und Thakombau befahl, sofort zehn Leichen herbeizuschaffen, um sie für die Götter zu kochen. Bald erhielt aber Navindi, der Vertraute des Königs, Befehl, noch mehr Leichen zu liefern, und mit sichtbarem Vergnügen erschlug er noch elf Sklaven, und die Leichen wurden dann unter großem Jubel aufgefressen. Die Gelage dauerten


Navindi, ein Fidschi-Insulaner.

so lange, bis Thakombau seinen Gästen erlaubte, wieder nach Hause zu gehen, und dabei wurden während dieser Festlichkeiten, welche zwei Monate dauerten, außer vielen Menschen täglich 200 Schweine, große Massen Schildkröten und eine unglaubliche Menge Fische, von denen man nur die Augen genoß, verzehrt, während Haufen von Yams und andere Gemüse für Jedermann bereit lagen.

Jackson wurde während dieser Gelage mit dem König näher bekannt und mußte für ihn Bleikugeln gießen. Er führte dies so sehr zur Zufriedenheit des Königs aus, daß er dessen Bruder Revelita nach der Insel Batiki begleiten durfte, woselbst von den tributpflichtigen Eingeborenen Lebensmittel einzutreiben waren. Die Eingeborenen, die in der letzten Zeit wiederholt gebrandschatzt worden waren, erschraken beim Anblick der Kanoes und kochten eiligst Schweine und Yams, die sie, freilich noch halbroh, den Ankömmlingen entgegentrugen. Erzürnt darüber, beschied Revelita sie insgesammt vor sich. Die Armen kamen auf Händen und Füßen herangerutscht. Revelita schnaubte sie wüthend an, warum sie ihm hartes Fleisch gebracht, und verurtheilte sie auf den Rath eines Höflings, zur Strafe Bimssteine zu essen. Sofort mußten die armen Teufel Bimsstein in solcher Masse verzehren, daß sich eine Abnahme dieses Minerales an der Bucht bemerkbar machte.

Auch auf Bau gefiel es Jackson nicht lange. Sein Hang nach Abenteuern trieb ihn weiter, und er gelangte nach mancherlei Irrfahrten nach der Insel Rewa, die von drei Brüdern regiert wurde. Hier fand er es auch nicht besser. Als z. B. die schadhafte Wohnung des einen Häuptlings durch eine neue ersetzt werden sollte, mußte in jedes der für die Grundpfähle gegrabenen Löcher ein Sklave steigen; dieser wurde lebendig mit Erde verschüttet und diente so als Grundlage für das Haus. Aehnlich machte man es beim Stapellauf eines neuen Kriegskanoes, indem man der Meinung ist, daß die so verwendeten Sklaven Haus oder Kanoe über der Erde oder über dem Wasser aufrecht halten. Jackson wohnte einem solchen Stapellauf auf der Insel Kantemu bei. Man fällte große Bäume, zerschnitt sie in Klötze und band zwischen je zwei derselben einen Sklaven so fest, daß dieser sich nicht bewegen konnte. Nach diesen Vorbereitungen legte man die Unglücklichen in gleichen Abständen auf den Weg und begann unter dem schauderhaftesten Kriegsgeheul das schwere Doppelkanoe über sie weg zu schieben. Das Schmerzensgeschrei der Unglücklichen übertönte noch das Kriegsgeheul der Eingeborenen. Als Alles vorüber war, lagen vierzig zermalmte Körper da, die später gefressen wurden.

Nach diesen Erlebnissen verließ Jackson die Fidschi-Insel.

Sehen wir uns nun die Menschen, die wir von so unerfreulicher Seite kennen gelernt haben, genauer an, so finden wir, daß die Fidschianer gar kein übler Schlag von Wilden sind. Die meisten haben ein längliches Gesicht, großen Mund, gute Zähne, stechende schwarze Augen und schön geformte Nase; insbesondere sind die Häuptlinge groß, wohlgebaut und von so stark entwickelter Muskulatur, daß nach Pickerings Versicherung das Bein eines dieser Wilden so dick wie das von drei amerikanischen Matrosen war. Die Hautfarbe ist dunkel, aber nicht schwarz. Sie zeichnen sich durch eigenthümliche Härte und Rauhheit der Haut, durch Dichtigkeit des Bartwuchses, durch ihren stark

behaarten Körper und durch ihr starkes, steifes, drathähnliches Haar aus, auf das sie ganz besondere Sorgfalt verwenden. Zählt doch jeder Häuptling je nach Rang und Vermögen 2—12 Haarkünstler zu seinem Haushalt, die keine andere Arbeit verrichten, ja, nicht einmal ihre eigenen Speisen zum Munde führen dürfen, um nicht ihre Hände zu verunreinigen. Das Frisiren eines vornehmen Stutzers nimmt täglich mehrere Stunden in Anspruch. Erst wird der Kopf mit Oel eingerieben, das mit schwarzer Kohle vermischt ist, dann ergreift der Haarkünstler die Haarnadel, eine lange schmale Ruthe aus Schildpatt, und zupft damit fast an jedem einzelnen Haar, so daß es sich kräuselt und aufrecht steht, bis endlich das Ganze eine ungeheuere Perücke bildet, die bisweilen $1\frac{1}{2}$ m. im Umfang mißt. Darauf wird ein Stück vom feinsten weißen Tapatuch, so leicht und luftig wie Musselin, in losen Falten um die buschige Frisur gewunden, um sie gegen Thau und Staub zu schützen. Diese turbanartige Kopfbedeckung, Sala genannt, tragen blos die Häuptlinge; der gemeine Mann, Kai-si, wäre dem Tode verfallen, wenn er sie trüge. Gewöhnlich steckt im Sala eine lange Schildpattnadel, die zum Kratzen des Kopfes dient, denn kein Kamm vermöchte den ungeheuern Haarwulst zu durchdringen, in welchen sich das Ungeziefer nach Herzenslust vermehrt. Die Jagd nach dem Ungeziefer wird daher in den Freistunden um so eifriger betrieben, als ein Drittel der Beute dem Jäger zufällt; dagegen steht das Jagdrecht auf den Köpfen der Kinder nur den Eltern zu. Uebrigens ist der Haarwulst gewissermaßen eine Schutzwehr für den Kopf, indem er die Wirkung eines Keulenschlages wesentlich abschwächt.

Wie auf das Haar, so wird auch auf Verschönerung des Gesichtes große Sorgfalt verwendet. Bisweilen färbt man das Gesicht mit Ausnahme der Nase, die schwarz bleibt, scharlachroth, dann wiederum theilt man es in viereckige Felder ab, die man roth und schwarz oder schwarz, weiß und roth bemalt; Mancher färbt die eine Seite des Gesichtes schwarz, die andere weiß, während ein Stutzer gelegentlich mit schwarzem Gesicht, weißer Nase, mit Augen, deren jedes mit einem scharlachrothen Ringe ummalt ist, und mit einer Stirn, die einen weißen Halbmond zeigt, erscheint. Die Weiber wenden die Farben nicht so verschwenderisch an, wie die Männer, und machen auch mit dem Kopfhaar nicht so viel Umstände. Sie begnügen sich, es auszukämmen, so daß es auf beiden Seiten möglichst weit vorsteht, oder flechten es in eine Reihe Locken, die nach Belieben den Kopf hinab hängen. Dagegen kommt das Tätowiren bei ihnen allein vor. Sind sie jung, so tätowiren sie die Finger mit Linien und Sternen, damit sie zierlich aussehen, wenn sie dem Häuptling Speise vorsetzen; sind sie Mütter geworden, so fügen sie einen blauen Fleck an jedem Mundwinkel hinzu. Das Verfahren beim Tätowiren ist schmerzhaft, indem sie das Muster durch Stiche mit einem scharfzahnigen Instrumente herstellen.

Als weitere Verschönerungsmittel tragen die Fidschianer in den Ohren ungeheuer große Schmucksachen, deren manche das Ohrläppchen dermaßen ausdehnen, daß man beide Fäuste in das Loch stecken kann. Sie tragen auch Schmuck auf der Brust und Halsbänder, an denen oft die am wenigsten zusammen passenden Gegenstände, Perlen, Muschelstücke, Hundezähne, Fledermausflügel u. dgl. an einander gereiht sind.

Außer dem Sala tragen die Männer als Kleidung nur den Seavo oder weißen Leibgürtel aus Tapatuch, der gewöhnlich 6 bis 9 m., bei reichen Leuten sogar fast 90 m. lang ist und im letzteren Falle aus sehr feinem Stoffe besteht. Man legt den Gurt einfach dadurch an, daß man das Tuch um die Lenden schlingt, dann zwischen den Beinen hindurchzieht und durch den Gürtel steckt, so daß es vorn etwa bis an die Kniee reicht, hinten möglichst lang hinabfällt, bei einem reichen Manne oft in einer Länge von 30 und mehr Meter wie eine gewaltige Schleppe, die nachgetragen werden muß.

Frauen dürfen Tapatuch nicht tragen; ihre Bekleidung beschränkt sich auf den Liku, einen Gürtel mit Fransen, welche aus dem Baste des Hibiscus (H. tiliaceus) zierlich geflochten und roth oder tief schwarz gefärbt werden.



Haartracht der Botschafter.

Bei unverheiratheten Weibern sind die Fransen blos 8 cm. lang; verheirathet tragen sie zum Zeichen ihres ehelichen Standes einen Liku mit Fransen, die halbwegs bis an die Kniee hinabreichen und den ganzen Leib umziehen, bei denen aber, welche Mutter geworden sind, mindestens bis auf die Kniee hinabfallen.

Als Waffen bedienen sich die Fidschi-Insulaner der Keule, der Axt, des Bogens, der Schleuder und des Wurfspießes. Mit der Schleuder werfen sie Steine von ansehnlichem Gewicht, ja es ist vorgekommen, daß ein geschleuderter Stein einen Flintenlauf traf und ihn so verbog, wie eine Musketenkugel. Die größte Sorgfalt verwenden sie auf die Keulen. Diese sind bisweilen ganz gerade wie dicke Knüttel, bisweilen gebogen. Die Keulen, die in einen Knorren auslaufen, sind von unendlicher Mannichfaltigkeit. Manche sind so flach und

breit, daß sie wie Ruder aussehen; andere so groß, daß ein kräftiger Mann alle Kraft aufbieten muß, um sie zu schwingen; wieder andere so kurz, daß man sie im Gürtel tragen und zum Werfen benutzen kann. Gewöhnlich sind die Keulen mit Schnitzwerk außerordentlich reich verziert.

Gleich mannichfaltig sind die Speere. Sie sind in der Regel 5 m. lang und mit einer Reihe Widerhaken versehen, die theils aus dem Schwanzknochen des Stachelrochen (Raja clavata), theils aus Holz gemacht sind, welches die Eigenschaft hat, anzuschwellen, wenn es feucht wird, und in der Wunde zu bersten, so daß man es nicht herausziehen kann.



Fidschi-Insulaner mit bemalten Gesichtern.

Manche Speere laufen in mehrere Spitzen aus, die über eine Elle lang sind. Diese Spitzen werden aus verschiedenen Stücken Holz gemacht, geschickt in den Schaft des Speeres eingesetzt und mit Schnuren befestigt. Aehnliche Spieße mit mehreren Spitzen, deren jede mit Widerhaken versehen ist, dienen blos zum Fischen.

Trotz dieser schönen Waffen sind die Fidschianer ausgemachte Memmen. Wollen zwei Häuptlinge einander bekriegen, so beschicken sie einander mit Herolden, entbieten ihre Mannschaften und bringen den Göttern Gaben dar, die größtentheils in Walfischzähnen und Lebensmitteln bestehen. Mancher unabhängige Häuptling benutzt eine solche Gelegenheit, um sich zu bereichern; er läßt sich von beiden Seiten reich beschenken und hilft dann keinem Theile.

Auf dem Marsche wird die Streitmacht wiederholt gemustert. Eine solche

Heerschau verleiht dem Kriege einen ganz besonderen Reiz, insofern sie Gelegenheit bietet, ohne alle Gefahr recht groß zu thun. Da kommt ein Krieger nach dem andern zum Häuptling gestürzt, schwingt wild seine Lanze und brüstet sich mit seinen nächsten Großthaten. Alle Krieger sind auf das Beste zugestutzt, am Leibe mit schwarzem Puder bestrichen und im Gesicht so schauderhaft bemalt, wie es nur ein Fidschianer fertig bringt.

Der Häuptling macht sich bisweilen über die Prahlereien seiner Leute lustig und giebt zu verstehen, daß sie eher davonlaufen, als fechten werden; das geschieht aber nur, um sie mehr anzufeuern. Manchmal vermißt sich wol ein Krieger in seinem kriegerischen Feuer hoch und theuer, er werde den feindlichen Häuptling erschlagen, sein Fleisch fressen und aus seinem Schädel einen Trinkbecher machen; aber das ist eine gefährliche Prahlerei: der feindliche Häuptling hört es und verspricht Demjenigen eine reiche Belohnung, der den Großsprecher lebendig fängt. Wird er gefangen, so ist sein Loos entschieden. Man bindet ihm die Hände auf den Rücken, befestigt quer über seine Schultern ein großes Bündel dürrer Kokosnußblätter, zündet sie an, und der Unglückliche rennt, von Qualen gefoltert, unter dem Lachen und Jauchzen der Zuschauer wild umher, bis er todt zusammenbricht.

Der angegriffene Theil zieht sich in der Regel in einen festen Platz zurück, der schwer zugänglich und so verschanzt ist, daß 2—3 Mann ihn gegen 1000 Mann halten können. Der einzige Zugang führt über dichtes, verwachsenes Gestrüpp und endet am Rande eines Abhanges. Der Eingang zum Fort ist vorn am Abhang mehrere Meter vom Ende des Fußsteiges, und dahin ist nur zu gelangen, wenn man an dem senkrechten Felsen mittels kleiner Löcher, in die man die Zehen und die Finger steckt, hineinkriecht. Finden die Eingeborenen keinen Platz von solcher natürlichen Stärke, so vertheidigen sie den Zugang durch eine Reihe von Umzäumungen, die einen schmalen Weg sperren, der an den Seiten mit Löchern versehen ist, durch die man Speere werfen und Pfeile schießen kann. Selbst wenn der Feind zwei Umzäunungen erstürmt, muß er noch immer Spießruthen laufen, um an das dritte zu gelangen. Zu den Außenwerken verwendet man gern dornige Bäume, vor deren Stacheln die nackten Eingeborenen große Scheu haben.

Aber die Eingeborenen denken gar nicht daran, das Fort, dessen Stärke sie kennen, anzugreifen; sie suchen beim Vorrücken überall Deckung, brüllen, verhöhnen den Feind und fordern ihn auf, zum Kampf herauszukommen. Bisweilen entsprechen die Belagerten der Herausforderung, indem einige Krieger aus dem Fort kommen und sich je einen Gegner aussuchen; oft aber geschieht es, daß die Angreifer, sobald die Belagerten der Herausforderung entsprechen, schleunigst das Weite suchen, indem der Fidschianer lieber den Feind verstohlen von hinten niederschlägt, als ihm im offenen Kampfe entgegentritt.

Wird ein Fort genommen, so erfolgt eine schauderhafte Metzelei; die Meisten werden erschlagen, die Uebrigen aufgespart, um zu Tode gepeinigt zu werden. Am liebsten betäubt man den Gefangenen durch einen Keulenschlag und wirft ihn dann in den glühenden Ofen, damit er wieder zum Bewußtsein kommt. Den Todeskampf des Unglücklichen begrüßen die entzückten Zuschauer

mit Gelächter und mit Jauchzen. Andere werden, gebunden an Händen und Füßen, den Söhnen der Häuptlinge überlassen, damit sie sich in der Kunst des Marterns ausbilden können.

Da die Kriegszüge gewöhnlich auf Kanoes unternommen werden, so sieht man die Krieger schon aus weiter Ferne auf der Rückkehr, und alles Volk versammelt sich am Strande, um die siegreichen Kämpen zu bewillkommnen, indem die Weiber tanzen und zu Ehren der Sieger Triumphgesänge anstimmen. Dann folgt ein entsetzliches Schauspiel, das sich kaum beschreiben läßt, indem die todten Feinde in die Tempel geschafft, dann in den glühenden Oefen gekocht werden und mehrere Tage lang grenzenlose Zügellosigkeit herrscht.



Waffen, Geräthe u. dgl. der Fidschi-Insulaner.

a Tabuzeichen. b Keulen. c Speere. d Fächer. e Weibergürtel (Liku). f Geräthe. g musikalische Instrumente.

Wer einen feindlichen Krieger getödtet hat, der erhält einen Ehrennamen, und wenn der Erschlagene ein Häuptling ist, dessen Namen. Diese Namensbeilegung findet, wenn ein Mann von Rang in Frage steht, unter großen Feierlichkeiten statt. Der König und die leitenden Männer haben sich auf dem öffentlichen Platze niedergelassen; vor ihnen werden 14 Matten ausgebreitet und darauf ein Ballen Tuch und zwei Walfischzähne gelegt. Daneben liegt eine Segelmatte und darauf mehrere Mannskleider. Nun tritt der Gefeierte auf, in der einen Hand eine große Keule, in der andern ein gewöhnliches Rohr, während er den Seavo lang hinter sich herschleppt. Sowie er die Matten

betritt, nimmt ihm ein alter Mann das Rohr aus der Hand und läßt es durch einen Jüngling sorgfältig im Tempel des Kriegsgottes aufbewahren. Jetzt heißt der König den jungen Helden auf den Tuchballen treten, und inzwischen bringen Frauen auf Schalen Curcuma (eine zum Färben dienende Wurzel der C. longa)), die mit Oel abgekocht ist, stellen Alles vor den Jüngling hin und ziehen sich mit Gesang zurück. Dann nimmt ihm der König den Seavo ab, ein Diener legt ihm einen viel größern an, und der Adjutant des Königs salbt den Helden von Kopf zu Fuß mit dem farbigen Oel. Ist die Feierlichkeit so weit gediehen, so tauschen viele der Zuschauer ihre Keulen und andere Waffen mit dem Helden aus, indem sie glauben, daß die Waffen, wenn sie ein solcher Krieger in der Hand gehabt, eine besondere Kraft erhalten. Endlich schreitet der König, gefolgt von den Alten, dem Helden und zwei Muschelbläsern, nach dem Strande hin, woselbst der Held bis an den Rand des Wassers geht und dann zurückkehrt, während der König und sein Gefolge je einen Stein ins Wasser werfen. Unter dem Schmettern der Muscheltrompeten und dem Jubelgeschrei der Männer kehrt die ganze Gesellschaft in das Dorf zurück.

Der Sitte gemäß muß eine Hütte gebaut werden, in welcher der Gesalbte mit seinen Genossen sich drei Nächte aufzuhalten hat, nur daß er sich nicht niederlegen darf, sondern sitzend schlafen muß; er darf auch während dieser Zeit den Seavo nicht ablegen, noch die Salbe entfernen, noch ein Haus betreten, in welchem sich ein Weib befindet.

Ueberhaupt wird die Etikette bei den Fidschianern aufs Höchste getrieben. Begegnen z. B. zwei Männer, die beide ihre Keulen auf der Schulter haben, einander auf einem Fußwege, so läßt ein Jeder, sowie sie einander näher kommen, die Keule bis zum Knie hinabsinken zum Zeichen, daß sie im Frieden sind; die Keule auf der Schulter behalten, würde einer Herausforderung zum Kampfe gleichkommen. Die Ehrfurcht gegen den Häuptling ist die Achse, um die sich die ganze Etikette dreht, dergestalt, daß man vom Kopfe, von den Gliedmaßen, von dem Anzuge des Häuptlings nicht in der gewöhnlichen Sprache, sondern nur in Umschreibungen und Hyperbeln sprechen und das Puma, einen ehrfurchtsvollen Gruß des Niederen gegen den Höheren, nicht zur unrechten Zeit oder am unrechten Orte gebrauchen darf. So darf man nicht Tama sagen am Schluß des Tages, oder wenn der Häuptling einen Segelmacher bei der Arbeit überwacht, wenn man sich nicht einer Beleidigung schuldig machen will. An einem Höherstehenden auf der falschen Seite vorbeigehen, das ist ein großer Verstoß; wer aber hinter einem Häuptling hergehen wollte, dem würde sofort der Schädel eingeschlagen werden. Der Grund davon ist freilich sehr einleuchtend. Die Fidschianer sindhei mtückisch und suchen am liebsten Jemandem heimlich von hinten beizukommen. Wer daher hinter einem Vorgesetzten hergeht, bei dem setzt man meuchlerische Absichten voraus. Begegnet Jemand einem Häuptling, so tritt er vom Wege zurück, legt seine Keule weg und kauert nieder, bis der große Mann vorbei ist; stehen die beiden einander Begegnenden im Range so ziemlich gleich, so tritt der Geringere einfach auf die Seite, beugt sich ein wenig und reibt mit der rechten Hand den linken Arm oder zwickt seinen Bart oder blickt starr zu Boden. Mag man dem Häuptlinge Etwas geben, ihn

oder sein Kleid berühren, von ihm Etwas erhalten oder ein gnädiges Wort zu hören bekommen: Alles muß man mit einem leichten Klatschen in die Hände begleiten. Aber in Gegenwart des Häuptlings darf man nicht stehen, und wenn man ihn anredet, muß man knieen; geht er dann weiter, so muß man ihm nachrutschen oder kauernd nachfolgen.

Bisweilen freilich wird die Etikette auch bis zur Lächerlichkeit gehandhabt. Wenn z. B. ein Mann von Rang fällt oder sich recht linkisch benimmt, so müssen alle Geringeren genau dasselbe thun.

Ebenso ängstlich wird die Etikette bei Besuchen und beim Abschiednehmen beobachtet. Geht der Besuch nach Hause, so ist genau bestimmt, wie weit der Gastfreund ihn begleiten darf; ist er zu Wasser gekommen, so muß ihm der Gastfreund mit einigen seiner Leute an Bord folgen und ihn eine gewisse Strecke weit begleiten, worauf sie insgesammt ins Wasser springen und ans Ufer zurückschwimmen.

Unter dem eisernen Joch der Etikette stehen auch die Häuptlinge. Selbst auf ihrem eignen Gebiet, wo sie über Mann und Weib unumschränkt herrschen, würden sie bei einem Gastmahl nicht wagen, einen Bissen zu kosten, ehe er ihnen gereicht wird: sie würden sonst ihr Leben gefährden. Einst wollte ein junger Häuptling mit seinem Schwiegervater zusammen speisen, und ein gebratener Leguan (Iguana nudicollis), eine Eidechse mit einem langen, dünnen Schwanze, war vorgerichtet. An dem Leguan vorbeigehend brach der junge Mann unversehens die Spitze des Schwanzes ab, der natürlich durch das Braten sehr bröckelig geworden war. Das wurde für eine so grobe Beleidigung angesehen, daß der junge Mann dafür mit dem Leben büßte.

In ihrem ganzen Umfang zeigt sich aber die Etikette, wenn ein König oder ein angesehener Häuptling ein großes Gastmahl giebt. Schon Monate vorher hat man das Fest im Auge, pflanzt Gemüse dafür an und schlachtet weder ein Schwein, noch sammelt man Früchte ein, damit es nicht an dem erforderlichen Mundvorrath fehlt. Mehrere Tage vor dem Feste trifft man die letzten Vorbereitungen. Boten eilen zu allen benachbarten Stämmen, die Schildkrötenfischer machen ihre Netze zurecht und stechen in See, Yams- und andere Wurzeln werden ausgegraben, die Oefen vorgerichtet und Feuerholz geschlagen. Die Oefen bestehen blos in großen Gruben, $3\frac{1}{2}$ m. tief, 5 m. im Durchmesser, und fassen je eine Anzahl Schweine, Schildkröten und ungeheure Massen von Gemüse.

Das Kochen ist sehr einfach. Man macht erst in der Grube ein leichtes Feuer an, füllt sie dann mit Brennholz aus und legt, wenn das Holz in Brand ist, große Steine darauf. Ist das Holz verbrannt, so legt man die Schweine, Schildkröten und Früchte auf die heißen Steine, deren man auch einige den Thieren in den Leib steckt, damit sie ganz durchbraten, füllt die Grube mit Zweigen und Blättern und wirft darüber eine dicke Schicht Erde. Sobald der Rauch durch die Erdschicht dringt, kann man Alles als gut gebraten ansehen.

Drei oder vier Tage vor dem Feste ist alles Volk auf den Beinen. Sie sind stolz auf die Freigebigkeit ihres Häuptlings, und Jeder bringt so viele Schweine, Schildkröten, Yams und andere Lebensmittel herbei, als er auf-

treiben kann. Alles ist mit den Vorbereitungen zum Fest beschäftigt, und der König leitet das Ganze. Bei dieser Gelegenheit läßt man auch die Vorurtheile gegen die Kochkunst fallen, die sonst nur von Sklaven getrieben wird; Jeder, selbst der König hilft beim Kochen. Ist Alles gut gebraten, so leert man die Oefen, legt zunächst eine Schicht Kokosnußblätter auf die Erde, darüber eine Lage Kokosnüsse und schichtet dann darüber erst Yams und Kartoffeln, dann Puddings und endlich mehrere Schweine, aber Alles in besonderen Haufen, auf.



Fest auf den Fidschi-Inseln.

Man schafft solche Massen Lebensmittel zusammen, daß einst bei einem Feste 200 Männer sechs Wochen lang mit dem Aufschichten derselben beschäftigt waren, indem die sechs Haufen, die man aufgethürmt hatte, ungefähr 50 Tonnen gebratene Yams und Kartoffeln, 15 Tonnen Pudding, 70 Schildkröten und 200 Tonnen rohe Yams u. dgl. enthielten. Ein einziger Pudding hatte 7 m. im Umfang.

Wenn Alles fertig ist, so beginnt die Vertheilung nach der strengsten Etikette. Die verschiedenen Stämme und ihre Häuptlinge lassen sich auf dem Festplatze nieder; der Tui-rara oder Ceremonienmeister leitet die Vertheilung und

bestimmt die Größe der Theile nach der Wichtigkeit des Stammes. Er ruft einen Stamm nach dem andern auf. Bei seinem Namensaufruf stattet jeder Stamm seinen Dank ab und entsendet eine Anzahl junger Männer, um die Speisen zu holen. So geht es fort, bis Alles vertheilt ist. Die Männer verzehren dann ihre Speisen im Freien und schicken den Weibern ihren Antheil nach Hause, damit auch diese nicht leer ausgehen.

Das Essen besteht natürlich aus weit mehr Gerichten, als nach Obigem anzunehmen wäre. Es werden eine Menge Fische aufgetragen, und fast jedes eßbare Geschöpf, das sich auf den Riffen findet, verschiedene Arten Brot, Schildkröten- und andere Suppen kommen zur Verspeisung.

Die Pflicht der Unterthanen, ihr Oberhaupt dermaßen mit Lebensmitteln zu versorgen, folgt aus der eigenthümlichen gesellschaftlichen Verfassung des Landes, die einen ganz feudalen Anstrich hat. Die Häuptlinge großer Gebiete gelten für Könige, unter denen eine Anzahl anderer Häuptlinge stehen, die jenen tributpflichtig sind und ihnen im Kriege Mannschaft und Waffen liefern müssen. Nach Williams bestehen unter den Fidschianern sechs Stände: die Könige, die Häuptlinge großer Inseln oder Bezirke, die Häuptlinge der Ortschaften, die Priester oder die Mata-ni-vanuas oder Adjutanten großer Häuptlinge, die Vorsteher gewisser Berufsarten, z. B. die Kanoebauer, die übrige Bevölkerung und endlich die Sklaven, die immer Kriegsgefangene sind. Den Häuptlingen steht aber eine sonderbare Einrichtung im Wege, die Vasu oder Neffen, deren es drei Arten, die Vasu-tankei, die Vasu-levu und die gewöhnlichen Vasu, giebt; nur die ersteren beiden sind bevorrechtet, weil sie stets von einem Häuptling erster Klasse und von einer Mutter hohen Ranges abstammen. Ein solcher Vasu kann einem Eingeborenen aus dem Lande seiner Mutter Alles nehmen, was ihm beliebt, nur nicht die Weiber, die Wohnung oder Häuptlingsland. Selbst ein König, wie mächtig er auch sein mag, hat an seinem Neffen einen Mann, der seine Vorrechte im vollsten Umfang ausübt und ihm nimmt, was ihm gefällt. Einst hatte ein betriebsamer Onkel ein Kanoe gebaut, auf dem er kaum ein halbes Dutzend Fahrten gemacht hatte, da besteigt eines schönen Tages der Neffe das Schiff, und alsbald verkündigt der Schall seiner Muscheltrompete, daß das Kanoe seinen Herrn gewechselt hat.

Bisweilen wird der Vasu vom Häuptling abgesendet, um die Steuern einzutreiben; doch dann muß er genau abliefern. Aber da ist es nicht wie in Europa, vielmehr sind die Fidschianer stolz auf das Steuerzahlen, und der Steuertag ist ein hohes Fest, das der König ansetzt. An diesem Tage versammelt sich das Volk massenhaft mit seinen Gaben: Walfischzähnen, Rohren, Frauenanzügen, Schmucksachen u. dgl., und überreichen sie der Reihe nach dem Könige. Jeder ist auf das Beste aufgeputzt, im höchsten Kunststile bemalt und mit einem Haarputz nach der neuesten Mode geziert. Mit Gesang und Tanz naht man sich dem Könige, legt die Gaben vor ihm nieder und kehrt zum Schmause zurück. Besonders belebt ist das Schauspiel, wenn ein werthvoller Gegenstand, etwa ein großes Kriegskanoe, als Theil des Tributes überbracht wird. Da erscheint eine Kanoeflotte mit Hunderten von Leuten und mit großen Massen von Gaben an der Küste und wird gastlich empfangen. Der König

sitzt auf einer großen Matte; der Häuptling der Tributpflichtigen, begleitet von seinen Leuten, welche die Gaben feierlichst darbringen, nähert sich ihm und trägt in den Falten seines Seavo einen Walfischzahn als Sinnbild des Kanoes, das überbracht werden soll. Mit den vorschriftsmäßigen Geberden dem König näher gekommen, kniet er vor ihm nieder und überweist ihm zunächst alle vor ihm niedergelegten Gaben, überreicht ihm dann den Walfischzahn und hält eine angemessene Rede, worin er das Glück hervorhebt, dessen sich Alle unter der Herrschaft des Königs erfreuen, und die Hoffnung ausdrückt, es werde ihnen vergönnt sein zu leben, um Kanoes für ihn zu bauen. Bei Empfang des Zahnes ertheilt der König gnädigst die Erlaubniß zu leben, worauf alle Anwesenden in die Hände klatschen und jauchzen.

Die Steuern bestehen aber nicht blos in Gaben, sondern auch in Diensten, zu welchem Behuf der Tributpflichtige dem Könige wochenlang Leute zur Verfügung zu stellen hat. Sie arbeiten auf dem Felde, decken Häuser, helfen beim Kanoebau, gehen fischen, erhalten nach Ablauf der bedungenen Zeit ein Geschenk und kehren nach Hause zurück.

Kommt es dem Könige in den Sinn, die Steuern selbst einzutreiben, so ist das übrigens eine große Last für Diejenigen, die er mit seinem Besuche beehrt. Er erscheint dann mit 20—30 Kanoes, die vielleicht 1000 Mann tragen, und diese müssen insgesammt von dem Häuptling, den er besucht, gefüttert werden. Er macht freilich beim Abschied ein Geschenk, das aber zu dem gehabten Aufwand ganz außer Verhältniß steht.

Es giebt kein herrenloses Land, aber auch keinen persönlichen Grundbesitz. Das Eigenthumsrecht an den einzelnen Grundstücken haftet an der Familie; Träger und Vertreter dieses Rechts ist das Haupt der Familie; doch ist dieses Haupt eben so wenig alleiniger Eigenthümer als die einzelnen Mitglieder der Familie. Letztere haben am Gemeinlande der Familie nur das Nutzungsrecht, aber zugleich die Pflicht, das Familienhaupt zu ernähren. Ebenso ist auch der Häuptling eines Stammes nicht nur Träger des Eigenthumsrechts an dem seiner Familie gehörigen Grund und Boden, sondern er steht auch, in seiner Eigenschaft als Haupt der großen Stammfamilie, zu den einzelnen Familien des Stammes in demselben Verhältniß, wie jedes Haupt einer Familie zu den einzelnen Gliedern desselben, und ist Träger des Eigenthumsrechtes am Stammlande, das allen Familien gemeinsam zukommt.

Daher haben die Familien eines Stammes den Häuptling zu unterhalten, im Kriege ihm Kriegsdienste zu leisten, im Frieden ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Auf diese Weise hat der ganze Stamm ein Gesammtinteresse an den Ländereien der Familien, und die Veräußerung von Land kann nur durch einen Gesammtakt des ganzen Stammes, durch den Häuptling und die Familienhäupter, Rechtsgiltigkeit erlangen. Daher kommt es, daß der Eingeborene, der an einen Europäer ein Stück Land verkauft, gar nicht an eine vollständige Veräußerung denkt, vielmehr, wenn der Käufer einen Theil des Landes unbenutzt läßt, ohne Weiteres ein Haus darauf baut und es bestellt wie vorher. Daher kommt es auch, daß der Fidschianer sich gewissermaßen als an die Scholle gebunden betrachtet. Verkauft er ein Stück Land, so wird es zwischen dem Käu-

fer und ihm als selbstverständlich angesehen, daß er allein das Recht hat, dort zu arbeiten, und daß der Käufer keinen Andern zur Bestellung des Landes oder zum Hausbau verwenden darf. Der Europäer, der das weiß, verkommt dabei ganz gut; wer es aber nicht weiß, hat Ungelegenheiten.



Ein tributpflichtiger Stamm überreicht ein Kanoe.

So ging es einst einem Missionär, der unter Zustimmung des Häuptlings und der betreffenden Familienglieder ein Stück Land gekauft hatte. Diese rechneten natürlich darauf, daß sie den Boden zu bearbeiten und das Haus zu bauen haben würden; aber der Missionär, der diese Sitte nicht kannte, nahm seine

eigenen Leute dazu. Da plötzlich sah er sich von bewaffneten Wilden umringt, die ihre Keulen und Speere schwangen und ihn so in Schrecken setzten, daß er sich auf sein Boot zurückzog und sich aus dem Staube machte. Die Eingeborenen wollten aber nur ihre Rechte behaupten.

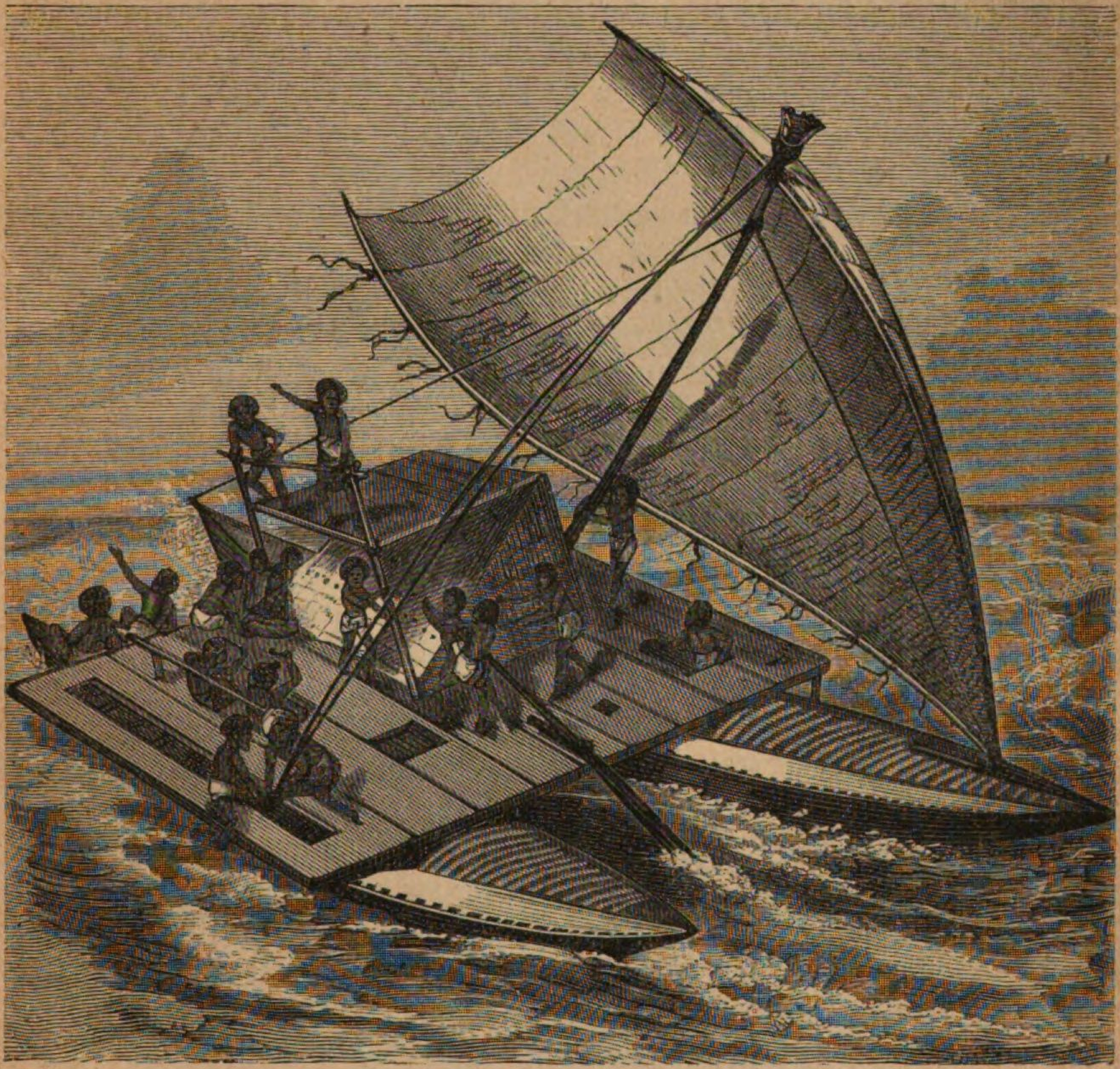
Da wir oben unter den Ständen der Handwerke gedacht haben, so gehen wir hier gleich auf einige näher ein. Die Fidschianer sind zunächst vortreffliche Töpfer; diese bilden eine besondere Kaste und liefern Thonwaaren, die sich den gröbern europäischen Sorten ebenbürtig an die Seite stellen lassen, was bei der Einfachheit ihrer Werkzeuge nur um so mehr zu bewundern ist. Sie verwenden einen rothen oder blauen Thon, der mit Sand vermischt wird. Ihre Werkzeuge bestehen aus einem flachen, ringförmigen Stein, zwei hölzernen Schabern, einem runden Steine, den sie gegen die innere Seite des Gefäßes halten, und einem scharfen Stabe; Drehscheiben haben sie nicht. Trotzdem wissen sie ihren Gefäßen sehr zierliche Formen zu geben, ja sie machen Krüge von der Größe eines Oxhoftes, die zum schnellen Füllen und Entleeren mit vier Oeffnungen versehen sind. Bemerkenswerth sind die Doppelgefäße, die außer an dem Punkte, wo sie zusammentreffen, auch noch durch bogige Henkel verbunden sind.

Sobald die Gefäße gehörig geformt und die zum Schmuck dienenden Muster mit dem scharfen Stabe darauf angebracht sind, werden sie auf der Erde dicht neben einander gestellt, aber ohne daß sie einander berühren, und mit dürren Blättern, Gras, Rohr u. dgl. bedeckt. Diese Hülle wird dann angezündet, und wenn sie verbrannt ist, hält man den Brand des Geschirres für vollendet. Die Gefäße, die glasirt werden sollen, werden, während sie heiß sind, mit einer Art Harz gerieben.

Im Schiffsbau leisten die Fidschianer ebenfalls Vorzügliches, und ihre Kanoes sind die besten der ganzen Südsee. Gewöhnlich bauen sie Doppelkanoes, die bisweilen 33 m. lang sind. Die beiden Kanoes sind von verschiedener Größe und durch Balken verbunden, auf denen eine etwa 5 m. breite breterne Decke ruht, die gegen 1 m. über die Seiten hinausragt. Das Hauptboot ist an beiden Enden etwa 7 m. weit überdeckt, um das Eindringen der Spritzwellen zu verhindern, und in das Deck sind Luken eingeschnitten, durch die man in den etwa $2^1/_4$ m. langen Schiffsraum gelangen kann. Auf dem Deck ist eine kleine Ueberdachung angebracht, um die Mannschaft vor dem Regen zu schützen, und darüber erhebt sich noch eine Platte, auf welcher der Kapitän steht, so daß er von diesem erhöhten Stande seine Befehle ertheilen und insbesondere auch den Lauf der Schildkröte verfolgen kann, wenn sie etwa auf der Jagd darnach begriffen sind. Der kurze Mast geht in einem Zapfen und kann beliebig nach jedem Ende des Fahrzeuges gesenkt werden.

Geht das Kanoe unter Segel, so wird die Segelstange bis zur Mastspitze aufgezogen und letztere geneigt, so daß der Mast, die Segelstange und das Deck ein Dreieck bilden, worauf die Taue festgebunden werden. Will das Fahrzeug wenden, so wird der Mast nach der andern Seite gesenkt, so daß der Stern zum Bug wird und Tau und Segel ihre Plätze wechseln, und das Schiff geht nun in der entgegengesetzten Richtung. Das Steuerruder ist sehr groß, etwa 7 m. lang, und davon kommen auf das Blatt, das etwa 30 cm. breit ist,

$2\frac{1}{2}$ m. Es ist sehr schwer zu regieren, und bei Sturm sind mehrere Leute erforderlich, um es zu handhaben. Man läßt daher regelmäßige Ablösung eintreten; trotzdem haben die Leute große Noth, das Schiff in seinem Strich zu halten, und können sicher auf derbe Seitenhiebe rechnen, die ihnen der Griff des Steuerruders versetzt. Bei einem plötzlichen Windstoß oder einer starken Welle schlägt das Steuerruder mit solcher Gewalt seitwärts, daß der Griff einen Mann in die Seite treffen und tödten kann. Aber bei günstigem Wind segelt ein solches Doppelkanoe mit außerordentlicher Schnelligkeit.



Kanoe der Fidschi-Insulaner im Sturm.

Die Kanoebauer bilden ebenfalls eine besondere Klasse mit einem Häuptling, der stets durch Geschick in seinem Fache hervorragt.

Allein trotz ihrer vortrefflichen Schiffe sind die Fidschianer keine kühnen Seefahrer; sie gehen nicht über ihre eigene Inselgruppe hinaus. Williams kannte einen alten Mann, der einmal ein gutes Geschäft durch eine Fahrt nach Westen machen wollte, indem er sein Kanoe hauptsächlich mit Topfwaaren belud. Nach einer Fahrt von zwei bis drei Tagen wurde ihm Angst und er eilte, daß er nach Hause kam. Aber wegen ihres Geschickes im Kanoebau

treiben die Fidschianer einen lebhaften Handel mit andern Inseln, die sie nicht nur mit Kanoes, sondern auch mit Mastbäumen, Segeln u. dgl. versorgen, wofür sie Walfischzähne, Muscheln, Waffen und sonstigen Bedarf eintauschen.

Die Fidschianer sind auch erfahrene Fischer und bedienen sich bei diesem Geschäft der Netze, Haken und Reusen. An einigen Plätzen ist ein eigenthümliches Netz, Rau genannt, in Gebrauch. Man befestigt an die langen, geschmeidigen Stengel einer Schlingpflanze eine Masse geschlitzter Kokosnußblätter und bildet dadurch eine Franse von beträchtlicher Breite und sehr großer Länge; mißt doch ein solches Rau bisweilen an 3400 m. von einem Ende zum andern. Gehen sie fischen, so werfen sie das Rau aus und binden die Enden an Kanoes die es gerade ziehen; dann steuern sie nach einer kleinen Bai, die sie durch das Rau absperren können, und fangen alle Fische, sowie sonstige eßbare Seethiere mit kleinen Netzen oder Speeren.

Hauptsächlich gebrauchen sie das Netz beim Schildkrötenfang. Die Fischer versehen sich dabei mit Netzen aus starker Schnure, die etwa $3^1/_3$ m. breit und 200—400 m. lang sind. Während die Schildkröte am Ufer atzt, breiten die Fischer das Netz aus und ziehen es seewärts, so daß die Schildkröte, wennn sie nach der Atzung in das Meer zurückgeht, sich mit ihren Füßen sicher in den großen Maschen des Netzes verwickelt. Merken die Fischer, daß sich die Schildkröte gefangen hat, so suchen sie dieselbe an Bord zu holen, ein schwieriges und gefährliches Geschäft, indem die Schildkröte nun in ihrem Elemente ist und die Fischer tauchen und unter Wasser hanthieren müssen. Der rüstigste Taucher sucht sie an einem Fuße zu packen, den er mit einem heftigen Ruck niederwärts zieht, wohl wissend, daß das Thier aufwärts steigen wird, um sich des Hindernisses zu entledigen. Sowie die Schildkröte an die Oberfläche kommt, wird sie von den andern Fischern im Kanoe gefaßt, über Bord geschleudert und auf den Rücken gelegt, in welcher Lage sie hülflos ist. Aber eine bösartige Schildkröte macht viel zu schaffen. Hat man es mit einer solchen zu thun, so faßt sie ein Taucher am Kopfe und hält mit zwei Fingern die Augen zu, damit das Thier kein Unheil stiften kann. Haben die Fischer kein Netz, so fangen sie die Schildkröte auf sehr sinnige Weise. Sie segeln hinter ihr her und lassen den Schatten des Segels immer von hinten auf sie fallen, so daß sie geschreckt und fortwährend in Bewegung gehalten wird, bis sie so erschöpft ist, daß einige Taucher auch ohne Netz sie leicht fangen können. Aber die Fischer haben bei diesem gefahrvollen Fang ganz besonders die Haifische, die sich in Masse an den Küsten umher treiben und einem Taucher leicht ein Glied abreißen, und die vielen Spalten der Riffe zu fürchten, in denen sich ein Taucher bisweilen so verfängt, daß er sich nicht zur rechten Zeit losmachen kann, um sein Leben zu retten.

Sind die Fischer glücklich gewesen, so kehren sie mit Gesang und Jubelgeschrei mit ihrer Beute heim, bewillkommnet von den Frauen mit Gesang und Tanz, bisweilen aber auch mit etwas rohen Ausbrüchen der Freude, indem sie die Fischer, wenn sie landen, so unbarmherzig mit bittern Orangen bewerfen, daß diese die Angreifer mit Gewalt vertreiben müssen.

Auch auf den Hausbau verstehen sich die Fidschianer ganz gut, und die Zimmerleute bilden eine eigene erbliche Kaste, deren Oberhaupt, Rocola betitelt,

in großem Ansehen steht. Zum Hausbau muß man aber erst die Erlaubniß des Königs auswirken, die durch das Geschenk eines Walfischzahnes gewonnen wird, worauf der gnädige Herr die nöthigen Befehle giebt und 100—500 Mann sich sofort an die Arbeit machen. Das Gerüst des Gebäudes besteht aus Kokos- oder Baumfarrnholz, den First des Hauses bildet ein großer Balken, dessen Enden über die Giebel hinausragen und mit schönen Muscheln verziert sind.



Wie die Fidschi-Insulaner ihre Weiber in Ordnung halten.

Das Dachdecken bietet ein sehr belebtes Schauspiel. Man verwendet dazu Kokosnuß- oder Zuckerrohrblätter, bisweilen auch Gras. Kaum ist das Sparrwerk fertig, so geht es ans Decken. Mit unendlichem Geschrei bringen die Einen Blätter und Gras herbei, Andere binden das Material schüttenförmig zusammen, wieder Andere reichen die Bündel den Dachdeckern, die paarweise, der eine innen, der andere außen stehen, so daß der eine die Schoben im Innern befestigen und dann das Band seinem Gefährten hinausreichen kann.

In 10—15 Tagen ist ein Haus hergestellt, das bisweilen 34 m. lang, 13 m. tief ist. Ein Flechtwerk aus Rohr überzieht die Seiten und Matten und verhängt den Eingang. Die Feuerstätte im Innern besteht aus einer Grube, die etwa $1/3$ m. tief und mit einer Art Schirm aus hartem Holz umgeben ist. Daneben liegt ein dickes, ausgehöhltes Bret, auf welchem das Brot geknetet wird, und dicht dabei die glatten, runden Steine, mit denen man knetet.

Wie die Männer im Kanoe- und Hausbau, so sind die Frauen ganz besonders geschickt im Flechten von Körben, im Verfertigen von Matten und Bindfaden aus Kokosnußbast und im Schlagen und Färben des Tapatuches; auch

machen sie nette Fächer. Doch werden die Weiber, mögen sie verheirathet sein oder nicht, gar nicht in Ehren, vielmehr in großer Unterwürfigkeit gehalten und bisweilen geradezu wie eine Waare behandelt. So hatte einmal ein Häuptling von einem Schiffskapitän eine Muskete um den Preis von zwei Schweinen gehandelt; er konnte aber nur ein Schwein auftreiben und schickte dem Kapitän dieses und für das andere ein junges Weib.

Den Frauen liegt die Zubereitung der Speisen ob, auch müssen sie die schweren Yamswurzeln nach Hause tragen, die ihre Männer auf dem Felde ausgraben. Jeder nimmt sich so viel Frauen, als er ernähren kann, und da er sie gewöhnlich um einen Walfischzahn oder um eine Muskete erkauft, so dünkt er sich auch berechtigt, sie zu verkaufen, zu tödten, ja, selbst zu fressen. Wollen die Weiber sich unter einander nicht vertragen, streiten und zanken sie sich, so macht der Ehemann kurzen Prozeß: hat er den Lärm satt, so bearbeitet er die Störenfriede mit einem gehörigen Knüttel. Ein Häuptling hatte zu diesem Zweck einen Prügel, so dick wie ein Besenstiel.

Gewöhnlich werden die Mädchen, wenn sie fast noch Kinder sind, verlobt, ohne daß man auf die Verschiedenheit des Alters Rücksicht nimmt. Das Verlöbniß besteht darin, daß die Mutter des Kindes dem Manne eine kleine Schürze, Liku, überreicht. Der Bräutigam nimmt dann das Mädchen unter seinen Schutz, bis es heirathsfähig ist.

Verliebt sich ein junger Mann in ein Mädchen, so hält er um sie an und fügt zugleich ein kleines Geschenk bei; ist seine Bewerbung von Erfolg, so tauschen beide Theile Geschenke aus, und es folgt eine Feierlichkeit, indem Lebensmittel, die der zukünftige Ehemann zubereitet hat, in das Haus der Braut geschafft werden. Gewöhnlich hat dann die Braut vier Feiertage, während deren sie im schönsten Putz und prächtig bemalt ruhig zu Hause sitzt. Nach Ablauf dieser Zeit wird sie von einer Anzahl Frauen ans Meer geleitet, wo sie fischen, um später die gefangenen Fische zu kochen und in Gemeinschaft mit dem Verlobten zu verzehren. Hierauf muß der Bräutigam für seine Zukünftige vor Allem ein Haus bauen, während sich diese dem schmerzhaften Tätowiren zu unterziehen hat. Während dieser Zeit bleibt sie zu Hause, um sich gegen die Sonne zu schützen. Ist aber das Haus fertig, so versammeln sich alle Freunde beider Familien, und es wird ein großes Fest abgehalten, wobei die Festgeber eine Ehre darin suchen, möglichst verschwenderisch zu sein. Nach diesem Feste wird das Mädchen dem Ehemanne überantwortet und die kleine Schürze mit einer größern vertauscht, die der ehelichen Stellung entspricht.

Freilich, wenn die Tochter eines bedeutenden Häuptlings verheirathet wird, dann finden große Feierlichkeiten statt. Der Vater giebt ihr stets eine Anzahl Gesellschafterinnen mit, die unter der Aufsicht einer älteren Frau stehen. Bei ihrer Abreise wird sie von allen ihren Freunden und Verwandten umdrängt, geküßt und geherzt, daß sie ersticken möchte. Ueber den weitern Sachverlauf giebt Williams eine interessante Beschreibung. Die Braut wurde von der Tante des Königs und von einigen Matronen durch den Haupteingang eingeführt und näherte sich dann, geleitet von der alten Dame, dem Könige, der sie von seiner Tante mit zwei Walfischzähnen, die sie in der Hand trug, übernahm. Als sie

sich zu seinen Füßen niedergelassen, zählte er seine Götter auf und schloß mit dem Wunsche, sie möge leben und Knaben zur Welt bringen. Ihren Freunden, zwei Männern, die durch die Hinterthür hereingekommen waren, gab er eine Muskete und bat sie, ihn nicht zu hart zu beurtheilen, daß er ihnen ihr Kind genommen, da der Schritt das Wohl des Landes betreffe, in das ihre Interessen wie die seinigen verflochten seien. Sie nahmen die Muskete gebeugten Hauptes in Empfang und murmelten ein kurzes Gebet.



Hochzeitsfeierlichkeiten auf den Fidschi-Inseln.

Der König löste der Braut das Halsband ab und küßte sie. Vielleicht fühlte sie, daß ihre schönste Zeit vorüber sei; denn sie weinte, daß die Thränentropfen auf ihrer Brust glänzten. Der König suchte sie zu trösten, spielte mit ihrem Lockenhaar und belobte sie wegen ihres Gesichtes und wegen ihrer Gestalt.

Kommt eine Frau nieder, so entzieht man ihr das Kind und überläßt es auf drei Tage einer andern Frau. Das erste Kleid, welches das Kind bekommt, ist ein dicker Anstrich mit Oelfarbe, und seine erste Speise ist der Saft von Zuckerrohr oder von Kokosnuß. Einen Namen erhält es möglichst bald nach der Geburt; aber von Erziehung ist keine Rede, nur daß man alle bösen Lei-

denschaften weckt und ihm insbesondere von Kindesbeinen an die Rachsucht einimpft, so daß in reifern Jahren das Gefühl der Rache immer lebendig vor der Seele steht. Um ja eine Beleidigung nicht zu vergessen, flicht mancher sein Haar in eigenthümlicher Weise, ein anderer tanzt nicht, ein dritter genießt gewisse Lebensmittel nicht, bis er Rache genommen hat. Ein Häuptling hing eine Rolle Tabak an das Dach seines Hauses und wollte nicht eher wieder seine Pfeife zum Munde führen, als bis er seinen Feind getödtet habe, um den Tabak dann über dessen Leiche rauchen zu können.

Diese Sitte macht die Fidschianer sehr nervös. Erscheint ein fremdes Kanoe an der Küste, so sind alle Bewohner der Dörfer auf den Beinen, indem die Einen in die Wälder flüchten, die Andern ihre Habseligkeiten in Sicherheit bringen. Sie gehen des Abends nicht gern allein. Williams sah eine ganze Gesellschaft beim Richten eines Hauses aus einander stieben und mehr als einmal kam es vor, daß Eingeborene, die ihn besuchten, in wilder Hast zum Fenster hinaussprangen, wenn der Wind die Thüre plötzlich zuschlug.

Dagegen haben sie wieder mehr Spiele, als man sonst unter Wilden antrifft, z. B. Blindekuh, Verstecken u. dgl. Bei einem andern Spiele halten die Spieler ein 1⅓ m. langes Rohr, an dessen einem Ende sich ein Stück hartes, schweres Holz befindet, zwischen dem Daumen und dem Mittelfinger, während der Zeigefinger an dem leichten Ende liegt und mit einem Ruck das Rohr in horizontaler Richtung fortstößt, so daß es auf dem Boden beträchtlich weit dahingleitet. Wer das Rohr am weitesten stößt, der hat gewonnen.

Man kennt auch die Schaukel; aber man schwingt sich nicht blos mit den Händen, sondern das Seil hat unten, ähnlich wie bei den Neu-Seeländern, eine Schlinge, in die der Fuß eingesetzt wird. Der Schaukler schwingt sich, indem er das Seil auf eine Erhöhung zieht, dann abspringt und im Schwunge den Fuß in die Schlinge setzt. Bisweilen bringt man die Schaukel am Rande des Wassers an, und die Kühneren lassen im geeigneten Augenblick das Seil los und schwingen sich durch die Luft ins Wasser.

Ein Lieblingsspiel ist das Ririki. Man rammt am Rande des Wassers einen starken Pfahl ein und legt darauf den Stamm eines Kokosnußbaumes, so daß er unten auf dem Boden aufliegt, oben aber über den Pfahl hinausragt. Das Spiel besteht nun darin, daß die Spielenden in voller Hast den schrägen Stamm hinauf laufen, einer nach dem andern ins Wasser springt, ans Ufer schwimmt und von vorn anfängt.

Bisweilen kommt eine Art Scheingefecht vor. Wenn man den Männern ihr Essen bringt, stürzen sich die Weiber plötzlich auf dieselben und suchen sie zu vertreiben und sich des Essens zu bemächtigen. Wie roh die Weiber auch sein mögen, die Männer finden sich in diesem Falle blos dadurch ab, daß sie dieselben anpacken und zu Boden werfen.

Die Fidschianer sind auch leidenschaftliche Tänzer und Freunde der Musik; ohne Musik und Tanz geht es bei keiner Hochzeit ab. Ihre musikalischen Instrumente sind freilich sehr mangelhaft: Trommeln, Pfeifen und Trompeten. Die Trommeln sind nur hölzerne Walzen, die auf der einen Seite eine etwa 3 cm. breite Aushöhlung tragen. Von Pfeifen giebt es zwei Arten: eine

Panspfeife, die aus mehreren mit einander verbundenen Stücken Bambus besteht, und die Flöte, die mit sechs Löchern durchbohrt ist und mit der Nase gespielt wird. Letzterer entlocken die Spielenden einen sanften Ton mit verschiedenen, nicht unangenehmen Modulationen. Die Trompeten sind Muschelhörner, mittels deren man die Krieger zu den Waffen ruft und mit welcher man die Feigen während der Schlacht anfeuert.

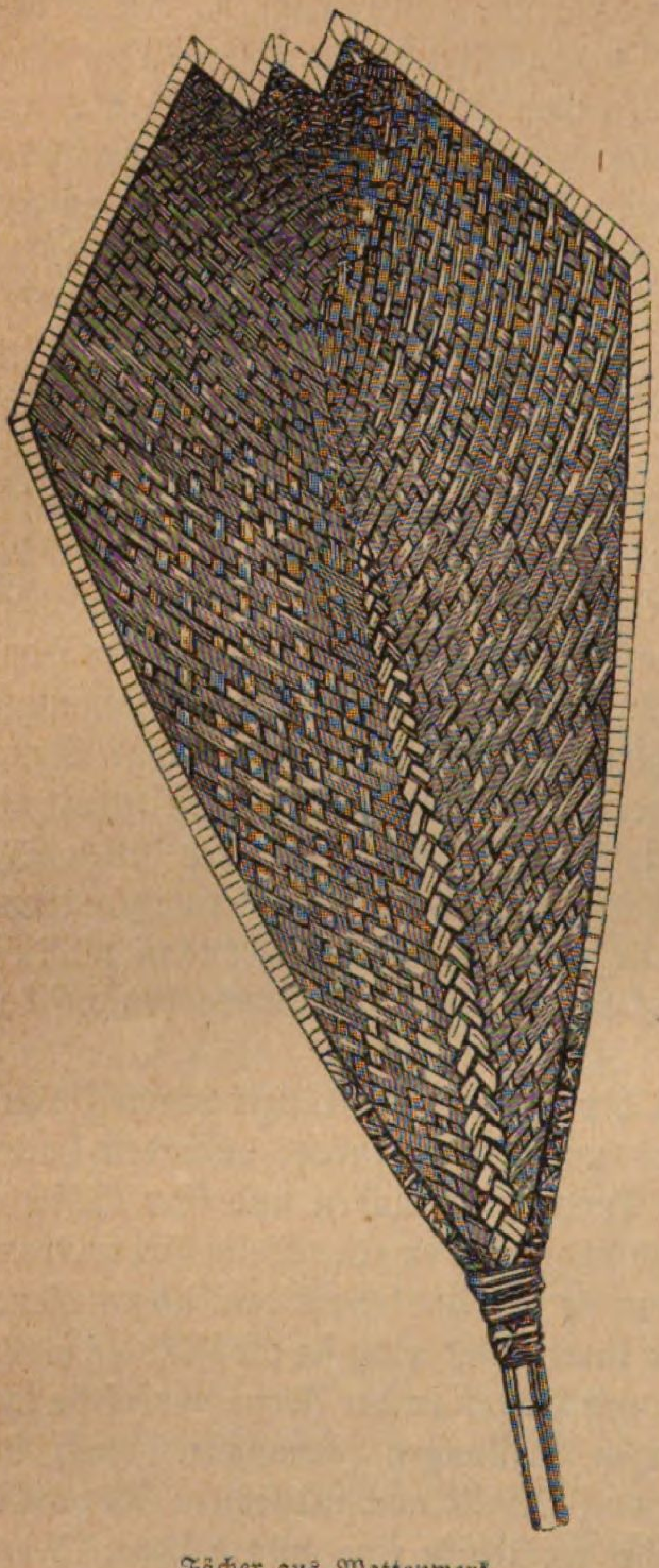
Von den Tänzen ist besonders der Keulentanz zu erwähnen, den Wilkes beschreibt, dem zu Ehren ein solches Fest veranstaltet wurde. Es wurden dazu alle benachbarten Häuptlinge und Vasallen vom Fürsten von Levuka entboten, und die nothwendigen Vorbereitungen dauerten drei Tage. Die Amerikaner wurden nach dem Bure geführt, von dessen Terrasse sie das ganze Schauspiel überblicken konnten. Vor ihnen, in der Entfernung von etwa 100 Metern, saß die Musikbande, die aus ungefähr 100 Männern und Knaben bestand. Die steinernen Mauern in der Nähe waren mit zahlreichen Eingeborenen bedeckt, während auf der andern Seite ein offner, wahrscheinlich verbotner Raum war, ebenfalls von Zuschauern umringt.

Plötzlich erschallte ein lautes Gelächter, und ein Hanswurst sprang in die Mitte des leeren Raumes. Er war am ganzen Leibe mit grünen Blättern bedeckt; eine Maske, auf der einen Seite schwarz, auf der andern orangefarbig und wie eine Bärenschnauze geformt, verhüllte sein Gesicht; in der einen Hand trug er eine große Keule, in der andern eine kürzere, und seine Bewegungen und Geberden, die unsäglichen Beifall hervorriefen, glichen denen eines Clown bei unseren Kunstreitern oder Seiltänzern. Nun stimmten die Spielleute ein einförmiges Lied an; einige klatschten mit den Händen, um einen hellen Ton hervor zu bringen, andere schlugen Stöcke gegen einander, wieder andere trommelten, und obgleich das Geräusch, das sie hervorbrachten, durchaus nicht Musik genannt werden konnte, so hielten sie doch gut Takt. Dabei wurden auf das Fest bezügliche Worte gesungen.

Jetzt traten die den Zuschauern bisher verborgenen Tänzer paarweise auf, alle in großer Gala mit weißen Salas und neuen Maros; außerdem hatten die Häuptlinge Blumenkränze um die Turbane gewunden und ihre Gesichter nach verschiedenen Mustern schwarz und scharlach bemalt. Beim Hervortreten war ihr Gang feierlich langsam, indem sie jedesmal nach drei abgemessenen Schritten anhielten; als sie aber näher kamen, änderten sie plötzlich die bisher beobachtete Marschordnung zu Dreien und Vieren in der Front, wobei sie ihre Keulen und Lanzen in verschiedenartigen Stellungen schwangen. Nach Beendigung jeder Musikstrophe traten sie drei Schritt vor, verneigten sich graziös vor den Fremden und brachten dabei ihre Keulen in eine andere Lage. Nachdem sie auf diese Weise den Vordergrund erreicht hatten, wurden ihre Bewegungen lebhafter; sie sprangen oder stampften vielmehr auf die Erde und stimmten mit ein in den Gesang. Jeder Tanz endigte mit einer Art Kriegsgeschrei, das sie so laut als nur irgend möglich ausstießen. Unterdessen war der Hanswurst eifrig bemüht, den Häuptlingen und den besten Tänzern nachzuäffen. Der ganze Tanz dauerte über eine Stunde. Als er beendigt war, brachte jeder Tänzer seine Keule und legte sie als Geschenk vor den Amerikanern

nieder. Dabei waren sie jedoch größtentheils darauf bedacht, ihre schönen Waffen erst gegen geringere zu vertauschen.

Die Sprache der Fidschianer deutet in ihrem Reichthum, in ihrer Kraft und Originalität auf eine geistige Entwickelung, die uns ebenso wie ihre Kunstfertigkeiten in Erstaunen setzen. Für jedes Gesträuch und jedes Kraut, das die Inseln hervorbringen, für alle Spielarten der Magnagnen, Tarro und Bananen haben sie besondere Benennungen, und sie bezeichnen nicht nur die Kokospalme in ihren verschiedenen Arten mit besonderen Ausdrücken, sondern auch die Frucht in den verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung, ja sie vermögen die feinsten Schattirungen des Gedankens auszudrücken. Giebt es doch allein für das Wort „Narrheit" fünf verschiedene Wörter, deren jedes seine besondere Bedeutung hat. Sie haben sogar wie die Griechen einen Dual und für größere und kleinere Zahlen den Plural.



Fächer aus Mattenwerk.

Halten sie in der Rathsversammlung eine Rede, so führen sie eine Klappe in der Hand, deren Stiel in verschiedene Muster ausgeschnitzt ist, die gewöhnlich mit einer rohen Darstellung von ein paar mit dem Rücken an einander sitzenden menschlichen Figuren endigen. Andere Stiele solcher Wedel sind mit sehr zierlichem Flechtwerk überzogen. Der Büschel oben besteht aus Kokosnußfasern, die erst in Wasser eingeweicht, dann um einen Zweig gewunden und schließlich getrocknet werden. Vom Zweige losgewunden, bilden sie einen krausen Büschel, der dem Haarputz der Fidschianer oder einem großen Wedel gleicht.

Schreiben können aber die Fidschianer nicht; daher helfen sie sich bei Gesandtschaften, damit nichts vergessen wird, durch ein sehr einfaches Mittel, mit dem sie dem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Der Gesandte nimmt ein Bündel Stäbchen von verschiedener Größe, deren jedes sich auf ein Stück seiner Botschaft bezieht; die einzelnen Theile derselben werden dem Gesandten ein- oder zweimal wiederholt, der sie dann an seinen Stäbchen nachrechnet. Entledigt er sich seiner Botschaft, so löst er das

Bündel, nimmt die Stäbchen der Reihe nach weg, legt eines nach dem andern, sowie er sie abgethan, auf den Boden nieder und erfüllt seinen Auftrag ohne Versehen. (Vgl. Abb. S. 154.)

Die religiösen Vorstellungen der Fidschianer sind nur darauf berechnet, alle sanfteren Gefühle zu unterdrücken und das kindliche Gemüth für unbarmherzige Grausamkeit empfänglich zu machen. Sie tragen sich in ihren Gedanken mit einer großen Anzahl Götter von größerer oder geringerer Macht, die großentheils sinnbildlich in der Gestalt eines Habichts, eines Baumes, einer Krabbe u. w. gedacht werden. Jeder Fidschianer hat seinen besonderen Schutzgott und wird nie das Thier essen, welches dessen Sinnbild ist. So lebt der eine Gott in einer Ratte, der andere in einer Schlange, mancher wol auch in menschlichen Körpern, weshalb Eingeborene, die einen solchen Schutzgott haben, sich des Menschenfleisches enthalten. In eigenthümlicher Weise bezeigte man in Tilioa seine Ehrfurcht einem mächtigen Gott, der in einer Landkrabbe seine Wohnung aufgeschlagen haben sollte. Dieses Thier trifft man selten in Tilioa an; aber wenn Jemand eine Landkrabbe sieht, so läuft er eiligst zum Priester, und bald ist der ganze Ort in Bewegung. Die Einwohner laufen zusammen, bezeigen der Krabbe ihre Ehrfurcht und bringen ihr eine Anzahl Kokosnüsse dar, damit sie ihnen gnädig sei und ihnen gutes Wetter und Gesundheit schicke.

Der Hauptgott ist Ové, der Schöpfer aller Menschen, der im Himmel oder im Monde wohnt. Alle bekannten Menschenrassen stammen nach einer für die Fidschianer keineswegs schmeichelhaften Sage von einem einzigen Paare ab. Der Erstgeborne war ein Fidschianer, der sich aber so schlecht aufführte, daß er schwarz wurde und nur wenige Kleider erhielt; auf diesen folgte der Tonganer, der sich schon besser aufführte und zum Lohne dafür eine hellere Gesichtsfarbe und reichlichere Kleidung bekam. Endlich kam der Weiße zur Welt, der wegen seines guten Betragens von Ové mit der lichten Farbe und mit einem Ueberfluß von Kleidern beschenkt wurde.

Nächst Ové ist Ndengei, der in der Form einer Schlange eine Höhle auf Viti Levu bewohnen soll, der am allgemeinsten anerkannte Gott. Vor seinem Richterstuhle muß die Seele sofort nach dem Tode erscheinen, um gereinigt zu werden oder ihr Urtheil zu empfangen. Aber der Zugang zum Buruto oder Himmel ist sehr schwierig, ausgenommen für große Häuptlinge, und das einzige Mittel, durch welches ein Mann von untergeordnetem Rang auf Zutritt hoffen kann, besteht darin, daß er den Gott belügt und sich mit der größten Gemüthsruhe für einen Häuptling ausgiebt. Dadurch erlangt er Einlaß. Mit der Kriegskeule auf der Schulter und mit einem Walfischzahne ausgestattet, geht nun die Seele des Fidschianers an das Ende der Welt, wo eine heilige Fichte wächst, nach welcher sie mit dem Zahne wirft. Verfehlt sie der Fidschianer, so darf er nicht weiter gehen; trifft er sie aber, so geht er bis zu einem Platze, woselbst er die Ankunft der Weiber erwartet, die bei seinem Tode umgebracht worden sind. Von ihnen begleitet geht er weiter, bis ihm ein gewaltiger Riese den Weg vertritt, der mit einer ungeheuern Axt bewaffnet ist und den er mit seiner Keule bekämpfen muß. Zieht er den Kürzern, so wird er erschlagen und von dem Riesen gefressen und damit hat es ein Ende mit ihm; bleibt er aber

Sieger, so geht er weiter, bis er ein Kanoe findet, das ihn zu dem Sitze Ndengei's bringt. Ueber einen Abgrund ragt das lange Steuerruder des Kanoes hinaus. Er wird dann nach seinem Namen und seinem Range befragt und giebt hierauf einen umständlichen Bericht von seiner Größe und Macht, von den Ländern, über die er geherrscht, von den Thaten, die er im Kriege vollbracht, und von den Verwüstungen, die er angerichtet hat. Hierauf muß er sich dann auf das Blatt des Ruders niedersetzen und wird, wenn seine Erzählung Glauben findet, in den Himmel geführt; schenkt ihm dagegen Ndengei keinen Glauben, so wird das Ruder umgeschnellt und der arme Sünder den Abgrund hinab in das Wasser geschleudert, aus dem er nie wieder auftaucht.

Von den Weibern lassen sich die Abgeschiedenen begleiten, um zu beweisen, daß sie verheirathet sind; denn Junggesellen haben gar keinen Zutritt zum Himmel. Sollte trotzdem ein Unverheiratheter die Reise wagen, so tritt ihm eine Göttin, „die große Frau", entgegen, die einen besonderen Ingrimm gegen Junggesellen hegt und sich, sowie sie einen erblickt, sofort auf ihn stürzt und ihn zu zerreißen sucht. Bisweilen verfehlt sie ihn, aber dann hat er es immer noch mit einem andern Gott zu thun, der sich auf dem Geisterwege versteckt und auf den Geist des Junggesellen, sowie er vorbei geht, losspringt und ihn an einem Steine in Atome zerschmettert.

Außer dem wohlthätigen Ratumaimbulu, der den Brotbaum zur Blüte bringt, zeichnen sich fast alle Götter durch blutdürstige Grausamkeit aus, wie schon ihre Namen erkennen lassen, z. B. Mainatasavara, „der eben vom Schlachten Gekommene", Batimona, „der Menschenhirn Liebende".

Jedes Dorf hat wenigstens ein Bure (Mbure) oder Geisterhaus, das auch zu öffentlichen Versammlungen, zu geselligen Zusammenkünften und zur Beherbergung von Fremden dient. Gewöhnlich werden die Bures auf einer Anhöhe errichtet und sind 7 und mehr Meter hoch. Auf ihre Ausschmückung verwendet man die äußerste Sorgfalt: jeder Pfahl, jeder Stamm und jeder Balken, ja, selbst das Rohr, mit welchem man die Wände verkleidet, ist mit Schnuren bedeckt, die zu den schönsten Mustern geflochten und schwarz und roth gefärbt sind.

Vor jeder wichtigen Unternehmung werden die Priester (Mambetti) im Bure zu Rathe gezogen; sie treten mit der Gottheit in Verkehr, indem sie sich in eine Art Verzückung versetzen. Der erste Häuptling eröffnet die Sitzung, indem er dem Priester einen Walfischzahn überreicht. Das tiefste Stillschweigen tritt jetzt ein; der Priester ist in Gedanken versunken und Aller Augen blicken unverwandt auf ihn. Nach einigen Minuten fängt er an zu zittern; in seinem Gesicht bemerkt man leichte Zuckungen, an seinen Gliedern krampfhafte Bewegungen. Bald rollen seine Augen wild in ihren Höhlen, auf seinem zuckenden Gesicht wechseln Todtenblässe und Fieberröthe, über seine Wangen perlen Thränen hinab, seine Brust keucht und aus allen Poren tritt heftiger Schweiß hervor. Endlich verbreitet sich über die ganze Gestalt des Priesters eine krampfhafte Verzerrung, er wird wie von einem Fieberanfall geschüttelt und gleicht in seinem Aussehen einem Wahnsinnigen: er ist jetzt von seinem Gott besessen; seine Worte und seine Handlungen sind nicht mehr seine eignen, sondern die seines Gottes, der sich seiner bemächtigt hat. Gellende Schreie: „Koi au! Koi

au!" (Ich bin's! Ich bin's!) schallen durch die Luft, und man glaubt, daß der Gott auf diese Weise seine Nähe verkündet.

Endlich legt sich die Aufregung allmählig, der Priester schaut mit unstetem Blick um sich, und sowie der Gott „ich gehe" sagt, vermeldet er das Scheiden der Gottheit, indem er sich heftig auf eine Matte niederwirft oder mit einer Keule stark auf den Boden schlägt. Was er im Zustande dieser Verzückung gemurmelt, das wird für unmittelbare Eingebung des Gottes gehalten. Den Entfernteren wird durch Trompetengeschmetter oder durch Musketenschüsse die Rückkehr des Gottes in die Geisterwelt angekündigt.



Wedel des Redners in öffentlicher Versammlung.

Die Priester unterscheiden sich durch ihre amtlichen Abzeichen, die in einem scharlachrothen Stirnband und in langzinkigen Kämmen bestehen, die aus verschiedenen, künstlich mit einander verbundenen Stücken Holz gemacht sind. Ihr Amt ist gewöhnlich erblich, doch geht es bisweilen auch auf andere Personen über. Stirbt z. B. ein Priester ohne männliche Nachkommen, so nimmt irgend Jemand, der gern ein bequemes Leben führen möchte, plötzlich eine geheimnißvolle Miene an, zieht sich von aller Gesellschaft zurück und deutet an, daß er mit den Göttern verkehre. Hat er sich dann auf Verzückungen gehörig eingeübt, so nimmt er ohne Weiteres den leeren Bure in Besitz.

Vom Aberglauben der Fidschianer haben wir bereits gesprochen, doch müssen wir noch eines besondern Falles erwähnen. Werden sie altersschwach, so glauben sie genug gelebt zu haben und bereiten sich zum Begräbniß vor, ja,

in hohem Alter oder bei schweren Erkrankungen kommt es vor, daß sie ihre Kinder bitten, sie zu erwürgen. Einem solchen Gesuch leisten die Kinder nicht nur Folge, sondern sie machen ihre Aeltern, wenn sie mit ihrer Bitte zu lange warten lassen, wol selbst darauf aufmerksam, daß sie lange genug gelebt haben und zur Ruhe gehen sollten. Das geschieht aber nicht aus Lieblosigkeit, sondern weil der Glaube herrscht, daß der Zustand nach dem Tode genau dem im Leben entspricht. Daher wünschen liebreiche Kinder nicht, daß ihre Aeltern in der andern Welt mit geschwächtem Körper erscheinen, und bringen sie lieber aus reiner Liebe um. Aus demselben Grunde erdrosseln sie die Lieblingsweiber und Diener eines todten Häuptlings, damit es ihm nicht an Begleitung fehle; desgleichen erschlagen sie einen gewaltigen Krieger, damit er seinem Häuptling im Geisterland den Weg bahne und die bösen Geister, die ihm entgegentreten, verjage. Da sucht aber keines dieser Opfer zu entfliehen, im Gegentheil machen sie einander die Ehre, ihren Häuptling zu begleiten, streitig. Der König von Somo-Somo ließ sich sogar lebendig begraben. Er war altersschwach und konnte kaum noch gehen; trotzdem sagte man Williams, der ihn besuchen wollte, der König sei todt. Im Hause war Alles regungslos; in der Mitte saßen mehrere Weiber, die mit Schleiern verhüllt waren; zu beiden Seiten von ihnen standen je 8—10 kräftige Männer, die an einer weißen Schnur zogen, welche den zum Tode Bestimmten zweimal um den Hals gelegt war. Es bedurfte nur einer Berührung der Schnur und die Opfer sanken leblos nieder.

Inzwischen war der König immer am Leben, er sprach und aß; aber der junge König, obwol außer sich vor Schmerz, sagte zu Williams: „Sieh, unser Vater ist todt!" und setzte die Vorbereitungen zur Beerdigung fort. Der alte König wurde bemalt und bekleidet wie zum Kriegstanz. Man legte ihm einen ungeheuern Seavo um und wickelte dessen weiße Falten um seine Beine. Statt des üblichen Turbans wurde ihm ein scharlachrothes Schnupftuch mit einem Ring von weißen Muscheln um das Haar gebunden und Muschelbänder zierten die Arme, während sich um seinen Nacken ein Halsband von Elfenbein zog.

Da ertönten außerhalb des Hauses zwei Muscheltrompeten zum Zeichen, daß der alte König todt sei, und der junge König wurde von den anwesenden Häuptlingen anerkannt.

Nun wurden die Leiber der erdrosselten Frauen in Matten gewickelt, auf eine Bahre gelegt und zur Thüre hinausgeschafft, wogegen der alte König durch ein Loch, das man in der Wand machte, hinaus befördert wurde. Dann wurden die Leichen nach dem Strande gebracht und in einem Kanoe nach Weilangi, dem Begräbnißplatz, wo das Grab bereits gegraben und mit Matten ausgelegt war, übergeführt. Hier legte man erst die Leichen der Weiber neben einander ins Grab, auf sie den sterbenden König, den man nunmehr seines Muschelschmuckes entkleidete und vollständig in Matten hüllte, worauf man das Grab mit Erde ausfüllte und so den König lebendig begrub. Man hörte den alten Mann noch husten, als schon eine Masse Erde auf ihn geworfen war.

Nach der Beerdigung eines Königs finden verschiedene Ceremonien statt. Zwanzig Tage lang ißt Niemand, außer zu Abend, die Leute scheren sich den Kopf ganz oder theilweise, und die Weiber schneiden sich ein paar Finger ab,

stecken sie in Rohr und hängen sie längs der Dachtraufe des königlichen Hauses auf. Die nahen Verwandten bezeigen ihre Trauer, indem sie ganz gewöhnliche Kleider aus Blättern tragen, selbst nicht auf Matten schlafen, sondern die Nacht auf dem Grabe ihres Freundes zubringen; die Küste ist auf eine Strecke, „Tabu", geheiligt, und Niemand darf vor Ablauf einer gewissen Zeit fischen.



Begräbniß eines lebenden Königs.

Sonderbare Gebräuche finden an gewissen Tagen nach dem Begräbniß statt. Am vierten Tage versammeln sich die Freunde und begehen die melancholische Feier, die man das „Hüpfen der Maden" nennt, womit der Prozeß der Verwesung versinnbildlicht wird; am folgenden Abend kommt eine Feierlichkeit ganz entgegengesetzten Charakters, genannt „das Lachfest", wobei die unmittelbaren Freunde und Verwandten mit lustigen Spielen ergötzt werden. Am zehnten Tage folgt eine Feier für die Weiber, die sich mit Peitschen, Ruthen oder Stricken bewaffnen und über Jeden, der ihnen begegnet, ohne Unterschied des Ranges herfallen; die Männer dürfen sich nur damit abfinden, daß sie die Angreiferinnen mit Koth bewerfen. Die letzte Feierlichkeit besteht in der Errichtung eines Werkes zu Ehren des Todten, sei es ein Haus, oder ein großes Kanoe; die Gräber der Häuptlinge bezeichnet man durch Grabsteine.

So viel Umstände werden freilich nicht gemacht, wenn sich sonst ein Fidschianer lebendig begraben läßt, und das thun alle Diejenigen, die sich nicht erdrosseln lassen wollen. Da bringen die Eingeladenen am bestimmten Tage Tapatuch, Matten und Oel als Geschenke und bleiben ruhig sitzen, bis der Alte die Stelle andeutet, auf der er begraben zu werden wünscht. Schnell wird nun das Grab gemacht, während man den Alten mit einem neuen Seavo und Turban schmückt und dann ans Grab bringt. Unter lauten Klagen zerschlagen sich hier Verwandte die Brust oder zerfetzen sie mit Messern, bedecken den Alten mit Matten und Tapatuch, werfen das Grab mit Erde zu und stampfen diese sogleich fest. Dann ziehen sich Alle zurück. Der Sohn besucht in der folgenden Nacht das Grab und legt zum Abschied ein Stück Kavawurzel darauf.

Merkwürdig ist die Anhänglichkeit der Fidschianer an ihren heimathlichen Boden; sie sind durchaus nicht wanderlustig, verlassen vielmehr ihre Heimat nur höchst ungern. Auch sehr eingenommen sind sie von sich und überzeugt, daß bei ihnen Alles zur höchsten Vollkommenheit gediehen ist. Daher weisen sie jede neue Einrichtung, selbst wenn sie noch so vortheilhaft ist, hochmüthig zurück.

Die bedeutendsten Königreiche der Inseln sind die von Takanova, Bau oder Mbau und Lakemba.

Takanova, jetzt Vanua Levu genannt, ist die zweitgrößte Insel der Fidschigruppe und liegt im Nordwesten derselben. Sie ist gebirgig und waldig und liefert das kostbare Sandelholz. Ueber den größten Theil der Insel gebietet der König von Takanova, der aber seinen Sitz nicht hier, sondern auf der kleinen Insel Somo-Somo hat, die von der Natur zu einer fast unbezwinglichen Festung geschaffen ist, indem überall schroffe Ufer mit furchtbaren Brandungen das Landen von der Seeseite unmöglich machen, während sie nach der gegen Vanua Levu gekehrten Seite durch künstliche Befestigungen geschützt ist.

Südwestlich von Vanua Levu liegt die größte Insel der Gruppe, Viti Levu, die zum großen Theil unter der Herrschaft des Königs von Bau (Mbau) steht; denn auch dieser hat seinen Sitz auf die kleine sichere Insel Bau verlegt, obwol er der angesehenste und mächtigste von allen Königen ist und eine Art Obergewalt über die übrigen ausübt. Auf dieser kleinen Insel ward ein Weißer, Charles Savage, nicht etwa nur von dem Kannibalismus angesteckt, sondern er überflügelte darin alle Eingeborenen, ja, er ergab sich allen, der wilden und der civilisirten Lebensweise eigenen, Lastern dermaßen, daß er den Ekel selbst der Eingeborenen erregte und von ihnen gefressen wurde, um ihn loszuwerden.

Der alte König von Bau, Thakombau oder Cakobau, war vormals ebenfalls nicht nur ein arger Kannibale, sondern überhaupt ein höchst grausamer Mann. Er hatte einige Steinplatten mit dem untern Theil eingraben lassen und machte sich das Vergnügen, die Kinder seiner Feinde an den Fersen zu packen und an den Steinen zu zerschmettern. Einst schnitt er einem gefangenen Häuptling, der um ein baldiges Ende bat, die Zunge aus und fraß sie lachend vor dessen Augen. Es gab auch noch einen anderen „Schädelzerschmetterer", einen Meilenstein, der oben scharf war. Hatte man ein Schlachtopfer, so packten es zwei Eingeborene auf jeder Seite an einem Arm und an einem Bein, schleiften den Armen, den Kopf voran, mit aller Schnelligkeit über die

Ebene und rannten dann seinen Kopf mit aller Macht gegen den Stein, daß er zerschellte. Durch die Tausende von Schädeln, die man gegen diesen Stein zerschmettert hatte, war derselbe glatt geworden.

In der Nähe von Bau liegt die Insel Viwa, deren Häuptling seine Schändlichkeiten bisweilen in Gemeinschaft mit dem Häuptling von Ambau, Tonoa, trieb, der einst auf der Insel Maliki schändlich wirthschaftete. Letztgenanntes Eiland war von Fischern bewohnt, die dem Tonoa jährlich eine Anzahl Schildkröten liefern mußten. Unglücklicher Weise hatten sie eines Tages eines dieser für den König bestimmten Thiere gegessen. Sofort rüstete Tanoa eine Expedition aus und ließ alle Männer und Weiber von Maliki umbringen, die Kinder aber in die Gefangenschaft schleppen.

Eine Anzahl dieser Unglücklichen wurde an den Masten aufgehängt, die übrigen wurden aufgespart, damit sich das heranwachsende Geschlecht im Morden üben könne.



König Thakombau.

Der Häuptling von Viwa, Namosimalua, stellte sich einst, als wollte er Tanoa's Sohn, Seru, bekriegen, und erbat sich die Mithülfe der Fischer von Verata. Statt daß es aber zur Schlacht kam, fielen die beiden Häuptlinge unerwartet über die getäuschten Fischer her und erschlugen deren 180, jedoch griffen die andern nach der ersten Ueberraschung zu den Waffen und schlugen die Mörder mit großem Verlust in die Flucht.

Dafür entschädigte sich Namosimalua durch andere mörderische Züge; er überfiel sogar im Jahre 1838 ein französisches Kauffahrteischiff und ermordete den Kapitän nebst der gesammten Mannschaft. Diese Frevelthat zog ihm im Jahre 1839 zwei französische Kriegsschiffe auf den Hals, denen er zwar entwischte, deren Mannschaft aber die Insel furchtbar verwüstete. Aber der Vorfall machte ihn doch bedenklich; er wendete sich an einen englischen Missionär und ließ sich zum Christenthum bekehren. Sein Beispiel wirkte auf die Eingeborenen, und im Jahre 1849 gab es nur noch wenig Heiden auf der Insel.

Oestlich von Viti Levu liegt Lakemba, eine der größeren Inseln, die dadurch merkwürdig ist, daß hier das Bekehrungswerk auf der Fidschi-Gruppe seinen Anfang nahm. Als die englischen methodistischen Missionäre 1835 hier landeten, standen die Eingeborenen bewaffnet am Ufer; aber auf ihre freundliche Anrede: „Unsere Liebe mit Euch!“ wurden sie willig aufgenommen und

durften sich ansiedeln. Es dauerte zwar lange, bis sich der König bekehren ließ; aber seinem Beispiele folgten dann die angesehensten Männer der Insel, und jetzt sind sämmtliche Eingeborene bekehrt.

Die südlichste der Fidschi-Inseln, Ono, trägt in der Mitte einen hohen Berg und ist von einem gutmüthigen Völkchen bewohnt, das sich meist von Fischfang nährt, aber auch Perlen fischt und schöne, weiße Matten webt. Unter diesen Leutchen faßte das Christenthum selbst ohne Missionäre Wurzel, und sobald sie von dem Evangelium hörten, kamen sie scharenweis nach Lakemba, um sich darin zu befestigen. Aber im Jahre 1840 hatten sie viel von den Heiden zu leiden, die noch auf der Insel vorhanden waren. Sie griffen zu den Waffen und verfolgten ihre Feinde in die Berge; statt sie aber niederzumachen, bewiesen sie ihnen eine Herzlichkeit, von der diese so ergriffen wurden, daß sie erklärten, sie würden nun selbst das Christenthum annehmen.

Mit der Einführung des Christenthums haben die Verhältnisse auf den Fidschi-Inseln eine ganz andere Gestalt gewonnen. Allerdings gehörte Muth und Kühnheit dazu, sich unter so blutdürstige Wilde zu wagen; allein die Aussicht auf Gewinn reizte zunächst den Unternehmungsgeist und ließ alle Gefahren übersehen. Die Entdeckung des Sandelholzes zog schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Menge Handelsschiffe herbei. Freilich wurde die Ausfuhr dieses kostbaren Holzes so lebhaft betrieben, daß die Quelle bald versiechte. Dafür wurden nun der in China so beliebte Trepang und das Schildpatt, das von der Karette (Chelonia Eretmochelys-imbricata) gewonnen wird, bedeutende Handelsartikel. Dieses Thier wird von den Häuptlingen in großen Behältern zum Schälen aufbewahrt. Um die Schildkröte zu schälen, hält man ein brennendes Stück Holz an die äußere Schale, bis sie sich etwas aufkrämpt und von der untern Schicht abhebt. In dem Spalt, der auf diese Weise entsteht, treibt man dann kleine Holzpflöcke, die das ganze Schuppenkleid vom Rücken abtrennen. Nach dieser zwar schmerzhaften aber nicht tödtlichen Operation steckt man das Thier wieder in den Behälter, wo es sich allmählig erholt und von neuem beschuppt. Wie einträglich der Handel mit Schildpatt ist, ergiebt sich daraus, daß man in Manilla den Pekul ($60\frac{1}{2}$ Kg.) Schildpatt mit 200—300 Dollars bezahlt, und daß der amerikanische Schiffskapitän Eagleston die 2000 Kg. Schildpatt, die er von den Fidschianern gegen Waaren im Werthe von 5700 Dollars eingetauscht hatte, später in New-York um 29,050 Dollars verkaufte.

Aber wenn schon die Aussicht auf reichen Gewinn alle Gefahren übersehen ließ, so war um so weniger zu erwarten, daß die christlichen Missionäre vor irgend einer Gefahr zurückschrecken oder den Handelsleuten an Muth und Ausdauer nachstehen würden. In der That haben sie das Bekehrungswerk mit einem Eifer angegriffen und mit einer Beharrlichkeit fortgesetzt, daß man sie bewundern muß. Sie, die protestantischen Sendboten, haben gezeigt, daß der Protestantismus nicht nur zur Bekehrung, sondern zur Verbreitung wahren Christenthums, wahrer Gesittung sich besser eignet, als der Katholizismus.

Bereits im Jahre 1820 machte der berühmte Apostel Williams den ersten Versuch mit dem Bekehrungswerk, indem er zwei tahitische Glaubenslehrer nach der kleinen Fidschi-Insel Oneta führte, und im Jahre 1840 hatte bereits

die halbe Bevölkerung Oneta's, die freilich blos 200 Seelen zählen mochte, das Christenthum angenommen. Damals befanden sich sechs englische wesleyanische Missionäre auf den Fidschi-Inseln, die auf vier Stationen: Rewa, Somo-Somo, Viwa und Lakemba vertheilt woren; aber ihr Erfolg war verhältnißmäßig immer noch gering: die Häuptlinge warfen ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg. Um diese Zeit belief sich die Zahl der Christen in Lakemba auf 300, in Rewa auf 50, in Somo-Somo nur auf 12 und auf der ganzen Inselgruppe zusammen auf etwa 500 Seelen. Bald aber verbreitete sich der Glaube, daß der mächtige Gott der Missionäre den Ort, wo sie wohnen, beschütze; überdies waren die Geschenke, die den Häuptlingen theils freiwillig, theils durch Erpressung zufielen, durchaus nicht zu verschmähen, und zugleich versprach man sich von den europäischen Missionsschiffen manchen Vortheil. So kam es allmählig, daß die Häuptlinge gar nicht ungern sahen, wenn sich Missionäre unter ihrem Schutze niederließen.

Nun gewannen die Missionäre festeren Boden, und als Elphinstone Erskine im Jahre 1848 die Fidschi-Inseln besuchte, befanden sich dort außer den englischen Missionären auch noch 60 polynesische Prediger und 105 Lehrer; die kleinen Inseln Watoa, Ono, Namuka und Oneata waren gänzlich bekehrt; dem Gottesdienst, der in 34 Kapellen abgehalten wurde, wohnten 3280 Personen bei, und in den Schulen wurde 2064 Zöglingen Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilt. Inzwischen ist auf Somo-Somo, Lakemba, Rotuma, Viwa, Bau, Riwa, Nandrongo, Ovalau, Kandavu und an der Buabai ebenfalls ein großer Theil der Eingeborenen zum Christenthume bekehrt, und so rüstig ist das Bekehrungswerk seitdem vorgeschritten, daß die Anzahl der Christen gegenwärtig 55,000 Seelen, etwa ein Drittel der Gesammtbevölkerung der Inseln, die von Wilkes auf etwa 130,000, richtiger aber wohl auf 200,000 Seelen geschätzt wird, betragen mag. Bereits haben die Missionäre ein Wörterbuch und eine Grammatik der fidschianischen Sprache ausgearbeitet, das Neue Testament und einen Theil des Alten, so wie Katechismen und andere christliche Lehrbücher drucken lassen, auch Anstalten zur Heranbildung von Lehrern aus der Zahl der Eingeborenen gegründet. Und das ist nothwendig; denn infolge der Bekehrung der Häuptlinge ist das Wachsthum des Christenthums dermaßen befördert worden, daß die Zahl der Missionäre und der Lehrer nicht mehr ausreicht.

Natürlich hat dieses rasche, gewaltige Umsichgreifen des Protestantismus nicht verfehlt, den Neid und die Eifersucht der Römisch-Katholischen zu erwecken, und diese schmieden seitdem allerlei Ränke und suchen dem Protestantismus, wo sie nur können, ein Bein zu stellen; indessen ist dieses unsaubere Treiben der Jesuiten, die aus den Wilden am liebsten eine willenlose Herde Schafe machen möchten, ohne weiteren Erfolg gewesen. Aber wie mächtig der Umschwung ist, den das Christenthum in den Sitten, in der Lebensweise, in der ganzen Anschauung der Eingeborenen hervorgebracht hat, zeigt schon ein einzelnes Beispiel. Schon im Jahre 1850 verweigerte der ehemalige Kannibale Thakombau seine Erlaubniß zur Erdrosselung der Frauen eines Häuptlings und verhinderte durch sein Machtwort einen beabsichtigten Angriff auf ein christliches Dorf. Als in demselben Jahre die Mannschaft eines Schiffes, das auf dem

Wege von den Sandwich-Inseln nach Auckland auf einem Riffe in der Nähe von Somo-Somo gescheitert war, sich auf zwei Booten nach Viwa rettete, fand sie statt des vormals sichern Todes vielmehr die vollständigste Sicherheit. Und wie sah es im Hause Thakombau's aus? Als ihn der Missionsinspector Young im Jahre 1853 besuchte, reichte ihm der König einen Stuhl zum Sitzen, während ihm die Königin eine Tasse Thee, ein Getränk, das man in der Behausung eines Kannibalenkönigs gar nicht erwarten konnte, zubereitete. Heute sieht der alte braune Herr so gemüthlich aus, als ob er kein Wasser trüben könnte; er trägt kurz geschorenes Haar und hat der Civilisation zum Opfer seine große herrliche Staatsperücke abgelegt. Weiterhin hat er sich in europäische Kleidung gezwängt und sich als echtes Zeichen der Civilisation steife Vatermörder angeschafft; seine Frau Königin geht in seidenen Kleidern und mächtiger Krinoline. Das edle Herrscherpaar hat sich natürlich auch photographiren lassen. Der Prinz Thronfolger wird von den Missionären in Amerika erzogen und soll sogar eine Universität besuchen. Tempora mutantur ....

Barbarei und Gesittung lagen freilich auch hier noch hin und wieder in unauflöslichem Widerspruch mit einander. Denn als sich Herr Young der Küste von Bau näherte und wegen der Ebbe einige Schwierigkeit hatte ans Land zu kommen, erschien zwar ein Eingeborener und half ihm auf das Höflichste aus dem Boote heraus, aber Young's Begleiter, ein Missionär, bemerkte alsbald, daß dieser Wilde der eingefleischteste Kannibale im ganzen Orte sei, und zeigte auf sechs Hütten, in denen unlängst 18 Menschen gekocht worden waren, um die Bedürfnisse für ein Fest zu bestreiten.

Auf ähnliche widersprechende Erscheinungen stieß man im Jahre 1856. Damals war der europäische Einfluß bereits so erstarkt, daß der Arzt Mac Donald vom „Herald", der Missionär Waterhouse und der Botaniker Milne in Begleitung einiger der bedeutendsten Häuptlinge und unter dem Schutze des Machtwortes Thakombau's auf dem Flusse Rewa eine Fahrt ins Innere der Insel Viti Levu unternehmen konnten. Sie schildern die romantische Schönheit der Bergschluchten und die Pracht der Vegetation und können nicht genug die gastfreie Aufnahme rühmen, die ihnen überall auf der Reise zu Theil wurde; an mehreren Stellen aber machten sie die Wahrnehmung, daß die Sitte, die Weiber am Grabe ihrer Ehemänner zu erdrosseln, noch immer herrsche, und daß Gefangene nach wie vor lebendig gebraten wurden; bot man ihnen doch einmal ein Stück Menschenfleisch als besondere Ehrengabe an. Indessen werden diese barbarischen Sitten immer mehr schwinden, je mehr das Christenthum um sich greift, zumal da Thakombau, der im Jahre 1854 zum Christenthum übergegangen ist, einen sehr wohlthätigen Einfluß ausübt.

Am 5. Juni 1871 wurde unter Kanonenschüssen das konstitutionelle Königreich proklamirt, mit dem König Thakombau I., den die Missionäre gern Ebenezar nennen, an der Spitze. Zur Hauptstadt und als Sitz der Regierung ward Levuka erklärt. Die Konstitution schließt sich der seit vierzig Jahren auf den Sandwich-Inseln bestehenden eng an. Das Ministerium zählt sieben Mitglieder, unter denen sich gegenwärtig fünf Engländer und zwei Eingeborene befinden. Dasselbe ist einem freigewählten Parlament verantwortlich.



Kriegstanz der Fidschi-Insulaner. Nach Wilkes.

Oberländer, Ozeanien. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Das erste Parlament versammelte sich im Oktober 1871. Das Programm, mit welchem das Ministerium vor dasselbe trat, läßt sich in folgende Punkte zusammenfassen: Freihandel und Freihäfen. Taxation direkt und nicht höher, als zur Deckung der Ausgaben der Regierung erforderlich. Unter den Importen sind, außer Spirituosen, nur Luxusartikel zu besteuern.



Bau (Mbau), auf den Fidschi-Inseln.

Außerdem wird eine Steuer auf Land unter Kultur, eine geringere auf noch nicht kultivirtes, und endlich eine Einkommensteuer eingeführt. Was die Eingeborenen betrifft, so ist das weibliche Geschlecht frei, dagegen zahlt jede erwachsene männliche Person eine Kopfsteuer. Gleichzeitig legte der Premier und Finanzminister der Assembly folgendes Budget vor. Die Einnahme des Finanzjahres, welches mit dem 30. Juni 1872 abschließt, wird auf 157,287 Thaler, und die Ausgaben werden auf 134,873 Thaler veranschlagt, so daß also ein Plus von 22,414 Thaler verbliebe. Die Haupteinnahme erfolgt aus dem Verkauf von Kronland in der Höhe von 11,2666 Thaler. Die jährliche Civilliste des Königs ist auf 10,000 Thaler und weitere 1333 Thaler für Privatausgaben festgesetzt. Der Sprecher (Speaker) der Assembly erhält pro Jahr 3333 Thaler, und die Gehalte der Minister summiren auf 14,880 Thaler.

Bei der Eröffnung des Parlaments war das Parlamentshaus mit Teppichen belegt und an den Fenstern hingen rothe Gardinen; die Abgeordneten hatten sich in drei Parteien geordnet. Ein biederer Irländer, Patrick

Brougham, eröffnete die Sitzungen im Namen des Königs und nahm den Mitgliedern den Eid der Treue gegen Seine Majestät ab.

So ging das konstitutionelle Regiment an: aus Kannibalen waren in einer Nacht Affen der europäischen Civilisation geworden! — Doch lange sollte die ungestörte Freude nicht dauern. Unter den Weißen bildete sich bald eine Opposition. Man weigerte sich, Steuern zu zahlen und den Gesetzen überhaupt zu gehorchen, so lange der Premierminister Burt an der Spitze stehe. Seine Excellenz wollte nicht gutwillig gehen; infolge einer Petition an den König willigte dieser endlich, obgleich ungern, in die Entlassung. Das Feuer hatte die „Fiji Times“, eine in Levuka erscheinende Zeitung, geschürt. In verschiedenen Leitartikeln wurde das vergangene Leben Burt's in keineswegs schmeichelhafter Weise besprochen, was zu einer Injurienklage Veranlassung gab. Man erfuhr dadurch, daß der Herr Premierminister eine mehr als zweifelhafte Vergangenheit in Sydney habe und daß er die Fidschi-Inseln als Aufenthalt gewählt, um sich der Verfolgung der australischen Behörden zu entziehen. Burt dankte im Februar 1872 ab, König Thakombau aber berief eine Versammlung der Weißen, in der er ihnen den Text recht derb las und namentlich bittere Klage darüber führte, daß nur die Eingeborenen die Gesetze befolgen müßten, während die Weißen sich nicht darum bekümmerten. Zum ersten Minister wurde Thurston ernannt. Derselbe war früher britischer Konsul auf den Fidschi-Inseln und ist mit den dortigen Verhältnissen vollkommen vertraut. Deshalb kommen ihm Kolonisten und Eingeborene mit Vertrauen entgegen, und die Steuern werden wieder bezahlt. Zum Oberrichter der Fidschi-Inseln ist ein langjähriger Mitarbeiter des in Sydney erscheinenden „Morning Herald“, Namens St. Julian, ernannt.

Die Staatsmaschine geht jetzt scheinbar ihren ruhigen Gang, aber wie lange wird es dauern? Thakombau ist natürlich nur ein Werkzeug in den Händen der weißen Abenteurer, die als „Pflanzer“ viel Grund und Boden an sich gerissen haben und Menschendiebstahl treiben, um Arbeitssklaven zu erhalten. Nun haben sie ein Parlament geschaffen, um den Dingen einen gesetzlichen Anstrich zu geben. — Das englische Kabinet scheint nicht abgeneigt, die Selbstständigkeit des Königreichs der Fidschi-Inseln anzuerkennen! —

Leider haben die Fidschianer in neuerer Zeit viel unter der gegenseitigen Eifersucht der Handel treibenden Seevölker zu leiden gehabt; insbesondere forderten die Vereinigten Staaten von Nordamerika für allerhand Unbilden, die einigen ihrer Bürger auf den Fidschi-Inseln widerfahren sein sollten, von Thakombau einen Schadenersatz von 45,000 Dollars, eine Forderung, welche die Regierung der Vereinigten Staaten, nachdem sie die herrlichen Inseln besser kennen gelernt hatte, bis auf 80,000 Dollars hinaufschraubte. Wie hätte eine dieser Summen in einem völlig geldlosen Lande aufgetrieben werden sollen? In seiner Verlegenheit trug der bedrängte Häuptling im Jahre 1858 England die Oberherrschaft über die Inseln an; dabei sollte England die Schuld an die Amerikaner abtragen, dafür aber von den Eingeborenen das Eigenthumsrecht an 200,000 Acker guten Landes abgetreten erhalten. Die englische Regierung hat sich jedoch nicht bereit finden lassen, auf dieses Anerbieten einzugehen; da-

gegen hat sich später in Melbourne eine Gesellschaft, Polynesian-Company, gebildet, die im Jahre 1868 mit Thakombau einen Vertrag schloß, wonach sie die Schuld an Amerika zu bezahlen und dem Könige und nach seinem Tode seinem Regierungsnachfolger jährlich 200 Pfund Sterling zu gewähren hat. Dafür erhält sie aber außer den ihr zunächst zu überlassenden 200,000 Ackern Landes das Vorkaufsrecht auf das ganze Gebiet Thakombau's. Seit dieser Zeit sind Hunderte, insbesondere von Sydney und Melbourne, eingewandert.

Nachdem das europäische Element und das Christenthum so mächtig um sich gegriffen, hat man die Schätze, mit welchem die Natur diese herrlichen Inseln so verschwenderisch ausgestattet hat, weit besser kennen lernen und sie in viel größerem Umfange auszubeuten angefangen. Es hat sich herausgestellt, daß die Fidschi-Inseln Gold in nicht unbedeutender Quantität besitzen. Kupfer, Graphit, Steinkohlen, Petroleum und Cement, letzterer von vorzüglicher Güte, sind in Menge vorhanden. Ein wissenschaftlich und praktisch gleich ausgezeichneter Engländer, welcher die Oberaufsicht über große Eisenbahnwerke und Brückenbauten hatte und die Oertlichkeit untersuchte, wo man den Cement fand, rühmt die Reinheit desselben und prophezeit eine bedeutende Ausfuhr dieses Artikels. Das Ergebniß dieser Entdeckung wird von unberechenbarem Vortheil für Schiffe sein, die ohne Fracht nach den Kolonien zurückkehren und den Artikel viel wohlfeiler liefern können als Portland-Cement.

Dem Gedeihen der Baumwolle kommt die salzhaltige Feuchtigkeit und die gleichartige Temperatur des Klima, die Nähe der Pflanzungen am Meer und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens überhaupt ungemein zu statten; überdies bleibt der Regen bisweilen monatelang aus. Daher wird die Baumwolle nicht beschmuzt, behält ihr schönes, schneeweißes Aussehen, erzielt bei den englischen Versteigerungen die höchsten Preise und ist stets der Liebling der Faktorei. Es giebt eine ausgezeichnete Art Baumwolle, „Sea-Island Cotton", (spr. Sih-Eiland-Kott'n), (Gossypium Barbadense), die auf der Insel Wakaga von Dr. Brower, dem Konsul der Vereinigten Staaten, gebaut wird. Auf diesem Grundbesitz gezogener Samen ist auf sämmtlichen Inseln der Gruppe vertheilt worden, und der beste Beweis von der Vortrefflichkeit derselben ist der reiche Ertrag, den sie abwirft. Bei der Baumwollernte sind alle Hände in Thätigkeit, und die Arbeit wird in vielen Fällen von den Eingeborenen allein verrichtet. Im Jahre 1864 wurde bereits für 27,000 Pfund Sterling, im Jahre 1870 dagegen für 571,554 Thlr. Baumwolle ausgeführt; sie wird mit der Zeit ein ebenso bedeutender Stapelartikel werden, wie das Zuckerrohr, über dessen Kultur die Pflanzer am Rewafluß eine Uebereinkunft abgeschlossen haben. Im Durchschnitt erbaut man 25 Tonnen (à 20 Ctr.) Rohr auf einem englischen Acker. Es schießt zwar auf den Fidschi-Inseln zu ganz verschiedener Höhe, an vielen Stellen bis zu 8 m., an andern kaum bis zu 5 m. empor; aber stets ist der Zuckerstoff sehr süß und reichlich. Bisweilen trifft man Rohre, die 25 cm. im Umfang haben und bei denen die Knotengelenke 25—27 cm. von einander abstehen. Das spricht zur Genüge für die zuckerhaltigen Eigenschaften.

Große Strecken Land sind auch mit Kaffee bepflanzt. Die Hauptanbauer sind Dr. Brower von Wakaga und ein Amerikaner, Namens Stork von Viti-

Plantation an der Rewa. Der Kaffee gedeiht bemerkenswerth gut; seine Bohne wetteifert mit dem besten Java. Er könnte in viel größerem Umfange angebaut werden, wenn nur mehr Arbeitskräfte vorhanden wären.

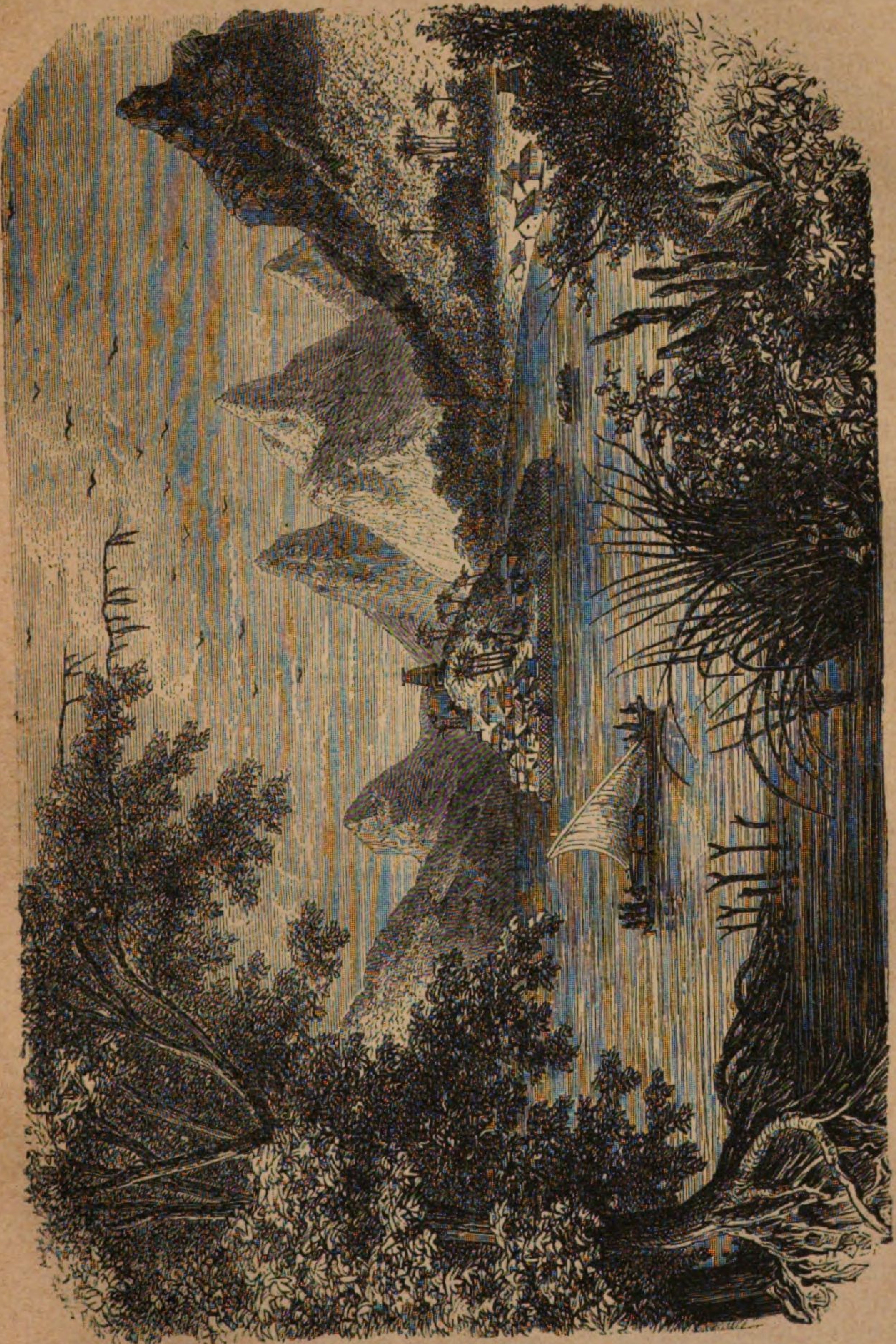
Auch der Ertrag des Kokosöles ist in neuerer Zeit mehr und mehr gestiegen. Die Eingeborenen bereiten das Oel leicht und gern. Wenn man vollends die Kokospalmen in den Monaten Februar und März gegen starke Winde ordentlich schützen lernen wird, so dürfte sich die Menge der Produktion für die Folge kaum übersehen lassen.

Versuche mit der Kultur von Tabak, Reis und Indigo sind ebenfalls bereits gemacht worden und vortrefflich gelungen, und Thee und Gewürz ließe sich mit Leichtigkeit anbauen.

Leider ist mit der gesteigerten Ausbeutung der Hülfsquellen der Inseln der Mangel an Arbeitskräften gestiegen. Gewöhnlich zeigen die Pflanzer die Zahl der ihnen nöthigen Arbeiter dem Könige an, der dann die Häuptlinge anweist, die erforderlichen Arbeitskräfte zu stellen. Die Arbeiter verdingen sich immer auf zwölf Monate und erhalten für diese Zeit außer Nahrung und Kleidung höchstens 4 Thaler Lohn, wogegen dem Könige selbst noch 2 Thaler pro Mann gezahlt werden müssen. Aber einestheils vermag die eingeborene Bevölkerung das Bedürfniß an Arbeitskräften überhaupt nicht mehr zu befriedigen, anderntheils verpflichten sich die Eingeborenen überhaupt nicht gern auf längere Zeit zur Arbeit. Sie arbeiten am liebsten nur so lange, als ihnen beliebt, oder bis sie einem augenblicklichen Bedürfnisse durch einen kleinen Verdienst abgeholfen haben. Zwar wenn man sie auf eine entfernt liegende Insel bringt, halten sie als fleißige und tüchtige Arbeiter bei ihren weißen Herren aus, weil sie, wollen sie nicht erschlagen werden, unter fremde Stämme sich nicht mischen dürfen; aber selbst dann verpflichten sie sich nur auf ein Jahr, für welche Zeit sie 4—5 Thaler und eine Flinte erhalten. Sie wissen selbst ohne Kalender genau, wann ihre Dienstzeit abgelaufen ist, und müssen dann auf ihre Inseln zurückgebracht werden, weil sonst der Nachwuchs ausbleiben würde.

Um nun dem Mangel an Arbeitskräften abzuhelfen, haben sich die Pflanzer in neuerer Zeit bemüht, Arbeiter von den anderen Inseln zu beschaffen, und das ist ihnen auf den Neuen Hebriden, auf den Sandwich-Inseln und andern Gruppen gelungen. Sie geben dem Arbeiter, der sich auf 2—5 Jahre zu verpflichten hat, jährlich 5 bis 6 Thaler Lohn; dagegen müssen sie den Schiffskapitänen, die ihnen die Arbeiter schaffen, ein Liefergeld von 16 bis 25 Thaler für den Mann zahlen, während der Lieferpreis vorher blos 5 bis 7 Thaler betrug. Allein die Schiffskapitäne gehen, wie wir bereits mehrfach erwähnten, mit den armen Südsee-Insulanern nicht ehrlich zu Wege; ihr Geschäft läuft auf Menschenraub hinaus. Sie locken dieselben durch allerlei Vorspiegelungen aufs Schiff, lassen sie dann von der Mannschaft mit Gewalt ins Zwischendeck schleppen und schaffen sie nach den Fidschi-Inseln, nach Neu-Kaledonien oder nach Queensland. Der Unwille und die Empörung über dieses schändliche Treiben hat sich in neuerer Zeit mit solchem Nachdruck geäußert, daß im englischen Parlamente umfassende Sicherheitsmaßregeln zum Schutz der Südsee-Insulaner in Anregung gebracht worden sind.

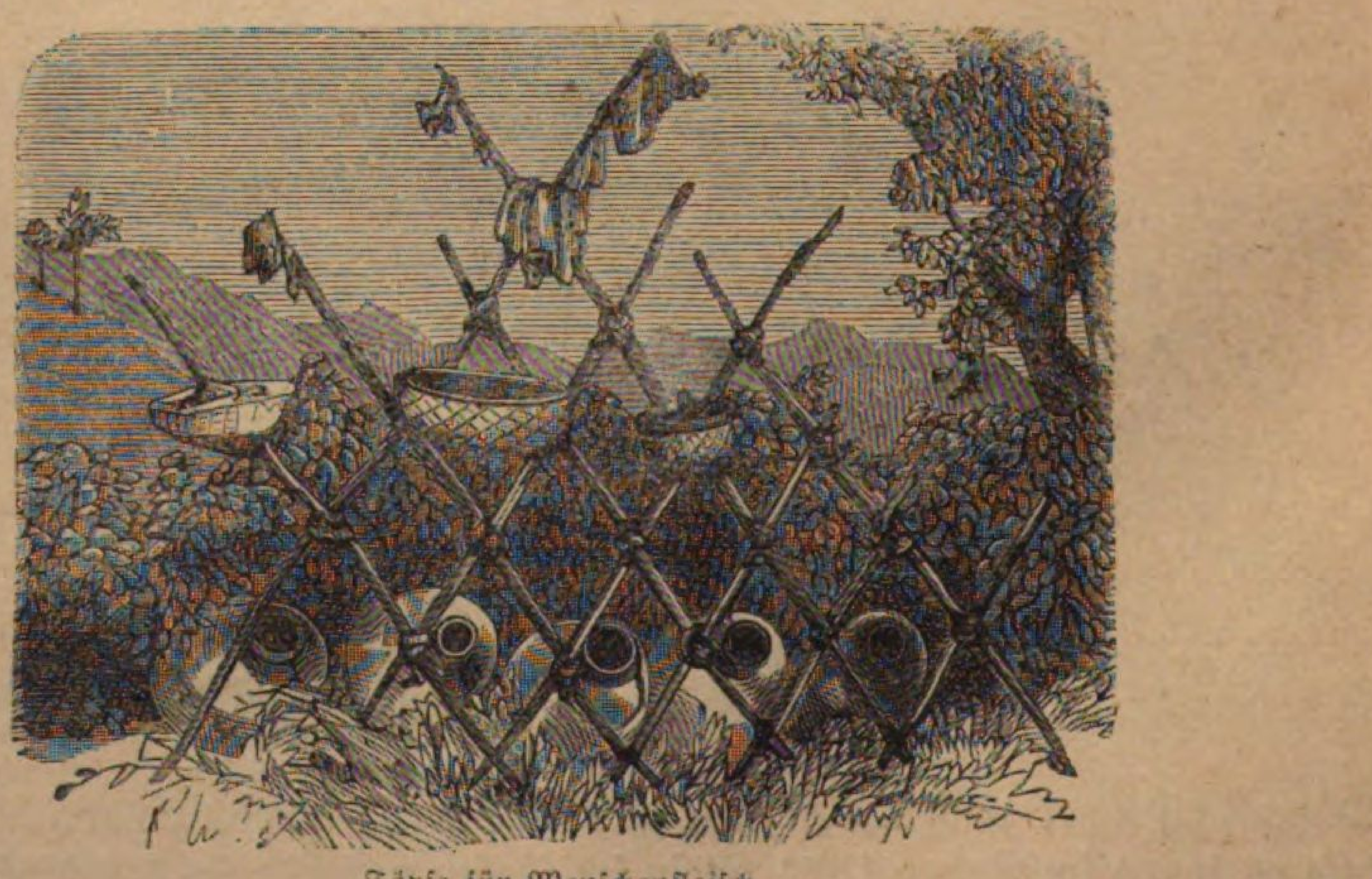
Inzwischen haben Kolonisation und Wohlstand fortwährend Fortschritte gemacht und lassen noch einen großen Aufschwung erwarten. Eine regelmäßige



Ansicht von Vanua Levu.

Dampfschifffahrt nach Melbourne und Sydney ist bereits eingerichtet worden und es liefen im Jahre 1871 allein im Hafen von Levuka 168 Schiffe ein.

Die Ausfuhr für dasselbe Jahr wird auf den Werth von 603,742 Thaler angesetzt; die Einfuhr auf 550,560 Thaler geschätzt. Die Bevölkerung betrug am 31. Dezember 1871 in der Gesammtzahl 148,000, darunter 2040 Weiße. Dagegen ist die eingeborne Bevölkerung durch immerwährende Fehden, durch das Erwürgen der Frauen, der Alten und der Kranken und durch Verwahrlosung der infolge des Erdrosselns ihrer Mütter beraubten Kinder auf kaum 200,000 Seelen zusammengeschrumpft. Und doch könnten diese ungemein gesegneten Inseln eine Bevölkerung von mindestens einer Million Seelen ernähren. Es steht zu hoffen, daß der wachsende, die Sitten mildernde Einfluß des Christenthums und der steigende Zufluß von Ansiedlern die Bevölkerung wieder anschwellen lassen und zu einer umfänglichen, für den Welthandel bedeutenden Ausbeutung der Hülfsquellen der Inseln führen werden. Und wenn wir die oben aufgeführten Ausfuhrartikel ins Auge fassen, zu denen noch Orangen und Limonen, Muskatnüsse, Gewürznelken, spanischer Pfeffer und Arrowroot, die insgesammt vortrefflich gedeihen, sowie Trepang und Schildpatt kommen; wenn wir den Reichthum der Inseln an eßbaren Gewächsen und an Nutzhölzern bedenken und dazu erwägen, daß die Fidschianer als Ackerbauer alle Eingeborenen Westpolynesiens übertreffen, daß im Verkehr mit den Weißen ihre Bedürfnisse und ihre Ansprüche ans Leben sich nothwendig steigern und einen mächtigen Antrieb zur Arbeit bilden müssen, und daß sie durch ihre Arbeitsamkeit und Ausdauer andere eingeführte Arbeiter sicher überflügeln werden, so braucht man nur die glückliche Lage der Inseln und ihren Bodenreichthum mit der Geschicklichkeit und geistigen Kraft ihrer Bewohner zusammen zu halten, um zu dem Ausspruch berechtigt zu sein, daß sie dereinst eine wichtige Rolle im Ozean spielen und mit der Zeit eine ähnliche Stellung zu Australien einnehmen werden, wie heute Westindien zu Amerika und Europa. Schon jetzt sind sie den Hauptseevölkern bedeutend genug erschienen, um Konsuln und Handelsvertreter dort zu unterhalten.



Töpfe für Menschenfleisch.



Der Priester als Arzt.

Fünfter Abschnitt.

Die Tonga-Gruppe.

Freundschafts-Inseln. Tonga-tabu. Der Banianenbaum Mea. Dolmen auf Tonga-tabu. Die Hapai-Gruppe. Kao. Tofua. Vavau-Gruppe. Hunga. Merkwürdige Grotte. Auffindung derselben. Insel Fonualeï oder Amargura. Klima. Thierwelt. Eingeborene. Gnatu. Faitoka oder Mausoleen. Tanz Maëllofulla. Meëhtabuggi. Das Totofest. Jagd mit dem Lockvogel. Rattenjagd. Der Tui-Tonga. Die Weachi. Die Matabulen. Götzendienst. Begräbnißfeierlichkeiten. Volksleben. Missionswesen.

Südöstlich von den Fidschi-Inseln treffen wir eine andere Inselgruppe an, die zwar von der Natur weniger reich ausgestattet ist, als jene, aber gar manches anmuthige, sogar großartige Bild bietet, wir meinen die Tonga-Gruppe, die schon im Jahre 1643 von Tasman entdeckt, jedoch erst in den Jahren 1775 und 1777 von Cook genauer erforscht wurde. Bei seinem ersten Besuch auf diesen Inseln wurde der berühmte Seefahrer von den Eingeborenen sehr freundlich aufgenommen. Es entspann sich sofort ein lebhafter Tauschverkehr, der ihm in kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig unbedeutenden Kosten anderthalbhundert Schweine, noch einmal so viel Hühner und solche Unmassen von

Bananen und mehligen Wurzeln einbrachte, daß er, erfreut über dieses gutmüthige Entgegenkommen, die Gruppe die Freundschafts-Inseln benannte.

Sie mögen zusammen eine Bevölkerung von 25,000 Seelen tragen und zerfallen in drei Gruppen, die durch schmale Kanäle von einander geschieden sind. Sie liegen unter 18 bis 21° S. Br. und 174 bis 176° W. L. von Greenwich. Die südliche oder Tonga-Gruppe besteht aus der größten aller dieser Inseln, Tonga-tabu oder das heilige Tonga (Amsterdam) und einer kleinen Insel Eua (Middelburg). Tonga-tabu, das an seiner Nordküste einen durch große Korallenriffe und kleine Inseln gebildeten guten Hafen besitzt, ist eine niedrige, flache Insel, deren bedeutendste Höhen kaum 20 m. ansteigen. Sie hat daher keine romantischen Gegenden aufzuweisen; aber der ungemein fruchtbare Boden, der, obwol ohne Bäche und Flüsse, von häufigen Regengüssen hinlänglich angefeuchtet wird, ist mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt und bringt im Ueberfluß alle Gewächse hervor, deren der Eingeborene bedarf. Sie ist durchgängig vortrefflich angebaut und lacht dem Fremdling wie ein Garten entgegen, der in der üppigsten Pflanzenpracht prangt. Die zum Verkehr nothwendigen Wege sind so verständig angelegt, daß sie zwischen den einzelnen Theilen der Insel eine freie und leichte Verbindung vermitteln. Die Häuser stehen meistentheils im Felde und haben vor sich einen mit Bäumen und Ziersträuchern bepflanzten Platz, der das Gartenähnliche der ganzen Anlage noch erhöht, und dabei ist die Luft vom Wohlgeruch unzähliger Blüthen durchduftet.

Auf dieser Insel befindet sich der riesige, geschichtlich merkwürdige Mea, ein Banianenbaum, unter dessen Schatten sich der Tui-Tonga unmittelbar nach seiner Krönung begab, um dort die heiligen Ceremonien zu feiern. Der niedrige Stamm, obwol tief gefurcht und anscheinend aus mehreren Stämmen zusammengesetzt, bildet eine kompakte Masse von 33 m. im Umfang; der ganze Baum ist ungefähr 40 m. hoch. D'Urville fand ihn 1827 noch in vollster Lebenskraft, doch hatte ein Sturm einen der größten Aeste abgebrochen, der nicht weniger als 6 m. im Umfang hatte.

Auf Tonga-Tabu hat auch der Engländer Hervey vor einigen Jahren ein merkwürdiges Bauwerk aufgefunden, welches an die europäischen Dolmen oder Cromlechs erinnert. Dasselbe steht an der Südküste der Insel ganz einsam und abgelegen. Die sogenannten „Kyklopischen Gräber" der Tui-Tongas, welche schon Cook beschrieben, die aber bereits mit dichtem Gebüsch umwachsen und schwer zugänglich sind, liegen etwa 2 deutsche Meilen davon entfernt. — Die Dolmen bestehen aus mehreren aufrecht gestellten Steinen, welche über 5 m. hoch und 2—3 m. dick sind, der quer darauf liegende Stein hat eine Länge von 8 und eine Dicke von 1 m. Sämmtliche Steine bestehen aus Riffkorallenfels aus der Nähe; die kyklopischen Gräber sind aus Steinen aufgeführt, welche man von der ziemlich weit von Tonga-tabu nach Nordosten liegenden Insel Wallis geholt hat. Geschichtliche Ueberlieferungen über dies eigenthümliche Bauwerk, das die Merkmale hohen Alters an sich trägt, fehlen ganz. Die Eingeborenen nennen es „Haamosa Maui", d. h. Maui's Last, und erzählen, der große Geist habe diese Steine von Bolotu hergebracht und seine Last, die nun alle Menschen auf Tonga-tabu nicht emporheben könnten, hierher geworfen.

Die mittlere oder Hapai-Gruppe wird von einer Menge kleiner, von großen Riffen umschlossener Inseln gebildet, deren bedeutendste, Lifuka, durch ihren reichen Anbau überrascht. Ueberall trifft man üppige Brotfrucht- und Bananenpflanzungen, und die Kokoshaine am Ufer sind so dicht, daß sie den heransegelnden Schiffern den Anblick der Häuser verbergen.

Einige Stunden westlich von Hapai liegen die vulkanischen Inseln Kao und Tofua. Erstere scheint ausgebrannt zu sein; aber auf der letzteren sind die Vulkane noch thätig, wie die fortwährend aufsteigenden Dampfsäulen bekunden. Kao trägt auch den höchsten Berg dieser Inseln, einen Pik von 1560 m. Höhe.

Die nördliche oder Vavau-Gruppe besteht aus der Insel dieses Namens, der zweitgrößten, und aus einer Menge kleiner Inseln, die wie jene von Riffen umgeben sind. Auch Vavau ist so vortrefflich wie ein Garten angebaut.

Südlich von Vavau befindet sich die kleine Insel Hunga, die eine der merkwürdigsten Höhlen der Welt aufzuweisen hat. Die Höhle hat das Eigenthümliche, daß sie selbst bei niedrigem Wasser noch 1 m. tief unter der Oberfläche des Meeres liegt. Sie wurde zufällig von einem jungen Häuptling der Freundschafts-Inseln entdeckt, der nach einer Schildkröte untertauchte.

Einst kam es dem Könige der Tonga-Gruppe, Finau, in den Sinn, in dieser Höhle Kava zu trinken. In seiner Begleitung befand sich ein junger Engländer von guter Familie, Namens Mariner, der aus Sucht nach Abenteuern Seemann geworden war. Er war am 1. Dezember 1806, als das englische Kaperschiff „Port au Prince", das in leckem Zustand in Lifuka eingelaufen war, von den Eingeborenen überfallen und der größte Theil seiner Mannschaft niedergemetzelt wurde, mit noch einigen andern verschont worden, um die erbeuteten Schiffskanonen gegen Finau's Feinde zu richten, und hatte sich die Gunst dieses mächtigen Königs erworben.

Mariner war damals, als Finau das Kavagelag vorschlug, gerade etwas von der Gesellschaft entfernt. Wie staunte er, als er an den Strand kam und einen jungen Häuptling nach dem andern sich entkleiden, untertauchen aber nicht wieder zum Vorschein kommen sah! Den letzten, der untertauchen wollte, konnte Mariner gerade noch fragen, was man denn eigentlich vorhabe. „Folge mir", sagte der Häuptling, „und ich will Dich mit an einen Ort nehmen, wo Du noch nie gewesen bist, und wo Finau und seine Matabulen jetzt versammelt sind." Mariner vermuthete sogleich, daß hier die berühmte Höhle sei, von der er bereits gehört. Dieselbe befindet sich in einem mindestens 20 m. hohen Felsen; man gelangt zu ihr aber nur mittels eines schmalen, 2 m. unter Wasser befindlichen Zugangs. Der Grund der Höhle ist mit Wasser bedeckt. Unbedenklich folgte er dem untertauchenden Häuptling nach, hielt sich dicht hinter ihm und erreichte glücklich die Felsenöffnung, durch die man in die Höhle hinaufschwimmt. Als er wieder auf der Oberfläche des Wassers war, hörte er schon die Stimmen Finau's und seiner Freunde, erklimmte einen Felsvorsprung und setzte sich nieder. Die Beleuchtung der Höhle bestand blos in einem matten Abglanz vom Meer, reichte aber aus, um die Gegenstände in der Umgebung dunkel zu erkennen, so daß es Mariner nicht schwer wurde, die übrige Gesellschaft aufzufinden, die sich ebenfalls in der Höhle gelagert hatte. Um jedoch eine bessere

Beleuchtung zu schaffen, tauchte er nochmals unter, schwamm an den Strand, holte seine Pistole, schüttete reichlich Pulver auf die Pfanne, umwickelte sie dicht mit Tuch und Blättern und kehrte, nachdem er sich eine Fackel verschafft hatte, in die Höhle zurück. Hier brannte er das Schießpulver ab und setzte so die Fackel in Brand. Die Höhle, die sich nun übersehen ließ, mochte in ihrem Haupttheile, der sich aber in zwei engere Höhlen verästete, etwa 14 m. weit und eben so hoch sein und war in merkwürdiger Weise mit Stalaktiten behangen, die theils gothischen Schwibbogen, theils den Zierathen einer alten Kirche glichen. Die Gesellschaft sprach nun dem berauschenden Kava, dessen wir bei den Fidschi-Inseln gedacht haben, wacker zu und vertrieb sich die Zeit mit Plaudereien. Dabei wurde auch über den Entdecker der Insel eine hübsche Geschichte erzählt. Einst hatte ein Häuptling den Plan gefaßt, den Tui (Statthalter) von Vavau, einen abscheulichen Tyrannen, durch einen Aufstand zu stürzen. Der Anschlag wurde verrathen, der Häuptling ertränkt und seine ganze Familie, seine sämmtlichen Verwandten sollten niedergemetzelt werden. Dieses Loos stand auch einer Tochter des Häuptlings, einer blühend schönen Jungfrau bevor, in die sich ein junger Häuptling, der Entdecker der Höhle, verliebt hatte. Am Tage der Hinrichtung wagte er sich in ihre Wohnung, entführte sie und brachte sie glücklich in der Höhle in Sicherheit. Hier versorgte er sie mit den nöthigen Lebensmitteln, bis er eines Tages mit einem Kanoe erschien und sie mit sich nach den Fidschi-Inseln nahm.

Nördlich von Vavau liegt die Insel Fonualeï oder Amargura, die im Jahre 1846 durch einen vulkanischen Ausbruch dermaßen erschüttert wurde, daß gegenwärtig Boote in den eingestürzten Krater ein- und ausfahren können und die bis dahin mit Fruchtbäumen reichlich bedeckte Insel nur noch als ein wüster Schlackenhaufen erscheint. Das Getöse des Ausbruchs war so furchtbar, daß man es auf dem 130 Seemeilen entfernten Niua deutlich wahrnahm, wogegen sich dessen verdörrender Einfluß auf die Pflanzen und Fruchtbäume Vavau's in einer Entfernung von 60 Meilen bemerklich machte. Ein amerikanisches Schiff, „Charles W. Morgan“, war auf einer Strecke von 40 Meilen durch einen Aschenregen gesegelt, und auf dem „Massachusetts“, der damals 60 Meilen weiter nach Osten sich befand, mußte das Verdeck mehrmals von der Asche gesäubert werden. Ueberhaupt kommen auf den Inseln Erdbeben, theils als leichte Wellenbewegungen, theils in der Form starker Stöße, häufig vor.

Das Klima der Inseln ist mild, gemäßigt und gesund, die Hitze nicht zu groß, die Witterung aber weniger beständig als auf den übrigen Inseln Polynesiens.

Die Thierwelt ist arm; bei ihrer Ankunft fanden die Missionäre, welche Rinder, Pferde und andere europäische Hausthiere einführten, nur australische Schweine und Hunde und von Säugethieren nur Ratten und Vampyre, von Hausgeflügel nur das Huhn als einheimisch vor.

Die Erzeugnisse aus dem Mineralreiche beschränken sich auf verschiedene Arten von Thon, Kalksteine und Basalt.

Die Tonganer selbst gehören zu den schönsten polynesischen Stämmen; sie sind zwar nur mittlerer Größe, aber kräftig und gut gebaut, die Männer größ-

tentheils breitschulterig und äußerst gewandt und muskelkräftig. Die Weiber sind zarter und schmächtiger als die Männer, aber von edlem Ebenmaß der Glieder; sie haben fast durchgängig zarte, ausdrucksvolle Züge und zeichnen sich besonders durch schöne Augen und Zähne, sowie durch ausnehmend fein gebildete Hände und kleine Finger aus. Nach Wilkes wird kaum irgendwo im Verhältniß zur Bevölkerung eine größere Menge schöner, kräftiger Männer- und Frauengestalten zu finden sein.



In der Grotte der Insel Hunga.

Die Hautfarbe ist ein mehr oder minder helles Braun, das bei Einigen ins Olivenfarbige spielt, während die Kinder fast weiß sind und manche Weiber eine fast eben so lichte Hautfarbe haben wie beispielsweise die Andalusierinnen.

Das Gesicht der Tonganer trägt ein eigenthümliches Gepräge von Gut-

müthigkeit und Milde an sich; sie sind offen, munter und gutherzig, gefällig und gastfrei, aber auch Meister in der Verstellung und sehr diebisch. Als Cook auf Tonga war, stahlen ihm die Eingeborenen zwei Ziegen und zwei Truthähne, und der Kapitän konnte ihre Wiederbeschaffung nur dadurch erzwingen, daß er drei Kähne mit Beschlag belegte und den Häuptling in Gewahrsam nahm. Die Offiziere, die einen Ausflug ins Innere gemacht hatten, fanden bei ihrer Rückkehr ins Lager, daß ihnen die Eingeborenen ihr ganzes Gepäck entführt hatten. Der König von Tonga-tabu, Poulaho, hatte ein eigenthümliches Mittel zur Entdeckung der Diebe. Er versammelte zu diesem Behufe alle seine Leute gleichzeitig vor sich, wusch sich in ihrer Gegenwart die Hände in einer hölzernen Schüssel und ließ diese darauf reinigen. Hierauf mußte ein jeder der Anwesenden nach der Reihe vortreten und das Gefäß in derselben Weise, wie sie bei Verbeugungen seinen Fuß berührten, betasten, nachdem er ihnen vorher eingeredet, daß der Thäter, wenn er das Gefäß berühre, sogleich sterben müsse. Weigerte sich daher Jemand, die Schüssel zu berühren, so wurde dies als Beweis seiner Schuld angesehen.

Ganz im Gegensatz zu den feigen Fidschianern sind die Tonganer tapfer, bisweilen tollkühn; sie sind Feinde der Hinterlist und treten dem Gegner offen und männlich entgegen. Oftmals haben sie den Fidschianern zur Unterdrückung von Aufständen Hülfe geleistet. Ihre Kampfweise verdient erwähnt zu werden. Wenn z.B. König Finau eine benachbarte Insel bekriegen wollte, so versammelte er seine Krieger und setzte ihnen in einer Ansprache aus einander, daß das bisherige System, je nach dem Erfolg vor oder zurück zu gehen, falsch sei, und daß man immer vordringen müsse; selbst wenn Einer die Spitze eines Speeres an seiner Brust sehe, dürfe er nicht wanken, sondern müsse vorwärts, um mit eigner Lebensgefahr seinen Feind niederzumachen. Er unterwies sie auch in der Kunst, den Anlauf des Feindes ganz ruhig aufzunehmen, deshalb bei der Annäherung des Feindes, als gehe sie das gar nichts an, auf der Erde sitzen zu bleiben und sich nicht zu rühren, bis Befehl ergehe, selbst wenn sie mit Spießen und Pfeilen beworfen würden. Sobald aber das Wort „Vorwärts!" ertöne, sollten sie aufspringen und rücksichtslos angreifen.

Dieses Manöver bekam einstmals den Fidschianern sehr schlecht. Dreist geworden durch die scheinbare Schwäche der Feinde, rückten sie lustig vor und träumten schon von einem leichten Siege, als sie sich plötzlich mit ungeheurem Ungestüm angegriffen sahen und zersprengt und aufgerieben waren, ehe sie noch zum Bewußtsein ihrer Lage kamen. Als vollends die Tonganer mit den Feuerwaffen bekannt geworden waren, konnten es die Fidschianer nun um so weniger mit ihnen aufnehmen.

Dabei brüsten sie sich nie mit ihren Großthaten. Hat Einer eine glänzende Kriegsthat vollbracht, so tritt er bescheiden in den Hintergrund, als wäre nichts vorgefallen. Ein Krieger erklärte, er werde gegen eine geladene Kanone vorgehen und seinen Speer in den Lauf werfen. Er stürzte bis auf etwa 30 Schritt von der Kanone vor und warf sich, als gefeuert wurde, zu Boden, so daß der Schuß über ihn weg ging; dann sprang er auf, schleuderte seinen Speer nach der Kanone, warf ihn richtig in die Mündung und zog sich ruhig zurück.

Ueberhaupt liegt in dem ganzen Wesen der Tonganer ein gewisser Ernst, und wenn sie sich bisweilen einen Scherz erlauben, so überschreiten sie nie die Grenzen des Anstandes.

Ihr Haar ist schwarz, dicht und schlicht; beide Geschlechter tragen es kurz verschnitten, zum Theil aufwärts gekämmt. Merkwürdiger Weise lassen sich die Männer den Bart durch förmliche Bartscherer abnehmen, die hierzu zwei Muschelschalen verwenden, deren eine sie mit dem Rande horizontal gegen das Kinn oder gegen die Lippe drücken, wogegen sie den darauf liegenden Theil des Bartes mit dem Rücken der andern Schale abreiben. Manche reiben sich auch den Bart mit Bimsstein ab. Uebrigens halten sie sehr auf Reinlichkeit des Körpers. Beim Gruß reiben sie die beiderseitigen Nasen an einander. Ihre Dankbarkeit drücken sie dadurch aus, daß sie das Geschenk mit der linken Hand über den Kopf emporheben.

Schmuck lieben die Tonganer sehr. Beide Geschlechter tragen Halsbänder, die aus der Frucht des Pandang (Pandanus odoratissima) und aus wohlriechenden Blumen gemacht sind, Fingerringe von Schildkrot, kettenförmige Armbänder, kleine Muscheln, Vogelknochen, die lose auf die Brust hinabhängen u. dgl. Am meisten lieben sie aber das Elfenbein, das sie zu einem Walfischzahn im Kleinen umformen. So gesucht ist dieser Artikel, daß ein gemeiner Mann nicht wagen könnte, einen Walfischzahn für sich zu behalten. König Finau hörte einst, daß ein Walfisch an einem kleinen Eiland, das nur von einem Manne und einer Frau bewohnt war, gestrandet sei. Als der König an Ort und Stelle kam und der Mann behauptete, er habe nur zwei Zähne, die er herausgab, wurde er sofort mit der Keule erschlagen und die Frau mit demselben Schicksal bedroht. Aus Furcht vor dem Tode brachte sie noch zwei andere Zähne zum Vorschein; aber man vermuthete mehr und erschlug sie. Wirklich hatte sie deren noch mehr versteckt, wie sich nach Jahren herausstellte.

Beide Geschlechter bekleiden sich gleichmäßig mit einem Stoff aus Gnatu, der etwa 2 m. breit und 2½ m. lang ist und gerade hinreicht, um anderthalbmal um die Hüften geschlungen zu werden. Er wird mittels eines Gürtels festgehalten und hängt wie ein Unterrock bis auf die Mitte der Beine hinab. Oberhalb des Gürtels ist das Zeug in Falten geschlagen, so daß es, wenn man diese aus einander legt, recht füglich um die Schultern emporgezogen werden kann.

Das Zeug wird von den Weibern aus dem Baste des Gnatu oder Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera) verfertigt, den man zu diesem Behufe anbaut und 2—2¼ m. hoch aufschießen läßt. Von den 6—10 cm. dicken Stämmchen streift man die Rinde ab, schabt die äußere Schale weg, rollt das Bast auf und weicht es eine Zeitlang in Wasser ein. Hierauf legt man es quer über einen Baumstamm und schneidet es in gleich lange Stücke, die man mit einem viereckigen Holze, das etwa ⅓ m. lang und gerieft oder flach ist, schlägt; ein Vorgang, der zur größern Verdichtung des Stoffes mehrmals wiederholt wird. Auf diese Weise gewinnt man Stücke Zeug, die 1½—2 m. lang und etwa halb so breit sind, und die man nun zum Trocknen auslegt. Nach dem Trocknen fügt eine andere Person die verschiedenen Zeugstücke zusammen, indem

sie den Rand derselben mit dem klebrigen Safte einer Beere, Tuu, bestreicht. Nunmehr bringt man die Stücke unter eine Art Stempel, um die Muster aufzuschlagen. Man braucht dann blos noch ein solches Stück Tuch in eine Brühe aus der Rinde des Koka (Erythroxylon Coca) zu tauchen und es rasch und kräftig zu reiben, — es gewinnt alsbald eine glänzend braune Farbe.

Das Zeug ist natürlich für die unteren Klassen zu kostspielig; sie tragen es höchstens in kleineren Stücken, oftmals auch nur eine Schürze aus Blättern.

Wie in der Verfertigung dieses Stoffes, so stehen die Tonganer an Kunstfertigkeit, an Intelligenz und geistiger Kraft überhaupt allen Polynesiern voran.


Weiber verfertigen Gnatu.

Ihre Kähne lassen an künstlerischer Ausstattung Nichts zu wünschen übrig. Sie wissen die einzelnen Bohlen, aus denen jeder Kahn besteht, mit Fäden so hübsch zusammenzufügen, daß man von außen kaum Fugen sieht. Ihre Doppelkähne sind 20—23 m. lang, in der Mitte $1\frac{1}{4}$—$1\frac{3}{4}$ m. breit und überall so stark und leicht gearbeitet, daß sie bis zur Platform ins Wasser tauchen können, ohne sich zu füllen oder zu sinken. Sie sind mit einem Mast und einem Segel aus Matten versehen, das, aufgespannt, einem Dreieck gleicht. Das Tauwerk ist

bisweilen 8—12 cm. dick. Auf der Platform befindet sich eine Hütte für die Mannschaft. Diese Doppelkähne eignen sich hiernach nicht blos zu Lastschiffen, sondern auch zu weiten Seereisen.

Nicht minder geschickt sind die Tonganer im Hausbau. Sie wissen die Balken ihrer Häuser geschmackvoll mit einem schwarz, roth und gelb gefärbten Flechtwerk aus Kokosnußbast zu befestigen. Die Dächer der Häuptlingswohnungen werden mit den getrockneten Blättern des Zuckerrohres, die der gemeinen Leute mit Matten aus Kokosblättern belegt. Die Häuser sind länglich rund, vorn und hinten offen und an den offnen Stellen mit Mattenvorhängen verkleidet.



Haushalt der Tonganer.

Im Innern haben sie nur ein Gemach, das aber durch Schirme in mehrere Abtheilungen geschieden ist. Beim Schlafen strecken sie sich auf eine Matte, den Kopf legen sie, wie gewöhnlich in Polynesien, auf ein hölzernes Kopfkissen. Das Hausgeräth besteht aus hölzernen Gefäßen, Kokosschalen und Kalebassen zum Trinken und irdenen Töpfen, die 6—7 Liter halten.

Von der Kraft und Geschicklichkeit der Tonganer zeugen besonders die Fai-tokas oder Mausoleen, die keinem Bauwerk in Polynesien nachstehen. Es

sind rechtwinkelige Bauten, welche mit ungeheueren Steinblöcken eingefaßt sind, die oft 5—6 m. lang, 2—3 m. breit und $1\frac{1}{2}$ m. dick waren. Die großartigsten dieser Denkmäler bestehen aus vier bis fünf Stufenreihen, so daß das Ganze eine Höhe von 6—7 m. erreicht. Ein Mausoleum, das d'Urville maß, ergab eine Länge von 60 m. und eine Breite von 40 m. Oben auf dem Bauwerk stand eine kleine Hütte, die als Bethaus oder auch als Aufenthalt für den Abgeschiedenen dienen mochte. Die ungeheueren Korallenblöcke, die man zu diesen Bauten verwendete, wurden auf dem Strande gehauen und, nachdem man sie auf großen Kähnen in der Nähe ihres Bestimmungsortes gelandet hatte, auf Rollen weiter geschafft. Daß man auf Tonga-tabu den Dolmen oder Cromlechs ähnliche Steinbauten gefunden, haben wir bereits Eingangs dieses Abschnittes näher erwähnt.

Aber freilich, während der gemeine Mann das Placktthier ist, genießen die Häuptlinge ihr Leben. Da giebt es Kavagelage, religiöse Feierlichkeiten, Tanz, Musik, Gesang und verschiedene Spiele.

Was die Tänze betrifft, so wird der eine, Maëllofulla genannt, von 96 Männern aufgeführt, die vier Reihen zu je 24 Mann bilden, und deren jeder ein $\frac{2}{3}$ m. langes, einem Ruderriemen ähnliches sogenanntes Pagge in der Hand hat, mit dem sie allerhand Bewegungen begleiten, die bald langsam, bald rasch auf einander folgen und bei denen kurze Sätze in Gesangsform ausgesprochen werden. Einen anderen Tanz, Meëhtabuggi, sah Cook mit an. Nach einem kurzen, einleitenden Konzert treten 20 Frauen in den Kreis und singen einen sanften Gesang, den Musik beantwortet und den sie selbst mit anmuthigen Geberden und mit Bewegungen der Pagge begleiten. Sie machen dann einige Runden und tanzen in schnellerem Takt, indem sie springend eine Art Halbrunde bilden, in die Hände schlagen, mit den Fingern schnippen und in Verbindung mit dem Chor einige Worte wiederholen. Der Takt wird nun immer schneller und ihre Geberden und Stellungen wechseln mit großer Gewandtheit und Anstrengung ab.

Nach diesem Ballet treten 15 Männer auf, die im Einklang mit der Musik singen und dabei verschiedene hübsche Bewegungen machen, indem sie den Körper abwechselnd nach jeder Seite neigen, das eine Bein ausstrecken und auf dem anderen ruhen und gleichzeitig den Arm derselben Seite empor halten. Dann sprechen sie wieder Etwas gesangweise, worauf die Musik antwortet, und beschleunigen bisweilen den Takt, indem sie in die Hände schlagen und schnellere Bewegungen mit den Füßen machen. Schließlich wird Musik und Tanz so schnell, daß man die verschiedenen Bewegungen gar nicht mehr unterscheiden kann.

Außerordentlich lebhaft geht es bei dem To-to-Feste zu, das zu Ehren Alo-aloi's, des Gottes des Wetters, gefeiert wird. Man thürmt eine Masse Yams, Bananen, Kokosnüsse und andere Lebensmittel zu einem mächtigen Haufen auf und fleht den Gott um gutes Wetter an. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen plötzlich Alle auf die aufgeschichteten Lebensmittel los und balgen sich darum. Nur die Weiber halten sich bei Seite; alle Anderen, der angesehenste Häuptling, wie der gemeinste Mann, prügeln ohne Unterschied der Person auf

einander los; selbst der Tui-tonga muß es sich gefallen lassen, wenn er tüchtig durchgebläut wird. Daneben wird wacker geboxt und gerungen. Wird die Herausforderung zum Ringkampf angenommen, so binden beide Ringer den Leibgürtel so fest als möglich. Sie fassen einander dann zu beiden Seiten am Gürtel und suchen sich gegenseitig emporzuheben und auf den Rücken niederzuwerfen. Wer geworfen wird, zieht sich unverdrossen zurück. Dieses Prügeln, Boxen, Ringen findet achtmal je am zehnten Tage statt, so daß die 80 Festtage herauskommen. Dabei bleiben aber Alle in der besten Laune. Wird Einer zu Boden geschlagen, so steht er lächelnd wieder auf; wird ihm der Arm gebrochen, so läßt er sich ruhig verbinden.



Tonganerinnen, den Meëhtabuggi tanzend.

Ruhiger verläuft das Yamsfest, ein Erntefest. Am Festtage strömen die Einwohner von allen Seiten nach der Hauptstadt des Tui-tonga zusammen; Alle sind auf das Beste gekleidet und schleppen Yams herbei, die dann nebst anderen Lebensmitteln unter die Priester und Häuptlinge vertheilt werden.

Neben diesen Unterhaltungen und Festlichkeiten bietet den Häuptlingen das Vogelschießen einen sehr beliebten Zeitvertreib. Sie benutzten dabei einen Lockvogel, der mit derselben Sorgfalt abgerichtet und gepflegt wird, wie vormals bei uns die Falken. Der Jagdlustige selbst geht in den Wald und kriecht in eine Art Käfig, der aus Weiden geflochten und mit Laub überdeckt ist, aber eine Anzahl Löcher hat, durch die er schießen kann. Neben diesem Käfig steht ein Vogelbauer, in welchem eine Henne steckt, und oben auf dem Käfig sitzt der Lockvogel, ein Hahn, der mit dem einen Fuße angebunden ist. Diese beiden

Vögel stoßen immer gegenseitig Lockrufe aus und ziehen dadurch eine Menge Vögel herbei, die der Jäger mit leichter Mühe erlegt.

Ein gut abgerichteter Lockvogel steht ungemein hoch im Preise; er hat seinen eigenen Wärter, der nur ihn abzuwarten und besonders darauf zu sehen hat, daß der Vogel einen lauten Lockruf sich aneignet und dabei die Flügel richtig schlagen lernt. Welchen Werth man auf diese Vögel legt, das veranschaulicht ein Beispiel. König Finau hörte einst, daß der Häuptling von Hihifo einen prächtigen Lockvogel habe, und war alsbald entschlossen, denselben um jeden Preis an sich zu bringen. Vergebens bot er dem Häuptling Geschenke über Geschenke; endlich verstand er sich zu einem nach den Begriffen der Tonganer geradezu unschätzbaren Geschenk, bestehend aus Walfischzähnen, Tuch, Kava, Perlen, Spiegeln, Aexten und vielen anderen Sachen von Werth. Der Häuptling merkte jetzt, daß Finau den Vogel um jeden Preis haben wolle und ihn nach Befinden selbst mit Krieg überziehen werde, und gab den Vogel gegen das werthvolle Geschenk her.

Ebenso beliebt ist die Rattenjagd, zu welcher die Häuptlinge mit zahlreichem Gefolge, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, ausziehen. Vor ihnen gehen Leute nach dem Jagdplatze, um eine aus gerösteter Kokosnuß bestehende Lockspeise auszulegen und die Wege, die nach dem Platze führen, durch Stäbe abzusperren, damit die Ratten nicht durch Vorübergehende gestört werden. Niemand mißachtet diese Absperrung; selbst der angesehenste Häuptling macht vor den Stäbchen Halt. Die Jagdgesellschaft rückt, in zwei Parteien getheilt, im Gänsemarsch nach dem Jagdplatz aus. Nur der Reihenanführer darf geradeaus schießen, die Uebrigen müssen die Ratten seitwärts aufs Korn nehmen. Wer geschossen hat, macht dem Nächstfolgenden Platz, so daß sich der ursprüngliche Zug allmählig ganz verändert. Um die Ratten zu locken, ahmen die Jäger das Quiecken derselben nach, und wenn eine davonläuft, wird sie oft durch ein scharfes Schnalzen mit der Zunge stutzig gemacht; sie lauscht und wird dabei geschossen. Die Partei, die zuerst zehn Ratten erlegt, hat gewonnen, und die Jagd wird mit einem Schmause beschlossen.

Außerdem beschäftigen sich die Häuptlinge gern mit dem Fange des Bonite (Thynnus pelamys), einer Art Thunfisch. Sie werfen aus einem Kanoe, das sie im schnellsten Laufe erhalten, eine Perlmutterangel ohne Widerhaken und Köder aus, die nur die Oberfläche des Wassers berührt und den Boniten durch die schillernde Fläche, die er für eine rasch fliehende lebendige Beute hält, täuscht. Sowie der Fisch angebissen hat, schwingt der Fischer mit einer geschickten Wendung die Schnure in die Höhe und der Fisch fällt ihm in die Hand.

Ein anderes sehr beliebtes Spiel besteht darin, daß auf zwei Seiten je sechs bis acht Spieler zusammentreten und ein jeder einen wuchtigen Speer in der Weise emporwirft, daß er beim Herabfallen auf einer kleinen Holzscheibe, die oben an einem Pfahle befestigt ist, stecken bleiben muß. Die Partei, die nach dreimaligem Werfen die meisten Speere in die Scheibe bringt, hat gewonnen.

So schaut sich das Leben der Könige und Häuptlinge gar lustig an; aber trotz der großen Unterwürfigkeit, die man ihnen bezeigt, sind sie nicht die Höchsten im Range. Denn nirgends ist das Kastenwesen, sowol in religiöser als in

bürgerlicher Hinsicht, so ausgebildet wie in Tonga. An der Spitze des ganzen Volkes steht der Tui-tonga, eine geheiligte, von einem der Hauptgötter abstammende Person, die ihren Sitz auf Tonga-tabu, dem heiligen, hat. Vor ihm müssen sich die angesehensten Häuptlinge zum Zeichen der Ehrerbietung niedersetzen, bis er vorbeigegangen. Ungeachtet seines hohen Ranges hat er aber nach außen wenig Macht.

Ihm zunächst stehen die Weachi, die ebenfalls von göttlicher Abkunft sind. Vor ihnen, denen sie an edler Abkunft nachstehen, müssen sich Könige und Häuptlinge beugen, weshalb sie es meiden, mit ihnen zusammen zu kommen.

Die dritte Stufe in der religiösen Rangfolge nehmen die Priester ein. Diesen wird zwar im gewöhnlichen Leben keine besondere Ehrerbietung zu Theil; wenn sie aber plötzlich von dem Gotte begeistert werden, muß ihnen dieselbe Ehrfurcht bezeigt werden, wie dem Gotte selbst. Dann zieht sich der König, wenn er zugegen ist, sofort in angemessene Entfernung zurück, und das muß selbst der Tui-tonga thun, weil man in diesem Falle annimmt, daß der Gott sich des Priesters bemächtigt hat und aus seinem Munde spricht. Uebrigens verfallen die Priester in ganz ähnliche Verzückungen, wie ihre Amtsbrüder auf den Fidschi-Inseln.

Was die bürgerlichen Kasten betrifft, so nimmt der König, obwol er dem Tui-tonga, den Weachi und selbst manchem Edlen an Abkunft und Adel nachsteht, im Range die höchste Stelle ein. Er ist unumschränkter Monarch und stützt sein Recht theils auf die Erbfolge, theils auf die Kriegsmacht.

Nächst dem Könige kommen die Egi oder Edlen, insgesammt Verwandte des Tui-tonga, der Weachi oder des Königs. Der Adel vererbt sich abwärts in weiblicher Linie; denn wenn die Mutter nicht von edler Herkunft ist, so sind es die Kinder auch nicht.

Die Matabulen nehmen den wichtigsten Rang ein; sie bilden eine Art Ehrengefolge der Häuptlinge und sind ihre Rathgeber, achten auch darauf, daß deren Befehle pünktlich ausgeführt werden. Bisweilen verstehen sie sich auf eine Kunst oder Hanthierung, z. B. auf den Kahnbau; aber dann zimmern sie die Kähne blos für die Könige und Häuptlinge. Stirbt ein Matabule, so vererbt er seine Würde auf seinen Bruder.

Auf der nächsten Stufe stehen die Muahs, Abkömmlinge der Matabulen. Ihnen liegt bei Festlichkeiten das Vertheilen der Speisen und des Kava ob; auch gehören sie zum Gefolge der Häuptlinge. Insbesondere haben sie wie die Matabulen die Pflicht, Ordnung in der Gesellschaft zu erhalten und die Aufsicht über die Sitten der jüngeren Häuptlinge zu führen, die sich bisweilen Ausschweifungen und Bedrückungen der Tuahs erlauben.

Die unterste Klasse bilden die Tuahs, und dahin gehören auch die Söhne und Brüder der Muahs, so lange sie nicht den Rang des Vaters oder Bruders erben. Diese Art Tuahs darf aber gemeinschaftlich mit den Muahs ein edleres Gewerbe treiben; sie machen sich wol auch als Tätowirer, Keulenschnitzer und Barbiere nützlich. Am tiefsten unter den Tuahs stehen die Köche und die Feldarbeiter, denen es verboten ist ihren Herrn oder ihre Beschäftigung zu wechseln, so daß sie als Leibeign'e anzusehen sind; denn eigentliche Sklaven giebt es nicht.

Ein so verwickeltes System der bürgerlichen Gesellschaft setzt einen Bildungsgrad voraus, den man unter Wilden kaum erwartet. Damit steht die Behandlung der Frauen in Zusammenhang, die durchaus nicht unterdrückt oder wie Sklaven angesehen werden. Ebendeshalb besitzen sie eine Ungezwungenheit und Anmuth im Benehmen, die man nie bei Völkern antrifft, bei denen die Weiber blos die Stellung der Plackthiere einnehmen.

Die Schilderung der Stände leitet uns von selbst auf die religiösen Vorstellungen der Tonganer; doch müssen wir vorher einer eigenthümlichen Sage gedenken. Ehe die Tonga-Inseln bestanden, geschah es, daß einer der Götter, Tongaloa, an der Küste des Meeres angelte. Der Angelhaken verfing sich jedoch in einem Felsen auf dem Meeresgrund; der Gott zerrte mit aller Gewalt und zog plötzlich die Tonga-Inseln empor. Diese würden noch viel größer geworden sein, wenn nicht die Angelschnur gerissen und das übrige emporgezogene Land wieder hinabgeglitten wäre.

Im Uebrigen glauben die Tonganer an gute und an böse Götter; jene, Hotuahs, erzeigen den Menschen je nach ihren Verdiensten Gutes und Böses; diese, die Pohs, umschwärmen Tonga und suchen überall Unheil zu stiften. Die guten Götter weilen in Bolotuh, dem Paradiese, das sich auf einer nordwestlich von Tonga gelegenen, ungeheuer großen Insel befindet. Von dort besuchen sie in der Gestalt von Eidechsen, Delphinen und Wasserschlangen bisweilen die Tonga-Inseln, um den Menschen nützlich zu sein, den und jenen zu begeistern und mit der Gabe der Weissagung zu erfüllen. Das Paradies ist mit allen erdenklichen Reizen geschmückt: die köstlichsten Baumfrüchte ergänzen sich, sowie sie gepflückt sind; die Luft ist mit den lieblichsten Düften erfüllt; auf allen Zweigen wiegen sich Vögel mit prachtvollem Gefieder, und die Wälder stecken voll von unsterblichen Schweinen. Hier erhielten auch die ersten Menschen das Dasein, und hier leben die Seelen der Tui-tongas, der Häuptlinge, der Edlen und Matabulen fort; denn die gemeinen Leute haben keine Seelen.

Bolotuh soll so weit entfernt sein, daß es keinem Schiffe erreichbar ist; doch geht die Sage, daß einst ein Kahn auf der Rückfahrt von den Fidschi-Inseln dahin verschlagen worden sei. Da die Mannschaft den Ort nicht kannte und Mangel an Lebensmitteln litt, das Land aber reich an Früchten aller Art war, so landeten sie. Wie staunten sie, als sie die Brotfrucht, die sie pflücken wollten, nicht greifen konnten, als sei es ein Schatten. Sie gingen durch die Bäume, durch die Wände der Häuser geradewegs hindurch, ohne anzustoßen. Endlich bemerkten sie einige Hotuahs; diese aber durchschritten ihre Körper, wie wenn ihnen gar nichts im Wege stände, und empfahlen ihnen, sich schleunigst davonzumachen, versprachen ihnen auch guten Wind. Die Schiffer segelten ab, starben aber insgesammt alsbald nach ihrer Heimkehr.

Der übertriebenen Verehrung der Götter entstammt die Unsitte, ein Kind zu erdrosseln, um die Götter zur Wiederherstellung eines kranken Verwandten zu bestimmen; ebenso die Sitte des Fingerabhackens zu demselben Zweck. Die Anverwandten des Kranken schneiden sich nämlich ein Glied vom kleinen Finger ab, indem sie den Finger auf einen Holzblock legen, einen scharfen Stein über das Fingerglied halten und es durch einen schweren Schlag auf den Stein

abtrennen. Infolge dieser Sitte trifft man kaum einen Tonganer, der nicht den kleinen Finger einer oder auch beider Hände ganz oder theilweise verloren hat. Insbesondere bringt man ein Menschenopfer, um den Zorn der Götter zu versöhnen, der sich gegen das ganze Volk gewendet hat. Am liebsten nimmt man dazu das Kind eines Häuptlings, da man ein solches als das angenehmste Geschenk ansieht.



Begräbnißfeierlichkeiten.

Beim Tode des Tui-tonga erdrosselt man auch dessen vornehmste Frau, damit sie ihn nach Bolotuh begleite; das Volk schert sich insgesammt das Haupt und trauert ungefähr vier Monate lang. Jeder läßt während eines Monates den Bart lang wachsen und reibt sich während der Nacht den Körper mit Oel ein. Am Begräbnißtage setzt sich Alles, Männer, Weiber, Kinder, mit brennenden Fackeln etwa acht Schritte weit vom Grabe, wenn die Leiche schon darin ist, nieder. Auf den Ruf einer Leidtragenden, aufzustehen und näher zu kommen, erheben sich Alle, gehen etwa 40 Schritt weiter und setzen sich nieder Da blasen zwei Männer hinter dem Grabe auf Muschelschalen, sechs andere treten mit brennenden Fackeln hinter dem Grabe hervor, steigen den Hügel

hinab und umkreisen, die Fackeln schwingend, das Grab. Dann steigen sie den Hügel wieder hinauf, die übrigen folgen, gehen um das Grab herum und legen hinter demselben die erloschenen Fackeln nieder. Endlich gehen Alle nach Hause.

Beim Tode eines Häuptlings finden aber ganz entsetzliche Quälereien statt. Die leidtragenden Weiber sitzen um die Leiche; sie sind in die schlechtesten, zerrissensten Matten gehüllt, weil das zerlumpteste Gewand für das beste Sinnbild des Schmerzes und der Zerrissenheit des Gemüthes gilt. Ihr schauderhaftes Aussehen könnte selbst einen Mann, der an solche Schauspiele gewöhnt ist, mit Entsetzen erfüllen. Die Augen sind von unaufhörlichem Weinen geschwollen, die Wangen sind durch die zahlreichen Schläge, die sie sich mit den Fäusten versetzt haben, ganz schwarzblau geworden und so aufgelaufen, daß die armen Geschöpfe kaum aus den Augen sehen können. Sie schlagen sich auch in ihrer wahnsinnigen Selbstzerfleischung die Brust braun und blau.

Am tollsten trieb man es beim Tode Finau's. Da wollten die Häuptlinge und Matabulen hinter keinem Selbstpeiniger zurückbleiben. Wie verrückt sprangen sie in den von den Zuschauern gebildeten Kreis, brachen in die kläglichsten Ausrufungen aus und zerfetzten sich mit scharfen Steinen, Messern oder Muscheln den Körper oder zerschlugen sich den Kopf dergestalt, daß das Blut in Strömen floß. Einige versetzten sich mit dem Streitkolben solche Schläge auf den Hirnschädel, daß sie eine Zeitlang irrsinnig waren und ganz verwirrt sprachen. Als die Leiche endlich feierlich beigesetzt und das Grab mit einer großen Platte überdeckt war, ging das Zerfleischen und Zerschlagen der Gliedmaßen der Leidtragenden abermals mit aller Wuth los; ja, selbst damit war es noch nicht genug. Ungefähr einen Monat nach der Leichenfeier wollte Finau's Sohn, der es nicht für angemessen gehalten hatte, sich mit Selbstzerfleischung recht zur Schau zu stellen, in einem Kreise von Freunden die Selbstpeinigung an sich vollziehen. Unglücklicher Weise mußte Mariner, als er das Haus betrat, gehörig niesen, und das Niesen halten die Tonganer, wenn sie etwas Wichtiges vorhaben, für die allerschlimmste Vorbedeutung. Es kam so weit, daß Finau dem armen Mariner mit der Streitaxt den Schädel gespalten hätte, wenn ihm nicht Einige in die Arme gefallen wären. Mariner entfernte sich, Finau aber verfügte sich mit seinem Gefolge an das väterliche Grab, und das Kopfzerschlagen ging los. Finau begnügte sich in seinem Eifer gar nicht mit den gewöhnlichen Instrumenten, sondern sägte sich mit einer scharfzähnigen Säge in den Hirnschädel. Als die Gesellschaft nach Hause ging, war Finau durch den gehabten Blutverlust so schwach, daß er taumelte.

Wenden wir uns von diesen abscheulichen Gebräuchen zu einer andern Seite. Außer der Ehrfurcht gegen die Götter halten die Tonganer auf die schuldige Achtung gegen edle und ältere Personen, auf Vertheidigung ihres Erbrechtes, auf Ehre, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, auf Freundschaft, Sanftmuth und Bescheidenheit, auf Eltern- und Kindesliebe, auf geduldiges Ertragen des Unglückes und auf Beherrschung der Leidenschaften; dagegen sehen sie manche Handlungen, in denen civilisirte Nationen Verbrechen finden, z. B. Rache, Ermordung eines Dieners oder sonst Jemandes, von dem man gereizt ist, sowie den Diebstahl für ganz unschuldige Dinge an.

Heirathen werden, außer bei Königen und Häuptlingen, ohne weitere Feierlichkeit geschlossen; das Mädchen wird weiter nicht gefragt. Jeder nimmt Weiber, so viel ihm beliebt; hat er die Frau satt, so heißt er sie gehen, behandelt sie aber im Uebrigen gut und mit Achtung. Er braucht ihr auch die eheliche Treue nicht zu halten; sollte er dagegen seine Frau beim Ehebruch ertappen, so würde er ihr ohne Weiteres den Schädel einschlagen. Unverheirathete Frauenspersonen können ihre Gunst nach Belieben verschenken, ohne daß ihr Ruf leidet; nur will es die Sitte, daß sie die Liebhaber nicht gar zu oft wechseln.

Die Sprache der Tonganer ist ein malayischer Dialekt, aber von der Sprache der Gesellschafts-Insulaner so verschieden, daß ein Tahitier einen Tonganer nicht versteht. Das „R" kennen die Tonganer nicht, vermögen es auch nicht auszusprechen. Es ist das ziemlich allgemein in der Südsee der Fall. Daher finden wir sehr oft von Reisenden verschiedene, wenn auch ähnlich klingende, Namen für einen und denselben Ort gebraucht. So heißt auf den Sandwich-Inseln z. B. die Bai, in welcher Cook ermordet wurde, Karakakoa-Bai, bei Anderen Kalakakoa-Bai; den Vulkan Kilauea findet man als Kirauea aufgeführt; Mauna loa statt Mauna roa u. s. w.

Werfen wir einen Blick auf das gesammte Leben und Treiben der Tonganer zurück, so sagen wir uns: Das sind Leute, die zur Fröhlichkeit gestimmt sind, die das Vergnügen, festliche Gelage und gesellige Unterhaltung lieben und gern beisammen sitzen und plaudern. Aber diese idyllischen Zustände hatten schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einen mächtigen Stoß erlitten, als Finau, der Häuptling von Hapai, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Tobo-Niuha den König Tui-Kanakabolo erschlug. Daraus entspannen sich langwierige innere Kriege, und das alte Reich Tonga-tabu zerfiel. Die mittlere und die nördliche Inselgruppe, Hapai und Vavau, unterwarfen sich der Herrschaft Finau's, während sich Tonga-tabu unter mehrere Häuptlinge zersplitterte, die sich unter einander fortwährend befehdeten. Die Anarchie, die auf dem sonst so friedlichen Tonga-tabu herrschte, wurde nicht wenig durch die Abwesenheit des Tui-Tonga gefördert, der die Partei Finau's ergriffen und sich nach Vavau zurückgezogen hatte, wo ihm noch immer der jährliche Tribut gezahlt wurde, der seinem göttlichen Charakter zukommt. Seine Anwesenheit in den Reihen Finau's gab dessen Sache den Schein des Rechtes, und Finau benutzte sie, um die Häuptlinge als Rebellen darzustellen, die mit frecher Hand ihre eigenen Götter bekriegten. Aber es ist ihm nicht gelungen, sich die ganze Inselgruppe zu unterwerfen.

Bessere Zustände sind seit Verbreitung des Christenthums eingetreten. Der erste Versuch mit der Bekehrung der Tonganer wurde schon im Jahre 1797 gemacht und zwar von zehn englischen Missionären. Dieselben trafen hier einen Engländer Namens Morgan, einen aus Port Jackson entlaufenen Verbrecher, der aber, statt seinen Landsleuten mit Rath und That beizustehen, die Eingeborenen vielmehr gegen sie aufhetzte und ihnen einredete, die Missionäre würden sie durch Zaubermittel umbringen und sich des Landes bemächtigen. Unglücklicher Weise starben gerade viele Eingeborene an einer Seuche, und das schob Morgan natürlich auf die Missionäre. Bald wurden drei Missionäre ermordet

und ihre Hütten verbrannt; die übrigen retteten sich glücklicher Weise auf ein englisches Schiff, welches gerade zufällig vor Anker lag.

Erst im August 1822 wurden die Bekehrungsversuche von methodistischen Missionären wieder aufgenommen. Damals landete der Missionär Lawry mit mehreren Begleitern unter großem Zusammenlauf des Volkes auf Tonga-tabu und fand dort in einem Engländer Namens Singleton, der schon 16 Jahre lang sich auf der Insel umhergetrieben hatte, kräftige Unterstützung. Er durchzog die Insel, wurde aber bald argwöhnisch beobachtet, denn die Priester wärmten das alte Märchen wieder auf, daß die Weißen sie zu Tode beten und die Insel in Besitz nehmen würden. Bald kam es dahin, daß sich die Missionäre aus Furcht vor groben Mißhandlungen von der Insel zurückziehen mußten.

Inzwischen waren evangelische Lehrer aus Tahiti, die um dieselbe Zeit an einer anderen Stelle der Insel gelandet waren, in ihren Bemühungen glücklicher gewesen. Ihnen gelang es insbesondere, den Häuptling von Nikualofa, Tubo, zu bekehren. Zu Hihifo, im südlichen Theile der Insel, errichteten die Missionäre ein Missionshaus und eine Kapelle und fanden nach und nach gegen 400 Anhänger, so daß sie auf Tonga zwei Hauptstationen, Hihifo im südlichen und Nugalofa im westlichen Theile der Insel, bilden konnten. Trotz aller Hindernisse, die ihm in den Weg gelegt wurden, griff das Christenthum immer weiter um sich; abscheuliche Volkssitten, namentlich das Erdrosseln der Kinder, das Fingerabhacken, kamen in Verfall, die Leute hielten Hausandachten, und auf der ganzen Inselgruppe entstand ein solcher Zudrang, daß man nach Verlauf von sechs Jahren 10,000 Bekehrte zählte. Als d'Urville im Jahre 1838 die Tonga-Inseln besuchte, waren die Hapai- und die Vavau-Gruppe vollständig bekehrt und nach langen Bürgerkriegen in der kräftigen Hand des Tahofanao oder König Georg's, eines Häuptlings aus der Familie der Finau, vereinigt. Dieser Häuptling zeichnete sich nicht nur durch seinen prächtigen Körperbau, sondern vor Allem durch Muth, Tapferkeit und Charakterfestigkeit, durch außerordentliche Thatkraft und Rednergabe aus. Zur Einführung des Christenthums entschlossen, warf er alle Hindernisse nieder, die sich ihm bei diesem Werke entgegenstellten. Ueberall zertrümmerte er die Götzenbilder. Als die Bewohner von drei ihm untergebenen Inseln ihm zum Trotz ein großes Götzenfest in einem Haine vorbereiteten, ließ er eine Herde Schweine in den heiligen Hain treiben und die Götter, die sich im Tempel befanden, außen an den Bäumen an Stricken aufhängen. Die Eingeborenen waren freilich außer sich über diesen Gräuel, aber sie waren zu schwach, um Rache zu üben. Wie ernst er es mit dem Christenthum nahm, zeigt sich darin, daß er sofort alle seine Frauen entließ und sich später mit einer einzigen vermählte, daß er allen seinen Sklaven die Freiheit schenkte und sich an Allem, was das Christenthum fördern und sein Volk heben konnte, persönlich betheiligte. So wurde er Baumeister, Seefahrer, Prediger und Präsident einer Missionsgesellschaft. Seine Beredtsamkeit ist überwältigend und schmettert in Volksversammlungen jeden Widerstand gegen das königliche Ansehen nieder. Dem Häuptling Tubo in Nikualofa leistete er kräftigen Beistand gegen die Häuptlinge, die dem Christenthum feindlich gesinnt waren und die Missionäre nebst den Bekehrten verjagen wollten.

Georg landete mit 1500 Kriegern und erzwang nach vier Monaten einen Frieden, der die heidnischen Häuptlinge verpflichtete, die Christen nicht ferner zu verfolgen und den Missionären überall freien Zutritt zu gewähren. Diese Erfolge verdankte König Georg hauptsächlich der besseren Bewaffnung seines Heeres, das unter Anderem 120 Flinten besaß. Aber die Häuptlinge suchten durch den Frieden blos Zeit zu gewinnen und Kraft zu neuem Kampfe zu sammeln. Daher kehrte König Georg sehr bald zum Schutze des schwachen Tubo und der Missionäre nach Nikualofa zurück. Hier erlitt er zwar im Jahre 1840 eine bedeutende Niederlage und mußte sich wieder einschiffen, doch die christliche Partei gewann bald wieder die Oberhand, und nach Tuba's Tode wurde Georg als König sämmlicher Tonga-Inseln anerkannt. Infolge davon machte das Christenthum solche Fortschritte, daß im Jahre 1850 auch Tongatabu, der südliche Theil, durch katholische Missionäre bekehrt war.

Damals befanden sich auf den Tonga-Inseln überhaupt 96 evangelische Kirchen und Kapellen und 16 kleinere Bethäuser; die Zahl der wirklichen Gemeindeglieder betrug an 8000 Seelen und die der Schüler beiderlei Geschlechts in den Schulen 7426 Köpfe. Indessen war die Zahl derjenigen christlichen Eingeborenen, welche als Gemeindeglieder noch nicht förmlich aufgenommen waren, eine weit größere. Auch hat man ein Schullehrerseminar und eine Druckerpresse errichtet, wo die Bibel und andere in die Tongasprache übersetzte Bücher gedruckt werden.

Noch erfreulicher lautet ein Bericht des Missionärs R. Young aus dem Jahre 1853. Er schreibt: „Nach einer etwas ungestümen Reise auf dem nichts weniger als Stillen Meere kam ich eines Morgens früh auf der Tonga-Gruppe an und zählte vom Verdeck des Schiffes auf ein Mal zwanzig liebliche Eilande, die eben von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet waren. Die ganze Gruppe besteht aus etwa 200 Inseln mit einer Volkszahl von 20- bis 30,000 Seelen. Mit Ausnahme von ungefähr 50 Personen hat die ganze Bevölkerung das Evangelium angenommen; 8000 unter ihnen sind im Stande, die H. Schrift zu lesen, und 5000 können die Muttersprache schreiben. Ich prüfte einige Schüler und fand bei ihnen schöne Kenntnisse in der Arithmetik, Geographie, Naturgeschichte und in einigen anderen Zweigen des Wissens."

Der Missionär schreibt weiter über König Georg: „Vor ungefähr zwei Jahren weigerte sich der damals noch heidnische Theil seines Volkes, seine königliche Autorität anzuerkennen (durch einige Sendlinge von Rom bearbeitet und aufgestachelt), und nachdem er mit seinen Widersachern lange Geduld gehabt, sah er sich genöthigt, zur Vertheidigung der Gesetze und Freiheiten seines Landes die Waffen zu ergreifen. Ich besuchte den Baum, unter welchem der König saß, um seine aufrührerischen Unterthanen vor sich erscheinen zu lassen. Mit Furcht und Zittern hatten sie sich genähert, wohl wissend, daß sie nach den Landesgesetzen den Tod zu erwarten hatten; doch großmüthig sprach der König: „Ihr sollt leben." Sie dankten mit freudigem Entzücken; aber der König erwiederte: „Danket Jehovah, dessen Wort mich durchdrungen hat, so zu handeln. Sein Wort ist die einzige Ursache. Ohne dieses wäre keiner von Euch am Leben geblieben." Sie begehrten jetzt insgesammt den Hausgottesdienst des Königs

anzunehmen. Sein wahrhaft christlicher Wandel hat überhaupt in jenem Theile der Welt einen tiefen Eindruck gemacht und scheint in seinen Wirkungen sowol dem Heidenthum als dem Papstthum eine beinahe vollständige Niederlage beigebracht zu haben."

Indessen mochten doch die Ränke der Jesuiten, die an Frankreich einen Rückhalt fanden, dem König Georg das Bedürfniß nach einer kräftigen Stütze fühlbar gemacht haben. Er erklärte sich im Jahre 1855 bereit, seine Souveränetätsrechte an Großbritannien abzutreten. Die englische Regierung ist auf dieses Anerbieten zwar nicht eingegangen; doch stehen die Tonga-Inseln ganz unter englischem Einfluß. Auch hier ist eine parlamentarische Verfassung nach englischem Muster eingeführt, und das altsächsische Schwurgericht hat sich vollständig eingebürgert.

Aber wenn auch diese Einrichtungen in Verbindung mit dem Christenthum die sittliche und geistige Entwicklung der Eingeborenen außerordentlich fördern müssen, so werden sie doch erst dann einigermaßen in den Weltverkehr eingreifen können, wenn ihre Selbstgenügsamkeit beseitigt und der Handelsgeist geweckt wird. Die Nahrung wächst ihnen gewissermaßen in den Mund und Buchten und Küsten wimmeln von Fischen; es fehlt daher an einem wirksamen Antrieb zum Erwerb. Infolge dessen findet wenig Verkehr mit europäischen Kaufleuten statt, und die Inseln liefern höchstens etwas Kokosöl.



Ein Häuptling von den Tonga-Inseln in seiner Hütte.



Der Riesen-Feigenbaum (*Ficus religiosa*).

Sechster Abschnitt.

I. Die Samoa- oder Schiffer-Inseln.

Samoa- oder Schiffer- oder Navigator-Inseln. Sawaii. Upolu. Unterirdische Höhlen. Tutuila. Manua-Gruppe. Pflanzenwelt. Thierwelt. Klima. Eingeborene. Charakter derselben. Kleidung. Tätowiren. Tanz. Jagd. Fischfang. Spiele. Zeugweberei. Hausbau. Kochkunst. Waffen. Sitten und Gebräuche. Gesetze. Regierungsform. Religion. Sprache. Missionswesen. Handel, namentlich von Deutschland aus. Besitznahme durch die Amerikaner. Rotuma (Grenville). Futuna. Alofi. Nea. Niue (Savage Island). Tokelau-Gruppe. Ellice-Gruppe.

Die Tonganer haben seit unvordenklicher Zeit in sehr enger Verbindung mit einer nördlich von ihnen gelegenen Gruppe von Inseln gestanden, die zu den schönsten, ergiebigsten und anmuthigsten des Ozeans gehören. Es sind die Samoa-Inseln, die wahrscheinlich schon 1722 von Roggeveen entdeckt, aber von Bougainville 1788 genauer erforscht und mit dem Namen der Navigator- oder Schiffer-Inseln belegt wurden. Sie bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu den Tonga-Inseln, indem die Küsten hoch und sicher, Korallenbänke selten sind und große Riffe sich nur in beschränktem Maße an der Nordküste der Inseln finden. Brauchbare Häfen giebt es nicht, sondern nur mehr oder weniger sichere Ankerplätze. Die Inseln sind voll von Bergen, deren einige sich bis zu 3000 m. erheben mögen, und insgesammt vulkanischen Ursprungs.

Hier indessen deckt nicht, wie z. B. auf Island, die nackte Lava den Boden, sondern Alles prangt im üppigsten, reichsten Pflanzenwuchs, und dichter Wald zieht sich bis auf die Spitzen der Berge hinauf. Von den Bergen, die sich meist in der Mitte der Inseln zusammendrängen, senkt sich das Land allmählig in sanften Terrassen bis zum Gestade hinab; kleine Bäche und Flüsse ziehen sich wie Silberstreifen zwischen den prächtigsten Bäumen der Tropenwelt hin, die von schönen Tauben, langschwänzigen Papageien und anderen buntgefiederten Vögeln belebt sind; rauschende Wasserfälle stürzen sich hier und da über die Basaltblöcke hinab, und allenthalben wechseln Baumgruppen, grüne Matten und Wohnungen, die im Schatten hoher Brotbäume liegen, mit einander ab.

Die Gruppe liegt ostnordöstlich von den Fidschi-Eilanden unter 13° und 15° s. Br., und etwa 170° ö. L. von Greenwich und besteht nur aus sechs Inseln, die sich reihenartig von Westen nach Osten ausdehnen. Die westlichste, Sawaii, ist die größte, aber auch die am wenigsten fruchtbare und bevölkerte. Sie besteht eigentlich nur aus einem über 8 Meilen langen und 2—3 Meilen breiten vulkanischen Bergrücken, zu dem sich das Land, allmählig von der See aufsteigend, bis zu einer Höhe von 13—1500 m. erhebt. Die Abhänge des Berges sind von vielen kleinen Kegeln, den Ueberresten früherer vulkanischer Ausbrüche, bedeckt und auf der Ostseite von einigen breiten, tiefen Thälern durchfurcht. Die unterirdischen Feuer, die früher auf der Gruppe zum Ausbruch kamen, sind jedenfalls zuletzt auf Sawaii erloschen; wenigstens stößt man auf viele Krater von sehr frischem Aussehen und kann gewaltige Lavaströme von verhältnißmäßig geringem Alter auf der Erdoberfläche verfolgen. Aber mit Ausnahme dieser unfruchtbaren Striche ist die ganze Insel mit mächtigem Wald bedeckt, der sogar die kleinen vulkanischen Kegel von innen und außen bekleidet. Gleichwol fehlen Bäche und Flüsse ganz, und daher mag es auch kommen, daß das äußere Korallenriff, das einen großen Theil der Insel umsäumt, nicht durch größere Oeffnungen durchbrochen ist, so daß europäische Schiffe vom Verkehr mit der Insel ausgeschlossen sind.

Oestlich von Sawaii liegt Upolu, die reichste, fruchtbarste und schönste aller dieser Inseln. Die zahlreichen, erloschenen vulkanischen Schlünde ziehen sich auf dem hohen Bergrücken der Insel in einer Linie fort; aber dergestalt ist hier Alles mit dem üppigsten Pflanzenwuchs ausgestattet, daß, als Dana vom Rande des 710 m. hohen Kraters Tafua in dessen Schlund hinabblickte, sein Auge nirgends den Boden erreichen konnte, da mächtige, oft über 35 m. hohe Bäume ihn beschatteten und das Gestein überall unter einer dichten Pflanzendecke verschwand. Die Bergabhänge sind im mittleren Theile der Insel schroff und eckig, von tiefen Thälern durchfurcht oder wie steile Mauern dastehend, über die sich zahlreiche kleine Wasserfälle hinabstürzen; im westlichen und östlichen Theile der Insel dagegen sind die Abhänge flacher und die Ufer sanfter wellenförmig, auch versickern hier, wie durchgängig auf Sawaii, die Bäche häufig in dem porösen Gestein und sprudeln dann am Ufer wieder hervor. Im westlichen Theile der Insel ist der Boden dermaßen unterhöhlt, daß er beim Tritt des Wanderes dumpf tönt. Einer dieser unterirdischen Gänge hat ungefähr anderthalb englische Meilen vom Meere einen senkrechten Zugang, mittels dessen man

in ein 5 m. breites, 3 m. hohes Gewölbe gelangt, das sich in südöstlicher Richtung nach der See hinabsenkt und 303 m. weit verfolgt werden kann; dann aber erreicht das Wasser die Decke und macht weiteren Untersuchungen der Höhle ein Ende. Die Wände der Höhle sind an manchen Stellen mit weißlichen oder gelblichweißen Inkrustationen bedeckt. Hinter dem kleinen Hafenort Apia erhebt sich der Krater Lanuto zu einer Höhe von 860 m. In seinem Becken hat sich ein kreisrunder See gebildet, der etwa 700 m. im Durchmesser hält und von einem an 30 m. hohen Felsenkranz umschlossen ist. Auch findet sich in der Umgebung von Apia ein Wasserfall, dessen Wasser sich senkrecht 70 m. tief hinabstürzt, und der meilenweit von der See aus gesehen werden kann.

Südöstlich von Upolu liegt die Insel Tutuila, deren höchster Berg sich 772 m. über den Meeresspiegel erhebt. Die Bergrücken des Hochlandes sind steil und scharfkantig und steigen oft mauerähnlich 100—135 m. hoch empor. Ueber diese Wände hinaus ist die Oberfläche des Landes bis zu den höchsten Gipfeln mit der prächtigsten Vegetation bedeckt, die in ihrem üppigen Wachsthum durch zahlreiche, überall von den Bergen herabrieselnde Bäche gefördert wird. Da, wo die Thäler ausmünden, hat sich gewöhnlich ein ungemein fruchtbares Flachland gebildet, das sich bisweilen meilenweit landeinwärts erstreckt, ehe es den Fuß des Hochgebirges erreicht. Die Insel hat an der Südseite einen vortrefflichen Ankerplatz, den Hafen Pangopango, der sich tief in das Innere erstreckt. Die schroffe Küste zeigt hier kaum eine Spur von Einschnitten, und der Zugang zu dem Hafen ist so schmal, daß man ihn kaum erkennt; aber er erweitert sich dann in der Form einer rechtwinkelig gekrümmten Retorte. Unzugängliche, steile Felswände, 270—350 m. hoch, unten kahl, höher hinauf üppig bewachsen, umgeben von allen Seiten die Bucht, deren schmaler, flacher Rand mit schönen Pflanzungen und prächtigen Kokoshainen bedeckt, ziemlich stark bevölkert ist und auch fremde Schiffe mit Lebensmitteln versorgt. Aber obwol leicht zugänglich, wird Pangopango von Walfischfahrern weniger besucht als Apia, weil der Südostpassatwind gerade in den Eingang des Hafens bläst und es daher den Schiffen sehr schwer wird, aus ihm wieder herauszukommen. In der Nähe von Pangopango befindet sich ein Wasserfall, der sein Wasser etwa 135 m. tief über eine schroffe Felswand hinabstürzt.

Oestlich von Tutuila stoßen wir auf die kleine Gruppe Manua, die aus einer größeren Insel, Manua tele (Groß-Manua), und zwei kleinen, Ofu und Olosinga, besteht. Manua hat die Form eines regelmäßigen Domes und steigt an den meisten Stellen senkrecht aus dem Wasser bis zur Höhe von mindestens 100 m.; dann, sanfter ansteigend, zieht sich das Land bis zu einem 820 m. hohen Berggipfel empor. Die Insel ist mit üppiger Vegetation bedeckt. Das kleine Eiland Olosinga (Leoneh) ist eigentlich nur ein schmaler, etwa eine halbe Meile langer Felsenrand mit schroff ansteigenden Wänden; aber er hat vor sich einen etwa 350 m. breiten, bewohnbaren Streifen Land, der mit Kokosnuß- und Brotfruchtbäumen dicht bewachsen ist.

Angebaut werden auf der Inselgruppe Kokospalmen, Brotfruchtbäume und eine Menge anderer Fruchtbäume, z. B. Pisangs; insbesondere gedeihen Orangen und Citronen in vorzüglicher Güte und versprechen ein reicher Aus-

fuhrartikel zu werden. Sicher würde der fruchtbare Boden den Anbau tropischer Produkte reichlich lohnen. Wir treffen dort eine Menge Arten von Bäumen, die sich vortrefflich zu Nutzholz eignen und in Europa zu den kostbarsten Nutzhölzern gerechnet werden würden; manche derselben liefern Harze und Färbestoffe, die zum Theil schon als Handelsartikel ausgeführt werden. Ganz besonders wird die Aufmerksamkeit des Reisenden von einer Banianenart (Ficus religiosa) gefesselt, die bisweilen Bäume hervorbringt, deren Luftwurzeln zu Tausenden von 2 cm. bis zu $^2/_3$ m. im Durchmesser sich in den Boden senken, sich in einer Höhe von mehr als 25 m. zum Hauptstamme vereinigen und ein ungeheueres Dach horizontaler Aeste bilden, das sich schirmartig über die Wipfel anderer Bäume ausbreitet; er findet sich auch angenehm überrascht, daß sich der Wald hier bequemer durchwandert, weil Gestrüpp und Schlingwerk, das sonst den Urwald unwegsam macht, unter dem dichten Schatten der hohen Baumkronen spärlicher wächst. Andererseits vermißt er im Urwald bunte Blumen und trifft nur Blüten von weißer oder graulicher Farbe, wahrscheinlich weil die Sonne das starke Laubdach nicht genügend durchbrechen kann; dagegen sind die Bäume bis zu den höchsten Zweigen mit Schlingpflanzen überzogen.

Die Thierwelt bietet keine Mannichfaltigkeit. Außer Ratten und Vampyren giebt es keine ursprünglich hier einheimischen Säugethiere; jetzt freilich sind Schweine und Rinder in Ueberfluß vorhanden.

Unter den Vögel sind Papageien, Tauben, Drosseln, Wachteln, Hühner und Wasserhühner, namentlich eine Art weißer Turteltauben mit violettem Kopf, grünen Flügeln und rothgesprenkelter Brust zu erwähnen.

Das Meer um diese Gruppe ist außerordentlich fischreich, auch findet sich hier die Karettschildkröte (Chelonia Eretmochelys imbricata).

Das Klima ist nicht ungesund, nicht zu heiß und dabei sehr feucht; insbesondere gilt dies von den südlichen Küsten; die nördlichen sind viel trockener.

Die Eingeborenen, deren man auf sämmtlichen Inseln etwa 35,000 rechnen kann, waren lange Zeit als besonders wild und verrätherisch verrufen, da sie sich im Jahre 1787 durch eine entsetzliche Metzelei berüchtigt gemacht hatten. Damals weilte der Seefahrer La Perouse in jenen Gewässern, um die Inseln genauer zu untersuchen. Der Schiffskapitän de Langle ging mit 63 gut Bewaffneten in einer Bucht von Tutuila ans Land, um Wasser einzunehmen, als er unvermuthet von den Eingeborenen, die nichts Arges ahnen ließen, überfallen wurde. Mit genauer Noth rettete sich ein Theil der Mannschaft auf die Boote; aber de Langle, der Naturforscher Lamanon und 10 Matrosen verloren ihr Leben. Allein dieser Ueberfall war ein Akt der Rache für einen Eingeborenen, der auf dem Schiffe Etwas entwendet haben sollte und dafür ohne Weiteres mittels eines Flintenschusses, der ihn tödlich verwundete, abgefertigt worden war. Dagegen stimmen alle Berichte darin überein, daß die Samoaner gutmüthig, ehrlich, heitern Sinnes, höflich und gastfrei sind. Dem Fremden bezeigen sie eine Höflichkeit, die man kaum bei einem anderen Naturvolk antreffen wird. Kaum hatte beispielsweise Williams, als er beim Besuche der Inseln ans Land stieg, die Aeußerung fallen lassen, er sei müde, als auf das Geheiß eines Häuptlinges sofort einige junge, kräftige Männer ihn an den Armen und

Beinen und um den Leib faßten und ihn gemüthlich eine halbe Stunde weit trugen. An Gastlichkeit thun sie es Jedem zuvor, indem sie ihrem Gaste die beste Wohnung und die besten Speisen anweisen.

Ihre Ehrlichkeit verdient die höchste Anerkennung. Keiner wird stehlen, wenn er an Bord eines Fahrzeuges kommt. Als einst ein europäisches Schiff an der Küste gescheitert und die Ladung dem guten Willen der Eingeborenen preisgegeben war, ging doch kein Einziger an Bord, vielmehr wurde die ganze Ladung für den rechtmäßigen Eigenthümer aufbewahrt.

Freilich hat ihr Charakter auch seine Schattenseiten. Man wirft ihnen Habsucht, Trägheit, Veränderlichkeit und Neigung zum Betruge vor. Gewiß sind die Häuptlinge, während sie auf der einen Seite ihre Gäste reichlich beschenken, auch nicht blöde, sie um Alles zu bitten. Oft wurde Walpole beim Spaziergehen von irgend einem Häuptling angeredet, der sich ihm mit wichtiger Miene näherte, um ihn um seinen Hut, seinen Degen oder seine Handschuhe zu bitten. Bei einer abschlägigen Antwort war er durchaus nicht verstimmt, sondern meinte einfach, eine solche Frage, die ja nichts koste, sei doch ein Mittel, um vielleicht das Gewünschte zu erlangen.

Sie sind fast vernarrt in ihre Kinder, lassen ihnen allen Willen und können ihnen keinen Wunsch versagen. Manches Kind ist durch solche übertriebene Nachgiebigkeit gestorben, indem es Lebensmittel genoß, die ihm nicht bekamen.

Auch im Punkte der Sittlichkeit steht es mißlich. Das weibliche Geschlecht geht mit seinen Reizen zu verschwenderisch um, und alte Weiber übernehmen gar zu gern die Vermittlerrolle. Williams sagte bezüglich Apia's, die Sittlichkeit stehe hier vielleicht am höchsten auf der ganzen Gruppe, denn man treffe noch Jungfern an. Die Männer sind freilich sehr eifersüchtig auf ihre Weiber und würden sich gar nicht bedenken, den Verführer zu erschlagen, obwol man sich in der Regel mit einer Geldbuße begnügt.

Abgesehen von den guten und bösen Seiten des Charakters, so sind die Samoaner ein schöner Menschenschlag und die hellfarbigsten der Ozeanier. Die Männer sind groß, stark und von schönem, kräftigem Wuchs. Franzosen von La Perouse's Schiff ließen es sich beikommen, ihre Kraft mit ihnen zu messen; aber sie zogen gewaltig den Kürzeren. Die Weiber sind etwas zu stämmig gebaut; doch fehlt es unter den Mädchen nicht an hübschen Gesichtern, und dabei haben sie einen Anstrich natürlicher Grazie, der einen angenehmen Eindruck macht.

Das schwarze Haar tragen sie verschiedentlich; manche schneiden es kurz und färben es röthlich, andere lassen es lang wachsen und entweder beliebig herabhängen, oder sie fassen es mit einem Ringe in einen großen Büschel zusammen, der an den Spitzen röthlich gefärbt wird. Mancher Kopfputz ist sehr schön, indem man eine Art Stirnband um den Kopf legt, das aus zwei oder drei Reihen großer weißer Perlen besteht und noch durch die geschmackvoll im Haar angebrachten scharlachrothen Blumen des Hibiscus gehoben wird. Die Häuptlinge tragen im Kriege und bei feierlichen Gelegenheiten einen absonderlichen Kopfputz, der den Kopf ungeheuer vergrößert, nämlich außerordentlich große Perrücken von ihrem eigenen Haar, die mit mächtigen Federn verziert werden, welche oft $^2/_3$ m. über den Kopf emporragen.

Die gewöhnliche Bekleidung der Samoaner besteht in einem Gürtel aus den Blättern einer Dracaena, der um die Lenden gebunden wird und bis an die Schenkel hinabreicht; doch tragen die Frauen auch häufig lange, weiße, zottige Mäntel, die aus den Fasern des Hibiscus gewebt sind. Man hat überdies sehr feine und sehr schöne Matten, die mit einem Saum von rothen Federn geziert und so weich sind, daß sie sich wie Baumwolle anfühlen. Dergleichen werden aber nur von den Häuptlingen bei großen Festen als Mäntel getragen.

Wie nothdürftig aber auch immer die Samoaner bekleidet sein mögen, so erscheinen sie dem Auge doch stets, als ob sie es vollständig wären. Dies kommt daher, daß sie sich am ganzen Leibe sehr stark und sorgfältig tätowiren. Das Tätowiren ist auf Samoa ein förmliches Handwerk, das gut bezahlt und selbst jetzt noch in gewissem Umfang betrieben wird. Die Operation ist sehr schmerzhaft und langwierig, und doch können die jungen Burschen sie kaum erwarten, weil sie sonst nicht für Männer angesehen werden.

Der junge Mann, der tätowirt werden soll, streckt sich auf eine Matte aus und legt den Kopf in Jemandes Schooß, während einige Andere ihn an den Beinen halten und aus Leibeskräften singen, um das Schmerzensgeschrei und das Stöhnen des Burschen zu übertäuben. Nun erscheint der Künstler mit einem Hammer und mehreren Kämmen, die aus Menschenknochen gemacht und an einem Griffe befestigt sind. Den Kamm taucht der Künstler in eine Mischung von Kokosnußasche und Wasser, setzt die Zinken auf die Haut des jungen Mannes und treibt sie mit raschen Hammerschlägen in die Haut. Zur Seite stehen Leute, die das aus den zerstochenen Theilen hervorquellende Blut abwischen. Auf diese Weise überzieht der Tätowirer den ganzen Leib mit Mustern, die er einschlägt; aber er bringt in einer Stunde kaum eine Fläche von 9 cm. im Geviert fertig; dann läßt er den Burschen aufstehen, und es legt sich ein anderer an seiner Stelle nieder. Nach etwa einer Woche geht es von Frischem los, und so wird das Geschäft drei bis vier Monate fortgesetzt, bis der ganze Körper tätowirt ist.

Während der Zeit, welche von der Operation in Anspruch genommen wird, sieht der arme Teufel jämmerlich aus; die zerstochenen Körpertheile sind geschwollen und entzündet und lassen noch nichts von einem Muster sehen. Er humpelt unter entsetzlichen Schmerzen umher und sucht sich mit einem Wedel der Fliegen, die ihn quälen, zu erwehren. Endlich aber kommt der Lohn: sobald die Wunden geheilt sind, treten die Muster in ihrer ganzen Pracht zu Tage, und dieses Ereigniß wird durch einen tüchtigen Tanz gefeiert.

Das Tanzen ist bei den Samoanern überhaupt sehr beliebt. Sie tanzen in verschiedenen Gruppen, die sich unter mannichfachen Geberden in entgegengesetzten Richtungen bewegen. Dabei bilden Singen, Händeklatschen, Taktschlagen und Trommeln die musikalische Begleitung. Ihr Gesang ist freilich sehr einförmig; sie beginnen langsam, steigern aber den Takt immer mehr, bis sie endlich so rasen, daß ihnen der Schweiß den Leib hinabläuft. Die Trommeln entsprechen europäischen Begriffen eben so wenig. Die einen bestehen aus einem ausgehöhlten, 2—3 m. langen Block, den man mit einem Stock oder einem Hammer schlägt, andere bestehen aus mehreren Bambusrohren, die wie eine Maultrommel zusammengesetzt und mit den offnen Enden in einen Sack gesteckt

sind, den man mit einem Stocke schlägt. Ueberdies trommelt man in der Weise, daß man ein Bambusrohr, das oben offen, unten geschlossen ist, gegen den Boden stößt. Als Würze dient bei Tänzen der Hanswurst; kein ansehnlicher Häuptling geht zu einer solchen Festlichkeit ohne einen oder etliche Narren, die durch ihre tolle Kleidung, Geberden und Witze Gelächter hervorzurufen suchen.



Taubenfang.

Neben dem Tanz giebt es gar manchen hübschen Zeitvertreib, namentlich das Taubenschießen oder vielmehr den Taubenfang. Der unvermeidliche Kava muß natürlich genossen werden, ehe die Häuptlinge nach dem Jagdgrunde ausziehen, d. i. einem freien, runden Platz im Holze, der ringsum mit Verstecken für die Jäger versehen ist. Jeder Häuptling hat ein kleines Netz, das an einem 10—12 m. langen Bambusstock befestigt ist. Der Lockvogel, den man mit der größten Sorgfalt abrichtet und pflegt, wird mit einer 40—50 m. langen Schnur an einen Stock in der Nähe seines Herrn gebunden. Auf ein gegebenes Zeichen werden die Lockvögel losgelassen und umkreisen nun eine Zeitlang den Platz. Die wilden Tauben mögen denken, die Lockvögel umschwirren irgend einen Fraß, und gesellen sich zu ihnen; aber während sie mit den Lockvögeln so hin- und herschweben, werden sie von den Häuptlingen in den Netzen gefangen.

Weniger gemüthlich ist die Jagd auf Schweine, die, weil sie frei im Walde umherstreifen, eben so schlau, behend und wild sind wie unsere wilden Eber. Ihr Fell ist so dick, daß eine scharfe Waffe und ein starker Arm dazu gehört, um sie tödlich zu verwunden. Könnte der Jäger sich nicht bisweilen hinter die Bäume flüchten, so wäre es um ihn geschehen. Einst hatte Pritchard einem Eber zwei Flintenkugeln in die linke Schulter gejagt; aber während diese Schüsse jedes andere Thier zu Fall gebracht hätten, kannte der Eber vor Wuth keine Grenzen mehr; er wetzte die Zähne, schäumte an der Schnauze und suchte sich seinen Gegner heraus. Der Häuptling meinte, Einer allein müßte es mit dem Thiere aufnehmen, während die Uebrigen zusähen, und Pritchard trat vor. Der Eber machte einen wüthenden Angriff auf ihn, dem er mit dem Flintenkolben begegnete. Ein zweiter Anlauf wurde abermals abgewiesen. Als das wüthende Thier den dritten Angriff machte, standen ihm die Vorsten zu Berge, es wetzte die Hauer und schüttelte den Schaum von der Schnauze; diesmal aber konnte ihm Pritchard mit der Streitaxt einen Hieb ins Genick versetzen, daß es stürzte.

Ein Lieblingszeitvertreib für die Samoaner ist auch das Fischen; sie entwickeln dabei viel Geschick und Muth. In der That ist die letztere Eigenschaft beim Haifischfang ganz besonders nöthig, und gerade das Fleisch dieses Fisches ist ein besonderer Leckerbissen bei einem großen Fest. Da ziehen die Fischer mit Kanoes aus; ein jedes ist mit 2—3 Leuten bemannt, die mit einem starken Seil ausgerüstet sind, das an dem einen Ende in eine Schlinge ausläuft und Abfälle von Fleisch trägt. An den Rand der Lagune steuernd, wo die Haifische unter dem Schutze der Riffe liegen, werfen sie den Köder über Bord, um die Aufmerksamkeit eines Haifisches darauf zu lenken und ihn mit dem Fraße zu stopfen. Sie schauen dann ins Wasser, und wenn Einer einen Haifisch bemerkt, der sich auf dem Sande unter den überhängenden Felsen ausstreckt, so gleitet er ruhig in die See hinab, taucht mit dem Tau in der Hand unter, wirft dem Haifisch die Schlinge über den Schwanz und steigt empor. Sobald er wieder im Boote ist, ziehen die Männer an dem Haifisch, bis sein Schwanz über Wasser ist; dann ist er ziemlich hülflos, wird mit einem Ruck ins Boot geschleudert und sofort getödtet. Bisweilen aber liegt der Haifisch in einer tiefen Höhle unter Wasser, während blos sein Kopf herausguckt. Dadurch läßt sich der samoanische Fischer nicht abschrecken; er taucht unter und klopft den Haifisch sanft auf den Kopf. Der Fisch, gestopft voll vom Fraß und belästigt durch die Störung, dreht sich um und bringt so den Schwanz gerade in die Lage, daß der kühne Fischer die Schlinge darum werfen kann.

Dem gegenüber sind freilich die blos auf Unterhaltung berechneten Spiele viel harmloser. Da hat man das Lupespiel, das von zwei Personen gespielt wird. Die Eine hält dem Gegner die geballte Faust vor und streckt zugleich schnell eine beliebige Anzahl Finger aus, wobei sie gleichzeitig mit dem Rücken der Hand auf eine Matte schlägt. Zeigt der Gegner nicht augenblicklich dieselbe Anzahl Finger vor, so verliert er einen Stich, und zehn Stiche entscheiden das Spiel.

Das Tane-fua wird von 5—6 Personen gespielt. Es werden acht Orangen schnell nach einander in die Luft geworfen und durch Auffangen und Wiederemporwerfen in steter Bewegung gehalten. Wer dreimal einen Ball fallen

läßt, hat verloren. Bei dem beliebten Spiele Tui-muri setzen sich mehrere Personen, die zwei Parteien bilden, in einen Kreis. Innerhalb desselben wird eine Orange, die an einem Bindfaden hängt, herumgeschwungen. Jeder sucht die Orange, sowie sie vor ihm vorbeischwebt, mit einem spitzen Stäbchen zu durchbohren. Gewonnen hat die Partei, der es zuerst gelingt, die Orange funfzigmal zu treffen. Gewöhnlich wird ein gebratenes Schwein ausgespielt. Daneben ist noch manches Spiel im Gange; auch Boxen, Ringen und andere Kraftspiele werden geübt.

In Kunstfertigkeit stehen die Samoaner den Tonganern kaum nach. Im Flechten von Matten sind besonders die Frauen außerordentlich geschickt; dagegen leisten die Männer das Ihrige im Schiffs- und Hausbau. Die gewöhnlichen Fischerkanoes bestehen blos in einem ausgehöhlten Baumstamme; aber die bessern Kähne werden von berufsmäßigen Schiffszimmerleuten gebaut. An dem Kiele, der in der Länge von 8—15 m. gelegt wird, werden die Schiffswände befestigt, indem man Planke an Planke ansetzt und diese nicht durch Nägel, sondern mit Bindfaden so geschickt und so fest unter einander verbindet und die Fugen dermaßen mit dem Harze des Brotfruchtbaumes überstreicht, daß das Ganze wasserdicht ist und Fugen kaum erkennen läßt. Am Bug und am Stern ist je ein kleines Verdeck, das erstere ein Ehrenplatz, das letztere für die Mannschaft bestimmt. Die Kähne werden nicht angestrichen, wol aber werden die beiden Verdecke mit Reihen weißer Muscheln verziert. Diese Kähne sind $\frac{1}{2}$ m. breit, 5—17 m. lang und mit dem gewöhnlichen Ausleger versehen; sie führen sowol ein dreieckiges Segel als auch Ruder. Doppelkanoes bauen die Samoaner nicht mehr.

Der Hausbau liegt ebenfalls in der Hand berufsmäßiger Zimmerleute. Denkt man sich einen ungeheueren Bienenkorb von 10 m. im Durchmesser und gegen 35 m. im Umfang, der durch eine Anzahl kleiner Pfähle, die in Zwischenräumen von $1\frac{1}{2}$ m. ringsum angebracht sind, etwa $1\frac{1}{4}$ m. über den Erdboden erhöht, so hat man das Bild eines samoanischen Hauses. Die Zwischenräume zwischen den Pfählen werden zur Nachtzeit mittels Blenden von Kokosnußblatt geschlossen, die bei Tage aufgezogen werden, um der frischen Luft freien Zugang zu schaffen. Der Fußboden bildet eine 15—20 cm. hohe Lage gewöhnlicher Steine, auf welche erst eine Schicht glatter Kiesel, dann Matten aus Kokosnußblättern und schließlich eine Lage feiner Matten kommt. Das ganze Gebäude stützt sich auf zwei bis drei starke Balken, die in der Mitte eingerammt sind und das Dach tragen. Der Zwischenraum zwischen den Sparren ist mit dem Holze des Brotbaumes ausgefüllt, das in lange vom First bis zur Dachtraufe hinabreichende Stäbe geschnitten wird. Darüber wird das Dach mit großer Sorgfalt gelegt. Man verwendet dazu die trockenen Blätter des Zuckerrohres, die an 2 m. langen Rohren aufgereiht und in diesen Lagen so auf dem Dach angebracht werden, daß die obere Schicht die untere oben überragt. Ein solches Haus hat blos ein Gemach; aber zur Nachtzeit hat jeder Schläfer einen Raum von etwa je $2\frac{1}{2}$ m. Länge und Breite für sich, der durch Mattenvorhänge abgeschlossen ist. Letztere dienen zur Abwehr der Muskiten und werden bei Tage eben so wie die Matten und das hölzerne Kopfkissen, worauf man schläft, entfernt. In der Mitte des

Hauses befindet sich die Feuerstätte, die in einem runden Loche besteht. In demselben verbrennt man Abends dürre Kokosnußblätter zur Beleuchtung des Hauses.

In der Kochkunst unterscheiden sich die Samoaner nicht von den Tonganern; doch verdient ein Gericht, der Palolo (Palolo viridis), ein längliches, durch zahlreiche Ringe gebildetes, wurmartiges Geschöpf, Erwähnung. Es erhebt sich vom Grunde des Meeres zur Oberfläche und erscheint zuerst ungefähr eine halbe Stunde nach Aufgang der Sonne. Es wächst an Zahl bis etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, löst sich dann allmählig auf und verschwindet. Die Zeit, zu welcher das Thier erscheint, ist genau bekannt; ganze Dörfer sind dann auf den Beinen, Männer, Weiber und Kinder, die in Kähnen ausrücken, den Palolo aufschaufeln und in Körbe schütten. Das Gewürm wird dann gekocht und ist ein gesuchter Leckerbissen bei den Samoanern.



Dorf auf den Samoa-Inseln. (Nach einer Originalphotographie.)

Von den Europäern haben die Insulaner die Bereitungsweise geistiger Getränke gelernt und, erfinderisch wie sie sind, sich Destillationsapparate gebaut, um ihr Lieblingsgetränk aus dem Safte des Zuckerrohres zu bereiten. Einen solchen nach unsern Begriffen höchst primitiven, indessen immerhin zweckmäßigen Destillationsapparat fügen wir am Schlusse dieses Abschnittes bei.

Auch die Waffen der Samoaner sind ziemlich dieselben wie auf Tonga; doch haben sie eine ganz eigenthümliche Waffe, und zwar in einem Paar Handschuhe aus Kokosnußfasern, die auf der innern Handseite mit mehreren Reihen einwärts stehender Haifischzähne besetzt sind. Packt man damit den Gegner, so ist

er durch die Zähne festgehalten. Ein Häuptling der Samoaner machte von den Handschuhen einen eignen Gebrauch; er wollte damit nicht dem Gegner den Leib aufreißen, sondern faßte ihn blos mit den Handschuhen, zog ihn an sich, schlug ihm eines seiner Beine über den Rücken, packte ihn am Kopfe und bog ihn mit aller Gewalt rücklings über, so daß er ihm das Rückgrat brach. So verfuhr er mit starken Leuten; kleine Kerlchen legte er einfach über das Knie, brach ihnen das Rückgrat und warf sie zu Boden.

Gegen diese furchtbare Waffe suchen sich die Samoaner durch breite, dicke Gürtel zu schützen, die vom Arme bis zur Hüfte hinabreichen und aus Kokosnußfasern so fest und dicht gemacht sind, daß der Haifischzahn sie nicht durchschlägt. Zur größeren Vorsicht trägt man bisweilen förmliche Panzerhemden, die auf dieselbe Weise verfertigt werden.



Häuptling von den Samoa-Inseln mit Familie. (Nach einer Originalphotographie.)

In der That müssen sich die Samoaner in den Waffen üben, weil Kriege bei ihnen häufig vorkommen, oft nur um einer Frau willen. Einen Häuptling, der eine Frau verstößt, kümmert es gar nicht, ob sie sich wegwirft und das unsittlichste Leben führt; aber heirathet sie ein Anderer, so fängt er Händel an. Will er in den Krieg ziehen, so bietet er die Krieger seines Gebietes auf, die sich auf beiden Seiten, um nicht unter einander zu gerathen, durch besondere Haartrachten und sonstige Abzeichen unterscheiden. Der Kampf beginnt nach homerischer Weise, indem die Häuptlinge einander zum Zweikampfe herausfordern, und wird erbittert geführt. Aber die Mannschaft hält das Feld blos so lange, als es ihr beliebt. Fühlt sich ein Krieger zurückgesetzt, oder denkt er, die Ernte einbringen zu müssen, so schultert er seinen Streitkolben und zieht ab.

Was die sonstigen Sitten und Gebräuche der Samoaner betrifft, so werden die Ehen ähnlich wie auf Tonga geschlossen. Nur halten die Häuptlinge es unter ihrer Würde, sich persönlich um ein Weib zu bewerben; sie verwenden dazu einen Mittelsmann und übersenden, wenn die Bewerbung beifällig aufgenommen wird, dem Vater der Braut Geschenke, die mit Gegengeschenken erwiedert werden. Am Hochzeitstage muß sich die Braut, mit Oel gesalbt und mit den feinsten Matten bekleidet, auf einem offenen Platze mitten im Dorfe ausstellen, um die Stimme der öffentlichen Meinung über sich ergehen zu lassen. Wird sie eines Häuptlings für würdig befunden, so wird sie als dessen Weib vorgestellt und in sein Haus geführt; entgegengesetzten Falles würde sie auf der Stelle getödtet werden. Die Häuptlinge nehmen zwar das Recht in Anspruch, so viel Weiber zu nehmen als ihnen beliebt; doch werden die Weiber durchgängig gut behandelt.

Bei Todesfällen ertönt zunächst ein unbeschreibliches Wehklagen; dann schickt man sich sofort zur Beerdigung an, weil sich der Körper nicht lange frisch erhält. So lange die Leiche im Hause ist, genießt die Familie Nichts unter demselben Dach, sondern ißt außerhalb des Hauses. Am folgenden Tage wird die Leiche auf eine Matte gelegt, mit wohlriechendem Oel gesalbt und in Tuch eingewickelt; dann bringen die guten Freunde Geschenke und geleiten den Todten zu Grabe. Früher begrub man die Leichen ohne Sarg; jetzt stellt man einen solchen dadurch her, daß man die Enden eines Kanoes abschneidet und an einander fügt.

Die Gesetze der Samoaner haben manches Eigenthümliche. Mord wird mit dem Tode bestraft. Da aber die ganze Familie, um vor Rache sicher zu sein, den flüchtigen Mörder begleiten und ihre Pflanzungen und Alles im Stich lassen muß, so löst sich praktisch die Strafe für Mord in eine Geldbuße auf. Einen Fruchtbaum beschädigen, eine Einfriedigung zerstören, von einem Häuptling unehrerbietig sprechen, oder Freunde roh behandeln, wird hart gestraft. In leichteren Fällen kommt freilich der Uebelthäter damit los, daß er vor dem Häuptling und seinem Beirath eine recht beißende Wurzel kauen muß; andernfalls muß er wol mehrmals stacheligen Seeigel fangen und mit demselben Fangball spielen, oder sich den Kopf mit scharfen Steinen zerschlagen. Die härteste und erniedrigendste Strafe besteht darin, daß man dem Uebelthäter Hände und Beine zusammenbindet, ihn wie ein Schwein, das zum Kochofen gebracht werden soll, auf den Stamm eines sehr dornigen Baumes befestigt oder ihn so zu dem Hause oder dem Dorfe, gegen das er gesündigt hat, schafft.

In Rechtsstreitigkeiten entwickeln die Samoaner eine Schlauheit und Gewandtheit, die dem geriebensten Sachwalter Ehre machen würden. Sie sind unerschöpflich in Kniffen und Winkelzügen, winden sich wie die Aale, um durchzuschlüpfen; schützen eine Ausflucht nach der andern vor und strecken erst die Waffen, wenn sie sich auf allen Punkten geschlagen sehen.

Die Regierungsform auf Samoa hat etwas Patriarchalisch-Demokratisches, obwol die Inseln unter Häuptlingen stehen. Diese theilen aber die gewöhnlichen Geschäfte des Tages, mit dem gemeinen Mann: sie gehen auf den Fischfang, bearbeiten ihre Anpflanzung, helfen beim Hausbau u. dgl. Der Häuptling eines Dorfes bildet in Gemeinschaft mit den Familienhäuptern den gesetzgebenden Körper und die entscheidende Behörde für Rechtsstreitigkeiten im Ort. Die einzelnen

Dörfer treten zu acht oder zehn wieder zu einem Bezirk oder Staat zu gegenseitigem Schutze zusammen, an deren Spitze bisweilen ein König steht. Die Häuptlinge und Familienhäupter des Bezirkes entscheiden über Streitigkeiten zwischen einzelnen Dorfschaften und über Krieg und Frieden, Alles in einer parlamentarischen Sitzung, Fono, die im Freien gehalten wird. Die Vertreter jedes Dorfes haben ihre bestimmten Sitzplätze unter Brotfruchtbäumen und bilden Gruppen rings um einen offenen Platz, genannt Malae, etwa dem alten römischen Forum entsprechend. Die Sitzungen sind öffentlich und die Redner sind mit dem Fliegenwedel ausgestattet, den wir auf Tonga kennen gelernt haben.

Bei den religiösen Vorstellungen der Samoaner verdient zunächst ihre Sage von der Schöpfung Erwähnung. Ursprünglich gab es nichts als Himmel; die Erde war mit Wasser bedeckt. Da sandte Tangaloa, der polynesische Jupiter, seine Tochter in der Gestalt einer Schnepfe, Tuli, aus, um nach einem Ruhepunkt sich umzusehen. Sie flog lange umher und fand endlich einen Felsen, der theilweise über das Wasser emporragte. Sie erzählte das ihrem Vater, und dieser schickte sie wieder hinab. So flog sie oftmals hin und her und brachte jedesmal ihrem Vater die Meldung, daß sich die trockne Fläche auf allen Seiten erweitere. Nun schickte er sie mit Erdreich und Kriechpflanzen hinab, da Alles nackter Felsen war. Beim nächsten Besuche fand sie, daß die Pflanzen um sich griffen; aber ein späteres Mal waren sie in Fäulniß übergegangen. Als sie wieder kam, wimmelte es von Würmern und beim nächsten Besuch waren aus den Würmern Menschen geworden.

Nach einer anderen Sage rollte Tangaloa auf den Bericht seiner Tochter, daß sie Nichts als Meer angetroffen habe, einen mächtigen Stein vom Himmel hinab, der die Insel Sawaii bildete, einen anderen, aus dem Upolu entstand, und so ging das Steinrollen fort, bis die ganze Inselgruppe gebildet war.

Tangaloa genießt aber nicht gleiche Verehrung wie die Kriegsgötter Tamafarga, Sinleo und Onafanua, deren ersterer die Kriegsflamme schürt, während der zweite die Streiter in den Kampf führt, der dritte sie aber während des Gefechtes ermuthigt. Mafaie ist der Gott der Erdbeben, hat aber nur einen Arm. Daneben kennt man noch den Gott Safu, der die Erde stützt, die Götter des Blitzes, des Regens, der Winde und eine Menge kleinere Götter.

In die Unterwelt gelangt man nach den Vorstellungen der Samoaner am westlichen Ende von Sawaii. Ist Jemand dem Tode nahe, so glaubt man, daß sein Haus von einer Schar Geister umschwärmt wird, die insgesammt die Seele in die Unterwelt zu bringen wünschen. Daher geht zur Nachtzeit Niemand aus, indem er fürchtet, von den Geistern weggeschnappt zu werden. Sobald die Seele den Körper verlassen hat, geht sie in Begleitung des Geisterschwarmes nach dem westlichen Ende von Sawaii. Freilich hat sie einen großen Marsch zu Land zu machen, wenn der Verstorbene auf einer der östlichen Inseln lebte. Endlich am Tafa, dem Eingang der Unterwelt, angelangt, gewahrt der Geist einen Kokosnußbaum, den er nicht berühren darf, wenn er nicht als Wiederbelebter zurückgeschickt sein will. Berührt er den Baum nicht, so geht er ohne Weiteres durch den Eingang und gelangt an zwei Wasserbecken, wo die Geister hinabsteigen; das eine ist für die Häuptlinge, das andere für das ge-

meine Volk bestimmt. Hier in der Unterwelt giebt es Himmel, Erde und Meer, und die Bewohner haben leibhaftige Körper und treiben die Beschäftigungen des früheren Lebens, Fischen, Kochen u. dgl. In diesem Zustande kehren sie als Aitus im Dunkeln beliebig nach der Oberwelt zurück und verursachen unter den Familien Krankheit und Tod. Daher sucht sich Jeder mit einem Sterbenden auf möglichst guten Fuß zu setzen. Die Häuptlinge, denkt man, haben in der Unterwelt einen Platz, Pulota genannt, für sich, wo sie Lebensmittel in Ueberfluß und Vergnügen nach Herzenslust haben.

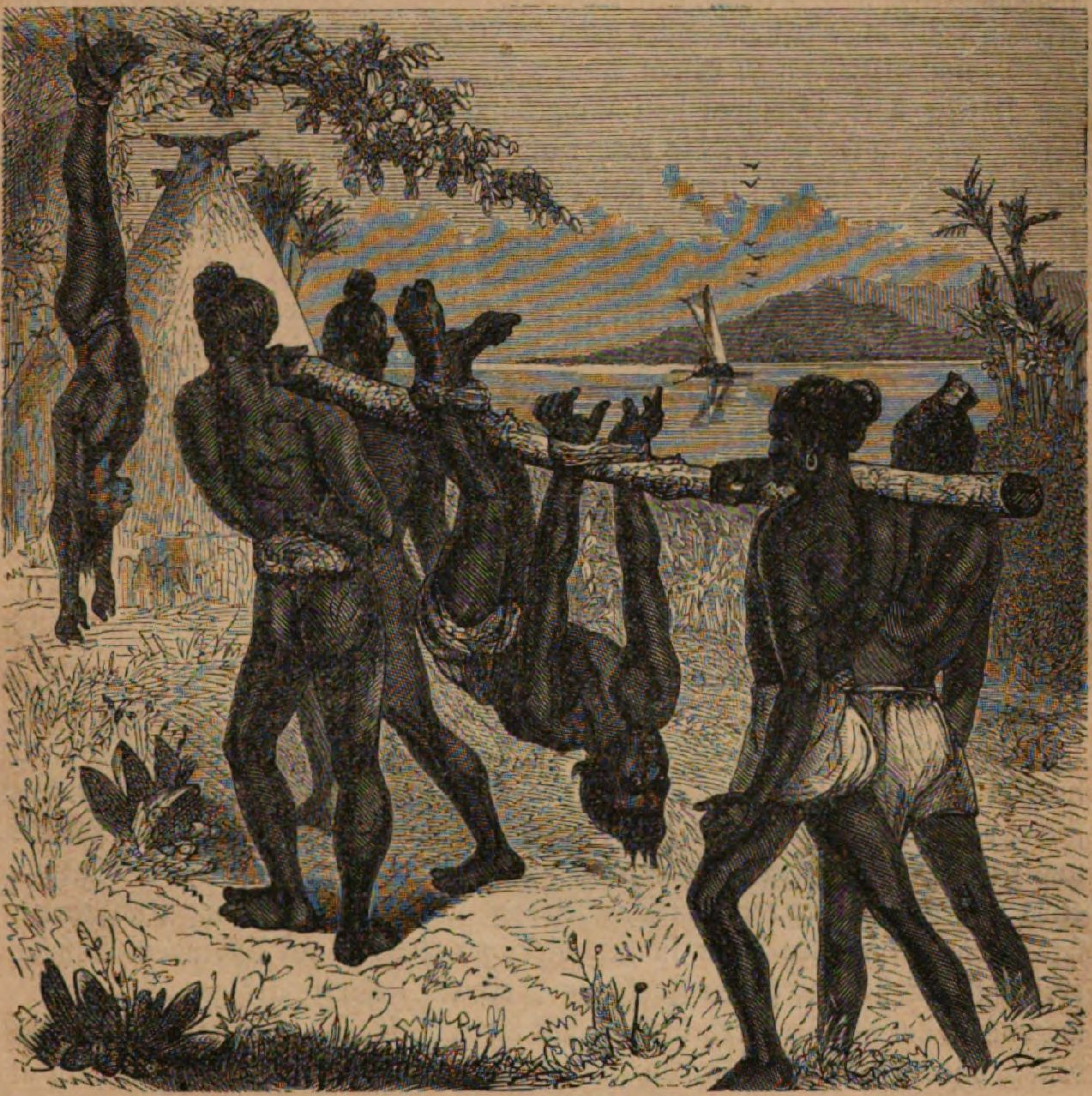


Herausforderung zum Kampfe.

Daß die Samoaner auch auf Vorbedeutungen viel Gewicht legen, versteht sich hiernach ganz von selbst. So betrachten sie es als ein günstiges Anzeichen, wenn der schwarze Storch vor einem Kriegerzuge in derselben Richtung hinfliegt. Ein verschleierter Mond, eine helle Sternennacht, ein Komet bedeuten stets den Tod eines Häuptlings, und der friedliche Regenbogen gilt für ein Zeichen des Krieges. Damit hängt auch sonstiger Aberglaube zusammen. Wenn z. B. Jemand wünscht, daß ein Schwertfisch (Xiphias gladius) Einem, der ihm Etwas stehlen möchte, durch den Leib rennen möge, so flicht er einige

Kokosnußblätter in Gestalt eines Schwertfisches zusammen und hängt sie an die Bäume, die er zu schützen wünscht. Jeder gewöhnliche Dieb würde sich an einem solchen Baume nicht zu vergreifen wagen; er würde fürchten, bei der ersten Gelegenheit werde sich ein Schwertfisch auf ihn stürzen und ihn tödtlich verwunden.

Die Sprache der Samoaner ist wohllautend und der einzige polynesische Dialekt, in welchem das s vorkommt; doch vermochten die Missionäre mit vierzehn Buchstaben alle Laute dieser Sprache schriftlich zu bezeichnen.



Strafverfahren bei den Samoanern.

Wollen die Samoaner Wörter einer anderen Sprache aussprechen, so sagen sie L für R (Malae für Marae), S für H, T statt K und sprechen G durch die Nase.

Infolge des Verrufes, in welchen die Samoaner durch den Ueberfall der Mannschaft La Perouse's gerathen waren, wurden erst spät Versuche zur Einführung des Christenthums gemacht. Wie staunte daher Williams, als er im Jahre 1830 auf Samoa mit acht Begleitern erschien, um das Bekehrungswerk zu beginnen, — wie staunte er, als er die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme fand! Zwar wüthete damals ein furchtbarer Krieg auf der Insel,

der wegen der Ermordung des obersten Häuptlings von Sawaii Namens Tamafainga, eines schauderhaften Tyrannen, entstanden war, und gerade am Tage der Ankunft Williams' hatte ein blutiges Treffen statt gefunden. In der Ferne loderten die Flammen aus den Wohnungen der Besiegten empor, die jetzt sammt den Leichen der Erschlagenen verbrannt wurden; allein der neüe oberste Häuptling Mallietoa hieß nicht nur die Absicht der Missionäre gut, sondern pries sich auch glücklich, sein Volk unterrichtet zu sehen, obwol er nicht dazu zu bewegen war, Frieden zu schließen. Trotz der Verwirrungen des Krieges erfreuten sich die Missionäre der größten Erfolge, und als es endlich im Jahre 1836 gelang, Frieden zu stiften, gingen die wunderbarsten Veränderungen auf den Inseln vor. Scharen von Eingeborenen ließen sich zum Christenthum bekehren, darunter Leute, die bisher als die ruchlosesten Menschen verschrieen gewesen waren. Schon 1839 gab es auf Upolu gegen 20,000, auf Sawaii 12—13,000, auf Tutuila 6000, auf Manua 1000 Christen und so nach Verhältniß auf den übrigen Inseln. Seitdem hat sich die Zahl noch vermehrt, und schon vor mehreren Jahren waren unter den Bekehrten wenigstens 10,000 nicht nur im Stande, die von den englischen Missionären in die Samoasprache übersetzte Heilige Schrift zu lesen, sondern sie pflegten sie auch in der That regelmäßig zu lesen. Ob diese Zahlenangaben allenthalben der Wahrheit entsprechen, möchte man insofern bezweifeln, als die Gesammtbevölkerung der Inseln von den neuesten und besten Quellen nur auf höchstens 35,000 Seelen angegeben wird. So viel steht aber unter allen Umständen fest, daß die Missionäre ganz außerordentliche Erfolge hatten, und daß die Eingeborenen für die neue Lehre so begeistert waren, daß schon einige Jahre nach 1830 ein englischer Schiffskapitän klagte, es sei vergeblich, Flinten und Pulver zu Markte zu bringen, da die Leute nur Missionäre und Bücher, Federn, Tinte, Schiefertafeln u. s. w. verlangten. Nicht minder gewiß aber ist es, daß sich gegenwärtig die Eingeborenen insgesammt, mit Ausnahmen etlicher Hunderte, zum Christenthum bekennen. Man findet dermalen auf der Inselgruppe 177 protestantische Kapellen, 170 Wochen- und 147 Sonntagsschulen; außerdem 7 katholische gottesdienstliche Gebäude für etwa 500 Mitglieder der römischen Kirche. Um dem Lehrermangel abzuhelfen, haben die Missionäre schon in den vierziger Jahren auf Upolu ein Seminar errichtet, das sich des besten Fortganges erfreut. Merkwürdiger Weise nimmt man darin am liebsten Verheirathete mit ihren Weibern auf. Man kann dies indessen, ohne irgendwelche Kosten zu verursachen, recht füglich thun, da man auf den glücklichen Gedanken gekommen ist, jedem Zögling ein Stück Land anzuweisen, das er selbst bestellt und auf dem er so viel Yams, Tarro und Bananen erbaut, als er zu seinem Bedarf braucht. Bei Beschreibung dieses Seminars macht Turner die sonderbare Mittheilung, daß man die Samoaner zwar sehr leicht und um ein Billiges als Dienstleute haben kann, daß man aber deren sechsmal soviel braucht, als in England oder anderwärts, weil jeder sich nur mit einer einzigen Beschäftigung abgiebt. Der eine holt blos Wasser, der andere melkt und besorgt blos die Kuh, der dritte schafft blos Holz herbei u. s. w.

Auch auf Samoa können die Katholiken die Anfeindungen gegen die Protestanten nicht lassen, und die Missionäre beklagen sich bitter darüber. Die

katholischen Missionäre erkennen die von Protestanten geschlossenen Ehen nicht an und reden den Eingeborenen ein, daß Ehen, die nicht von katholischen Priestern geschlossen sind, nichtig seien. Aber je größer ihr Neid gegen die Fortschritte des Protestantismus, um so geringer ist der Erfolg ihrer Ränke.

Außerordentlich war der Umschwung, der alsbald nach dem Auftreten des Christenthums in den Sitten der Eingeborenen sich herausstellte. Die Männer schnitten sich das Haar kurz, legten den kleinen Schurz ab, trugen dafür bei der Arbeit den langen Gurt der Frauen und ein Stück Kattun um die Lenden; Röcke, Westen, Hosen, Halstücher und Strohhüte kamen ebenfalls in Gebrauch. Die Weiber fingen an, weite Kattunkleider zu tragen, und gingen kaum ohne den Tiputa aus, ein Stück Tuch, das in der Mitte ein Loch hat, durch das sie den Kopf stecken, während die Enden den Leib hinabhängen; auch Strohhüte und Schals waren gesucht. Bereits erscheint auf Samoa auch eine Zeitschrift, der „Samoan-Reporter", der von den Missionären herausgegeben wird.

Dieser Umschwung in den Verhältnissen der Inselgruppe hat auch andere Europäer angelockt; sie haben sich hauptsächlich in Apia auf Upolu niedergelassen. Der Verkehr ist noch nicht bedeutend, aber im Steigen begriffen. Bedeutendster Handelsartikel ist jetzt Kokosöl, außerdem etwas Schildpatt und Arrowroot (Maranta arundinacea); auch versorgen sich hier die Walfischfahrer mit den nöthigen Lebensmitteln. Darum unterhalten auch die englische und die nordamerikanische Regierung bereits Konsuln in Apia. Aber mit besonderem Vergnügen ersehen wir aus einem neuerlichen Bericht, daß Deutschland am Verkehr mit Samoa wesentlich betheiligt und in seinen Handelsinteressen bereits durch einen Konsul vertreten ist. Der Bericht rührt von einem Franzosen Namens Th. Aubes her, der vor Kurzem die Samoa-Inseln auf einem amerikanischen Schiffe, der „Flying Cloud", besuchte. Er war freilich entzückt über den herrlichen Anblik der frischen, grünen Eilande und über das rührige Leben im Hafen Apia; aber seinen Neid und Aerger erregten ganz besonders die großen Schiffe, in deren Mitte die „Flying Cloud" Anker geworfen hatte; es waren prächtige Klipper von 1800 Tonnen, die alle derselben Nation angehörten, und an deren Masten die Flagge des Deutschen Reiches flatterte. Während die englische und die nordamerikanische Flagge sich nur auf einzelnen Häusern entfalteten, wehte auf dem Ende eines langen Steindammes an Stangen, die den Masten eines großes Schiffes glichen, das weiße Banner mit dem schwarzen preußischen Adler des Konsuls des neugegründeten Reiches auf weitläufigen Gebäuden: Wohnhäuser, Waarenmagazine, Schiffswerfte, die beinahe den ganzen westlichen Theil der Stadt einnehmen, von der Schule der katholischen Missionäre angefangen bis zu dem Dorfe Malina.

Das große Handelshaus J. C. Godefroy & Sohn in Hamburg betreibt besonders den Handel mit Kokosöl von Samoa. „Alle Jahre", sagt Aubes, „segeln sechs große Schiffe gleich denen, die sich eben im Hafen von Apia befanden, von Europa nach dieser Insel (Upolu) ab. Die einen, mit Tauschmitteln beladen, bewerkstelligen die Fahrt direkt. Ihre Ladung besteht in Linnen, Baumwollenzeugen, Wollstoffen, Waffen, Pulver, Geräthschaften aller Art. Die anderen Schiffe berühren Sydney, wo sie zahlreiche Passagiere absetzen, Auswanderungsfamilien,

die Deutschland mit der ganzen Welt verbrüdern. Von Sydney gehen diese Schiffe mit einer Steinkohlenladung oder in Ballast nach Apia. Alle nehmen dann eine volle Ladung Kokosnüsse mit, ein wichtiger Ausfuhrartikel, zu welchem nicht nur die Samoa-Inseln, sondern auch die benachbarten Gruppen von der Insel Rotuma im Westen an bis zu den noch unbekannten Inseln, welche im Norden die Archipele der Herzoge von York und Clarence bilden, beitragen. Leichte Goëletten, die nach allen Richtungen Apia umschwärmen, beuten diesen Markt aus und sichern durch ununterbrochene Fahrten, wenigstens unter gewöhnlichen Umständen, rasche Ladung der für Hamburg bestimmten großen Schiffe.

Einige Ziffern werden einen Begriff von dem Gewinn geben, welcher infolge so wohl eingerichteter Unternehmungen erzielt wird. Wenn man annimmt, daß die Waaren um das Dreifache ihres Werthes ausgetauscht werden — was wenig ist, weil es die mittleren Schätzungen der amerikanischen Küsten des Stillen Ozeans vorstellt — und wenn man berücksichtigt, daß das Kokosöl in Apia mit 500 Frcs. per Tonne bezahlt wird, welcher Preis den der anderen Produktionsorte noch übersteigt, während dasselbe Oel auf den europäischen Märkten, besonders in Hamburg, mit 12,000 Frcs. berechnet wird, so sieht man, daß der Gewinn mehr als 400 Prozent betragen würde, wenn die Ausbeutungskosten nicht wären. Die Auslagen für die erste Anlage waren groß, aber die allgemeinen Kosten sind jetzt unbedeutend, und da die Ueberfahrtspreise der Auswanderer einen Theil der Schiffahrtskosten decken, so hat man nur sehr wenig von den Ergebnissen abzuziehen, die wir oben angegeben haben. Uebrigens hat dieses deutsche Haus schon jede Konkurrenz erdrückt. Es beutet den Markt allein aus, und kaum versuchen es noch einige Kaufleute von Sydney, nicht mit ihm zu kämpfen, sondern nur nach seiner reichen Ernte einige Aehren zu lesen."

Der Franzose erzählt dann weiter, wie der deutsche Konsul in Apia allen politischen Einfluß an sich reiße, wie er der eigentliche Herrscher auf den Samoa-Inseln sei, dem höchstens noch der englische Konsul sich an die Seite stellen könne. Schon sieht er im Geiste das Schlimmste kommen, nämlich, daß Deutschland die Samoa-Inseln sich aneignet und den vortheilhaften Handel daselbst in seinem Nutzen ausbeutet. Das ist freilich für einen Franzosen ein schrecklicher Gedanke; uns aber kann es nur mit Freude erfüllen, wenn wir sehen, daß der Deutsche, seitdem Deutschland geeinigt ist, endlich im Auslande mit dem nöthigen Selbstgefühle auftritt. Da übrigens Samoa noch andere Erzeugnisse, z. B. vortreffliche Orangen und Citronen, die sich sehr gut zur Ausfuhr eignen, liefert, und da tropische Gewächse leicht angebaut werden können, so läßt sich erwarten, daß der Handel von Samoa mit der Zeit einen großen Aufschwung nehmen wird. Darum aber steht auch zu hoffen, daß die deutsche Regierung dieser herrlichen Inselgruppe, deren Bewohner fast insgesammt bekehrt, gutmüthig, entgegenkommend und ungemein anstellig sind, ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit zuwenden wird.

Neuesten Nachrichten zufolge haben im Mai 1872 die Nordamerikaner die Samoa-Inseln an sich gebracht. Das rührige Volk hat gegenwärtig, analog dem englischen Austral-Asien in der Südsee, sich ein amerikanisches Polynesien geschaffen, welches eine große Anzahl schöner und

fruchtbarer Inseln umfaßt. Der amerikanische Dampfer „Narraganset", Kapitän R. W. Meade, hat mit den Häuptlingen einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen den Vereinigten Staaten die ausschließliche Benutzung des Hafens Pago-Pago zugestanden wird. Sie werden dort eine Kohlenstation für die kalifornisch-australische Dampferlinie errichten, und man weiß, was weiter kommen wird. Das „Protektorat" ist von Bruder Jonathan bereits übernommen worden, man hat auf Tutuila das Sternenbanner aufgepflanzt; Sawaii, Upolu und andere Inseln sollen demnächst annektirt werden.

In dem Raume zwischen den drei Inselpruppen Fidschi, Tonga und Samoa und in deren Nähe liegen noch eine Menge kleiner, aber bewohnter Inseln, die wir, soweit sie Erwähnung verdienen, hier behandeln, ehe wir uns zu einer größeren Gruppe wenden. Zunächst liegt etwas nördlich von Fidschi, Rotuma (Grenville), 1791 von dem Engländer Edwards entdeckt, eine gebirgige und fruchtbare, überaus anmuthige Insel vulkanischen Ursprungs, die eigentlich aus zwei durch eine flache Landzunge verbundenen Berggruppen besteht und keinen Hafen hat. Wilson, Befehlshaber des Missionsschiffes „Duff", der 1797 nach der Insel kam, fand sie volkreicher und fruchtbarer als alle anderen, die er in diesen Gewässern gesehen; er gewahrte aus der Ferne auf dem Raume einer englischen □ Meile 200 Hütten. Die Eingeborenen, die im Aeußeren ganz den Tonganern glichen, nur daß sie lichter gefärbt und anders tätowirt waren, zeigten sich bei Wilson's Ankunft Anfangs sehr scheu und hielten mit ihren Kähnen in einiger Entfernung vom Schiff; indessen wagten sich endlich einige Dreistere näher und forderten durch Zeichen für ein Huhn eine Axt, die sie erhielten. Sie waren darüber außerordentlich erfreut und luden Wilson ein, in einer Bucht am Westende der Insel einzulaufen. Ueber den Anblick des europäischen Hausviehes waren sie erstaunt, bemerkten aber, daß sie Schweine und Hunde besäßen. Sie schienen überhaupt Lebensmittel im Ueberfluß zu haben und friedfertiger Natur zu sein. Doch wollte es mit der Verbreitung des Christenthums nicht recht von Statten gehen. Als Williams 1839 die Insel besuchte, brachte er von Samoa einen Rotumaner mit, der dort schon einigermaßen im Christenthum unterrichtet worden war. Derselbe gehörte aber zu dem unterdrückten Theile des Volkes, so daß Williams seine Bitte, ihm Lehrer mit in seine Ortschaft zu geben, nicht zu gewähren wagte. Zwar versagte der oberste Häuptling überhaupt seine Einwilligung zur Ansiedlung von Lehrern, allein ein Bezirkshäuptling nahm sich der Sache an, und so wurden zwei im Christenthum gehörig unterwiesene Samoaner zurückgelassen, die bald an dem Häuptling Marof einen Freund fanden und unter dessen Schutz das Bekehrungswerk begannen. Später kamen Lehrer von Tonga, und 1849 waren gegen 100 Insulaner zum Christenthum bekehrt. Ein Jahr zuvor waren auch zwei papistische Priester auf der Insel angekommen, wirkten aber nur mit geringem Erfolg.

Uebrigens ist die Insel wegen ihrer Lage zwischen Port Jackson (Sydney) und Tahiti und den Sandwich-Inseln ein günstiger Niederlassungsort. Rotuma hat daher auch schon seit langer Zeit mit den Europäern in den engsten Beziehungen gestanden, und es haben sich Seeleute auf der Insel niedergelassen.

Westlich von Samoa liegt Futuna (Hoorne), die aus zwei gebirgigen und

vulkanischen Inseln (Futuna und Alofi) mit fruchtbarem Boden besteht, und Uea oder Uvea (Wallis), eine gebirgige Insel, die ringsum von einem großen Riff voll kleiner Inseln umgeben ist, innerhalb dessen sich ein Hafen befindet. Die Einwohner beider Inseln sind jetzt insgesammt Katholiken; Uvea ist der Mittelpunkt der dortigen katholischen Missionen und hat einen Bischof; dagegen sind die zwischen Tonga und Samoa gelegenen Inseln Niuafou (Proby) (eine gebirgige Insel, die einen thätigen Vulkan haben soll) und Niua durchaus von Protestanten bewohnt, die von den Missionen auf Tonga abhängen.

Oestlich von Tonga liegt die Insel Niue, deren ebener Boden aus einige Hundert Meter über das Meer erhobenem Madreporenkalkstein besteht, nicht reich und von fließendem Wasser entblößt ist. Als Cook in Juli 1774 die Insel entdeckte und Boote mit Offizieren ans Land schickte, fand er die Eingeborenen sehr wild und feindselig. Blinde Schüsse fruchteten nichts, vielmehr kam ein Eingeborener ganz nahe an ein Boot und warf einen Speer nach den Bootsleuten, der dicht über die Schulter des Kapitäns hinstreifte. Cook nannte daher die Insel Savage-Island, d. h. die Insel der Wilden. Auch schien sie diesen Namen wohl zu verdienen, denn die Eingeborenen bezeigten sich früher gegen Seefahrer, die dort ankamen, äußerst feindselig, wollten von keinem Tauschhandel wissen und griffen die Schiffe ungereizt an, so daß man sich entschließen mußte, sie durch Gewehrfeuer in die Wälder zurückzujagen.

Die Klippen der Insel sind in der sonderbarsten Weise gestaltet; einige stützen sich wie ein Gewölbe auf ordentliche Pfeiler, andere bilden mehr oder weniger geräumige Grotten. Von den Wänden dieser Höhlen hängt zahlreiches Tropfgestein herab, von dem fortwährend Wasser abtropft. In der That verdanken die Eingeborenen ihr frisches Wasser diesen Höhlen; jetzt sammeln sie es nach Anweisung der Missionäre in Gruben, die sie in den Höhlen graben. Der Boden der Höhlen ist ebenfalls mit Tropfstein bedeckt, und aus diesem machen die Eingeborenen eiförmige Kugeln von der Größe eines Fangballes, die sie im Kriege ohne Schleuder mit bloßer Hand mit wunderbarer Kraft und Genauigkeit werfen.

Der Strand ist sandig und nur mit geringer Vegetation versehen, wobei jedoch die Kokospalme häufig ist. Das Innere der Insel ist im Ganzen gut bewaldet, und Tarro, Bananen und Arrowroot sind in Ueberfluß vorhanden.

Die Häuser sind hübsch bedacht, sauber und in mehrere Gemächer abgetheilt; manche haben sogar steinerne Mauern und eine Art Blenden.

Die Eingeborenen gleichen in ihrem Aeußeren den Tonganern und pflegten bis auf den Gürtel nackt zu gehen; jetzt tragen sie Tuch um den Leib, bisweilen auch Faserfransen vom Bast des Hibiscus. Sie tätowiren sich nicht, sind aber ganz erpicht auf Farben. Kommen sie an Bord eines europäischen Schiffes, so sind sie entzückt, wenn sie roth und grün angestrichen werden. Ihre Kanoes und Waffen gleichen ebenfalls den tonganischen. Dagegen haben sie einen eigenthümlichen Kriegstanz. Der Tänzer wiegt und schüttelt seinen Speer, rennt hin und her und springt und schreit, als ob er von einem bösen Geist besessen wäre. Dann verzerrt er sein Gesicht in der schauderhaftesten Weise, indem er den Mund aufreißt, mit den Zähnen knirscht und die Augen fast aus ihren Höhlen drängt.

Endlich schließt er die Vorstellung, indem er seinen langen, grauen Bart in den Mund steckt und mit der größten Wuth zernagt.

Das Christenthum stieß Anfangs auf Schwierigkeiten. Der Missionär Williams machte mehrere Versuche, es einzuführen, und es glückte ihm 1830 sogar, zwei Eingeborene von der Insel zu erhalten, die er zum Unterricht nach den Gesellschafts-Inseln brachte. Als diese aber nach einigen Monaten in ihre Heimat zurückkehrten, um das Christenthum zu predigen, wurden sie aus unbekannten Gründen umgebracht. Der Missionär Murray, der das von Williams gehegte Vorhaben später ausführen wollte, fand schon das Landen auf der Insel so gefahrvoll, daß er von seinem Plane abstand, denn die Eingeborenen eilten alsbald mit grimmigen Geberden und mit Speeren und Keulen in Massen herbei und ließen ihn das Schlimmste befürchten. Erst 1846 gelang ein neuer Versuch besser. Damals landete ein Eingeborener, Namens Poniamine, der auf den Samoa-Inseln im Christenthum unterrichtet und zum Lehrer gebildet worden war. Auch er schwebte eine Zeit lang in großer Gefahr und sollte gleich bei seiner Ankunft umgebracht werden, weil man fürchtete, er möge Unglück über das Land bringen. Nach vieler Mühe gelang es ihm, seine Landsleute zu beschwichtigen; ja, er wagte es, ihnen die Grundwahrheiten des Christenthums kurz aus einander zu setzen, und fand damit wirklich bei Einigen Gehör. Aber bei der ungünstigen Stimmung der großen Masse hatten selbst die Bessergesinnten nicht den Muth, ihn zu beherbergen. Lange mußte er in der Nacht und im Regen umherwandern, bis er endlich eine Ruhestätte fand. Am folgenden Tage mußte er seine Kiste öffnen und seine Habseligkeiten zeigen; Einiges wurde gestohlen, Anderes ihm abgebettelt, und zuletzt saß er da mit leerer Kiste. Inzwischen fanden sich nun auch Eingeborene, die ihm wohlwollten, und ihre Zahl wuchs täglich. Nunmehr faßte das Christenthum festen Fuß und griff um sich, namentlich als noch andere Lehrer ankamen. Jetzt sind alle Eingeborenen zum Protestantismus bekehrt und stehen unter den Missionen von Samoa.

Nördlich von Samoa liegt noch eine kleine Inselgruppe, welche die Bewohner Tokelau nennen; sie besteht aus drei größeren, Fakaafo (Bowditch), Nukunono (Clarence) und Oatafu (Herzog von York), und mehren kleineren Inseln. Fakaafo, ein blos ein paar Meilen großes Inselchen, wird von einem sonderbaren Völkchen bewohnt, das von der Außenwelt gar nichts weiß und sein Ländchen für ungeheuer groß hält. Als die Amerikaner der Wilkes-schen Expedition 1840 dort ankamen, bemerkten sie bei Tagesanbruch 18 Kähne, je mit vier bis fünf Personen bemannt, die sich so eifrig mit Fischen beschäftigten, daß sie die Ankömmlinge ganz außer Acht ließen. Die Fischer waren durchaus nicht zu bewegen, an Bord zu kommen, ließen sich aber auf Tauschhandel ein. Es waren schöne, männliche Gestalten mit angenehmen, gutmüthigem Gesichtsausdruck. Sie schienen sehr zum Lachen aufgelegt zu sein; wenigstens lachten sie über Alles, was ihnen lächerlich vorkam. Fische und Schildkröten waren ihnen auf Arme und Brust tätowirt. Im Uebrigen glichen sie den Samoanern. Aber sie ließen sich den Glauben nicht nehmen, daß die Amerikaner Gottheiten seien, und wollten nicht an Bord kommen, weil sie fürchteten, das Schiff möchte plötzlich mit ihnen wieder in den Himmel fahren.

Am folgenden Tage gingen die Amerikaner ans Land. Der König mit ungefähr 200 seiner Unterthanen wartete bereits auf ihre Ankunft; er saß mit einigen Greisen im Vordergrund, die Anderen standen dahinter, und Alle bekundeten durch ihre Geberden und durch ihr Singen eine bedeutende Gemüthsunruhe. Sie zeigten nach der Sonne, heulten und winkten den Ankömmlingen, sich auf Matten niederzulassen. Als dies geschehen war, rieb der König zärtlich seine Nase an der des Kapitän Hudson, stöhnte, umarmte ihn, band ihm eine Matte um, wiederholte das Nasenreiben und heulte dann eine Viertelstunde lang. Die übrigen Offiziere hatten dieselben Begrüßungen Seiten der untergeordneten Häuptlinge zu bestehen. Der König, schon hochbejahrt, zeichnete sich vor seinen Unterthanen durch übermäßige Furcht und Angst aus; machte Hudson Miene, sich von seiner Seite zu entfernen, so stieß er ein klägliches Geheul aus, deutete auf die Matrosen und rief vor Angst zitternd: „Setzt Euch! Mir ist bange!"

Nur mit Mühe vermochten die Amerikaner die Inselbewohner zu beruhigen und darüber zu verständigen, daß sie nicht von der Sonne gekommen seien. Nun entwickelte sich endlich ein lebhafter Tauschhandel, und die Amerikaner besuchten auch das Dorf. Die Hütten lagen im Schatten der Kokospalmen verstreut, trugen spitz zulaufende Dächer und hatten außerdem eine Art Schirmdach zum Schutz gegen heftigen Regen. In einer der Hütten entdeckte man die Königin unter einer Matte, eine alte Frau von entsetzlicher Häßlichkeit, die sich vor Angst verkrochen hatte und vor Furcht sich kaum zu lassen wußte, als sie aus ihrem Versteck hervorgeholt wurde.

Mitten im Dorfe stand der Tempel, ein länglich geformtes, 10 m. langes, 12 m. breites und 7 m. hohes Gebäude, dessen First von drei mächtigen Balken getragen wurde, während das Dach auf einer Menge kleiner Pfähle ruhte. Der Tempel enthielt nur wenig Geräth. Die Dachtraufe war ringsum mit großen Perlmutterschalen behängt, der Boden im Innern mit Matten belegt, und um den Hauptpfeiler in der Mitte lag eine Menge großer Bänke oder Tische, die aus einem einzigen Block gehauen waren. Auch hingen dort zahlreiche Speere und Keulen. Draußen in der Nähe standen zwei Götzenbilder in Matten eingewickelt, deren größtes 5 m. hoch war. Unweit des Tempels befand sich auch der Brunnen, der den Einwohnern das Trinkwasser lieferte. Er war ausgemauert, ungefähr 5 m. tief und mit einem hohen Zaun umschlossen.

Die Frauen trugen eine ungeheuere, gegen 5 Kg. schwere Schürze, die aus einer Unmasse von Blättern bestand, welche an einer Schnur befestigt und in dünne Streifen zerschlitzt waren. Außerdem hatten die Eingeborenen verschiedene Arten von Matten zum Schlafen und zur Kleidung, sauber gearbeitete Fischhaken von Knochen, Haifischzähnen und Muscheln und Feilen aus Haifischhaut, die zum Raspeln weichen Holzes vollkommen ausreichten.

Die Hauptnahrung lieferte den Eingeborenen das Meer, indem die Insel außer Kokos- und Pandangnüssen nichts Eßbares hervorzubringen schien.

Als sich die Amerikaner endlich entfernten, zeigten sich die Eingeborenen im höchsten Grade erfreut und waren ihnen, um sie nur schnell los zu werden, beim Einsteigen in die Boote auf jede mögliche Weise behülflich. Aber trotz ihrer Angst verübten sie bei dieser Gelegenheit doch verschiedene kleine Dieb-

stähle, und als der Naturforscher Pickering einem Eingeborenen seine Botanisir-kapsel einen Augenblick zu halten gab, machte sich dieser sofort aus dem Staube und war nur mit Mühe wieder zu erwischen.

Die nordwestlich von Fakaafo gelegenen Inseln Oatafu und Nukunono stehen unter einem und demselben König. Byron, der die erstere im Jahre 1765 entdeckte, fand sie mit dichten Kokoshainen bedeckt; doch war die Brandung überall so furchtbar, daß man nur mit großer Mühe und Gefahr landen konnte. Man mußte aber ans Land gehen, um für die am Scharbock leidende Mannschaft frische Früchte zu sammeln. Mit Leichtigkeit trieb man eine Menge Kokosnüsse auf. Später, im Jahre 1841, besuchte Kapitän Hudson die Insel und fand dort denselben Menschenschlag wie auf Fakaafo. Die Bevölkerung betrug etwa 120 Seelen, die in ungefähr 30 Hütten wohnten. Die Bewohner der Inselgruppe Tokelau sind bereits dem Christenthum gewonnen.

Nordwestlich von Tokelau liegt eine Inselgruppe, die man gewöhnlich die Ellice-Gruppe nennt und deren Hauptinseln Fanafute (Ellice), Nukufetau (Peyster) und Oaitupu (Tracy) sind. Alle diese Inseln sind flache Lagunen-Inseln und den übrigen dieser Art ganz ähnlich gebildet. Da dieser Meeresstrich häufiger von Walfischfahrern besucht wird, so sind die Eingeborenen an den Verkehr mit Weißen gewöhnt; sie nähern sich ihnen zutraulich und benutzen jede Gelegenheit zum Tauschhandel. Außer einem Maro von feinem Flechtwerk tragen sie noch einen Gürtel, von welchem 30 cm. lange, rothgefärbte Streifen von Pandangblättern herabhängen, die aus der Ferne wie Bänder aussehen.

Die Bevölkerung von Fanafute mag etwa 250 Köpfe zählen; bedeutender ist die Insel Nukufetau, deren Bevölkerung etwa 1000 Seelen beträgt, die in sechs verschiedenen Dörfern wohnen. Die Eingeborenen leiden auffallend an Flechten, indem fast der fünfte Mann mit Ausschlag behaftet ist.

Die Einwohner dieser Gruppe stimmen in Sitten und selbst in der Sprache im Ganzen mit den Samoanern überein. Die übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Inseln sind so unbedeutend, daß sie füglich übergangen werden können.





Bai an der Insel Atiu.

II. Die Hervey- oder Cooks-Gruppe.

Cook. Atiu (Katutia). Narotonga. Eingeborene. Kriegführung.

Zwischen den Tonga-Inseln und der Sozietäts-Gruppe liegen unter 21° 57′ — 18° 52′ s. Br. und 210° 53′ und 200° 19′ ö. L. von Greenwich weit zerstreut acht kleine Inseln, die von Krusenstern zu einer Gruppe verbunden und die Cooks-Gruppe benannt worden sind, während die Missionäre sie nach dem Namen, den Cook der kleinsten dieser von ihm entdeckten Inseln beilegte, Hervey-Gruppe benannt haben. Als Cook am 29. März 1777 vor der Insel Mangaia ankam, fand er keinen Ankergrund, dagegen aber eine so starke Brandung, daß er sich nicht einmal mit den Booten der Küste nähern konnte. Endlich kamen zwei Eingeborene in einem kleinen Kahn heraus, waren jedoch durchaus nicht zu bewegen, an Bord zu kommen. Ihre Hautfarbe war kaum dunkler als die eines Südeuropäers; sie hatten starkes, straffes, pechschwarzes Haar und trugen Schurze, die aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes gemacht, desgleichen Sandalen, die aus Gras geflochten waren. Letztere sind ihnen unentbehrlich, da der Boden des Eilandes aus scharfem Korallenkalk besteht, der die bloßen Füße leicht zerritzt. Sie schienen eine besondere Liebhaberei für möglichst große Ohren zu haben; denn sie hatten die Ohrläppchen durchbohrt

und so ausgedehnt, daß einer von ihnen ein Messer und einige Glaskügelchen, die man ihm schenkte, hineinsteckte. Auf der weiteren Fahrt Cook's längs der Küste kamen die Eingeborenen zwar zuletzt rückhaltlos an Bord, entwickelten aber einen großen Hang zum Stehlen.

Bald darauf entdeckte Cook die Insel Atiu (Katutia). Die Eingeborenen kamen an Bord und brachten verschiedene Lebensmittel; aber sie hatten vor den Pferden und Kühen solche Furcht, daß sie sich ihnen nicht zu nahen wagten, und die Schafe und Ziegen hielten sie für eine große Art Vögel. Sie waren von mittlerer Größe und von dunklerer Hautfarbe als die Bewohner von Mangaia; sie trugen Schurze von feinen, glänzenden Matten, hatten die Ohrläppchen durchbohrt und ihre Beine vom Knie bis zur Ferse dermaßen tätowirt, daß es aussah, als trügen sie Stiefel.

Als Cook kurz darauf wieder an der Hervey-Insel, die er schon im Jahre 1773 aufgefunden hatte, anlangte, kamen die Eingeborenen, Leute von wildem, wüstem Gesichtsausdruck, alsbald in Kähnen heraus, erwiesen sich aber als ausgemachte Diebe, benahmen sich ungemein frech und legten beim Tauschhandel eben so viel Gewandtheit als unersättliche Habgier an den Tag. Der Mangel an Ankergrund bestimmte dann Cook zur Abfahrt nach den Tonga-Inseln.

Ueberhaupt finden sich blos auf Rarotonga (21° 15′ Br. 200° 16′ L.), der wichtigsten und interessantesten dieser Inseln, Ankerplätze; die übrigen sind alle aus Korallenkalk gebildet, der sich einige hundert Meter über die Meeresfläche erhebt. Sie steigen steil am Strande auf und haben keine sie umschließenden Riffe, daher auch keine Häfen und Ankerplätze, bis auf Aitutake, das im Süden eine Art von einem Riff umschlossener Lagune mit einem Hafen enthält.

Das Klima dieser Inseln ist gesund und nicht zu heiß, der Boden fruchtbar; doch fehlt Trinkwasser aus Quellen oder Bächen fast ganz, und man muß sich mit angesammeltem Regenwasser begnügen, hilft diesem Mangel aber theilweise auch durch Kokosnußmilch ab. Denn die Kokospalme findet sich hier in Masse, ebenso Brotfruchtbäume, Pisangs, Yams, eine schöne Apfelsorte, Vih, (Spondias dulcis), antiskorbutische Kräuter u. dgl. Mehrere Inseln sind gut bewaldet. Vierfüßige Thiere außer Ratten traf man vormals nicht an; jetzt sind europäische Hausthiere eingeführt.

Unter den Vögeln sind zu erwähnen wilde und zahme Hühner, blaue und weiße Reiher, schön gefiederte, braun und schwarz gefleckte Kukuke und verschiedene See- und Strandvögel; unter den zahlreichen Fischen eine porphyrartig gefärbte Scholle und gelbliche Aale mit schwarzen Punkten, unter den Amphibien eine kleine Eidechse von widerlichem Ansehen und Schildkröten. Insekten und Schmetterlinge umschwärmen die Inseln, und an den Korallenfelsen finden sich Austerbänke; auch giebt es viele rothe Krabben und Mollusken.

Die Eingeborenen, an Zahl etwas über 10,000 Seelen, sind ein eigner polynesischer Stamm, der in Sitten und Einrichtungen am meisten den Tahitiern gleicht, aber auch manches Eigenthümliche mit den Neu-Seeländern gemein hat und einen Uebergang zwischen beiden bildet. So verhält es sich auch mit ihrem Charakter; sie zeigten sich gegen die Europäer nicht weniger freundlich, gefällig und zuvorkommend als die Tahitier, aber an wilder Kriegslust und

Streitbarkeit glichen sie mehr den Neu-Seeländern und waren ebenfalls auch Menschenfresser wie diese.

Ebenso steht ihre Sprache, gewöhnlich die rarotongische genannt, in der Mitte zwischen dem tahitischen und dem neu-seeländischen Dialekt der polynesischen Sprache und ist besonders noch interessant wegen der weiten Verbreitung, die sie früher wenigstens über die östlichen Inseln gehabt hat. Dagegen stimmen sie in ihren religiösen Vorstellungen ganz mit den Tahitiern überein, und alte Sagen beweisen, daß vormals und schon seit alter Zeit eine lange und innige Verbindung mit den Tahitiern bestanden haben muß.

Im Kriege stecken sie sich nicht hinter Bäume und Büsche und suchen auch dem Gegner nicht durch Ueberraschung beizukommen, sondern treten ihm kühn im freien Felde entgegen. Sie fechten in vier Gliedern. In der ersten Reihe stehen die Krieger, die mit Speeren bewaffnet sind, im zweiten Gliede die Keulenträger, im dritten die Schleuderer. Im vierten Gliede befinden sich die Weiber, welche Aushülfswaffen und Schleudersteine tragen, öfters aber auch sich selbst am Kampfe betheiligen.

Die Kriege wurden mit furchtbarer Grausamkeit geführt und hatten die Verwüstung der Ländereien stets zur Folge. Die gefangenen Weiber wurden häufig umgebracht und den kleinen Kindern Speere durch die Ohren gestoßen, um sie im Triumph fortzutragen. Wer seinen Gegner in der Schlacht überwunden hatte, schlug ihm den Schädel ein und nahm einen Theil des Gehirns heraus, um es seinem Götzen darzubringen. Diese Unsitte war erst später und zwar daher entstanden, daß ein Krieger, der seinen Gegner durch einen Keulenschlag nur betäubt hatte und nun ohne Weiteres triumphirend mit Brotfruchtblättern nach dem Tempel gelaufen war, später die vermeintliche Leiche nicht mehr vorfand. Der Betäubte hatte sich wieder erholt und nun daheim durch ein Spottgedicht sich über den Sieger lustig gemacht. Daher entschloß man sich zu jenem Brauch. Nach der feierlichen Darreichung des Gehirns schleppten die Freunde des Siegers die Leiche an einem Stricke in den Tempel.

Die Kriege waren stets förmliche Vertilgungskriege. So überzog der König oder Oberhäuptling von Atiu, Namens **Romatane**, die Inseln Mitiaro und Mauke oder Mauti mit Krieg und richtete ein solches Gemetzel unter den Eingeborenen an, daß Mauke nur noch 300, Mitiaro gar blos noch 100 Seelen zählte; ja auf **Hervey** (Manuai) war infolge der unaufhörlichen Vernichtungskriege die Bevölkerungszahl im Jahre 1823 bis auf 60 Seelen zusammengeschmolzen, und selbst diese hatten den Krieg gegen einander mit solcher Wuth und Erbitterung fortgesetzt, daß im Jahre 1830 blos noch 5 Männer, 3 Weiber und ein paar Kinder übrig geblieben waren. Nun hätte man doch gewiß Ruhe und Frieden erwarten sollen, aber nein, selbst diese Handvoll Leute lagen gerade damals einander darüber in den Haaren, wer unter ihnen König sein solle.

Insbesondere waren die Rarotonganer durch ihre entsetzliche Wildheit verrufen. Sowie ein Sohn vollständig erwachsen war und sich stark genug fühlte, rang er mit dem Vater um die Herrschaft und jagte diesen, wenn er ihn bewältigte, ohne alle Entschädigung und ohne weitere Hülfsleistung aus seinem Besitzthum fort, in dem er sich festsetzte. Hatte eine Frau ihren Mann verloren,

so kamen sofort die Verwandten desselben, um sich der Habe des Verstorbenen zu bemächtigen und die Mutter mit ihren Kindern zu verjagen.

Die Weiber wurden auf den Inseln als sehr untergeordnete Wesen behandelt, durften verschiedene Speisen gar nicht genießen und mußten sich im Uebrigen mit einem dürftigen Mahle begnügen. Auch die Vielweiberei war gebräuchlich; ein reicher Mann nahm eine große Anzahl Weiber, die er willkürlich wie ein Despot behandelte.

Es könnte übrigens fast scheinen, als seien die Küstenwässer nicht so fischreich wie sonst gewöhnlich; wenigstens pflegen die Eingeborenen eine große Anzahl fliegender Fische nicht sofort zu verzehren, sondern im Holzrauche zu dörren. Eigenthümlich ist ihr Verfahren beim Fange dieser Fische. Sie ziehen auf ihren Kähnen mit Fackeln und großen Netzen aus, die an 3—4 m. langen Griffen befestigt sind. Sie pochen auf ihre Kähne, um Lärm zu machen, der sich im Wasser fortsetzt und den Fisch beunruhigt, und gleichzeitig schwingen sie die Fackeln. Instinktmäßig springt der fliegende Fisch aus dem Wasser nach dem Lichte zu und wird mit leichter Mühe in den Netzen gefangen.

Von den Inseln, welche die Gruppe bilden,sind bedeutendsten Mangaia, Rarotonga, Katutia (gewöhnlich Atiu [Orurute] genannt) und Aitutake.

Mangaia ist im nördlichen Theile dicht bewaldet und, obgleich Koralleninsel, nach der Mitte hin so hoch, daß sie für Schiffe schon in der Entfernung von sieben Seemeilen sichtbar ist. Das Gestade ist mit Dracaenen und Brotfruchtbäumen besetzt; aber das umgebende Riff schließt sich so dicht an, daß weder eine Einfahrt für Boote noch ein sicherer Ankerplatz für Schiffe vorhanden ist.

Die größte dieser Inseln ist Rarotonga, eine sehr schöne und fruchtbare Insel, deren malerische Berge vulkanischen Ursprungs sich bis zu 900m. erheben, und die von einem großen Riff umgeben ist, innerhalb dessen sich Ankerplätze finden. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß sich an das Hochland Niederungen von bedeutender Ausdehnung anschließen, wo der gute Boden und das Klima das Wachsthum der eßbaren Pflanzen gleich sehr begünstigen.

Rarotonga wurde nicht von Cook, sondern erst im Jahre 1814 durch ein englisches Kauffahrteischiff entdeckt. Das Schiff ging nicht vor Anker, wol aber kam ein Eingeborener auf einem kleinen Kahne herausgefahren und wagte sich an Bord. Welche Wunderdinge erzählte er seinen Landsleuten, als er ans Land zurückkehrte! Sie konnten sich vor Erstaunen gar nicht fassen, als er ihnen das Schiff als eine schwimmende Insel mit zwei fließenden Strömen darstellte, die zwei Brotfrucht- und Zuckerrohrgärten trage und mit dem Kiel bis zum Meeresgrund reiche. Er sei in demselben untergetaucht und habe doch das Ende nicht finden können. Der gute Mann hatte offenbar das Wasser, das den in vollem Gange befindlichen Pumpen des lecken Schiffes entströmte, für Bäche angesehen und aus den Brotfruchtbäumen, mit denen es beladen war, Gärten gemacht.

Lange wurde die Insel von keinem Schiffe berührt; endlich im Jahre 1823 beschloß Williams, der damals die Bekehrung der Inselgruppe eifrig betrieb, auch Rarotonga aufzusuchen. Statt aber, wie man ihm gesagt hatte, die Insel in 24 Stunden zu erreichen, hatte er mehrere Tage mit widrigen Winden zu kämpfen. Es dauerte nicht lange, so gingen die Lebensmittel zur Neige und der

Kapitän erklärte, daß sie umkehren müßten, wenn sie nicht auf dem Meere verhungern wollten. Williams setzte eine Frist fest und sagte: „Wenn morgen bis 8 Uhr die Insel nicht gefunden ist, kehren wir um.“ In banger Erwartung schickte Williams mehrmals einen Eingeborenen auf die Mastspitze, um nach der Insel zu spähen. Schon war der Späher zum fünften Male hinaufgeklettert, und es fehlte nur noch eine knappe halbe Stunde am Ablaufe der Frist, als plötzlich die Wolken, die bisher die hohen Gipfel Rarotonga's verschleiert hatten, von der steigenden Sonne verscheucht wurden und der frohe Ruf ertönte: „Teie, teie, tana, fenua nei!“ (Hier! hier ist das Land, das wir gesucht haben!)

Von der Wildheit der Bewohner von Rarotonga hatte man genügende Kunde und erwartete nichts Gutes; um so mehr war man von dem freundlichen Empfange, den man fand, überrascht. Williams fand die Insel trefflich, wie eine großartige Gartenanlage angebaut und war von dem Anblick, den man von den Bergabhängen nach dem Seeufer hin genoß, ganz entzückt. Vom Fuß des Gebirges bis ans Meer erstrecken sich regelmäßig angepflanzte Reihen der prächtigsten Saninten (Castanea argentea Bl.), ungefähr 1000 Schritt von einander entfernt. Die Zwischenräume waren in Tarrofelder eingetheilt, die $1^1/_3$ m. tief gegraben waren und nach Belieben bewässert werden konnten. Die Dämme um die Felder hatten geneigte Abhänge und oben eine $2-2^1/_2$ m. breite Fläche. Auf diesen Abhängen wuchs der Kape oder Riesentarro, während die flachen Dammrücken in regelmäßigen Abständen mit schöngeformten Brotfruchtbäumen bepflanzt waren. Um die ganze Insel zog sich ein bequemer Weg, der mit Bananen und dichtbelaubten Bäumen eingefaßt war, die gegen die heißen Strahlen der Sonne schützten und einen schattigen Spaziergang gewährten. Die Häuser der Eingeborenen lagen 10—30 Schritt vom Hauptwege entfernt und sahen äußerst nett aus. Jeder Pfad, der zu den vereinzelten Wohnungen führte, war an beiden Seiten mit Dracaenen und Riesentarro eingefaßt. Vor den Häusern standen steinerne Ruhebänke auf denen die Bewohner die frische Kühle des Nachmittags genossen. So idyllisch sich die Insel ausnahm, so wild waren die Bewohner.

Im Jahre 1831 wurde die reizende Insel von einem furchtbaren Naturereigniß heimgesucht, indem sich am 21. Dezember ein Sturm erhob, der mit unvergleichlicher Wuth drei Tage lang tobte. Von den Hunderttausenden von Bananen, Brotfruchtbäumen und stattlichen Saninten blieben nur noch wenige völlig entlaubte Stämme stehen, und zahllose Bäume lagen in wilder Unordnung auf der Erde umher. Ueber tausend Hütten wurden durch diesen furchtbaren Sturm dem Boden gleich gemacht. Das vom Sturm gepeitschte Meer überflutete die Ebenen und schleuderte ein den Missionären gehöriges Schiff mehrere hundert Meter weit landeinwärts gegen mächtige Kastanienbäume, in denen es glücklicher Weise festsitzen blieb. Kein Theil der Insel entging der Zerstörung, indem der Sturm allmählig die ganze Insel umkreiste.

Vielleicht hat dieser gewaltige Sturm zu der reißend schnellen Abnahme der Bevölkerung der Insel beigetragen, die von 4000 Seelen im Jahre 1823 auf weniger als 3000 im Jahre 1848 zusammengeschmolzen war.

Die Insel Atiu, deren Bevölkerung Williams auf nicht ganz 2000 Seelen schätzte, hat ein im Ganzen flaches, von einem Korallenriff mit furchtbarer

Brandung umgebenes Gestade, wechselt aber nach dem Innern zu mit Hügeln und Thälern angenehm ab, hat gutes Trinkwasser und in den Thälern schattige Haine von Kokos-, Brotfrucht- und anderen stattlichen Bäumen. Am bemerkenswerthesten ist es wegen seiner bedeutenden Höhlen. Williams besuchte die größte derselben Namens Taketake. Mit einigen Führern, die Reiser zur Beleuchtung mitnahmen, stieg er ungefähr 7 m. tief durch eine Felsenkluft, an deren Ende sich ein großartiges Portal eröffnete. Er verfolgte die Höhle eine englische Meile weit, ohne ein Ende zu sehen. Unzählige Gänge führten nach allen Seiten in mächtige Nebenhöhlen. Das Gewölbe war mit Tropfsteingebilden besetzt, die manchmal bis auf den Boden hinabreichten oder den von unten emporwachsenden Gebilden entgegenwuchsen. Der Glanz der krystallenen Wände, vom Lichte der Fackeln zurückgestrahlt, erhöhte noch das Dunkel der in Finsterniß verschwindenden Räume. Gern hätte Williams diese Höhle noch weiter durchforscht, aber die Fackeln gingen zu Ende und er mußte abbrechen.

Die vierte bedeutendere Insel ist Aitutake, die wie schon erwähnt, einen Hafen besitzt; unter den vier kleineren Inseln sind zwei wirkliche Lagunen-Inseln, Manuai (Hervey) und Mitiaro. Die letztere Insel ist eben so wie die Insel Mauke oder Mauti seit dem von Romatane angerichteten Blutbade in der Bevölkerung noch sehr zurück. Doch hat sich Mauti bedeutend wieder erholt. So schreibt der Befehlshaber der englischen Fregatte „Blonde", der die Insel 1839 besuchte: „Die Eingeborenen aßen unser Brot; aber ihr Widerwille gegen den Wein war ganz unbeschreiblich. Als wir ans Land gegangen, geleiteten sie uns zu ihren Wohnungen, die etwa eine Stunde landeinwärts lagen. Unser Weg führte uns durch einen dichten, schattigen Wald, der immer schöner wurde. Der Gesang der Vögel mit zum Theil für uns ganz neuem, prächtigem Gefieder, die Menge der schön gezeichneten Schmetterlinge, die über unseren Pfad flatterten, die herrlichen und stattlichen Waldbäume und vor Allem die Eintracht unter den Eingeborenen gewährten uns eine Reihe lieblicher Bilder, die einen höchst überraschenden und angenehmen Eindruck auf uns machten."

Zur Zeit der Entdeckung standen die vier größeren Inseln unter Königen, die auch über die kleineren Inseln herrschten; die Verfassung war eine Art Lehenssystem, das wir schon auf anderen polynesischen Inseln angetroffen haben.

Merkwürdiger Weise erfreuten sich die Bemühungen der Missionäre gerade auf diesen Inseln der glänzendsten Erfolge. Anfangs sah es freilich nicht gerade gut aus. Die beiden Rajateaner, die Williams im Jahre 1821 auf Aitutake als Lehrer zurückließ, wurden bei ihrer Ankunft ergriffen und sollten geschlachtet werden. Glücklicher Weise kam es nicht dazu, obwol die Lehrer gar manchen Mißhandlungen ausgesetzt waren und ihrer ganzen Habe beraubt wurden; aber auf einer Wanderung durch die Insel gewannen sie doch manche Herzen und brachten es so weit, daß Williams, als er anderthalb Jahr später wieder anlangte, vor 1500 Bekehrten predigen konnte.

Auch auf Mangaia schlug der erste Versuch fehl. Die Eingeborenen nahmen eine so drohende Haltung an, daß Williams damals, 1822, nicht ans Land zu gehen wagte. Die Häuptlinge zeigten sich zwar endlich bereit, zwei Lehrer mit ihren Frauen aufzunehmen; allein kaum hatten diese das Land betreten,

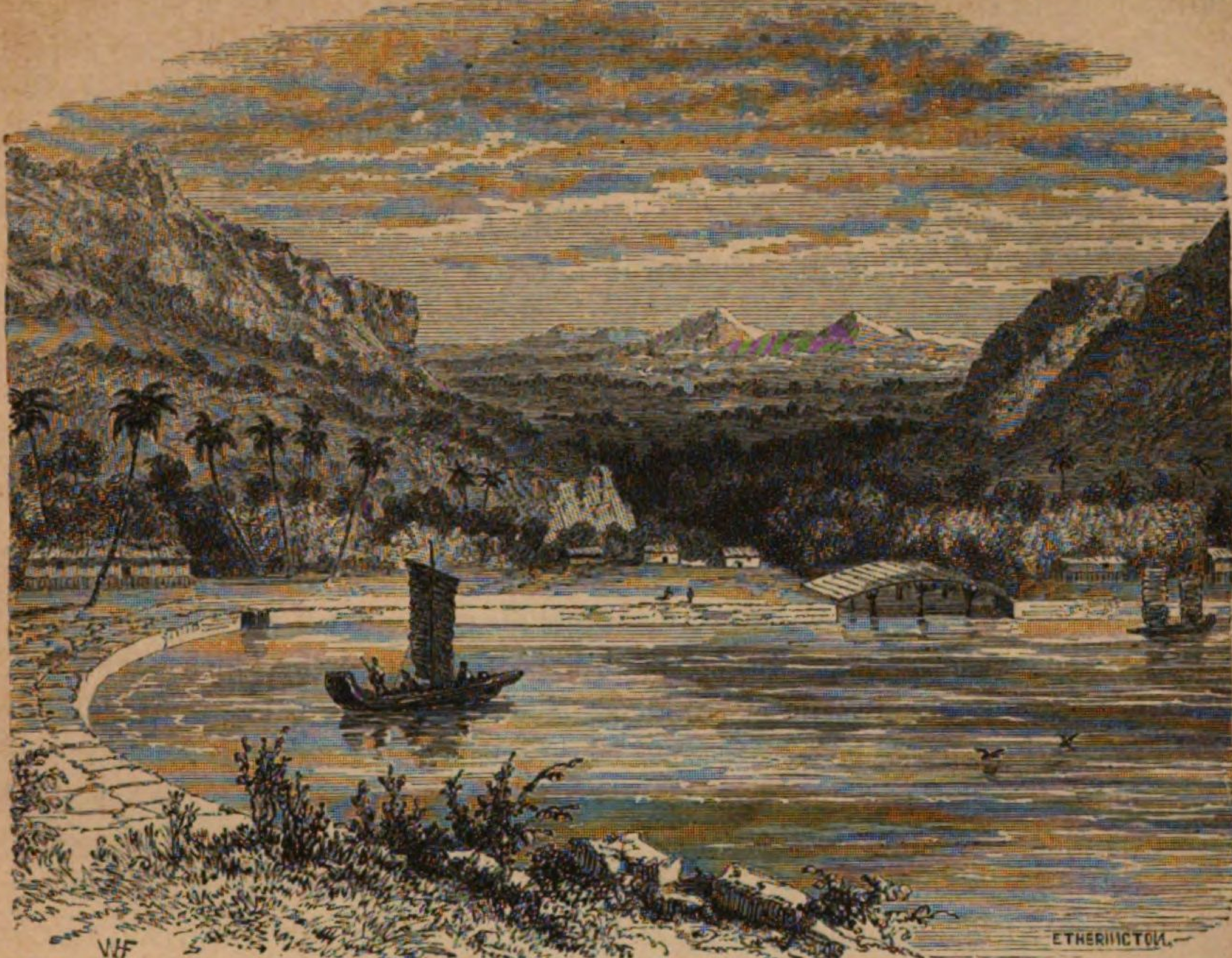
als die Wildheit der Leute ausbrach. Sie zertrümmerten Alles, was die Lehrer hatten, und schleppten die Frauen in den Wald. Ein Kanonenschuß vom Schiffe jagte sie schließlich aus einander, und ein Boot brachte die Lehrer und ihre Frauen in Sicherheit. Bald trat ein unerwarteter Umschwung ein, die Eingeborenen schrieben eine verheerende Seuche, die unter ihnen gewüthet hatte, dem Zorn der Götter zu und gelobten, christliche Lehrer in Zukunft gut aufzunehmen. Zwei Lehrer, die jetzt erschienen, erzielten große Erfolge. Zwar hatten die Bekehrten ihren Feinden sogar eine Schlacht zu liefern, allein sie waren siegreich und das Bekehrungswerk hatte noch besseren Fortgang.

Bei seinem Besuche 1830 hatte Williams auch die Frage des Rattenessens zu entscheiden. Rattenfleisch war den Mangaianern ein Leckerbissen. Williams erklärte, die Eingeborenen würden besser thun, sich der Zucht der mitgebrachten Hausthiere zu unterziehen und deren Fleisch zu essen.

Auf der Insel Atiu war das Christenthum durch drei dahin verschlagene Lehrer ausgebreitet worden, und als Williams 1823 dort ankam, gelang es ihm nicht nur, Romatane, den König der Insel, zu bekehren und den Götzendienst völlig auszurotten, sondern der Häuptling unterstützte ihn auch bei dem Bekehrungswerk auf Mauti und Mitiaro und begleitete ihn dann zu demselben Zweck auf der oben beschriebenen Fahrt nach Rarotonga. Hier wurden ohne Weiteres die Götzenbilder verbrannt und dem Christenthum Bahn gebrochen. Entrüstet darüber schickten sich die Heiden zu offenen Feindseligkeiten an; da wurden sie durch ein ihnen ganz unbekanntes Ungeheuer so in Schrecken gesetzt, daß sie ihre schlimmen Pläne aufgaben und im Heidenthum schwankend wurden. Das Ungeheuer war eine Katze, die sich von den Lehrern verlaufen hatte und unter die Rarotonganer sprang. Nunmehr machte das Christenthum solche Fortschritte, daß man 1827 breits 3000 Bekehrte zählte.

Damals waren die Ratten eine Landplage auf Rarotonga geworden; die Eingeborenen konnten sich derselben kaum erwehren. Bei jeder Mahlzeit wurden immer eine oder zwei Personen ausdrücklich dazu bestimmt, die Ratten vom Essen abzuhalten; saß man da, so liefen sie Einem über den Leib; verfügte man sich zum Nachtlager, so hatten sie sich dort festgesetzt. Endlich wurde den Ratten der Krieg erklärt, die Eingeborenen rückten mit Knütteln aus und schlugen sie todt. Aber das vermochte dem Uebel eben so wenig zu steuern, wie die Katzen, die von den Missionären eingeführt wurden; erst die Schweine, die man nach Rarotonga brachte, um die Seefahrer mit Fleisch zu versorgen, schlugen durch. Sie liefen frei umher und fraßen jede Ratte, die ihnen in den Weg kam.

Das Christenthum ist auch in neuerer Zeit auf dieser Inselgruppe glücklich fortgediehen und hat insbesondere zu einem lebhaften Verkehr der Walfischfahrer mit den Eingeborenen geführt, die ihnen Lebensmittel liefern. Dieser Handel wird namentlich auf Aitutake lebhaft betrieben, und die Bewohner dieser Insel treiben jetzt selbst Handel in eigenen Schiffen bis Tahiti.



Thal auf der Insel Huahine (Gesellschafts-Inseln).

Siebenter Abschnitt.

Die Sozietäts- oder Gesellschafts-Inseln.

I. Die Eingeborenen.

Charakter der Landschaft. Entdeckung. Windward- und Leeward-Inseln. Vegetation. Thierwelt. Eingeborene. Schwimmen in der Brandung. Areois. Kannibalismus. Schattenseiten des Charakters der Insulaner. Ceremonien bei Ueberreichung von Geschenken. Tapatuch und Flechtwerke. Hausbau. Hausgeräthe. Kochkunst. Sprache. Begräbnißfeierlichkeiten. Gesellschaftliche Rangordnungen. Der König. Thronfolge. Religion. Schöpfungssage. Götzen. Marae. Oro. Hiro. Bekleidung der Götzen. Tana. Otu. Heilige Thiere. Priester.

Von den Hervey-Inseln wenden wir uns weiter nach Osten, um zu den Gesellschafts-Inseln, oder dem Archipel von Tahiti (Otaheite), zu gelangen. Denken wir uns ein Land, das von hohen Bergmassen durchzogen ist, welche aus schroffen, wild durch einander geworfenen, bald zu mächtigen, spindelartigen Spitzen emporstrebenden, bald mit ihren Einschnitten und steilen Wänden Riesenfestungen gleichenden Felsen bestehen. Diese Felsenmassen sind von tief

ausgehöhlten Thälern und furchtbaren Schluchten zerrissen, aber bis zu den höchsten Spitzen dicht mit Wald bewachsen und auf ihren Abhängen mit üppigem Pflanzenwuchs, mit Farrnkräutern und rankenden Gewächsen bedeckt. Eine Menge kleine Ströme des reinsten Wassers ergießen sich nach allen Seiten und stürzen sich zum Theil als malerische Wasserfälle über hohe Bergwände herab. An den Fuß der Berge schließt sich eine breite, ungemein fruchtbare, von zahlreichen Bächen durchschnittene Küstenebene an, in deren reizenden, amphitheatralisch aufsteigenden Landschaften die Wohnungen der Eingeborenen mit ihren eingefriedigten Feldern im Schatten von Bananen- und Brotfruchtbäumen verstreut sind, während das übrige Land mit Anpflanzungen von Bananen und Pisangs oder mit kleinen Wäldern von Brotfrucht-, Kokos- und Orangebäumen bedeckt wird; Alles ist so dicht zusammengewachsen, daß der Boden, vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt, im schönsten Grün prangt und der Wanderer auf den anmuthigsten Fußpfaden, die sich durch diese Wäldchen von einer Wohnung nach der andern ziehen, sich kühlenden Schattens erfreut, während ihn die Wohlgerüche schöner Blumen und die Stimmen der verschiedenartigsten Vögel mit prachtvollem Gefieder ergötzen. Dieses Land bietet das angenehmste und gesundeste Klima, da der Seewind die Ebene kühlt und die Gewalt der Sonnenstrahlen mildert, während Nachts erfrischender Thau fällt. Ein wohlgebildeter, gutmüthiger Menschenstamm bewohnt diese paradiesische Gegend, der dem fremden Ankömmling freundlich, zutraulich und gastfrei entgegenkommt. Dieses ganze prächtige Gemälde ist in einen Rahmen von niedrigen Korallenriffen gefaßt, an denen die Wogen sich in nie ruhenden, nie schweigenden Brandungen brechen und in deren Schutz die stille Lagune die schönen Formen des Strandes, des Thales und der Berge abspiegelt, während die weiß schäumende Brandung mächtig gegen den Hintergrund des tiefblauen Meeres absticht. Darf es uns daher Wunder nehmen, wenn Cook und seine Gefährten, als sie auf diesen Inseln ankamen, sich wie in ein kleines Paradies versetzt sahen, und wenn mehrmals der Fall eintrat, daß Leute der Schiffsmannschaft, von den Reizen der Inseln gefesselt, sich davonstahlen, um dort zu bleiben? Boten ihnen doch die Eingeborenen selbst die Hand, indem sie unter Anderem einmal einen Seekadetten und einen Matrosen, die entwichen waren, in sichere Verstecke brachten. Er nannte sie „Sozietäts-Inseln“ zu Ehren der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, welche seine Reise veranlaßt hatte.

Die Inselgruppe wurde jedoch nicht von Cook, sondern schon im Jahre 1606 von dem Spanier Quiros entdeckt und 1767 von dem englischen Kapitän Wallis für England in Besitz genommen, dagegen von Cook 1769 gründlich erforscht. Sie besteht aus zehn größeren und einigen kleineren Inseln, die in der Richtung von Nordwesten nach Südosten an einander gereiht und durch eine Straße in eine westliche und östliche Abtheilung getrennt sind. Die Engländer pflegen diese Eilande Windward- und Leeward-Islands (Inseln über und unter dem Winde) zu nennen. Die West-Gruppe bilden von Westen nach Osten zu: Maupiti oder Maurua, Borabora, Tahaa, Raiatea, Maiaoiti und Huahine; die Ost-Gruppe (Windward-Inseln) besteht aus Tahiti, Maitea, Moorea oder Eimeo und Tetuaroa. Alle diese Inseln sind von

ausgedehnten Korallenriffen umgeben, auf denen gewöhnlich kleine flache Korallen-Inseln liegen; häufig sind die Riffe von Straßen durchbrochen, und hinter ihnen liegen schöne, aber schwer zugängliche und durch Bänke gefährdete Häfen, wie die Häfen Matawaï, Toanoa und Papete in Tahiti, Opunohu oder Talu in Moorea, Fare in Huahine, Uturoa in Raiatea. Auch sind alle Inseln, mit Ausnahme der kleinen Lagunen-Inseln, durchgängig hoch und gebirgig. Die höchsten Berge hat die größere Halb-Insel von Tahiti, welche den Orohena von 2300 m. und den Pitohiti von 2200 m. aufweist; der Pik von Moorea mißt 1260 m. Auf den westlicheren Inseln scheinen übrigens die höchsten Spitzen die Höhe von 1000 m. nicht zu übersteigen.



Häuptling Tutaha Potatu von den Gesellschafts-Inseln.

Die Gruppe ist entschieden vulkanischen Ursprungs, obschon es keine thätigen Vulkane mehr giebt und selbst die Krater erloschener Vulkane nicht häufig sind.

Die Vegetation ist schön und reich, wenn sie auch an Ueppigkeit der der westlicheren Inselgruppen nicht gleichkommt. Sie ist vorherrschend indischen Charakters; doch fehlt es auch nicht an australischen Pflanzenformen. Auf dem wunderbar fruchtbaren Boden gedeihen fast sämmtliche Produkte der Antillen. Der bis jetzt erzielte Kaffee wird in Chile dem besten brasilianischen vorgezogen; Zucker, Tabak, Indigo, Orleans (Bixa orellana) werden mit Erfolg angebaut, und die Baumwolle ist von trefflicher Qualität; Citronen, Orangen, Guaven

(Psidium Guava), wie alle bis jetzt eingeführten tropischen Fruchtbäume tragen reichliche Früchte. Der weitaus größte Theil des Bodens wird nur zum Anbau der den Bedürfnissen der Eingeborenen vollkommen genügenden Nahrungspflanzen benutzt. Vorzüglich sind es Kokospalmen, aus deren Früchten die Eingeborenen das Oel auf sehr verschwenderische Weise für den Bedarf und für die Ausfuhr gewinnen, während man aus den Fasern Stricke, Matten u. dgl. fertigt. Der Brotfruchtbaum bildet die Hauptnahrung der Eingeborenen und findet sich daher in Menge; der Stamm derselben liefert gutes Schiffsbauholz, die Rinde Stoffe zu Kleidungsstücken und die Blätter Bedachungswerk. Unter den sonstigen Nährpflanzen erwähnen wir den Tarro, die Mangafrucht (Mangifera Indica L.), die Yamwurzel (Dioscorea sativa) und die Piawurzel (Tacca pinnatifida), deren Knollen massenhaft verspeist werden und die ein ähnliches Mehl wie der Tarro geben. Unter den Nutzhölzern heben wir noch hervor: das kostbare Sandelholz (Santalum album), den Takamakabaum (Calophyllum), dessen Holz an nützlichen Eigenschaften mit unserer Ulme wetteifert und dem Mahagoni an Schönheit nur wenig nachsteht; endlich die Kasuarinen und das Korallenholz.

Was die Thierwelt betrifft, so fanden die ersten Seefahrer von Säugethieren nur Ratten, Schweine und Hunde vor; jetzt sind dort Rinder, größtentheils aus Neu-Südwales, Pferde, die nie beschlagen und nur zum Reiten benutzt werden, und Ziegen eingeführt, wogegen die Schafe sich nicht haben einbürgern können, weil das Klima und die Weide den Gewohnheiten dieses Thieres nicht zusagen.

An Vögeln treffen wir Papageien, Kukuke, Schwalben, Fliegenfänger, Tauben, Regenpfeifer, Wiedehopfe, Lerchen und Drosseln; das Huhn ist noch immer das nützlichste Geflügel der Insel. Es läuft frei umher, bedarf keiner Pflege und wird besonders zum Verkauf an fremde Schiffe gezogen, zu welchem Zwecke man auch seine Eier sammelt.

Wasservögel giebt es in Menge: Enten, Möven, den rußigen Sturmvogel, den gefleckten Eisvogel und Seeschwalben von der Größe einer Taube, die sich leicht von den Eingeborenen zähmen lassen und mit kleinen Fischen gefüttert werden; auch trifft man den blauen Reiher, den hochfliegenden Fregattenvogel, der auf den Klippen der Küsten nistet und von den Eingeborenen durch Erklettern der Felsen, auf denen er brütet, gefangen wird, sowie den Tropikvogel (Phaeton aethereus), der sich theils mit langen, weißen, theils mit scharlachnen Schwanzfedern zeigt, aber das Land nur zum Brüten aufsucht. Früher legte man den Schwanzfedern der Tropikvögel besonderen Werth bei. Um sie zu erlangen, besuchte man die kleinen, unbewohnten Inseln, auf denen sie brüten. Man nahm sie da einfach vom Neste weg, zog ihnen die Schwanzfedern aus und ließ sie wieder los.

Unter den an den Küsten vorkommenden Fischen bemerkt man Haie, Schwertfische (Gladii), Boniten (Thynnus pelamys), Igelfische, Papageifische (Scarus), fliegende Fische (Exocoetus) u. s. w. Auch der Meerteufel (Lophius) treibt sich an den Küsten umher; die Eingeborenen fangen ihn mit Harpunen und bedienen sich seiner Haut zum Feilen. Schildkröten brüten auf diesen Ufern zwar nicht, doch kommen sie nicht selten in die Lagunen geschwommen.

Schlangen trifft man auf den Inseln nicht, wol aber Eidechsen und den großen, gelb gefleckten Falten-Geko (Ptychozoon homalocephalum), der an den Wänden der Hütten schnell hinläuft und das Dach von Insekten reinigt.

Krabben giebt es genug, und die Riffe sind von vielen Arten von Einsiedlerkrebsen bewohnt. Außerdem finden sich an den Küsten der Trepang, Perlmuttermuscheln und andere Muscheln von seltener Größe und Farbenpracht.



Schwimmen in der Brandung.

Die Eingeborenen sind groß, stark und wohlgewachsen, aber infolge der reichlichen und kräftigen Nahrung, die sie sonder Mühe gewinnen, feist und von gerundeter Gliederform; dies in Verbindung mit der helleren Hautfarbe giebt den Männern einen verweichlichten Anstrich, und trügen sie neben dem langen schwarzen Haar nicht zu gleicher Zeit ziemlich lange Bärte, so würde man sie mit vollem Rechte weibisch nennen können.

Die Gesichtsbildung ist meist hübsch und regelmäßig, die Augen voll Ausdruck und Empfindung, die Zähne blendend weiß und schön geordnet. Die Weiber, die im Gegensatz zu den Männern das Haar kurz geschnitten tragen, sind besonders schön und würden selbst bei den Europäern so genannt werden müssen, da ihre Haut heller als die mancher Spanierin ist und ihre großen, vollen Augen ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz verleihen; überdies zeichnen sie sich durch sehr kleine Hände und Füße und durch Anmuth im Benehmen aus.

Freilich braucht der Mann den Körper nicht durch harte Arbeit zu stählen:

die Natur bietet ihnen von selbst fast Alles, was sie brauchen, und wer in seinem Leben auch nur zehn Schößlinge Brotfrucht pflanzt, was kaum eine Stunde Arbeit erfordert, der hat seine Pflicht gegen sein eignes und gegen das nachfolgende Geschlecht vollständig erfüllt; denn sieben bis acht Monate ißt man die Früchte frisch vom Baume, während man im Winter den durchsäuerten Teig der vor der vollkommenen Reife gepflückten und aufbewahrten Früchte verzehrt.

Um so mehr sind die Eingeborenen um ihre Hautfarbe besorgt; sie unterwerfen sich sofort einem besonderen Bleichungsverfahren, wenn sie glauben, daß die Sonne sie bräunt. Auf einen oder auf zwei Monate hüten sie dann, wie Cook erzählt, das Haus, tragen Massen von Kleidern und essen nur Brotfrüchte, weil sie von diesen Bleichung der Haut erwarten; wahrscheinlich aber wenden sie daneben noch ein besonderes Bleichungsmittel an.

Diese Weichlichkeit sowie eine gewisse Schlaffheit treten bei vielen Gelegenheiten hervor. Das Boxen lieben sie nicht sehr, weil dieser rohe Zeitvertreib unangenehme Zeichen auf der Haut zurückläßt; sie ziehen das Ringen vor, aber sieht man sie ringen, so denkt man, wie Cook schreibt, unwillkürlich an die schwachen Versuche von Kindern im Vergleich zu der Gewandtheit und Kraftanstrengung, welche die Tonganer dabei entwickeln.

Sie lieben heiteren, behaglichen Lebensgenuß, gutes Essen, Gesang, Musik, Spiel und Tanz. Sie essen eigentlich den ganzen Tag. Das Frühstück beginnt um acht Uhr und um 11 Uhr nimmt man ein Gabelfrühstück ein; um 2 Uhr folgt das Mittagessen, um 5 Uhr das Halbabendbrot und das Abendessen um 8 Uhr. So vorbereitet, sucht man das Lager. Aber wie könnten sie bestehen, wenn sie bis zum Morgen nichts weiter genießen sollten? Sie wachen daher gewöhnlich um 2 Uhr auf und nehmen dann das letzte Abendbrot ein.

Zum Singen haben sie gute Stimmen und halten gut Takt; nur ist ihr Gesang eintönig und näselnd. Auch können sie mit ihren musikalischen Instrumenten europäischen Anforderungen nicht genügen. Sie haben blos eine zweilöcherige Flöte, die mit der Nase geblasen wird, und Trommeln aus einem runden Stück Holz, das nur an der einen Seite hohl, mit einem Stück Haifischhaut überzogen ist und mit der Hand geschlagen wird.

Der übliche Tanz wird von zehn bis zwölf jungen Frauen aufgeführt und besteht in einer Menge Bewegungen und Stellungen, die bisweilen ans Unanständige streifen.

Zu ihren beliebtesten Unterhaltungen gehört das Brandungschwimmen. Sie wählen dabei gewöhnlich die Oeffnungen in den Riffen oder die Mündungen der Buchten, wo die langen Meereswogen heranrollen. Auf einem kleinen Kahne rudert der Eingeborene hinaus in die See bis zu dem Punkte, wo sich das Meer zur Welle emporhebt, und läßt sich von der Woge fassen und an den Strand tragen. Er schüttet dann den Kahn aus und fährt wieder einer anderen Woge entgegen.

An Stellen, wo das Meer nahe am Ufer eine größere Tiefe hat, errichtet man eine Art Gerüst, von welchem die Kinder in die See springen, um tauchend und schwimmend einander zu verfolgen. Durch diese beständigen Uebungen von

Kindesbeinen an erlangen die Eingeborenen natürlich eine außerordentliche Vertraulichkeit mit dem Meere.

Hahnenkämpfe waren von Alters her sehr beliebt; doch kommen bei denselben niemals Wetten vor, wie dies anderwärts Gebrauch ist.

Menschen von so sinnlichem Hange werden schwerlich der Keuschheit besonders ergeben sein, vielmehr ihren sinnlichen Trieben nur zu gern folgen.



Ein Tahitier.

In der That war die Unzucht auf den Inseln außerordentlich groß, ja die üppigen Franzosen, die im Jahre 1768 dahin kamen, waren von der entgegenkommenden Gefälligkeit der tahitischen Schönen so entzückt, daß sie Tahiti der Göttin der sinnlichen Liebe weihen zu müssen glaubten und der Insel den Namen Neu-Cythera beilegten. Gab es doch eine Brüderschaft, genannt die „Areois“, die von jungen Leuten beiderlei Geschlechts behufs aller möglichen Ausschweifungen gebildet wurde. Die Gesellschaft verzweigte sich über die ganze Inselgruppe. Sie ging von der Ansicht aus, daß man in das Paradies, das nach ihren sinnlichen Begriffen eingerichtet war, nur durch das ungebundenste und zügelloseste Leben gelange. Die Kinder, die aus dieser geschlechtlichen Zügellosigkeit hervorgingen, wurden umgebracht. Darum mußte die Gesellschaft immer auf frischen Zuwachs von außen bedacht sein. Zu diesem Behuf bereisten die Areois in großen Schwärmen die einzelnen Inseln, um ihre Ansichten weiter zu verbreiten und neue Mitglieder zu gewinnen, Cook sah einst 70 Boote, mit Areois gefüllt, nach den verschiedenen Inseln auslaufen. Landeten sie

irgendwo, so zogen sie nach dem nächsten Tempel und opferten dem Gotte, der dort herrschte, ein Ferkel, theils zum Dank für die glückliche Landung, theils zum Zeichen, daß sie selbst Schweine haben wollten. Bei ihrer Stärke und Einigkeit und bei dem Umsichgreifen ihrer Lehren fand ihr Verlangen stets sofortiges Gehör, und Massen von Schweinen, Feldfrüchten, Zeugen, Kava u. dgl. wurden dargebracht. Hierauf wurde ein Fest gefeiert, und es erfolgten unsittliche Auftritte, welche die Feder nicht zu beschreiben wagt. Ehelosigkeit war ja ein Lehrsatz der Gesellschaft; wozu sich also mit Kindern, die blos der Ausschweifung ihr Dasein verdankten, befassen? Demnächst hielten die Areois den Satz fest, daß sie stets mit voller Jugendkraft begabt seien. Daher duldeten sie Alter und Gebrechlichkeit nicht, und um zu beweisen, daß es weder Alter noch Krankheit gebe, begruben sie in aller Stille jede alte oder kranke Person lebendig, indem sie heimlich ein Grab machten, dieselbe dahin lockten, sie dann unversehens in das Grab stießen und Erde auffüllten und feststampften.

Das einzige Gute der Areois bestand darin, daß sie die alten Traditionen der Inseln bewahrten. Sie bezahlten nämlich die Speisen und Kleider, die sie vom Volke bekamen, mit theatralischen Vorstellungen und Deklamationen, die, wie gemein sie auch waren, doch dem Volke die Geschichte vorführten und ihm die Thaten der Vorzeit zeigten.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß dieser üppige, sinnliche, weichliche und weibische Tahitier, der es kaum mit einem Tonganerknaben aufnehmen würde, in seinem Hause ein wahrer Tyrann ist und seine Frauen ebenso behandelt, ebenso rücksichtslos schlägt, wie Schweine und Hunde. Die Weiber dürfen gewisse Speisen, namentlich gerade die Lieblingskost der Männer, z. B. die Schildkröten und gewisse Arten von Fisch und Bananen, gar nicht genießen, ja nicht einmal in Gesellschaft der Männer speisen, vielmehr müssen sie ihre Mahlzeiten in einem besonderen Theile des Hauses einnehmen.

Ueberdies sind die Eingeborenen ausgemachte Diebe. Sie stahlen Cook sogar den Quadranten, und als einst ein Theil seiner Mannschaft bei einem befreundeten Häuptling über Nacht blieb, wurden denselben trotz aller Vorsicht doch die Kleider, die Pistolen nebst Pulverhorn und andere Gegenstände gestohlen. Sie verfahren dabei äußerst schlau. So kommt es z. B. vor, daß ein Eingeborener mit einem langen Bambus, an dem ein Haken befestigt ist, unbemerkt den gewünschten Gegenstand anhakt und ihn leise wegzieht, während ein Helfershelfer die Aufmerksamkeit des zu Bestehlenden fesselt.

Ueberhaupt scheint die Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit der Tahitier ihren Grund mehr in sittlicher und geistiger Schwäche zu haben, und daraus mag es sich auch in Verbindung mit ihren religiösen Vorstellungen erklären, daß sie zwar an Kampflust den übrigen ihnen so verwandten Polynesiern nachstehen, aber, einmal aus ihrer behaglichen Ruhe aufgerüttelt, im Kriege eine ungemeine Grausamkeit entwickeln. Durch Einführung der Feuerwaffen wurden die Kriege kürzer und minder blutig; vorher waren sie langwierig und sehr blutig. Die Tahitier bedienten sich damals, außer dem Speer, der Keule und der Schleuder, noch einer besonders furchtbaren Waffe, einer Art Speere, an deren Spitze drei Knochen vom Schwanze des Stachelrochen (Trygon) in besondern

Löchern dergestalt angebracht waren, daß sie zwar festhielten, aber wenn sie einen Feind trafen, sich vom Speere loslösten und sich nun mittels ihrer eigenthümlich geformten Widerhaken immer tiefer in den Körper hineinarbeiteten, so daß eine solche Wunde zu einem sicheren Tode führte.

Den Knochen des Stachelrochen benutzten sie übrigens auch zum Meuchelmord; sie beschlichen das auserlesene Opfer im Schlafe und bestimmten es durch leise Berührung mit einer Feder zu instinktmäßigen Bewegungen, die es allmählig in die rechte Lage brachten, worauf sie ihm die gefährliche Waffe in den Leib stießen und entflohen, wohl wissend, daß der Tod erfolgen müsse.

Ihre Schlachten begannen sie damit, daß die berühmtesten Krieger einander zum Kampfe herausforderten. Fiel ein Kämpfer, so entspann sich um seine Leiche ein wüthender Kampf. Bisweilen steigerte sich die Wuth so hoch, daß ein Krieger seinen gefallenen Feind mit der Keule platt schlug, dann mit seiner steinernen Streitaxt ein Loch durch die Mitte hieb, seinen Kopf hindurchsteckte und nun, mit dem Kopfe und den schlotternden Armen des Erschlagenen nach vorn, mit dessen Beinen nach hinten, sich wieder in den Kampf stürzte.

Nach dem Siege wurden die Besiegten bis an die Berge oder bis ans Meer verfolgt, während andere nach den Dörfern der Geschlagenen eilten, um die wehrlosen Greise, Weiber und Kinder niederzumetzeln oder zu martern, die Hütten niederzubrennen und die Pflanzungen zu verwüsten.

Vom Fleische des erschlagenen Feindes genossen die Tahitier zwar nur wenig, aber sie mißhandelten die gefangenen und verwundeten Feinde in der abscheulichsten Weise, indem sie dieselben nach und nach in Stücken rissen, dabei aber die edleren Theile schonten, um die Qual möglichst zu verlängern. Selbst Pomare verübte, ehe er Christ wurde, gar manche Scheußlichkeit. So zog er den Kindern geschlagener Häuptlinge Stricke durch den hinteren Theil des Nackens und schleppte sie umher, bis sie unter den heftigsten Qualen endeten.

Den Leichnam eines erschlagenen berühmten Kriegers ließ man, wie Bennett schreibt, noch einen oder zwei Tage auf dem Kampfplatze liegen, dann wurde er nach dem Marae, Tempel, geschleppt und in empörender Weise verhöhnt und mißhandelt. Jeder nahm einen faserigen Stab vom Blatte des Kokosnußbaumes, zäh wie Fischbein, und schlug damit unter fortwährenden Verhöhnungen auf den Leichnam los, bis er müde und das Fleisch des Todten zu Brei zerarbeitet war, worauf man seine Arme über den Elnbogen zerbrach, ihm Blumen in die Hände steckte, einen Strick um seinen Hals befestigte, die zerfetzten Ueberreste an einen Baum hing und sie mit teuflischer Lust umtanzte.

Im Bootkampf sind die Tahitier sehr geschickt. Ihre Kriegskanoes sind Doppelboote und mit einer Plattform quer überdeckt, auf welcher die Krieger kämpfen. Die Bewegungen des Bootes leitet ein Mann, der den Feind an der gefährlichsten Stelle zu fassen sucht und Befehle zum Vor- oder Zurückgehen ertheilt, während die Krieger auf der Plattform tanzen, sich durch wüstes Geschrei in Wuth hineinarbeiten, Speere und Keulen schwingen und mit dem Feinde Verhöhnungen austauschen. Im günstigen Augenblick stoßen die Boote an einander, und die Krieger versuchen gegenseitig des feindliche Boot zu nehmen und die Vertheidiger zu tödten.

Es ist auch Reservemannschaft vorhanden, welche die Verwundeten fortschafft, sie zum Schutz vor den feindlichen Waffen auf den Boden des Kanoes niederlegt und dann selbst an deren Stelle tritt.

Erringt ein Theil Vortheile über den anderen, so stürzen sich die Geschlagenen über Bord und suchen sich durch Schwimmen zu retten, um den Martern, die ihnen vom Sieger bevorstehen, zu entgehen.

Zu Cook's Zeit wurden alle große Schlachten zur See geschlagen und Zeit und Ort dazu von den beiden streitenden Häuptlingen vorher festgesetzt. Der Tag und die Nacht vor dem Kampfe wurde von beiden Theilen mit Schmausen und Tanzen zugebracht. Die Boote der Partei, die im Kampfe entschieden in Nachtheil geräth, rudern eiligst ans Land, die Mannschaft springt auf den Strand, zieht die Boote ans Ufer und sucht auf dem kürzesten Wege die Berge zu erreichen, woselbst sie sich bei Tage verbirgt, um während der Nacht heimlich nach ihrer Heimat zu entkommen.

Die Sieger ziehen im Triumph nach den Tempeln, um den Göttern zu danken und ihnen die Todten, Verwundeten und Gefangenen zu opfern. Der unterlegene Häuptling eröffnet dann Unterhandlungen und schließt Frieden, freilich oft unter harten Bedingungen, indem er häufig nicht nur große Strecken Land aufgeben muß, sondern auch schwere Verluste an Eigenthum erleidet.

Ueber diese Schattenseiten im Charakter der Tahitier dürfen wir jedoch deren gute Seiten, die wir schon hervorgehoben, nicht vergessen. Sie sind überdies ungemein reinlich. Vor und nach jeder Mahlzeit waschen sie sich Gesicht und Hände und baden täglich dreimal den ganzen Körper im Fluß oder in dem lauwarmen Wasser der Lagune.

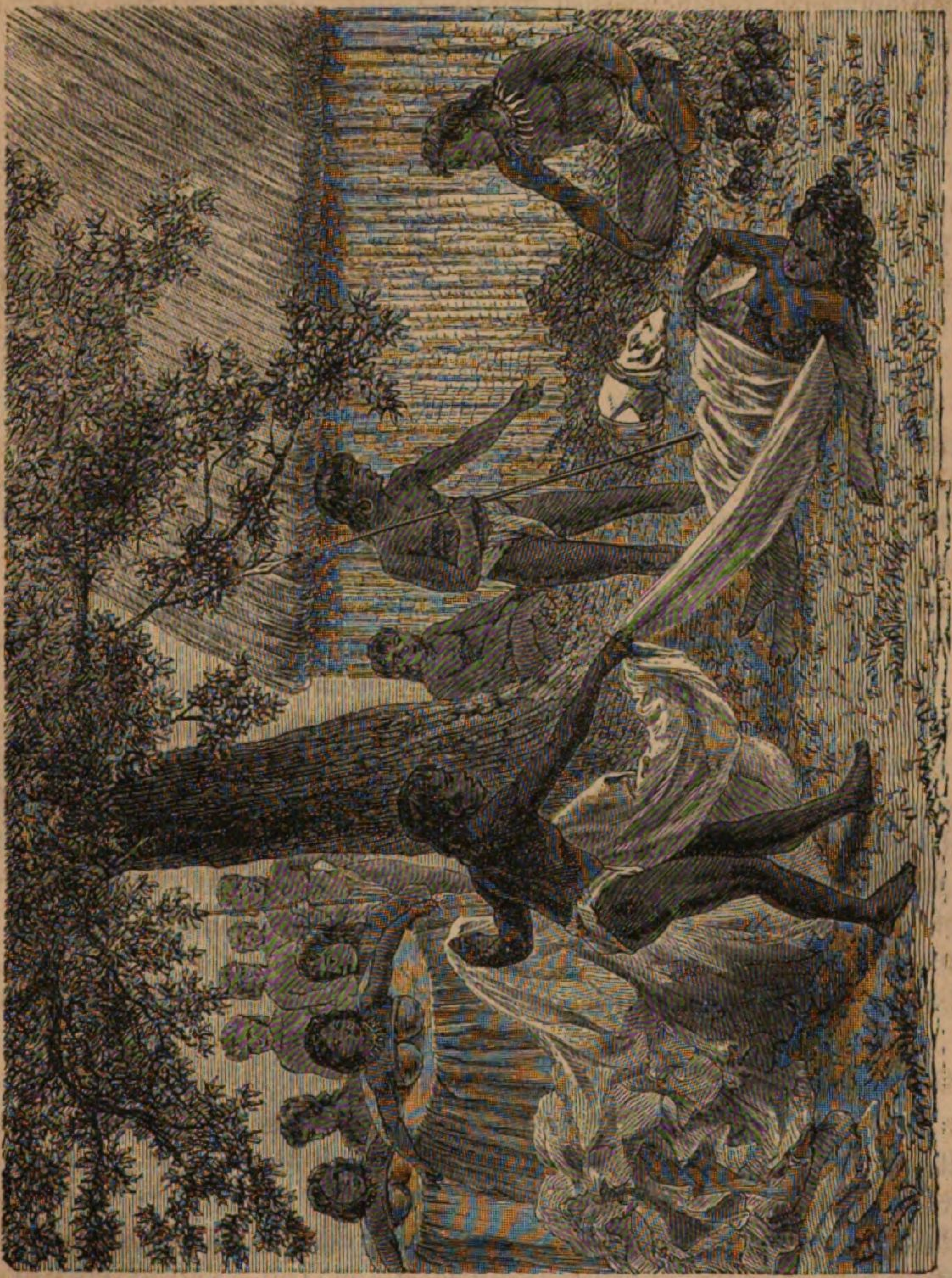
Die Kleidung der Männer besteht aus einem Stück Tapatuch, das um die Hüften geschlungen, dann durch die Beine gezogen und mit dem Ende in den Gürtel gesteckt wird. Vornehme Frauen tragen ein ungefähr 7 m. langes, $1^1/_4$ m. breites Stück Tapatuch, das mehrmals um den Leib geschlungen wird, so daß es wie ein Unterrock hinabhängt und Paru heißt. Ein anderes Gewand, Tiputa, besteht aus einem Stück Tuch, das in der Mitte ein Loch, durch welches man den Kopf steckt, hat, nach vorn und hinten herabhängt und an den Seiten offen ist.

In das Haar schmiert man gern wohlriechendes Kokosnußöl oder Gummiharz, damit es glänzend und feucht aussieht.

Das Tätowiren war vormals sehr beliebt und wurde von reisenden Künstlern gewerbmäßig betrieben; durch die Missionäre ist es beseitigt worden.

Ein hervortretender Zug im Charakter der Tahitier ist ihre Gastlichkeit und Gebseligkeit. Die Ueberreichung von Geschenken binden sie sogar an bestimmte Formen, namentlich wenn sie Tapatuch schenken wollen. Man nimmt mehrere Stücke Tuch und hält den Mädchen, die das Geschenk überbringen sollen, das Ende eines jeden Stückes Tuch über den Kopf, während man ihnen den Rest unter den Achselhöhlen um den Leib windet. Man läßt dann die Enden fallen, so daß sie wie Falten eines über das andere bis auf die Erde hinabhängen und das Ganze einem großen, runden Reifrocke gleicht. Um diesen Wulst werden noch mehrere Stücke verschiedenfarbigen Zeuges geschlungen, die

zuletzt einen Umfang von 5—6 m. einnehmen, so daß die Mädchen die Last kaum schleppen können. Jede wird außerdem zur Abwechslung und Verschönerung noch mit zwei Taames oder Brustschildern behängt. Gewöhnlich aber schlägt man einen einfacheren Weg ein. Man legt die Stücke Tuch auf die Erde, das Mädchen legt sich auf das Ende eines Stückes, drückt es fest an den Leib und kugelt sich auf dem Zeuge hin, bis sie all das Tuch, das sie als Geschenk überbringen soll, um sich gewickelt hat.



Junge Mädchen bringen Geschenke dar.

Kommen die Mädchen dann beim Schenknehmer an, so legen sie sich auf die Erde und rollen sich das Tuch wieder ab.

Beim Schenken von Lebensmitteln schickt der Geber seine Diener mit Schweinen, Brotfrüchten u. dgl. zum Hause des zu Beschenkenden ab; die Diener betreten aber das Haus nicht, sondern breiten vor demselben Blätter

auf dem Boden aus, legen die Gaben darauf und kehren zu ihrem Herrn zurück. Der Schenker verfügt sich nunmehr zu dem Beschenkten und ersucht ihn, die Geschenke vor dem Hause in Augenschein zu nehmen, worauf dieser dieselben, ohne zu danken, ins Haus tragen läßt und in der Regel mit einem, wo möglich werthvolleren Gegengeschenk sich abfindet. Daher fand Cook bald heraus, daß man Lebensmittel billiger hat, wenn man sie kauft, als wenn man sie sich schenken läßt.

Ankommende Fremde werden der Landessitte gemäß von den Eingeborenen zu ihren Gästen auserwählt, und so wird es auch mit den Offizieren und Leuten eines Schiffes gehalten, deren jeder von einem Eingeborenen als dessen Gast behandelt und täglich mit dem nöthigen Bedarf an Lebensmitteln u. dgl. versorgt wird. Natürlich erwartet man von dem Gastfreund bei seiner Abreise ein anständiges Gegengeschenk.

Auch macht man Geschenke, indem man mit den Lebensmitteln, die man überreicht, ein Kind mitschickt, das die Gabe übergiebt und das Gegengeschenk übernimmt.

Früher ließ auch Einer, der Etwas, z. B. ein Haus oder ein größeres Stück Zeug, nicht aus eigenen Mitteln herstellen konnte, ein Schwein braten und vertheilte dasselbe unter alle Bewohner des Ortes; wer ein Stück davon aß, war verpflichtet, den Bittsteller bei Herstellung der Sache zu unterstützen.

An Kunstfertigkeit stehen die Tahitier den Tonganern etwas nach: doch fertigen sie ausgezeichnetes Tapatuch, und zwar das feinste aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes. Sie weichen die abgeschälte Rinde in Wasser ein und schaben sie ab, daß nur das Bast übrig bleibt. Dieses legen sie auf ein langes Bret und klopfen es mit gekerbten Schlägeln, indem sie mit den gröbsten Kerben beginnen und mit den feinsten aufhören, wodurch das Zeug das Ansehen eines Gewebes erhält. Durch Zusammenlegen und Klopfen mehrerer Stücke über einander stellen sie das Tuch in beliebiger Dicke her. Der Stoff ist außerordentlich weich und sehr kühl, hat aber den Fehler, daß er das Wasser aufsaugt wie Papier und ebenso leicht zerreißt. Das Zeug wird verschiedenartig gefärbt, am liebsten mit einem Roth, das man dadurch gewinnt, daß man den milchweißen Saft einer Feigenart auf die Blätter der Cordia Sebestena L. (Brustbeerbaum) gießt und diese, sowie sie hinlänglich durchweicht sind, ausdrückt, wodurch man ein glänzendes Roth erhält.

Ganz besonders geschickt sind die Tahitierinnen in der Herstellung von feinem Flechtwerk, das vormals in England, namentlich zu Damenhüten, sehr gesucht war, desgleichen in der Verfertigung äußerst dauerhafter und schön gearbeiteter Matten.

Aus einer breiten, groben Grasart (Erowa) fertigen die Eingeborenen ein loses Netz, das ungefähr so weit wie ein Sack und 120—160 m. lang ist; es wird in seichtem, ruhigem Wasser fortgeschleppt und bleibt durch seine Schwere so nahe am Boden, daß kaum ein Fisch entweichen kann. Sie benutzen außerdem zum Fischen eine Art Angelhaken aus schillernder Perlmutter, der, mit einem Büschel von weißen Hundshaaren versehen, zugleich als Köder dient. Die Fischer schleppen die Angel vom Boote aus im Wasser nach und folgen dem

Fluge der Vögel, die in der Regel die Scharen der Boniten begleiten; selten kehren sie ohne reiche Beute heim. Nachts werden die Fische bei Fackelschein in den seichteren Lagunen mit Harpunen gespießt. Letztere verfertigt man aus Rohr und versieht sie mit Spitzen aus hartem Holz.

Die Häuser der Eingeborenen sind eigentlich nichts als Strohdächer, die auf 2—3 m. hohen Pfählen ruhen und sich nach oben einwärts gegen einander neigen. Das Dach ist mit Palmenblättern so künstlich gedeckt, daß der stärkste Regenguß nicht durchzudringen vermag. Um die Hütte wird das Gehölz nur so weit gelichtet als nöthig ist, um den Tropfenfall von den Aesten auf das Dach zu verhindern. Der Fußboden ist mit Pflanzen und Matten belegt, auf denen die Bewohner schlafen. In Abtheilungen ist das Innere nicht geschieden. In der Nähe des Hauses sind in einem umzäunten Raume mit Haken versehene Stangen aufgerichtet, woran man die Körbe und Säcke mit Lebensmitteln hängt, um sie vor den Ratten zu schützen. Die Häuptlinge besitzen außer ihren Wohnungen auch noch kleinere Hütten, die von einem Orte zum andern geführt, wie Zelte aufgerichtet werden können und an den Seiten mit Kokosnußblättern verschlossen werden.

Das Hausgeräth besteht nur aus Körben, Matten und dem unvermeidlichen Kopfkissen, sowie einem hölzernen Schemel. Das Trinkwasser verwahrt man in großen Kürbissen, die in Netzen an den Pfosten der Hütte aufgehängt werden. Die Schüsseln werden aus dem wohlpolirten Holze des Takamaka (Calophyllum) verfertigt und alle Geräthschaften äußerst sauber gehalten.

In der Kochkunst sind die Tahitier gar nicht unerfahren; Schweine und große Fische wissen sie so vortrefflich zu braten, daß Cook und seine Gefährten sie wohlschmeckender fanden, als wenn sie auf englische Art zubereitet worden wären. Ihre Hauptnahrung besteht aber aus Pflanzenkost, namentlich in Brotfrüchten. Kleine Fische verspeist man gleich roh. Als allgemeine Brühe dient Seewasser, aus dem man häufig durch Vermischung mit Kokosnußkernen, die durch Gährung zu einem ranzigen Brei verschmolzen werden, eine stark schmeckende Sauce herstellt, die Anfangs den Europäern widerstand, später aber zum Fisch ihren eigenen Brühen vorgezogen wurde. Zum Getränk diente vormals nur Wasser und die Milch der Kokosnüsse, indem der Kava nur bei feierlichen Gelegenheiten und nur von den Vornehmeren genossen wurde, sonstige berauschende Getränke aber nicht bekannt waren.

Sonderbarer Weise schlachtete man weder Schweine noch Hunde, sondern man erwürgte sie, indem man ihnen eine starke Schnur zwei- oder dreimal um den Hals wand und das Thier dann mit einem Stocke knebelte, bis es nicht mehr athmete.

Die Sprache der Eingeborenen ist ein Dialekt der malayischen Sprache; sie ist sanft und reich an Vokalen; auch hier, wie bei den meisten polynesischen Dialekten, werden die Buchstaben R und L oft verwechselt, so daß beispielsweise Marae und Malae dasselbe bedeuten.

Die Ehen wurden vormals ohne alle Feierlichkeiten geschlossen und eben so leicht wieder gelöst.

Was die sonstigen Eigenthümlichkeiten und Sitten der Eingeborenen

trifft, so ist vor Allem hervorzuheben, daß sie ein ungemein zähes Gedächtniß für Alles, was sie persönlich angeht, besitzen. Auf der einen Seite vergessen sie daher keine Beleidigung und tragen sich Jahre lang mit Rachegedanken. Ist es doch vorgekommen, daß ein Eingeborener jahraus jahrein seinen Beleidiger von Insel zu Insel mit der Sicherheit und Ausdauer eines Bluthundes verfolgt hat, bis er endlich Rache nehmen konnte; auf der andern Seite äußert sich dieser Zug in Erkenntlichkeit. So erkannte einst, wie Bennett erzählt, nach einem Kampfe ein Häuptling der siegreichen Partei unter den fliehenden Feinden einen Mann, der ihm in einem frühern Kriege einen Liebesdienst erwiesen hatte. Wohl wissend, welches Schicksal diesem Manne bevorstand, wenn er den Siegern in die Hände fiel, folgte er der Spur desselben von Busch zu Busch, bis er ihn fand, nahm ihn mit in sein Haus, verbarg ihn daselbst eine Zeit lang und entließ ihn endlich in Sicherheit.

Die Leichen der geringeren Leute werden einfach begraben, die der Vornehmeren, um sie möglichst lange vor Verwesung zu schützen, vorher einbalsamirt, indem man die Eingeweide herausnimmt, an deren Stelle in Kokosnußöl getränkte Tücher einlegt und den ganzen Körper mit derselben Masse einreibt. Die an der Sonne oder auf einem hohen Gerüst in der Luft getrocknete Mumie wird dann angekleidet und in eine sitzende Stellung gebracht. Monatelang überbringt man ihr Opfer von Früchten und Blumen, bewahrt den Schädel sorgfältig auf und begräbt die übrigen Knochen im Familienbegräbniß.

Beim Tode eines Verwandten oder Freundes geberden sich die Eingeborenen wie Wahnsinnige. Sie begnügen sich nicht mit dem Zerzausen des Haares oder mit dem Zerreißen der Kleider, sondern sie zerfleischen sich in fürchterlicher Weise den Leib mit einem 10 cm. langen Rohre, das an beiden Seiten mit scharfen Haifischzähnen besetzt ist.

Auf der Inselgruppe giebt es drei verschiedene gesellschaftliche Rangordnungen: die Ariis, zu welchen die königliche Familie und der Adel gehört, die Raatiras oder kleinen Landeigenthümer und Pächter, und die Maneehunes oder das niedere Volk. Die Könige und überhaupt die größeren Häuptlinge haben die höchste Meinung von ihrer Würde und werden von den Eingeborenen fast wie Götter verehrt. Die Kleider, die sie tragen, die Häuser, die sie bewohnen, die Kanoes, in denen sie reisen, werden Tabu, heilige Gegenstände; es besteht sogar eine besondere Ausdrucksweise für den König, indem z. B. sein Boot „Regenbogen", sein Haus „Wolke des Himmels" genannt wird. Niemand darf die heilige Person des Königs berühren, und wer über ihm gestanden oder seinen Schatten über dessen Pfad geworfen hätte, würde sein Verbrechen mit dem Tode büßen. Daher geht ein großer Häuptling nicht gern in die Kajüte eines europäischen Schiffes, weil ein Niederer über seinem Haupte auf dem Verdeck gehen könnte. Auf Reisen wird das große Paar auf den Schultern von Männern getragen, die von jeder andern Arbeit befreit sind. Das Reisen auf diese Weise geht in vollem Trabe vor sich, so daß in der Stunde über eine deutsche Meile zurückgelegt wird. Träger zum Ablösen der Ermüdeten laufen nebst einem ansehnlichen Gefolge nebenher. Beim Wechseln der Träger setzt

das königliche Paar den Fuß nie auf die Erde, sondern springt über die gebückten Köpfe der ermüdeten auf die Schultern der neuen Träger. Der König dehnt seine Gewalt sogar über die Sprache aus, indem er ganz nach seiner Laune Wörter schafft oder ändert, wohl auch Wörter daraus streicht, die ihm gerade nicht gefallen.

Merkwürdiger Weise besteht der Brauch, daß der Herrscher abdankt, sowie ihm der erste Sohn einer ebenbürtigen Gattin geboren wird. Ein Herold durchstreift dann die Insel mit dem Banner des jungen Königs, um ihn überall auszurufen. Läßt man den Herold ungehindert weiter ziehen, so wird dies als Anerkennung des Thronfolgers, entgegengesetzten Falles als Kriegserklärung angesehen. Von da an wird die vollziehende Gewalt vom Vater blos als Regenten bis zur Volljährigkeit seines Sohnes ausgeübt.



Grabmal eines Häuptlings auf Tahiti.

Die Krönung des Königs besteht in der feierlichen Umgürtung mit dem Maro, einem Gürtel, der aus den Fasern des Taumelpfeffers verfertigt und mit kostbaren rothen Federn durchwebt ist. Er ist nur 8 cm. breit und wird so um den Leib geschlungen, daß die Enden hinterher auf dem Boden schleppen. Eigentlich ist der Maro endlos, indem bei jeder Krönung ein Stück angesetzt wird, überdies sollen die darin angebrachten Zeichen auf die jeweiligen Ereignisse deuten. Mit dem Maro wurde aber plötzlich aufgeräumt. Als König Tamatoa Christ geworden, glaubte er es vor seinem Gewissen nicht verantworten zu können, wenn bei jeder Verlängerung des Maro ein Mensch geschlachtet würde. Er beschloß den Maro zu vernichten, gab ihn aber glücklicher Weise

seinen Lehrern, die ihn nebst manchen andern Kunstwerken polynesischer Abgötterei dem Museum der Londoner Missionsgesellschaft übersendeten.

Beim Begräbniß großer Häuptlinge werden oft Menschenopfer gebracht, und neben der großen Marae oder Plattform, auf welcher Schweine und andere Lebensmittel geopfert werden, liegen eine Menge Schädel geopferter Menschen. Aber man martert die Opfer wenigstens nicht, sondern streckt sie unversehens durch einen Streich von hinten zu Boden.

Die Leichen der Häuptlinge werden in einem besonderen Gebäude, Tupaquau, ausgestellt, das von einem ziemlich großen, mit Palissaden eingezäunten Hause umschlossen ist. Das Gebäude ist genau so eingerichtet wie das Wetterdach auf größeren Booten und reich mit purpurnen Federn, Tüchern und sonstigem Zierath geschmückt. Zwei Leute sind damit betraut, den Tupaquau bei Tag und bei Nacht zu überwachen, die Federn und Tücher passend anzuordnen, die fortwährend zufließenden Gaben von Früchten und Lebensmitteln zu übernehmen und Neugierigen den Zutritt zu dem eingefriedigten Raume zu wehren.

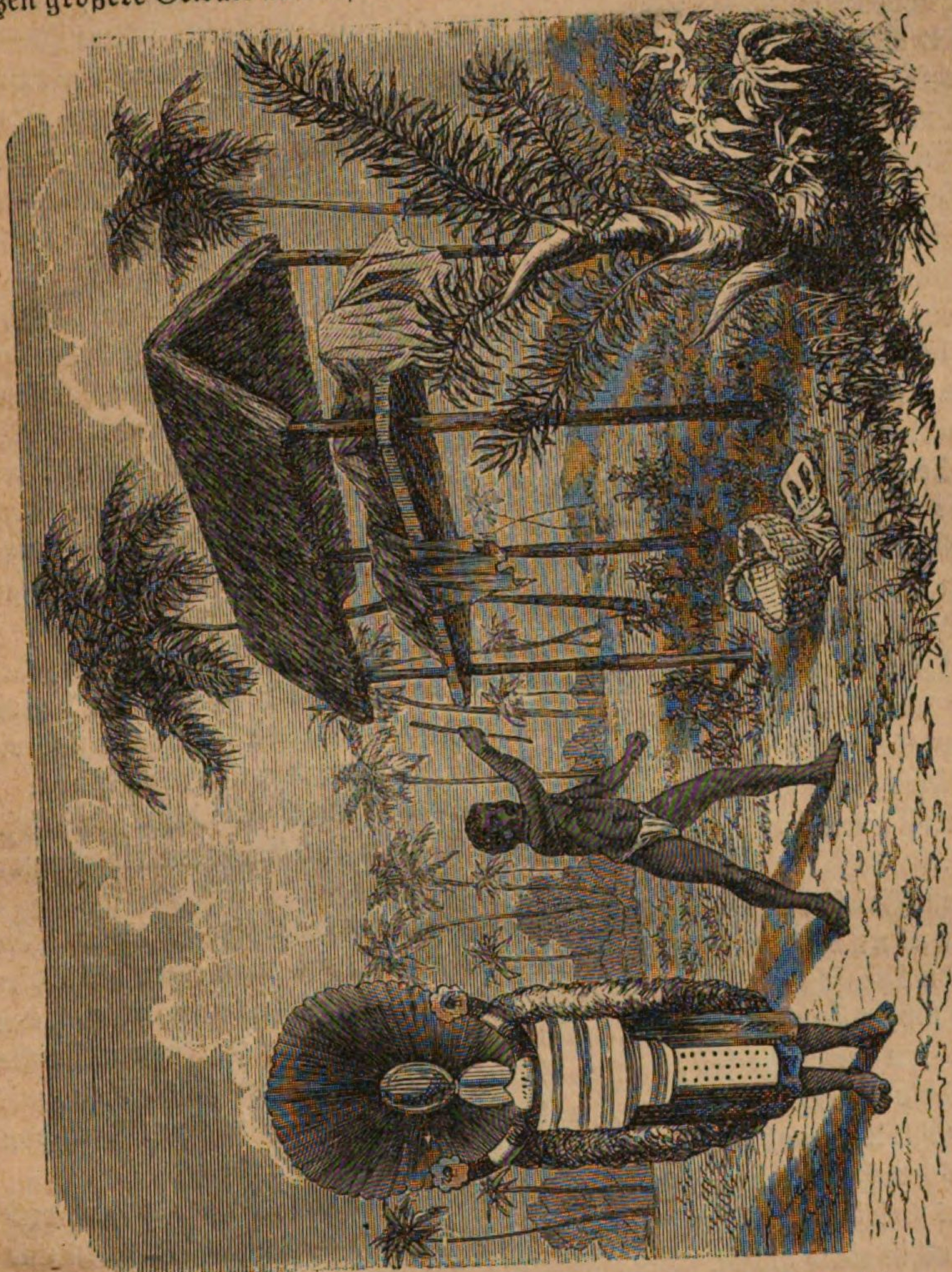
Auf die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen übergehend, erwähnen wir vor Allem eine eigenthümliche Schöpfungssage. Vor Zeiten bestand Taroa, der Vater der Götter und Menschen, blos in der Gestalt eines ungeheueren Eies, das hoch oben am Himmelsgewölbe hing und Sonne, Mond und Sterne in sich schloß. So schwebte er lange in der Luft; da stieß er einst seine Hand durch die Schale, so daß das Licht der Sonne sich über das Weltall ergoß und die Erde unter ihm beleuchtete, die, wie sie da unten lag, klein erschien. Taroa bemerkte dann den Sand am Meere und sprach zu ihm: „Sand, komm herauf zu mir und leiste mir Gesellschaft!“ Aber der Sand erwiederte: „Ich gehöre zu Land und Meer, Taroa, und kann sie nicht verlassen. Komm' du herunter zu uns.“ Dann sah er die Felsen und Klippen und rief ihnen zu: „Felsen, kommt herauf zu mir und seid meine Gefährten!“ Aber die Felsen antworteten: „Wir sind fest in die Erde gewurzelt, Taroa, und können sie nicht verlassen. „Komm' du zu uns.“

Nun kam Taroa zur Erde und warf seine Schale von sich, die sich sofort dem Boden ansetzte und der Erde ihren gegenwärtigen Umfang gab, während Sonne und Mond darüber schienen. Lange weilte Taroa auf der Erde und bevölkerte sie mit Männern und Frauen. Als er endlich scheiden mußte, verwandelte er sich in ein großes Kanoe, das sich sofort mit Insulanern füllte, aber in einen großen Sturm gerieth, der das Boot plötzlich mit Blut überflutete. Die Insulaner schöpften mit ihren Kalebassen das Blut aus, das nach Osten und Westen strömte, und seitdem sieht man immer noch das Blut Taroa's in den Wolken, indem es die auf- und niedergehende Sonne begleitet und auf den Wolken in rothem Abglanz spielt.

Als das Boot dann landete, war es nur noch das Gerippe Taroa's, das man mit dem Gesicht nach unten auf die Erde legte. Seit dieser Zeit sind alle Häuser der Götter nach dem Modell von Taroa's Gerippe gebaut, indem das Strohdach das Rückgrat, die Pfosten die Rippen bedeuten.

Die Religion der Gesellschafts-Insulaner ist ein reiner Götzendienst, die Verehrung von Götzenbildern, die man als die Verkörperungen der unsicht-

baren Gottheiten ansieht. Sie haben zweierlei Götzenbilder, einestheils rohe Nachahmungen der menschlichen Gestalt, anderntheils verschiedenartige Zeuge, Werg und Federn, die um einen Stock gewunden sind und der menschlichen Gestalt nicht im Entferntesten gleichen. Die ersteren stehen im Range niedriger, werden Tu genannt und als Schutzgötter von Familien betrachtet; die anderen besitzen größere Gewalt und erstrecken ihre Macht über ganze Bezirke und Inseln.



Leiche und erster Leidtragender.

Da die Eingeborenen annehmen, daß diese Gottheiten sie beständig zu schützen vermögen, so braucht man sich gerade nicht zu wundern, wenn sie es für eine Schuldigkeit der Götter halten, sie gut zu behandeln, und wenn sie sich im entgegengesetzten Falle bitter beklagen. Wird also beispielsweise in dem Bezirk eines Gottes der Grund und Boden unfruchtbar, oder tragen die Kokospalmen weniger Früchte als gewöhnlich, oder wird der Bezirk durch Krieg verheert, so

meinen die Leute, der Gott thue seine Schuldigkeit nicht, setzen ihn ab und stellen einen andern an seinen Platz.

Es giebt aber auch Gottheiten, die allgemein verehrt werden, unter diesen ist der erste und gefürchtetste Oro, der Gott des Krieges. So gefürchtet war dieser Gott, daß Niemand eine ihm geheiligte kleine Muschel, die man Tupe nannte, zu berühren wagte. Zum Geist wird Niemand, der stirbt, wenn er nicht vorher vollständig vernichtet worden ist. Dies geschieht, indem ihm Oro mit der Muschel Tupe das Fleisch von den Knochen schabt und dann den Körper verzehrt. Den Geistern ergeht es darauf sonderbar. Wenn sie von Oro in ihrer neuen Gestalt entlassen sind, so begeben sie sich nach einem großen See auf Raiatea, der von einer Reihe Bäume mit ganz flachen Wipfeln umgeben ist, die ein großes Laubdach bilden. Hier tanzen und schmausen sie und werden dann in Käfer verwandelt.

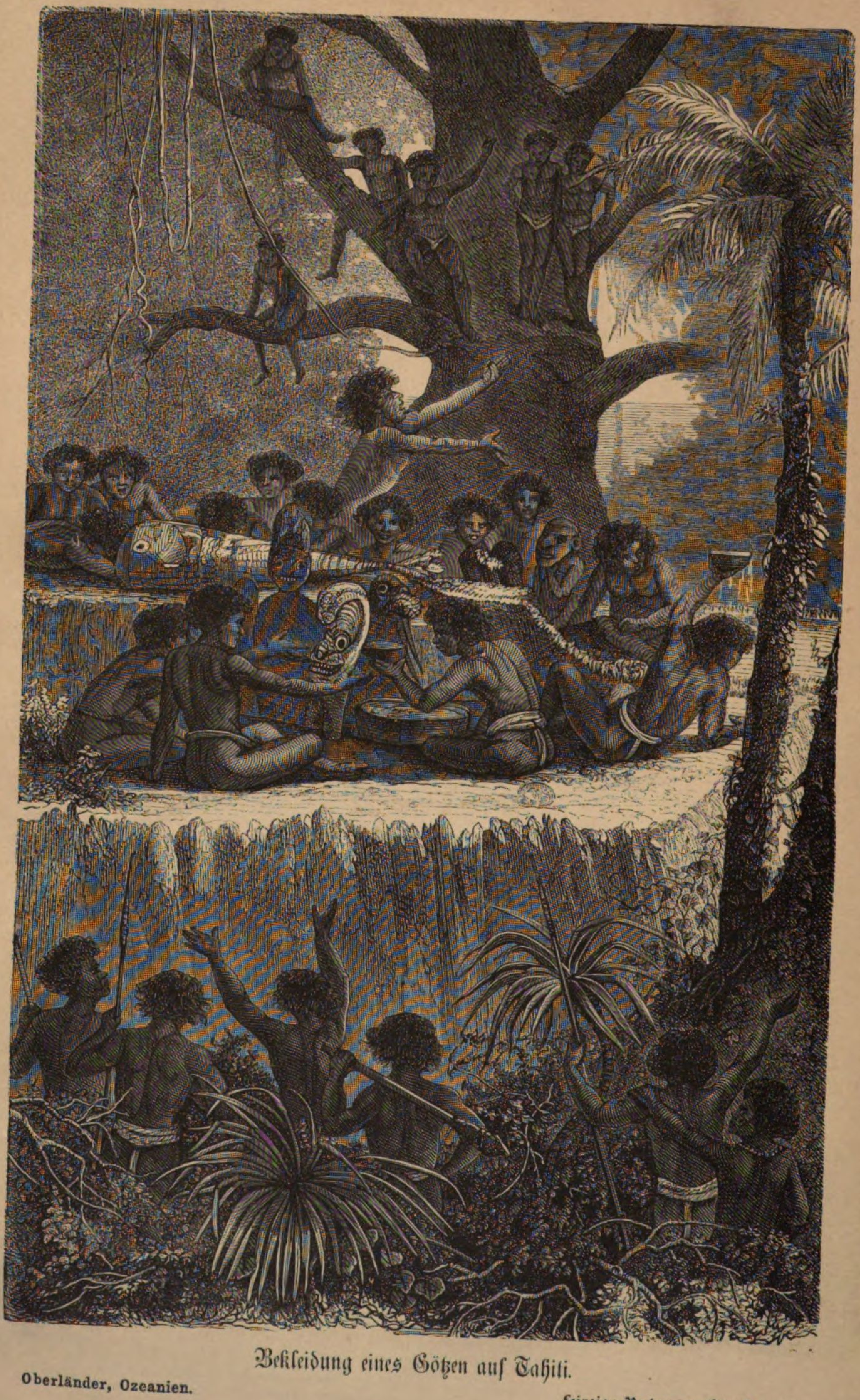
Die Marae, Tempel, sind von bedeutendem Umfang. Auf Huahine war ein dem Gott Oro geweihter Marae, dessen Einfriedigung 52 m. lang, 6 m. breit und aus flachen Korallenfelsblöcken erbaut war, deren Zwischenräume man mit Erde ausgefüllt hatte. Solche Blöcke, deren einer 3 m. breit, $3\frac{1}{2}$ m. lang war, zu schneiden und so weit weg von der See zu schaffen, muß unendliche Mühe gemacht haben. Auf dieser Schicht war eine kleinere Plattform so angebracht, daß ringsum $1\frac{1}{2}$ m. Raum frei blieb, und hier waren die Gebeine der vielen Opfer niedergelegt, die zu Ehren dieses Gottes erschlagen worden waren.

Der eigentliche Tempel, Fareno Oro (Haus des Oro), war ein ganz kleines, $2\frac{1}{2}$ m. langes und 2 m. breites Gebäude; einige Schritt dahinter lag ein großer viereckiger Stein, auf welchem der opfernde Priester stand, und ein größerer Stein dahinter diente dem Priester als Sitz, wenn er müde war.

Dieser kleine Bau hatte manches Menschenleben gekostet; denn jede Pfoste war durch einen menschlichen Körper hindurch in den Erdboden eingerammt worden.

Dem Priester stand ein Gehülfe zur Seite, der die Opfer zu tödten hatte und Maubuna, Schweinebesitzer, genannt wurde, weil man einen als Opfer getödteten Menschen „langes Schwein" nannte. Der Maubuna suchte, wenn ihm ein Opfer bezeichnet wurde, unbemerkt hinter dasselbe zu kommen, streckte es dann mit einem flachen, runden Stein, den er in seiner Hand hielt, mit einem Schlage bewußtlos nieder, packte darauf den Körper in einen Korb von Kokosnußblättern und überlieferte ihn dem Priester.

Als der Häuptling der Insel zum Christenthum bekehrt worden war, versuchte ein Priester das Götzenbild Oro's vor der Vernichtung zu bewahren und verbarg es in einer Höhle. Der Häuptling glaubte aber mit Recht, daß, wenn das Götzenbild bewahrt bleibe, auch die Verehrung desselben wieder beginnen könne, und bestand auf Zerstörung desselben. Nächst Oro wurde Hiro, der polynesische Merkur, der Gott der Diebe, verehrt. Er war eigentlich ein Mensch; aber er war bei Lebzeiten so übermenschlich bösartig und ein so ausgefeimter Dieb, Räuber und Mörder, daß er selbst die Götzenbilder nicht schonte und Oro zu Boden warf, als ob er ihn im Ringkampfe besiegt hätte.



Bekleidung eines Götzen auf Tahiti.

Oberländer, Ozeanien.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

So ein Mensch mußte offenbar ein Gott sein, und so ward denn sein Schädel in einen großen Marae, den er bei Lebzeiten selbst erbaut hatte, gethan, sein Haar wurde in ein Bildniß Oro's gesteckt, und Beides wurde zusammen begraben. Damit war er heilig gesprochen.



König Otu.

Seine Verehrung erstreckte sich auf alle Schichten der Gesellschaft, vom höchsten Häuptling bis zum gemeinsten Manne herab. Stets flehten ihn seine Anbeter, wenn sie auf einen Raubzug auszogen, um seine Hülfe an und versprachen ihm Antheil an der Beute. Dieses Versprechen erfüllten sie freilich sehr gewissenhaft; nur behielten sie immer den Löwenantheil für sich. Wohlweislich faßten sie das Versprechen in ganz allgemeine Ausdrücke, und so kam es wol, daß ein Dieb, der ein Schwein stehlen wollte und Hiro für seine Hülfe ein Stück Fleisch versprochen hatte, den armen Gott mit der äußersten Schwanzspitze abfand, die er feierlichst auf dem Altar opferte. Dabei war er so bescheiden, den Gott zu bitten, einen Diener, der sein Versprechen so gewissenhaft gehalten, ja nicht zu verrathen.

Außer genannten Göttern genießt Tana in einem beträchtlichen Theile des Landes große Verehrung, er wird sogar auf einigen Inseln, z. B. auf Huahine, als Hauptgott angesehen und hat hier einen großen Marae, welcher wie der Oro's gebaut ist, nur daß in der Mitte des Hauptgebäudes ein Bett sich befindet, in welchem der Gott jährlich einmal schläft. Daneben steht ein kleines

Haus, in welchem er nebst einigen seiner Nebengötter wohnt. Tana selbst, der 1817 verbrannt wurde, sah gar nicht besonders gut aus; er war ungefähr in Mannesgröße aus einem großen Holzblocke geschnitzt, hatte weder Hals noch Beine, dagegen am Kopfe etwas, was wie Augen, Mund, Nasen und Ohren aussehen sollte. Das Ganze war in Werg gewickelt.

Das neue Kleid, das er jährlich bekam, wurde ihm unter großen Festlichkeiten angelegt. Der Priester holte ihn aus seinem Hause, legte ihn auf das Bett neben vier kleineren Göttern, zog ihm die alten Kleider aus und untersuchte das Innere des Götzenbildes, das hohl war und verschiedene Gegenstände, z. B. scharlachrothe Federn, Perlen und Armbänder, enthielt. Die schlecht gewordenen Gegenstände wurden herausgenommen und durch andere ersetzt, dem Götzen auch neue Kleider angezogen.

Inzwischen wurde eine ganz erstaunliche Masse Kava gebraut und ein Zechgelage eröffnet, das mehrere Tage dauerte und zur vollständigsten Betrunkenheit der Laien und der Priester führte, der letzteren namentlich in dem Grade, daß sie nicht auf den Beinen stehen konnten und ihre Gesänge, auf dem Boden liegend, herplärren mußten. Nach Ablauf von drei Tagen brachte man einen anderen Gott Namens Moorai zum Vorschein, der ebenfalls ausgezogen wurde. Seine Kleider wurden nicht eher weggeschafft, bis ein heftiger Regen fiel, welcher andeutete, daß alle Götzen wieder in ihre Häuser gebracht werden müßten. Keine Frau durfte dieser Feierlichkeit beiwohnen; hätte sich ein weibliches Wesen in einer gewissen Entfernung von dem Marae betreten lassen, es wäre augenblicklich umgebracht worden.

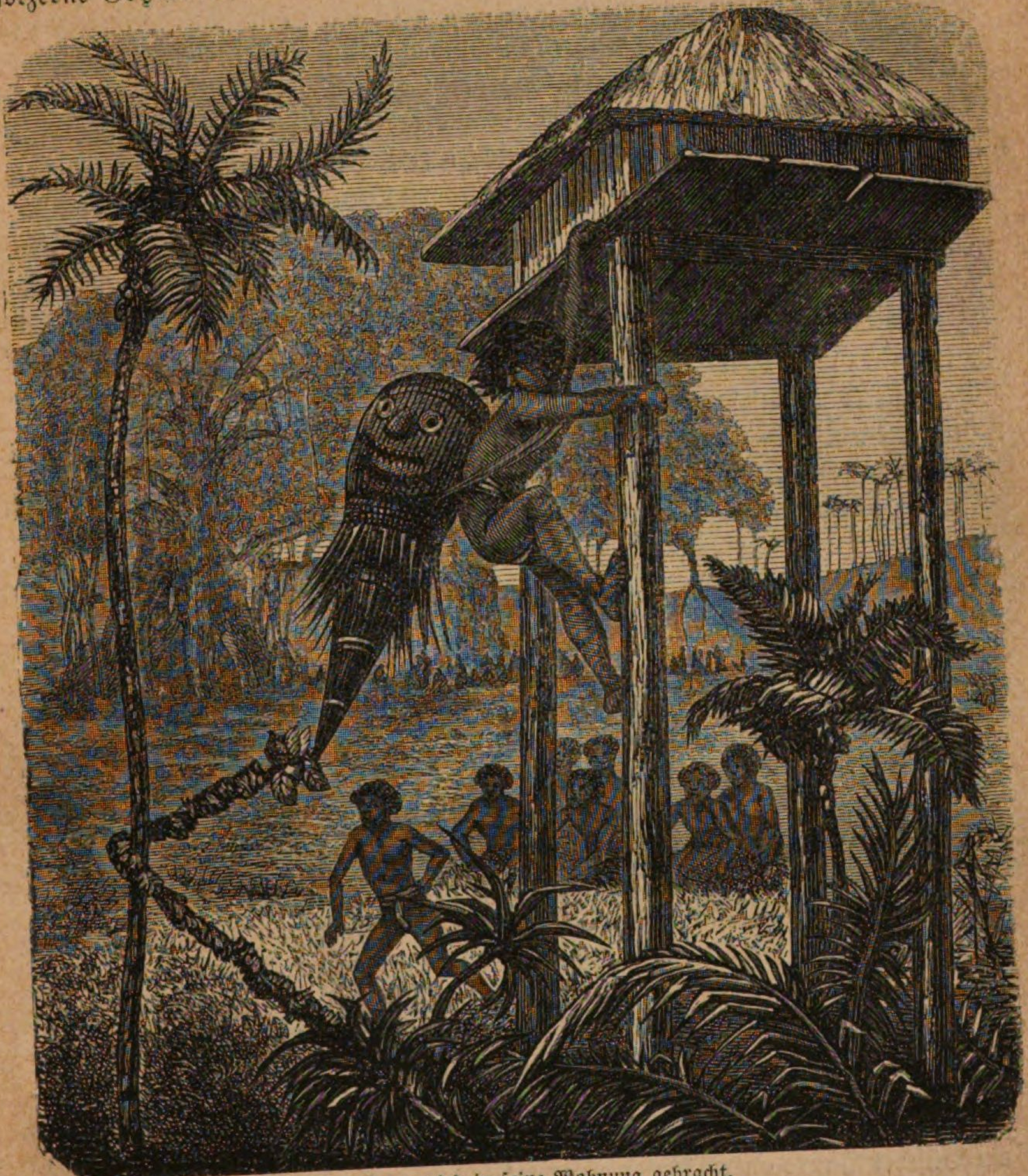
Den Marae umgaben riesige Banianenbäume (Ficus indica). Der Hauptstamm eines derselben hatte nach Bennett 25 m. im Umfang und trieb ungeheure horizontale Aeste, deren jeder von einer Wurzel gestützt wurde, die in der That mehr einem Stamme glich. Es standen deren mehr als 40 um den Hauptstamm. Sie hatten einen Umfang von 43 m. und deckten mit ihren äußersten Seitenästen eine Fläche im Umfang von 140 m. An den Aesten dieses Baumes wurden die Körper der geopferten Menschen in Körben aufgehängt. An diesem Baume verfing sich auch bisweilen Tana mit seinem ungeheuer langen Schweife, wenn er sich aus seinem Hause in die Luft schwingen und zur Anstiftung von Unheil aufbrechen wollte. Die Aeste, die den Gott festhielten, wurden tabu, also unantastbar. Ueberhaupt wurde Alles, was der Gott berührte, tabu.

Wahrscheinlich war der Gedanke des langen, schwebenden Schweifes den Meteoren und Kometen entnommen, die man für Götter, welche die Luft durchreisen, hielt. Bei deren Anblick warf der Eingeborene sein oberes Gewand ab und stieß zu Ehren des reisenden Gottes ein Geschrei aus.

Es gab nur einen einzigen Mann, der das Götzenbild berühren durfte und der nach seinem Amte „Te amo attua", „Gottesträger", genannt wurde. Sein Amt war kein leichtes; denn wenn er auch fast gleiche Verehrung mit dem Gotte genoß, so mußte er doch manchen Lebensgenuß entbehren und sich gar vielen Beschränkungen unterwerfen. So durfte er nicht heirathen, theils weil keine Frau seiner würdig war, theils weil er sich entehrt und für sein Amt untauglich gemacht hätte. Ferner durfte er nicht einmal einen Kokosnußbaum ersteigen,

weil der Baum dadurch so tabu geworden wäre, daß nach ihm denselben Niemand hätte ersteigen dürfen.

Das Haus, in welchem der Gott wohnte, war eine schmale, 7 m. hohe Hütte, die auf Pfosten stand und nur an einem dieser Pfosten erklimmt werden konnte. Der Gottesträger hatte daher keine leichte Aufgabe, wenn er, das große hölzerne Götzenbild auf dem Rücken, an diesem Pfosten hinaufklettern mußte.



Tana wird in seine Wohnung gebracht.

Bisweilen geschah es, daß Tana einem entfernten Marae einen Besuch abstattete, da ermüdete natürlich der Träger unter der Wucht seiner Last. Es wäre aber für den Charakter des Gottes entwürdigend gewesen, wenn sein Träger überhaupt hätte müde werden können. Daher griff man lieber zu der Ausrede, daß der Gott selbst von der Reise ermüdet sei, und so wurde er auf

einem flachen Steine, ungefähr eine halbe Meile vom heiligen Baume, für eine kurze Zeit niedergelegt. Auf diesen Stein hätte sich keine Frau setzen oder ihn mit den Fingern berühren dürfen, ohne sofort getödtet zu werden.

Eine sonderbare Fügung des Geschickes wollte es, daß Tana selbst auf diesem Steine verbrannt werden mußte. Nach Einführung des Christenthums begannen die einflußreichsten Häuptlinge, die noch zu Tana hielten, Krieg mit den Christen, wurden aber von denselben geschlagen und zur Herausgabe des Götzenbildes genöthigt und mußten es auf den heiligen Stein legen. Die beiderseitigen Krieger stießen nahe am Götzenbild auf einander, und schon wollte der Kampf wieder entbrennen, als der Führer der Christen eine Ansprache an die Feinde hielt, in welcher er den Unterschied zwischen Götzendienst und Christenthum aus einander setzte und Frieden statt Krieg empfahl. Seine Worte schlugen durch; die Gegner entsagten ihrem Götzen, zündeten zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit an demselben Platze ein großes Feuer an, warfen Tana hinein und hielten dann ein großes Mahl, an welchem Männer und Weiber sich betheiligten. Darauf brannten sie auch Tana's Haus nieder und zerstörten seinen Marae.

Nicht weit vom heiligen Steine war ein Marae, der einen sehr heiligen Gegenstand und zwar ein Stück von Tana's eignem Kanoe enthielt. Nach der Ansicht des Volkes war es ein wunderbares Kanoe, indem es, obwol von Stein, doch so gut wie ein hölzernes schwamm. Es schwamm in der That, als es ins Wasser gebracht wurde; war es doch nichts Anderes, als ein Stück Bimsstein. Woher der Stein gekommen, wußte Niemand; aber die Eingeborenen sagten, daß sich in verschiedenen Theilen der Insel noch mehr solche Stücke fänden.

Uebrigens wurden den Göttern nicht nur Kriegsgefangene geopfert; es kamen auch andere Menschenopfer vor. Wenn beispielsweise der König oder der erste Häuptling einer Insel oder eines Bezirkes Krieg führen will, so opfert er seinem Gotte einen Menschen, um seinen Beistand gegen den Feind zu erlangen. Cook wohnte im Jahre 1777 einem solchen Opfer bei. Der Bezirkshäuptling T o w h a wollte Krieg gegen die Insel Eimeo führen und sandte seinem Freunde Otu die Nachricht, daß er einen Mann getödtet habe und Otu's Gegenwart wünsche, wenn der Mann im Marae zu Attahuru geopfert würde.

Die Feierlichkeit begann mit Gebet. Die Priester stiegen vom Marae herab und setzten sich an den Strand. Hierauf ward das Opfer aus dem Boote geschafft, am Ufer niedergelegt und von allen Blättern und Zweigen, mit denen es bedeckt gewesen, befreit. Ein Büschel Haare und das linke Auge ward ihm unter Feierlichkeiten herausgerissen und Beides dem Könige Otu überreicht. Hierauf legte man den Leichnam unter einen Baum, der Priester sprach ein langes Gebet, untermischt mit Fragen an den Todten, und zog ihm abermals ein Büschel Haare aus. Unter Trommelschlag grub man nun ein Loch, warf die Leiche hinein und überdeckte sie mit Steinen.

Otu hatte zum Opfer einen halb verhungerten Hund mitgebracht; dieser wurde jetzt getödtet, an einem Feuer gesengt, seine Eingeweide verbrannt, Herz und Nieren gebraten und mit dem übrigen Körper vor die Priester gelegt, welche auf dem frischen Grabe saßen. Die Feierlichkeit schloß damit, daß die Ueberreste des Hundes dem Attua unter Gebeten zum Mahle angeboten wurden.

Am nächsten Tage setzte man sie fort, indem man Schweine schlachtete, einige Geschenke auf das bewegliche Haus, in welchem der Attua (Eatua) herumgetragen wurde, legte, die geheimnißvollen Bündel entrollte und aus einem derselben den heiligen Maro oder königlichen Gürtel herausnahm. Endlich erlangte die ganze Ceremonie ihren Schluß damit, daß man ein Schwein schlachtete, dasselbe nach Art der alten römischen Wahrsager untersuchte und den Attua sammt einer Anzahl scharlachner Federn wieder in das Zeugbündel packte, aus dem man ihn genommen hatte.



Menschenopfer auf den Sozietäts-Inseln.

Außer den Götzenbildern wurden auch Thiere, Krokodile, Schlangen, besonders aber Haifische verehrt, letztere hauptsächlich deshalb, weil einst bei einem Erdbeben, als die Erde zitterte und das Volk vor Entsetzen floh, der Boden plötzlich sich geöffnet und ein mächtiger Haifisch seinen Kopf durch den Spalt gedrängt hatte. Natürlich hatte man diesem Geschöpfe einen großen Marae geweiht, der am Rande einer Lagune lag, und so war denn ein Hai eines Tages mit dem Wasser glücklich in den Marae getrieben. Erfreut, daß ihr Gott von seinem Tempel Besitz genommen, versperrten die Eingeborenen den Eingang, durch welchen er Zutritt erlangt hatte, reinigten den Marae und unterhielten darin den Hai für den Rest seines Lebens, indem sie ihn gut fütterten. In einer Bai wurden die Haifische sogar regelmäßig von den Priestern gefüttert und dadurch so gekirrt, daß sie nach dem Strande schwammen, um sich mit

Fischen oder Schweinefleisch füttern zu lassen. Auch begleiteten sie die Kanoes, weil die Eingeborenen oft Fische und Fleisch über Bord warfen, um den Haifischgott zu besänftigen.

Einer gewissen Heiligkeit erfreute sich auch die Schildkröte. Sobald eine solche gefangen war, wurde sie dem König überbracht, aber nicht in dessen Behausung, sondern nur im Marae, als Opfer für den Götzen, gekocht. Das beste Stück der Schildkröte wurde für den Götzen zurückbehalten, der Rest dem König zurückgeschickt. Diesen Gebrauch schaffte Pomare ungefähr im Jahre 1820 ab. Er ließ eine Schildkröte ohne Weiteres in seiner eignen Küche zubereiten und bei Tische auftragen. Aber Niemand von seinem ganzen Haushalt wagte die Schildkröte anzutasten, selbst Pomare langte mit Zittern und Zagen sich nur ein kleines Stückchen zu. Indessen fand er bald, daß ihm der Genuß dieses heiligen Geschöpfes Nichts schadete; er rief die Häuptlinge zusammen, erzählte ihnen das Vorgefallene und erklärte, daß er sich vom Götzendienst lossage, ihnen aber freie Hand lasse. Infolge dessen ließ das Volk die Götzen im Stich und schenkte sie den Missionären, die sie als Sitze oder als Feuerholz benutzten.

Der Wille der Götter, den man bei jedem wichtigen Unternehmen zu ermitteln suchte, bekundete sich im Traume, oder im Geschrei eines Vogels, oder im Aechzen des Windes in den Zweigen der Kasuarinen, bisweilen auch durch einen Priester, in welchen der Gott fuhr. Von den Kraftstücken, welche die Priester ausführten, wenn sie vom Gott besessen waren, werden Wunderdinge erzählt. Der König Tamatoa, der bei seinen Lebzeiten zum Range eines Gottes erhoben, in seinen späteren Jahren aber zum Christenthum bekehrt wurde, will mit eignen Augen gesehen haben, wie der begeisterte Priester die Hand mit solcher Kraft gegen den Boden schlug, daß der ganze Arm bis zur Schulter in die Erde eindrang. Dasselbe behauptete Kapitän Henry, der Sohn eines Missionärs, gesehen zu haben und berichtet über das Gebahren eines vom Gott besessenen Priesters: „Dem rasenden Priester trat der Schaum vor den Mund; er verdrehte die Augen, verrenkte die Glieder und stieß die gräßlichsten Schreie, das fürchterlichste Geheul aus. Plötzlich trieb er seinen Arm wie einen Spieß in den Erdboden, ließ ihn eine Weile stecken, zog ihn dann unbeschädigt zurück und sprang nach dem Strande. Hier packte er ein großes Kanoe, das in der Regel weniger als drei bis vier Leute nicht flott machen können, schob dasselbe mit sichtbarer Leichtigkeit vor sich hin und stieß es in die See. Später sprang er selbst in die See, wälzte sich darin herum und hielt seinen Kopf eine Zeitlang unter Wasser. Nachdem er mit diesen Kraftstücken zu Ende war, blieb er im Wasser sitzen und entledigte sich seiner Prophezeiungen in sehr bilderreicher und übertriebener, aber zugleich mehrdeutiger Sprache, so daß sie, wie auch die Sache ausfallen mochte, immer in zutreffender Weise ausgelegt werden konnten."

Die Priester vertraten daneben gewissermaßen die Stelle unserer Geschichtschreiber, indem sie die Geschichte durch mündliche Ueberlieferung, so gut es ging, fortpflanzten. Daher hatte jeder Häuptling von einiger Bedeutung mindestens einen Priester in seinem Haushalt, dem es oblag, bei außergewöhnlichen Gelegenheiten die wichtigsten Begebenheiten, die sich im Lande ereignet hatten, namentlich solche, welche die Familie des Häuptlings betrafen, vorzusingen.

Früher hatten die Götzenbilder auch bisweilen tragbare Schreine. So schnell ging indessen die Einführung des Christenthums vor sich, daß selbst Bennett, welcher noch viele heidnische Gebräuche zu beobachten Gelegenheit fand, nur ein Exemplar auftreiben konnte. Dasselbe, überhaupt das einzige, welches nach Europa gekommen, befindet sich im Museum der Londoner Missionsgesellschaft. Dieser Schrein ist etwa 1 m. lang und gleicht einem Hause mit steilem Dache. Er steht auf vier kurzen Beinen, auf dem Boden ist ein Loch, durch welches das Götzenbild in den Kasten gebracht ward. Eine Thür schließt die Oeffnung. Das entsetzlich häßliche Götzenbild stellt die ihrer blutdürstigen Eigenschaften wegen bekannte Tii Vahine, oder Königin Tii vor.

So waren vormals, ehe das Christenthum eine vollständige Umwälzung herbeiführte, die Zustände auf den Gesellschafts-Inseln.

Schließlich sei noch eines höchst interessanten Vorganges gedacht. Es ist dies die Umwandlung der Sprache der Eingeborenen der Sozietäts-Inseln, ein Beispiel von der Schnelligkeit, mit welcher ungeschriebene Sprachen sich verändern und umbilden. So sind z. B. seit Cook's Reisen von den Benennungen der zehn Zahlen fünf verschwunden und durch andere ersetzt worden. So hieß zwei früher rua, jetzt piti: aus rima, fünf, ist paé geworden. — Prof. Max Müller hat den Gegenstand in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" (Leipzig 1865) eingehend behandelt. Er sagt: „Die Bewohner haben außer ihren metaphorischen Ausdrücken noch eine andere, ihnen eigene Weise, ihre Ehrfurcht vor ihrem Könige durch einen Gebrauch, den sie Tepi nennen, auszudrücken. Sie enthalten sich nämlich in der gewöhnlichen Sprache des Gebrauchs solcher Wörter, welche den Namen des Königs oder eines seiner nächsten Verwandten im Ganzen oder zum Theil in sich enthalten, und erfinden neue Ausdrücke, welche an die Stelle der verpönten treten. Da alle Eigennamen im Polynesischen bedeutungsvoll sind, und ein Häuptling gewöhnlich verschiedene führt, so wird man einsehen, daß dieser Gebrauch eine bedeutende Umwandlung in der Sprache hervorbringen muß. Zwar ist diese Wandlung nur eine zeitweilige, da man beim Tode des Königs oder des Häuptlings das neue Wort wieder fallen läßt und den ursprünglichen Ausdruck wieder aufnimmt; aber es ist kaum anzunehmen, daß man sich nach einer oder zwei Generationen auf die alten Wörter wieder besinnen und sie abermals an die ihnen gebührenden Stellen setzen werde.

Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß die Missionäre, durch Anwendung vieler der neuen Ausdrücke, diesen eine so feste und dauernde Stellung verschaffen, daß sie der ceremoniellen Loyalität der Eingeborenen endlich Trotz bieten. Vancouver bemerkt, daß bei der Thronbesteigung Otu's, welche in der Zeit zwischen seinem und Cook's Besuche stattfand, nicht weniger als 40 oder 50 der gewöhnlichen, im täglichen Verkehr vorkommenden Wörter vollständig verändert oder vertauscht worden waren.

Es ist nicht nothwendig, daß alle die einfachen Wörter, welche bei der Bildung eines zusammengesetzten Wortes mitwirken, ausgetauscht werden. Die Abänderung eines einzigen wird für genügend gehalten. So hat man während der Regierung der Königin Pomare, welche die Nacht (po) des Hustens

(mare) bedeutet, nur po fallen lassen und statt dieses Wortes mi in Gebrauch genommen. So ist bei Ai-mata (Augenesser), dem Namen der jetzt regierenden Königin, das ai (essen) in amu verwandelt, aber mata (Auge) beibehalten worden. Bei Te arii na vaha roa, d. h. der Häuptling mit dem großen Munde, ist nur roa mit maoro vertauscht worden. Es ist eben so, als ob z. B. bei der Thronbesteigung der Königin Victoria das Wort victory (Sieg) im Ganzen verboten würde, oder nur ein Theil desselben, z. B. tori; so daß es zu Hochverrath würde, während ihrer Regierung von Tories zu sprechen. Das Wort müßte mit einem andern vertauscht werden, etwa mit Liberal-Konservative.

Der Zweck jener Maßregel war offenbar der, einen selbst nur zufälligen Gebrauch des Herrschernamens im gewöhnlichen Gespräche zu verhüten, und dieser Zweck ist dadurch erreicht worden, daß es sogar verboten ist, nur einen Theil dieses Namens auszusprechen.

Aber diese Veränderung wirkt nicht nur auf die Wörter selbst, sondern sogar auf Silben von ähnlichem Klang in andern Wörtern ein. So wurde, da einer der Könige Tu hieß, nicht nur dieses Wort, welches stehen bedeutet, in tia umgewandelt, sondern im Worte fetu, Stern, wurde mit der letzten Silbe, obgleich sie, außer im Klange zu tu (stehen) gar keine Verbindung hat, dennoch dieselbe Umwandlung vorgenommen. Man sagte statt fetu nun fetia. Tui, schlagen, wurde zu tiai, und tu pa pau, ein Leichnam, zu tia pa pau. So ward, nachdem ha, vier, in maha übergegangen war, das Wort aha, gespalten, in amaha, und muriha, der Name eines Monats, in muriaha verwandelt.

Es ist offenbar, daß, wenn die Regel nicht bestände, nach welcher die alten Ausdrücke bei dem Tode der Person, durch deren Namen sie verdrängt worden, wieder aufleben, die Sprache binnen Kurzem vollständig umgestaltet sein würde, wenn auch nicht in der Grammatik, so doch gewiß im Wörterbuche." —



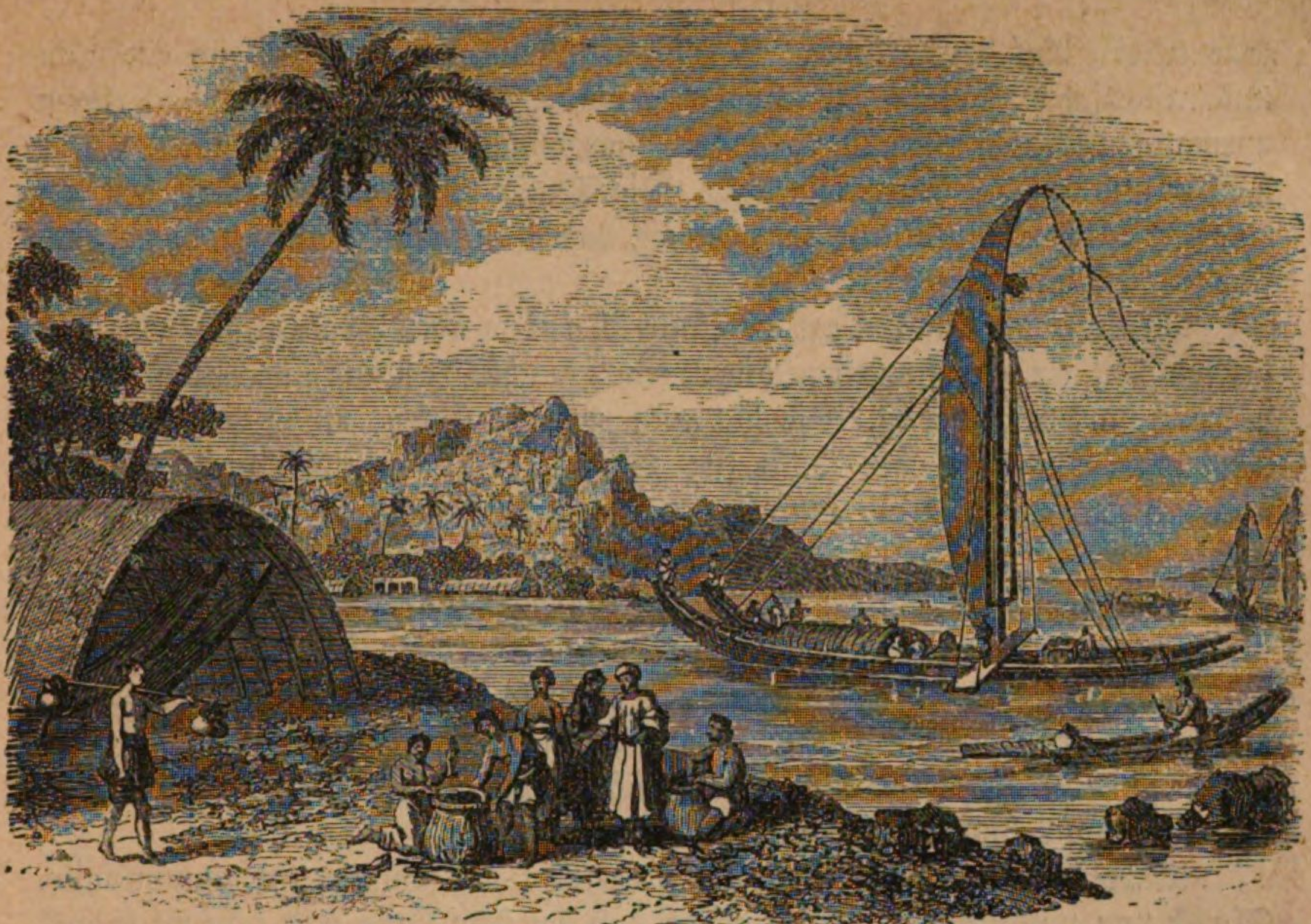
Mädchen, die Nasenflöte spielend.



Oberländer, Ozeanien.

Papete, Hauptstadt von Tahiti.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Landschaft auf Tahiti.

II. Geographie, Christenthum und Politik.

Tahiti. Huahine. Moorea. Tetuaroa. Raiatea. Tahaa. Borabora. Austral-Inseln. Rapa. Missionswesen. Pomare. Kirchenbau. Einfluß des Christenthums. Herrschaft der Franzosen. Die Jesuiten.

Die bedeutendste aller dieser Inseln ist Tahiti. Sie besteht aus zwei gebirgigen, durch eine schmale, flache Landzunge verbundenen Halbinseln, deren größere, das eigentliche Tahiti oder auch Porionuu (Tahiti-nui, Groß-Tahiti) genannt, nordwestlich, die kleinere, Taiarapu oder Klein-Tahiti (Tahiti-iti), südöstlich liegt. Sie ist von einem weiten Korallenriff umgeben, das aber an verschiedenen Stellen Durchfahrten für größere Schiffe hat, die in den zahlreichen und trefflichen Buchten und Häfen der Insel Schutz gegen Wind und Wellen finden. Die vornehmste dieser Buchten ist die Matawai-Bai unweit des Kap Venus im Norden. Mehr oder minder schmale Thäler laufen von den Bergen aus und werden von zahlreichen kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten, die oft schöne Wasserfälle bilden. Während der Regenzeit schwellen diese Bergwasser zu reißenden Waldbächen an, die in den Thälern nicht selten großen Schaden anrichten, Bäume entwurzeln und Felsentrümmer mit sich fortreißen. Die Flüsse sind bei ihrer geringen Länge insgesammt klein, haben aber selbst außer der Regenzeit eine bedeutende Wassermasse, die in der Regel klar und hell ist. Sie sind fischreich, und da zugleich einige Seefischarten in der Laichzeit flußaufwärts gehen, so ist die Fischerei in ihnen sehr

bedeutend. Auf der Halbinsel Porionuu (Opureonu) befindet sich ein nicht unbeträchtlicher Landsee, Viehirea genannt, der wahrscheinlich aus einem vormaligen Krater entstanden; er soll unergründlich sein, hat schönes, klares Wasser und ernährt sehr große Aale. Die Thäler und der Küstenrand, der von einer förmlichen Kunststraße umzogen ist, haben äußerst fruchtbaren Boden und sind trefflich angebaut.

Westlich von Tahiti liegt die Insel Moorea oder Eimeo, die hohe, von breiten Thälern durchschnittene Hügel, einen fruchtbaren, gut angebauten Boden hat und stark bewaldet ist. Sie hat auch mehrere Häfen, unter denen der bedeutendste Opunohu oder Talu ist; er ist tief, gegen alle Winde geschützt und hat eine sehr bequeme Einfahrt, während die Umgegend herrliches Trinkwasser, der Hafenort selbst Erfrischungen in Ueberfluß liefert.

Tetuaroa im Norden der Hauptinsel zeigt ein lachendes Aussehen und ist besonders reich an Kokospalmen. Da das Korallenriff, welches die Insel umschließt, keine große Kähne zuläßt, so flüchtete früher der König von Tahiti in Kriegszeiten gewöhnlich seine Schätze hierher.

Die kleine Insel Maitea, die östlichste von allen, ist gut bevölkert und bewaldet und besonders reich an Perlenmuscheln.

Unter den Leeward-Inseln ist Huahine die schönste und anmuthigste. Sie ist von vulkanischer Beschaffenheit und hat sehr steile und schroffe Hügel. Der Küstenrand ist im Allgemeinen so schmal, daß die Eingeborenen ihre Pflanzungen zum Theil auf den Hügeln und Bergabhängen haben anlegen müssen. Indessen entwickelt der vulkanische Boden einen so hohen Grad von Wärme, daß die Vegetation hier einen Monat früher als auf der östlichen Gruppe eintritt. Die Bucht Fare (Effari) bildet einen tiefen, geräumigen, gegen alle Winde gesicherten Hafen, das Land um denselben gewährt einen herrlichen Anblick und hat Ueberfluß an Kokosnüssen und Brotfrucht.

Maiaoiti, in der Nähe von Huahine, ist eine kleine, aber verhältnißmäßig stark bevölkerte Insel. Ihr vormaliger Oberhäuptling Mahine leistete in einem Treffen, welches die Christenheit am 12. Nobr. 1815 auf Tahiti den Heiden lieferten, dem Christenthum die wesentlichsten Dienste.

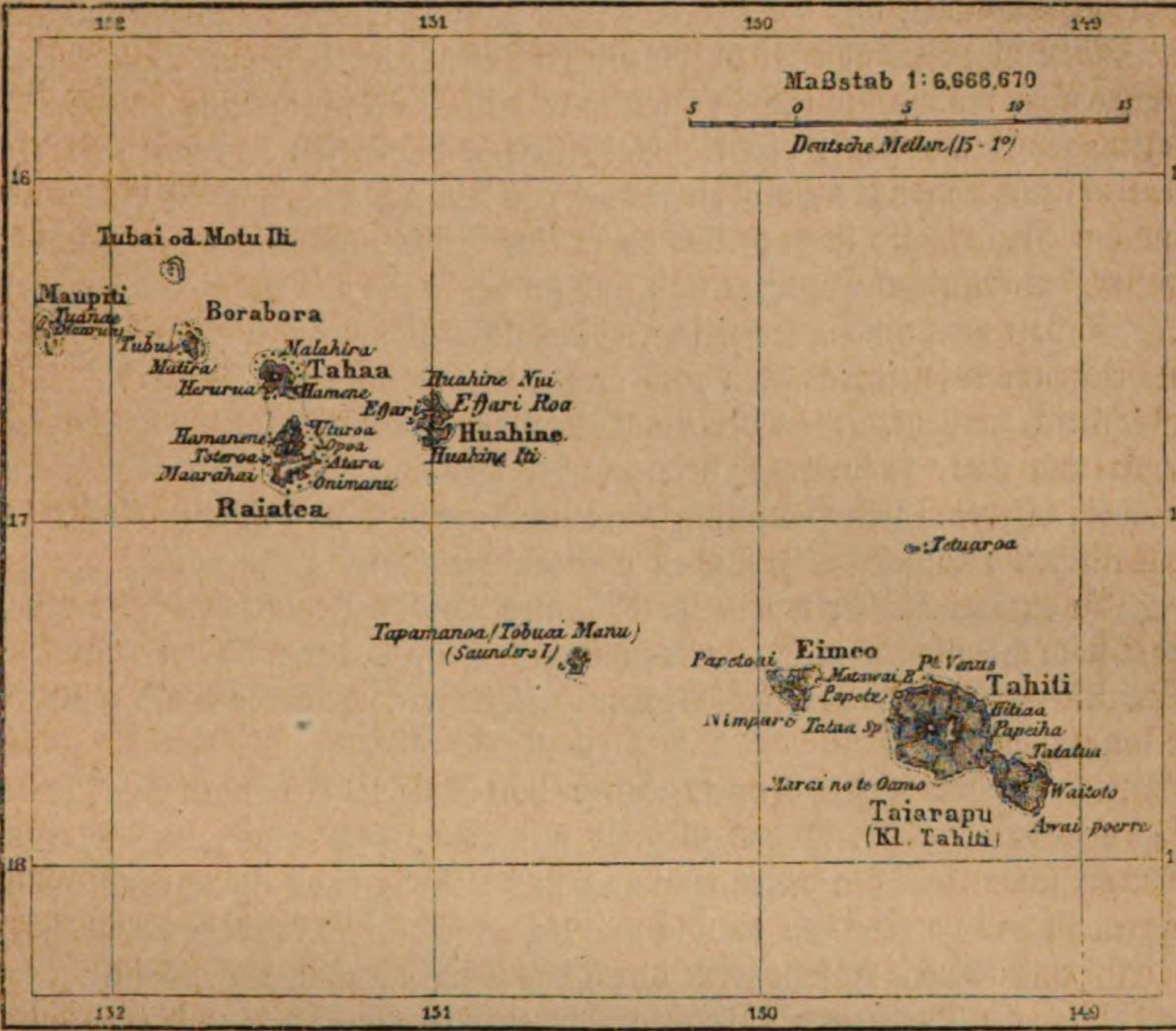
Die größte der Leeward-Inseln ist das westlich von Huahine gelegene Raiatea. Die Insel wird von einem majestätischen Felsenriff umschlossen, hat aber tiefe Küsteneinschnitte und Buchten, deren eine den Hafen Uturoa bildet, und im Innern steile Gebirgsmassen. Der ganze Küstenrand hat den fruchtbarsten Boden, und von den Bergen herab kommen zahlreiche Bäche, die durch grünende Thäler und über üppige Wiesen dahinfließen und in ihrem Laufe die Wurzeln der Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Pisangs und anderer tropischen Gewächse bewässern. In späteren Zeiten deutete das Meckern der Ziegen und das Blöken der Rinder auf den Bergen noch auf andern Reichthum und gab der Insel den Charakter einer Schweiz im Kleinen.

Die Insel Tahaa, die mit Raiatea von demselben Riff umschlossen ist, hat, obwol gebirgig, fruchtbaren Boden und mehrere gute Häfen.

Nordwestlich davon liegt Vprabora mit einem geräumigen Hafen. Die Insel hat in der Mitte einen hohen, dicht bewaldeten Berg mit doppelter Spitze,

und ihr fruchtbarer Küstenrand ist mit Kokospalmen, Brotfruchtbäumen u. dgl. reich ausgestattet.

Die nordwestlich von Borabora gelegene kleine Insel Maupiti ist von einem hohen, sechs Meilen weit sichtbaren Berge bedeckt und hat einen fruchtbaren, gut angebauten Boden, sowie an der Westküste einen guten Hafen.



Karte der Sozietäts-Inseln.

Wir müssen hier noch einige andere Inseln erwähnen, die zum Theil schon seit alter Zeit mit den Tahitiern in enger Verbindung standen und selbst die Oberhoheit der Staaten der Gesellschafts-Inseln anerkannten; es sind dies sechs kleine, im Süden der Sozietäts-Inseln gelegene, weit von einander zerstreute Eilande, die sich von Nordwesten nach Südosten hinziehen und von den Missionären unter dem Namen der Austral-Inseln in eine Gruppe zusammengefaßt worden sind. Sie begreifen das unbewohnte Narurotu (Hull oder Sands), dann Rimatara, Rurutu, Tubuai, Raivavai und Rapa in sich. Die erste ist eine Lagunen-Insel, die beiden anderen sind wahrscheinlich aus Korallenkalk gebildet, die drei letzten und zugleich bedeutendsten sind voll steiler, vulkanischer Berge. Da diese Inseln im Ganzen den Gesellschafts-Inseln gleichen und ihre Bewohner ebenfalls den Tahitiern und Rarotonganern ähnlich sind, so können wir uns sehr kurz fassen und bemerken zuvörderst, daß im Jahre 1820 die Mannschaft eines Schiffes auf Tubuai eine ansteckende Krankheit zurückließ, die binnen vier Jahren zwei Drittel der Bevölkerung wegraffte. Das reizende Rurutu begeisterte den Dichter Byron in dem Grade, daß er den Schauplatz

eines seiner Gedichte (The Island or Christian and his comrades) dahin verlegte. Der Umriß der Berge Rurutu's ist wild und romantisch, die hervorspringenden Felsen und die tiefen Schluchten sind ungemein malerisch, und das Innere des Landes bietet außerordentliche Mannichfaltigkeit. Mitten aus alten Lavadecken treten große Basaltmassen hervor, häufig trifft man auch den dunkelrothen Granit, und die weißkrustirten Tropfsteine sieht man hier und da von den gewölbten Höhlen der überragenden Felsen herabhängen. Dazu kommt die ungemein mannichfaltige Pflanzenwelt und die Abwechslung, welche die prächtige Küstenlandschaft bietet. Bald steigen die Felsen senkrecht aus dem Meere auf und ragen als Vorgebirge über das Wasser, an denen sich die tosende Brandung bricht; bald ist das Ufer durch eine Reihe von Felsenriffen geschützt, die häufig mit Muscheln bestreut sind und an denen sich alle Arten von Korallen finden, so daß man eine unterseeische, geschmückte Wohnung zu erblicken glaubt, wenn man ihren seltsamen Bau und ihre glänzenden Farben durch das klare Wasser leuchten sieht. Von der bei Tubuai erwähnten Krankheit wurde auch Rurutu und zwar so furchtbar heimgesucht, daß von 6000 Einwohnern nur 314 übrig blieben. Ein Häuptling Namens Auura faßte den Entschluß, mit den Seinigen und seinen Freunden eine andere Insel aufzusuchen, um der Seuche zu entrinnen. Er wurde nach Raiatea verschlagen und von Allem, was er dort vom Christenthum sah, so mächtig ergriffen, daß er nach drei Monaten mit christlichen Missionären nach Rurutu zurückkehrte, die alsbald mit glänzendem Erfolge wirkten.

Auch auf der Insel Rapa, welche von einigen Reisenden irrthümlich Oparu genannt wird, ist das Gestade mit romantisch gebildeten, schroffen Felsen umgeben, zwischen denen man aber nur Gestrüpp und Zwergbäume sieht. Dagegen ist das Innere sehr waldig und liefert selbst das kostbare Sandelholz.

Auf allen diesen Inseln sollte durch das Christenthum, dessen Einführung durch die große Vorliebe der Tahitier für europäische Sitten und Gebräuche nicht unerheblich gefördert wurde, bald ein großer Umschwung eintreten. Die ersten Missionäre, ausgesandt von der Londoner Missionsgesellschaft, langten am 5. März 1797 auf Tahiti an. Sie wurden freundlich aufgenommen; aber wie waren sie entsetzt über die Gräuel, die sie alsbald bemerkten! Die Königin, zu den Areois gehörend, gebar ein Kind, das gleich nach der Geburt erwürgt wurde. Sie fanden, daß manche Eltern sechs, acht, zehn und mehr ihrer Kinder umgebracht hatten, und daß man besonders den Mädchen gern ans Leben ging. Sie konnten sich diese scheußliche Unsitte nur aus der allgemein herrschenden Faulheit erklären, die trotz der bereitwilligen Fruchtbarkeit des Bodens schon drei bis vier Kinder als eine kaum erträgliche Last ansah. Um so mehr fühlten sich die Missionäre angespornt, Alles aufzubieten, um mildere Sitten einzuführen. Sie erfreuten sich auch in kurzer Zeit guter Erfolge; bald aber wurden die alten Götzenpriester stutzig und neidisch und hetzten das Volk auf, so daß sich die Missionäre mit nächtlichen Ueberfällen bedroht sahen und zum Theil wirklich gemißhandelt wurden. Infolge davon verließen elf die Insel, und es blieben nur fünf zurück. Aber auch von diesen mußten drei im Jahre 1810 nach Sydney entweichen, und nur zwei hielten unerschütterlich aus.

Endlich trat eine glückliche Wendung ein. Der König Pomare II. mußte, als eine Empörung auf Tahiti ausbrach, nach Eimeo flüchten, woselbst ein Missionär zurückgeblieben war. Das Unglück hatte das Gemüth des Königs für Belehrung empfänglich gemacht; er wurde ein eifriger Christ, und sein Beispiel hatte die Wirkung, daß sich auf Eimeo bald eine zahlreiche Gemeinde bildete. Das Nämliche geschah auf Tahiti, das in kurzer Zeit über 500 Bekehrte aufzuweisen hatte. Aber bei dem weiteren Umsichgreifen des Christenthums verschworen sich die Gegner, alle Christen in einer Nacht umzubringen.



Felsen von Piha im Matawai-Thale.

Glücklicher Weise jedoch wurde der Anschlag den Christen verrathen, und sie konnten noch kurz vor der Blutnacht nach Eimeo flüchten, ließen sich auch durch das Versprechen der Feinde, sie unangefochten zu lassen, bestimmen, in Begleitung des Königs nach Tahiti zurückzukehren. Allein die Heiden wollten sie blos in trügerische Sicherheit einwiegen und setzten nunmehr den 12. Novbr. 1815 als den Tag fest, an welchem während des Gottesdienstes die Christen nebst dem König niedergemacht werden sollten. Zum Glück gewarnt, erschienen die Christen bewaffnet und boten ihren Gegnern die Stirn. Es kam zu einem Kampfe, in welchem eine nur 800 Mann starke Christenschar es mit einer weit überlegenen Macht aufnehmen mußte. Aber das Beispiel Pomare's riß Alles mit sich fort, und bald rief der Fall des feindlichen Hauptanführers auf Seiten der Gegner allgemeine Unordnung und wilde Flucht hervor. Nun wurden überall auf der Insel die Götzenbilder verbrannt und

alle Opferplätze und Altäre niedergerissen; Pomare fand wieder allgemeine Anerkennung, die Bürgerkriege hörten auf, Kindermord und Menschenopfer wurden für immer abgeschafft, und alle Bewohner der östlichen Inselgruppe bekannten sich nunmehr zum Christenthum. Auf Tahiti allein erhoben sich 90 Gotteshäuser.

Jetzt verbreitete sich das Christenthum mit reißender Schnelligkeit von Insel zu Insel, indem die bekehrten Eingeborenen selbst die eifrigsten Lehrer des Evangeliums wurden. Schon 1818 wurde eine eigene tahitische Hülfsmissionsgesellschaft gegründet, in deren erster Versammlung gegen 200 Personen anwesend waren und der König selbst mit ungemeinem Ernst und Nachdruck das Wort führte. Der Unterricht des Volkes wurde mit allem Eifer betrieben; Alles drängte sich, um lesen und schreiben zu lernen, und der Heißhunger nach der Bibel war so groß, daß man den Leuten die einzelnen Bogen von der Presse weg überlassen mußte. Bald war aber die ganze Bibel vollendet.

Um die Gründung der Hülfsmissionsgesellschaft zu verherrlichen, beschloß Pomare den Bau einer großartigen Kirche, der sogenannten Kathedrale von Tahiti, die am 11. Mai 1819 eingeweiht wurde. Sie war 340 m. lang, 18 m. breit, zählte 133 Fenster und 29 Thüren. Den First des Daches stützten 36 hohe Brotfruchtbäume, und 280 kleinere Säulen trugen dessen abschüssige Seiten rings herum. Auf drei Kanzeln konnte zu gleicher Zeit gepredigt werden, ohne daß die Stimmen der verschiedenen Prediger einander störten. Aber dieses mächtige Gebäude wurde nicht lange benutzt und d'Urville fand dasselbe 1838 in Trümmern.

Hier wurde Pomare mit seiner Familie am 16. Mai 1819 getauft, obwol er sich schon längst zum Christenthum bekannte. Dieser feierlichen Handlung ging die Veröffentlichung eines Gesetzbuches voran, wodurch das altenglische Schwurgericht in die Südsee verpflanzt wurde und wonach Mörder und Rebellen mit dem Tode bestraft werden sollten, was später in lebenslängliche Verbannung nach der Palmerston-Insel gemildert wurde. Alle übrigen Vergehen, auch das Laster der Trunkenheit, waren mit Zwangsarbeit auf der Landstraße belegt. Freilich hätte gerade der letzte Artikel auf Pomare im größten Umfang angewendet werden können, denn er ergab sich in der letzten Zeit seines Lebens vollständig dem Trunke und zog sich dadurch eine Wassersucht zu, an welcher er am 7. Dezbr. 1821 im 47. Lebensjahre starb.

Pomare hinterließ einen Sohn, der aber schon 1827 im Knabenalter starb, worauf dessen sechzehnjährige Schwester, die jetzige Königin Pomare I., zur Regierung über sämmtliche Gesellschafts-Inseln gelangte. Sie hatte sich, als sie noch sehr jung war, mit Tamatoa, dem König von Borabora, verehelicht. Später trennte sie sich von ihm und heirathete einen unbedeutenden Häuptling, der als ein großer, grob gestalteter Kerl geschildert wird und starken Getränken sehr ergeben ist. Er hat dafür aber häufig Vorwürfe und Schläge von seiner königlichen Ehehälfte zu erdulden, die er indessen mit reichlichen Zinsen zurückerstatten soll.

Dem weiteren Gange der Geschichte etwas vorgreifend, wollen wir hier gleich bemerken, daß jetzt auf den Sozietäts-Inseln das Christenthum an-

genommen ist, und daß auch die Austral-Inseln schon längst insgesammt zum Protestantismus bekehrt sind. Der Unterricht macht reißende Fortschritte; die meisten Einwohner können lesen und schreiben. Christliche Religionsbücher, ins Tahitische übersetzt und auf den zu Eimeo angelegten Pressen gedruckt, sind in den Händen der neuen Christen. Auch hat man, außer vielen Kirchen und Kapellen, für Schulen gesorgt und auf Eimeo eine „Akademie der Südsee" errichtet, aus welcher bereits mehrere geschickte Lehrer des Christenthums hervorgegangen sind.



Wohnungen der Eingeborenen auf Tahiti.

Und fragen wir nach dem Einfluß des Christenthums auf die Sitten der Eingeborenen, so finden wir: Alle Götzenbilder und Götzentempel sind zerstört, die früheren abergläubischen und abgöttischen Gebräuche ausgerottet; die Menschenopfer, die blutigen Kriege haben aufgehört. Vorzüglich günstig hat das Christenthum auf die Achtung vor dem Eigenthum gewirkt, so daß man den Eingeborenen, die vormals die ärgsten Diebe waren, jetzt ruhig Alles anvertrauen kann. Statt der früheren Unkeuschheit zeigen die Weiber jetzt Zurückhaltung und Züchtigkeit; Kindermord, Vielweiberei und andere unsittliche Gebräuche sind verschwunden, und während früher der König willkürlich über das

Leben seiner Unterthanen verfügen konnte, hat man jetzt schriftlich abgefaßte religiöse, politische und bürgerliche Gesetze und ein regelmäßiges Verfahren, so daß Niemand ungehört verurtheilt werden kann. Natürlich sind die Eingeborenen gegenwärtig auch fast durchgehends auf europäische Art gekleidet.

Verwundern darf es freilich nicht, daß man bisweilen in Leben und Sitten auf eine sonderbare Mischung französischer Bildung mit tahitischer Natürlichkeit stößt. In besonders interessanter Weise traten diese Gegensätze auf einem Balle in Papeete oder Papete auf, den Ida Pfeiffer beschreibt. „Hier erschien die elegante französische Dame neben der plumpen, braunen Insulanerin, der Stabsoffizier in voller Uniform neben dem halbnackten Eingeborenen, Königin Pomare war in ein Kleid oder vielmehr in eine Art Blouse von himmelblauem Atlas gehüllt, um welche kostbare, schwarze Blonden in doppelten Reihen genäht waren. In den Ohren trug sie große Jasminblüten, in den Haaren einen Blumenkranz; in der Hand hielt sie höchst zierlich ein feines Taschentuch, das schön gestickt und mit breiten Spitzen besetzt war. Für diesen Abend hatte sie ihre Füße in Strümpfe und Schuhe gezwungen; sonst geht sie barfuß. Der Königin-Gemahl trug eine Generalsuniform mit Anstand. Ein anderer, „kanariengelber" König trug über kurze, weiße Beinkleider einen Rock von schwefelgelbem Kattun und ging barfuß. Die Tänze wurden mit ziemlichem Geschmack ausgeführt. Ehe man zu Tische ging, verlor sich die Königin in ein Nebengemach, um einige Cigarren zu rauchen. Bei Tische erwiesen der Königin-Gemahl und der gelbe König der Frau Pfeiffer europäische Artigkeit. Man sah, daß sie sich alle Mühe gaben, die europäischen Sitten zu erlernen. Nichtsdestoweniger fielen doch dann und wann einige der Gäste aus der Rolle; die Königin z. B. verlangte beim Dessert einen zweiten Teller, den sie mit Näschereien anfüllte und bei Seite stellen ließ, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Andere mußte man abhalten, dem edlen Champagner gar zu sehr zuzusprechen. Doch ging die Unterhaltung im Ganzen fröhlich und anständig zu Ende."

Solche Kontraste sind nur die heitere Seite des plötzlichen Aufeinanderplatzens entgegengesetzter Kulturzustände; in wiefern dadurch die außerordentliche Sterblichkeit unter der eingeborenen Bevölkerung gefördert wird: wer vermöchte das zu sagen? Aber die Sozietäts-Insulaner scheinen ebenso wie alle ähnlichen Rassen im Aussterben begriffen zu sein; denn während Cook die Bevölkerung auf 240,000, Forster noch auf 120,000 Seelen anschlug, wird sie jetzt kaum noch 20,000 Köpfe zählen. Als die österreichische Fregatte „Novara" im Jahre 1859 Tahiti besuchte, war die Bevölkerung der Insel in den letzten 10 Jahren von 8082 auf 5988 Seelen heruntergegangen. Daß aber die Bevölkerung unter der französischen Wirthschaft eher noch schmilzt als sich hebt, das kann man mit Sicherheit annehmen.

Bis 1835 herrschte nämlich der Protestantismus unbedingt auf den Inseln und war anerkannte Landesreligion. So großartige Erfolge erregten den Neid und die Eifersucht Roms. Alles wurde aufgeboten, um dem Protestantismus entgegen zu arbeiten. Im November 1836 trafen von den damals schon katholischen Gambier-Inseln zwei französische Jesuiten, Caret und Laval, auf Tahiti ein und begannen augenblicklich ihre schändlichen Ränke. Sie predigten den

Eingeborenen: „Eure Missionäre, welche Weiber haben, sind Betrüger, und wir sind eure wahren Lehrer.“ Von der Königin des Landes verwiesen, fügten sie sich nicht; sie wichen nur der Gewalt und mußten auf die Goëlette, mit der sie gekommen waren, getragen werden. Louis Philipp hielt es für angemessen, als Rächer seiner beleidigten Kirche und zugleich der französischen Nationalehre aufzutreten. Er sandte zu diesem Behufe den Admiral Dupetit-Thouars ab, einen derjenigen Leute, die jeden harten, strengen Auftrag noch durch persönliche Rücksichtslosigkeit und Härte zu verschärfen pflegen.

Im August 1838 erschien der Admiral mit der Fregatte „Venus“ von 68 Kanonen vor Tahiti und stellte folgende Forderungen an die Königin Pomare: 1. Die Königin von Tahiti schreibe an den König von Frankreich und entschuldige sich wegen der Gewaltthätigkeiten und sonstigen Beschimpfungen, die man den Franzosen zugefügt habe. 2. Dem Kassirer der Fregatte „Venus“ werde binnen 24 Stunden die Summe von 2000 spanischen Thalern als Entschädigung für die Herren Laval und Caret wegen des durch die schlechte Behandlung in Tahiti ihnen zugefügten Schadens ausgezahlt und 3. Die französische Flagge solle am 1. Septbr. Mittags auf der Insel Mutuata aufgezogen und von dem Fort der Königin mit 21 Kanonenschüssen begrüßt werden.

Die arme Pomare, die nicht einmal das nöthige Pulver für die ihr abverlangten Ehrenschüsse besaß, mußte sich natürlich fügen; sie mußte überdies gestatten, „daß Franzosen, welches auch ihr Gewerbe sei, sich frei und ungehindert auf Tahiti aufhalten könnten“; ja, sie wurde noch gezwungen, einen gewissen Moerenhout, der sie gröblich beleidigt und an ihrer Demüthigung einen gehässigen Antheil genommen hatte, als französischen Konsul anzuerkennen.

Um sich der Jesuiten zu erwehren, deren Treiben nun um so mehr zu fürchten war, verbot 1839 eine Versammlung der Häuptlinge, gegen den Rath der englischen Missionäre, die Einführung neuer Religions- und Kirchenformen. Da erschien 1839 die „Artemise“, Kapitän La Place. Sie gerieth beim Umsegeln des Kap Venus auf ein Riff und war dem Sinken nahe, so daß es zwei Monate bedurfte, ehe sie mit Hülfe der Eingeborenen wieder ausgebessert war. Zum Dank dafür änderte La Place plötzlich sein Benehmen und erzwang nicht nur die Aufhebung jenes von den Häuptlingen erlassenen Verbotes, sondern auch die Abtretung eines Bauplatzes für eine katholische Kirche. Unglücklicher Weise gab eine Prügelei des französischen Seekapitäns Mauruc mit einem tahitischen Schutzmann dem Admiral Dupetit-Thouars Anlaß zu abermaligem Einschreiten; er erschien im September 1842 und forderte 10,000 Piaster, eine für die Insel unerschwingliche Summe, für alle Beschwerden, über die irgend ein Franzose zu klagen habe, widrigenfalls er die Feindseligkeiten eröffnen werde. Vier betrunkene Häuptlinge verstanden sich jetzt zur Unterzeichnung einer Urkunde, durch welche Tahiti unter französisches Protektorat gestellt wurde. „Die Souveränetät der Königin“, hieß es darin, „sowie ihre und ihrer Häuptlinge Gewalt soll garantirt werden. Alle Gesetze und Verordnungen sollen im Namen der Königin und von ihr unterschrieben erlassen werden. Das Land, welches der Königin und dem Volke gehört, soll gesichert und in ihrem Besitz bleiben; alle Streitigkeiten über Eigenthumsrecht und Ländereien sollen unter der be-

sonderen Gerichtsbarkeit des Landes stehen. Jeder soll in Ausübung seiner Religion Freiheit haben. Die jetzt bestehenden Kirchen sollen bleiben und die englischen Missionäre ihre Arbeiten unbelästigt fortsetzen dürfen; dasselbe soll von jeder anderen Nation gelten; Niemand soll in seinem Glauben belästigt oder behindert werden."

Weinend unterschrieb zuletzt auch die Königin, den Mündungen der Kanone gegenüber, das Papier; selbst ihre letzte Hoffnung, England, erkannte das französische Protektorat an.

Auch damit war Dupetit-Thouars nicht zufrieden; er erschien vielmehr im November 1843 wieder und erklärte infolge neuer Streitigkeiten die Königin für abgesetzt und die Insel zur französischen Kolonie. Die arme Königin flüchtete mit ihren Kindern erst in das Haus des englischen Konsuls Pritchard und später an Bord einer englischen Kriegsschaluppe nach Raiatea. Dupetit-Thouars ließ sogar Herrn Pritchard ins Gefängniß werfen. Diese Gewaltthaten erregten in England einen Unwillen, der das Schlimmste fürchten ließ und den König Louis Philipp bestimmte, die letzte Gewaltthat seines Admirals nicht anzuerkennen, sondern sich mit dem Protektorate zu begnügen.

Die Eingeborenen waren über die französischen Gewaltthaten empört und erhoben sich 1844, um sich der Franzosen mit Gewalt zu entledigen. Am 18. März 1844 kam es bei Mahaina zu einer förmlichen Schlacht, in welcher die Tahitier mit dem Muthe der Verzweiflung fochten, aber bei ihrer großentheils ungenügenden Bewaffnung schließlich das Feld räumen mußten. Sie zogen sich nun in zwei befestigte Feldlager zurück, wo ihnen schwer beizukommen war. Doch es fehlte ihnen an Munition, so daß sie schließlich Steine zum Laden der Flinten nehmen mußten; auch litten sie häufig Mangel an Lebensmitteln. Endlich am 17. Dezbr. 1846 gelang es den Franzosen, das Lager auf dem Berge Tahawai zu überrumpeln, indem eine Schar von 30 Mann, von einem verrätherischen Tahitier geführt, einen bisher ungekannten Bergpfad erstieg und der Besatzung in den Rücken fiel, während eine andere Abtheilung die dadurch im Lager entstandene Verwirrung benutzte, um auf dem gewöhnlichen Wege bergan zu stürmen. Nun mußten sich die Tahitier auf Gnade und Ungnade ergeben, und die Franzosen zogen über die Berge nach dem Lager bei Punavia, überraschten es ebenfalls und zwangen es zur Unterwerfung. Die Tahitier leisteten dann ihren Protektoren den Eid der Treue; bald fügte sich auch die Königin in ihr Schicksal und kehrte zurück.

So haben wir also jetzt den französischen Schutzstaat Tahiti, 21 □ Meilen, der nur die Windward-Inseln und die Paumotu umfaßt, während die westliche Gruppe, die Leeward-Inseln, mit dem Dorfe Utumaoro, der königlichen Residenz, noch unter der unmittelbaren Herrschaft der Königin Pomare steht. Im Schutzstaate ist der Kommandant der französischen Niederlassungen zugleich Kommissar bei der Königin Pomare; unter seinem Befehle leitet ein Ordonnateur die Angelegenheiten der Besatzung, der Marine, der Finanzen und der Rechtspflege, ein Generalsekretär die Civilangelegenheiten. Die Dorfschaften stehen unter Gemeinderäthen mit dem Häuptling als Vorsitzenden. Für Verwaltungswesen, Landwirthschaft und Verkehr besteht ein Ausschuß mit berathender Stimme.

Die gesetzgebende Versammlung dagegen scheint ganz in Verfall zu kommen, indem dieselbe seit dem Jahre 1861 gar nicht mehr einberufen worden ist. Die Hauptinsel Tahiti selbst ist in 19 Verwaltungsbezirke eingetheilt. Der Hauptort und Sitz der Regierung ist Papete oder Papiti, von wild umbrandeten Riffen umgeben, die nur eine schmale Einfahrt gestatten. Der Name leitet sich ab von Pape, der Bach, und iti, klein. Den Strand entlang erstreckt sich der am meisten zusammenhängende Theil der Stadt.



Abtretung von Tahiti an die Franzosen.

Einige Holzhäuser sind ziemlich in europäischem Stil erbaut; ein großes Gebäude mitten im Hafen enthält die Bäckerei und die Magazine für die französische Besatzung. Neben demselben liegt an einer Esplanade der Palast des französischen Gouverneures, davor Springbrunnen und Blumenanlagen; links davon der königliche Palast, ein einstöckiges Gebäude von 24 m. Länge und 13 m. Tiefe. Eine protestantische und eine katholische Kirche, ein Hospiz und ein Hospital ist ebenfalls vorhanden. In der Regierungsdruckerei erscheint der „Messager de Taiti". Der größte Theil der Häuser gehört noch den Eingeborenen und liegt in Gruppen von 8—10 Häusern zwischen Kokospalmen, Brotfruchtbäumen und blühendem Gebüsch. An Kaufläden und Gasthäusern ist kein Mangel, aber Alles trägt noch den Stempel der Einfachheit. Papete erscheint als ein großes, aber reizendes Dorf.

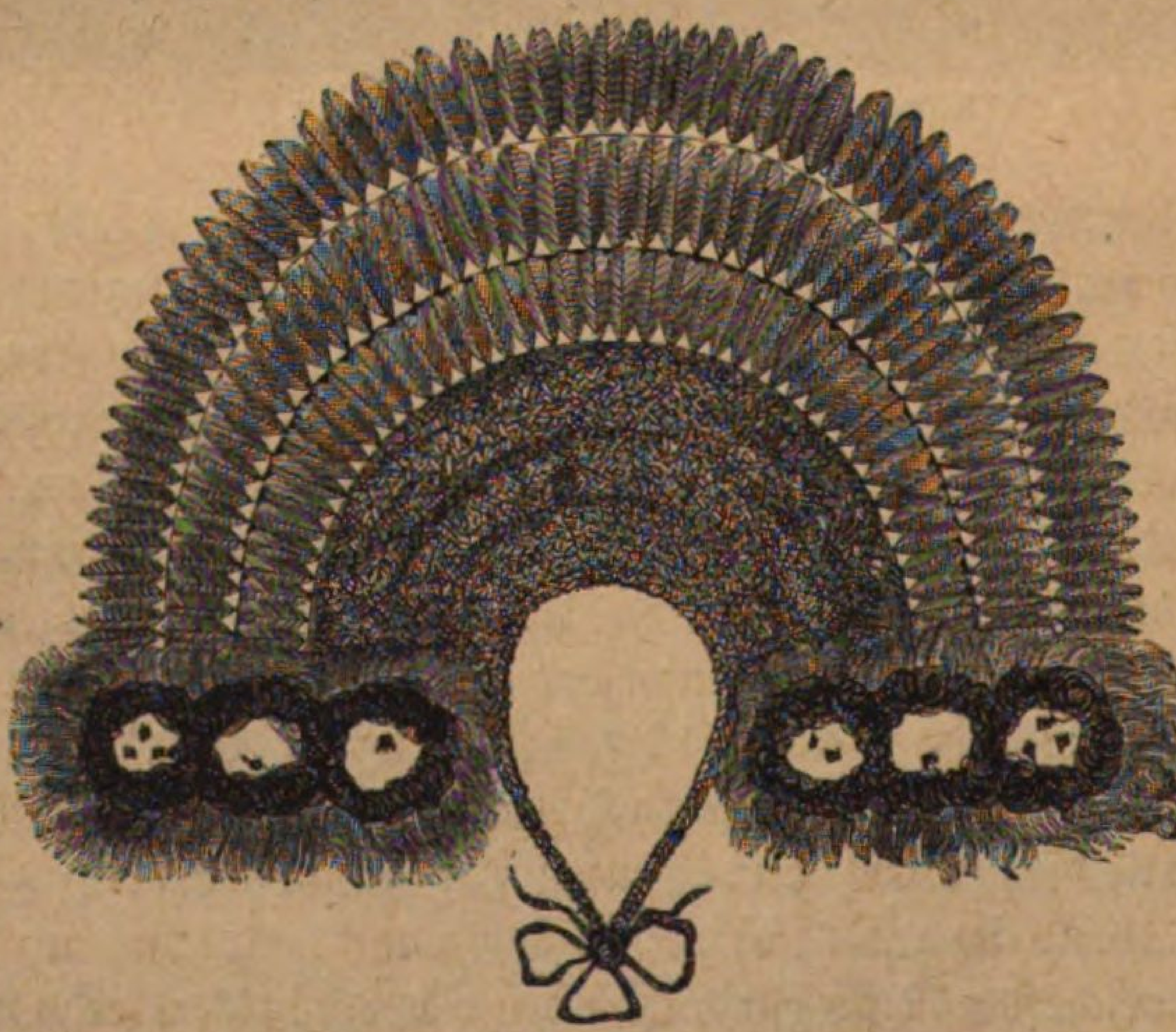
Andere Ortschaften der Insel sind: Vaughtown, Hankeytown, Wilkshaven, Burderspoint, Haweistown; auf Taiarabu: Boguestown. Der beste Landungs- und Ankerplatz ist Papaua. In der Küstenebene

zieht sich rings um die Insel eine vortreffliche Landstraße, die alle Ortschaften mit der Hauptstadt in Verbindung setzt. Zu beiden Seiten breiten schattige Palmen ihre Laubmassen und deren Kühlung über den Wanderer aus, während Bananen, die sich unter ihren Früchten beugen, und blühende Hecken sein Auge bezaubern; überall, wohin er sich wendet, zieht sich die reiche Landschaft hin und erheben sich die majestätischen Berge, während der klare Himmel sich über einem Lande wölbt, wo Alles Glückseligkeit athmet.

Im Innern liegt Fantahua, ein fester Punkt, der die ganze Insel beherrscht. Darum ist hier ein Fort errichtet, in dem gewöhnlich 50 Franzosen liegen. Auf dem Gipfel des Forts weht bei feierlichen Gelegenheiten die Protektoratsflagge. Die Aussicht von da ist großartig und unbeschreiblich schön.

Woher kommt es aber, daß die volkswirthschaftliche und kommerzielle Entwicklung der Inselgruppe gar keine Fortschritte machen will? Daher, daß die Franzosen ihren gänzlichen Mangel an Verständniß für Kolonisiren hier fast schlagender als irgendwo bekunden.

Während man vor dem französischen Protektorat auf der Rhede von Papete nicht selten 35—40 Fahrzeuge sah, die sich dort mit Lebensmitteln versorgten, sind die amerikanischen und englischen Walfischfänger, die vormals jährlich zu Hunderten einliefen, durch die von Frankreich eingeführten Zölle, durch die lästigen Zolleinrichtungen und durch die kleinlichen Plackereien der französischen Polizei vollständig vertrieben, zum Aufsuchen gastlicherer Hafen genöthigt und der Verkehr fast blos auf die Ausfuhr von Orangen nach Australien und Amerika herabgebracht worden. So glänzende Früchte trägt dieses Protektorat, daß diese Herrlichkeit, statt die bestehenden Verhältnisse umzugestalten und einer höheren Gesittung Bahn zu brechen, der französischen Regierung bis jetzt nur Kosten verursacht hat.



Federschmuck der Eingeborenen der Sozietäts-Inseln.



Insel Pitcairn.

Achter Abschnitt.

I. Die Paumotu oder Inselwolke.

Das Böse Meer. Die Gefährlichen Inseln. Die Niedrigen Inseln. Paumotu. Tuamotu. Elisabeth. Makatea. Pitcairn. Gambier- oder Mangareva-Gruppe. Die Meuterer des Schiffes „Bounty". Die Oster-Insel.

Oestlich von den Gesellschafts-Inseln stoßen wir auf eine große Inselgruppe, die an landschaftlichen Reizen und an Ergiebigkeit des Bodens hinter jenen weit zurücksteht. Die Inseln, die zu dieser Gruppe gehören, etwa 80 an der Zahl, wurden von verschiedenen Seefahrern zu verschiedenen Zeiten einzeln entdeckt, aber erst in diesem Jahrhundert genauer erforscht, und erhielten von den Geographen sehr bezeichnende Namen. Fleurieu nannte sie das Böse Meer, Bougainville die Gefährlichen, Krusenstern die Niedrigen Inseln, während sie von den Tahitiern Paumotu, d. i. Inselwolke, genannt wurden. Sie kommen auch unter dem Namen Perlen-Inseln vor und sollen hinfort mit Bewilligung der Franzosen, die das Protektorat über diese Gruppe ausüben, Tuamotu, d. h. Entfernte Inseln, genannt werden.

Alle diese Inseln sind, bis auf vier, flache Laguneninseln; nur die größten haben Kanäle, welche die Riffe durchschneiden, gewöhnlich aber nur Boote zulassen. Brauchbare Einfahrten für größere Schiffe finden sich fast nur auf Rangiroa und Fakarawa. Die Landung ist an allen Inseln sehr beschwerlich, da die eine Seite dem Passat, die andere den großen südwestlichen Strömungen

ausgesetzt zu sein pflegt; die Schiffahrt zwischen ihnen ist bei der Menge der Riffe und der Flachheit der Inseln äußerst gefährlich, und ein Sturm bei trübem Wetter ist in dieser Gegend unvermeidlicher Untergang.

Der Boden ist unfruchtbar und dürr, frisches Wasser selten, Quellen ganz unbekannt. Den trockenen Korallenboden bedeckt niedriger Wald und Gebüsch, Anbau ist nur selten und beschränkt und von den Fruchtbäumen der übrigen Inseln gedeiht nur die Kokospalme, welche zum größten Theil die Existenz und den Verkehr der Einwohner bedingt. Die Thier- und die Pflanzenwelt sind gleich arm. Von den vier Inseln, die eine Ausnahme machen, bestehen zwei, eine der östlichsten, Elisabeth (S. Juan Bautista), und eine der westlichsten, Makatea, aus Korallenkalk, der über die Meeresfläche erhoben ist und mit steilem, wallartigem Abfall sich zum Strande hinabsenkt; die beiden andern sind Pitcairn, die südöstlichste, mit welcher wir uns näher beschäftigen werden, und die Gambier- oder Mangareva-Gruppe im Osten. Letztere besteht aus einem großen, mit einem brauchbaren Hafen versehenen Atolle, Felsenriff, innerhalb dessen sich fünf hohe vulkanische Inseln erheben; der höchste Berg, der Duff, ist 40 m. hoch.

Die Bewohner dieser Inseln, an Zahl wenig über 5000, wovon die Hälfte auf der Gambier-Gruppe lebt, sind im Ganzen den Tahitiern ähnlich; sie leben in hohem Grade ärmlich, hauptsächlich von Kokosnüssen und Fischen. Sie übertrafen aber die Tahitier an Tapferkeit, Körperkraft und Kriegslust, weshalb die tahitischen Könige ihre Leibwachen aus ihnen bildeten; doch geriethen sie in Abhängigkeit von Tahiti und damit unter das französische Protektorat, welches durch einen Aufsichtsbeamten im Dorfe Tuuhora auf der Insel Anaa gehandhabt wird. Die westlichen Inseln sind zum Protestantismus, die Gambier-Gruppe zum Katholizismus bekehrt.

Die bedeutendsten Inseln sind Henuake (die Hunde-Insel), Tikei (Romanzoff), Rangiroa (Fliegen-Insel), Tikahau (Krusenstern), Arutua (Rurik), Kaukura (Palliser), Toau (Elisabeth), Apatiki (Hagemeister), Ahii und Manihi (Waterland), Takaroa und Takapoto (Sondergrond), Aritika (Karlshoff), Kawahi (Vincennes), Raraka, Fakarawa (Wittgenstein), Katiu (Sacken), Tahanea (Tschitschagoff), Faaiti (Miloradowitsch), Anaa (Ketten-Insel), Makemo (Phillip), Taenga (Holt), Takume (Wolkonsky), Raroia (Barclay de Tolly), Nihiru, Marutea (Fourneaux), Marakau und Ravahere (Twogroups), Amanu (Moller), Hao (Harfen- oder Bogen-Insel), Manuhangi (Cumberland), Paraoa (Gloucester), Tatakotoroa (Narcisso), Pakaruha (Serle), Reao (Clermont Tonnerre), Tematangi (St. Elmo oder Bligh's Lagoon), Vairatea (Osnabrück), Maturevavao (Acteon), Marutea (Lord Hood) und Morane (Barstow). Die interessanteste von allen ist die südöstlichste, Pitcairn (25° 31′ 37″ s. Br. und 130° 8′ 23″ w. L. von Greenwich), eine bergige Insel, kaum eine halbe Meile lang, vulkanischen Ursprungs, von 350 m. Höhe, ohne Quellen, mit steilen, von der Brandung umtosten, schwer zugänglichen Küsten ohne Riffe, aber auch ohne Hafen. Nur an zwei Punkten ist Landung möglich. Durch eigenthümliche Umstände hat diese kleine, früher unbewohnte Insel besonderes Interesse gewonnen.

Im Jahre 1788 kam das englische Schiff „Bounty" unter Leutnant Bligh nach Tahiti, um von hier den Brotfruchtbaum nach Westindien zu verpflanzen, und verweilte daselbst bis zum April 1789. Die Schiffsmannschaft hatte sich während eines halbjährigen Aufenthaltes auf dem reizenden, gastfreundlichen Tahiti so eingelebt, daß sie nur ungern dem Befehle des Kapitäns zur Abfahrt Folge leistete. Leicht war es unter diesen Umständen dem zweiten Steuermann, Fletcher Christian, der mit dem Kapitän Bligh auf sehr gespanntem Fuße lebte, eine Meuterei anzuzetteln. Mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, drangen die Meuterer in die Kajüte, überfielen den Kapitän im Schlafe, warfen ihn nebst 18 Genossen unter Beifügung von Mundvorrath in die Schaluppe und gaben diese den Wogen des unermeßlichen Meeres preis. In dieser Bedrängniß richtete Bligh sein Augenmerk auf die ostasiatische Insel Timor; aber diese war 3000 Seemeilen entfernt, und die kleine Schaluppe drohte unter der Last der vielen Menschen unterzusinken. Indessen erreichte er nach einer äußerst gefahrvollen, mühseligen Fahrt von 48 Tagen glücklich Kupang auf Timor, ging von da mit seiner Mannschaft weiter nach Batavia und schiffte sich nach England ein, woselbst er am 14. März 1790 anlangte.

Das Schiff „Bounty" war inzwischen unter der Führung von Fletcher Christian wieder umgekehrt, hatte sich aber nicht nach Tahiti gewendet, weil man dort am ersten aufgegriffen zu werden fürchtete, sondern vielmehr nach der Insel Tubuai. Allein hier wurden sie von den Eingeborenen so feindselig empfangen, daß sie sich, wohl oder übel, zur Rückkehr nach dem gastlichen Tahiti entschließen mußten. Hier trennte sich die Mannschaft; die Mehrzahl, 14 Mann, blieb auf Tahiti, Fletcher Christian segelte mit acht Matrosen weiter, um sich an einem sichern Orte niederzulassen, und nahm 12 Frauen und 2 Männer von Tubuai, 3 Männer und 1 Knaben von Tahiti mit. Die Zurückgebliebenen wurden 1791 verhaftet, nachdem die englische Admiralität die Fregatte „Pandora" zur Verfolgung der Meuterer ausgesendet hatte; aber Fletcher Christian und seine Genossen waren 17 Jahre lang völlig verschollen. Dieser hatte die kleine, unbewohnte Insel Pitcairn, die ihm sicher schien, aufgesucht, war dort im Januar 1790 gelandet und hatte der größern Sicherheit wegen die „Bounty" verbrannt.

Hier ging Anfangs Alles recht gut; das anbaufähige Land wurde unter die neun Abenteurer vertheilt, jeder derselben nahm eine der Frauen, und die übrigen drei wurden den fünf Insulanern überlassen, die ohne Landbesitz zur Dienstbarkeit bestimmt wurden. Bald aber brach Zwietracht aus, und Mord folgte auf Mord. Erst wurden zwei Insulaner getödtet, die übrigen erschlugen Christian und vier Matrosen; dann brachte Einer den Andern um, und darauf wurden noch zwei Insulaner von den Weißen, der letzte derselben von den Frauen getödtet. So schmolz die männliche Bevölkerung auf vier Weiße zusammen; von diesen aber stürzte sich einer in der Betrunkenheit von einem Felsen ins Meer, einer wurde erschlagen, einer starb im Jahre 1800, und der einzige Ueberlebende, ein ehemaliger Matrose Namens Adams, blieb mit acht Tahitierinnen und 19 Kindern allein im Besitz der Insel.

Adams war in sich gegangen und ein wahrhaft frommer Mann geworden.

Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, einen geordneten Zustand herbeizuführen und die Kinder zu guten Menschen heranzubilden. Er unterrichtete sie, so viel er konnte, im Christenthum und in der englischen Sprache und arbeitete unermüdlich Fehlern und Lastern entgegen. Ihm verdankte die heranwachsende Bevölkerung die Offenheit, Freundlichkeit und Sittenreinheit, welche alle Reisende, die später die Insel besuchten, nicht genug rühmen konnten.

Aber in Europa hatte man inzwischen die Meuterer ganz vergessen, und Adams hätte nicht so oft und nicht so ängstlich aus Furcht vor endlicher Strafe von einem Felsvorsprung nach europäischen Schiffen zu spähen gebraucht; denn sein Verbrechen war nach englischem Gesetz bereits verjährt. Daher erkundigte sich Kapitän Staines, der im Jahre 1814 mit dem englischen Kriegsschiff „Briton" erschien, zwar nach dem Schicksale der „Bounty", behandelte aber, so wie er den trefflichen Anbau und Zustand der Insel wahrgenommen, den alten Adams mit der größten Achtung; ja, er berichtete über ihn: „Wir konnten uns der Bewunderung nicht erwehren, als wir sahen, wie musterhaft er sich benahm, und mit welch' väterlicher Obhut er für die ganze kleine Kolonie sorgte. Er hat Alle in Tugend und Frömmigkeit erzogen und dadurch hohes Ansehen erlangt. Sie betrachten ihn wie ihren Vater, und alle Bewohner der Insel bilden nur eine einzige große Familie."

Damals zählte die Bevölkerung 46 Erwachsene und viele Kinder, und die Insel schien allmählig für die Bewohner zu klein zu werden. Auf Adams' Wunsch setzte Kapitän Beechey, der 1825 auf seiner Entdeckungsreise Pitcairn besuchte, die englische Regierung davon in Kenntniß, und diese beschloß, einen Theil der Bevölkerung nach Tahiti zu versetzen. Aber diese Versetzung hatte nur die Folge, daß die Uebergesiedelten, in ihren Hoffnungen getäuscht, nach Pitcairn zurückkehrten und mancherlei Laster mitbrachten, die erst nach und nach wieder ausgerottet werden konnten.

Inzwischen war Adams 1829 im 65. Jahre gestorben. Glücklicher Weise fand sich in dem Irländer Georg Nobbs, der im November 1828 auf Pitcairn gelandet war, ein Mann, der die Insel im Geiste Adams' zu leiten verstand. Jetzt wurde Pitcairn auch häufig von Schiffen aller Art, Kriegsschiffen, Kauffahrern und Walfischfängern, besucht, die sich dort mit frischen Lebensmitteln versahen und dafür an die Eingeborenen allerlei sonstige Bedürfnisse austauschten. Ueberdies wurde im Jahre 1838 auf den Rath eines englischen Kapitäns eine Gemeindeverfassung eingeführt, wonach an der Spitze des Ganzen ein erster Magistrat stand, dem zwei Räthe beigegeben waren. Geistige Getränke wurden auf Pitcairn nicht geduldet, und da die Ratten in bedenklicher Weise überhand nahmen, wurde ein Gesetz erlassen, das Jedem, der eine Katze tödtete, zur Strafe die Einlieferung von 300 Rattenschwänzen auferlegte.

Im Jahre 1853 bildete sich in England eine Gesellschaft zu dem ausdrücklichen Zweck, zum Wohle der Insel zu wirken, und auch die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Kenntnisse hat sich für dieselbe vielfach thätig bewiesen. Nunmehr blieb kaum Etwas zu wünschen übrig. Die Niederlassung lag unweit der Bounty-Bai; sie bestand aus einer Anzahl hübscher, bequemer Wohnhäuser und einem größeren massiven Gebäude, das Kirche und Schule in sich

vereinigte. Ringsherum steigen die dicht bewaldeten Berge amphitheatralisch auf und bieten zusammen mit den steilen, phantastischen Klippen und jähen Felsen im Vordergrunde einen malerischen Anblick. Die in stetem Zunehmen begriffene Bevölkerung, war im Jahre 1856 bereits auf 194 Seelen gestiegen.



Adams unterrichtet die Kinder der Eingeborenen.

Für die Bedürfnisse ihres Tauschhandels erwies sich der Boden von Pitcairn immer unzulänglicher, und eine Uebersiedelung nach einem ergiebigern Platze kam wiederholt in Anregung. Schon im Sommer 1855 hatte die englische Regierung den Vorschlag gemacht, die Bevölkerung auf die fruchtbare, mit einem gesunden und milden Klima ausgestattete Insel Norfolk zu versetzen, die westlich von Pitcairn zwischen Neu-Seeland und Australien liegt und groß genug ist, um Tausende zu ernähren. Mit schwerem Herzen willigten die Pitcairner

ein, und so wurden im Juni 1856 nach Norfolk 187 Personen übergesiedelt. Seitdem ist Pitcairn wieder öde und unbewohnt und wird schwerlich mehr werden, als ein Gegenstand der Erinnerung.

Ganz einsam im Großen Ozean, mehr als 300 deutsche Meilen von der nächsten Inselgruppe, dem Paumotu-Archipel, und über 400 deutsche Meilen von der Küste Chile's entfernt, erhebt sich die Oster-Insel. Die von Chamisso besungene Insel Sala y Gomez liegt 60 Meilen weiter östlich. Sonst weit und breit nur Wasserwüste.

Am Ostertage des Jahres 1662 fand der holländische Seefahrer Roggeveen unter 27° südl. Br. und 250° 35′ westl. L. von Greenwich eine bis dahin unbekannte Insel, die er nach dem Entdeckungstage Oster-Insel benannte. Der nächste europäische Besucher war der Freibeuter Davis im Jahre 1687. Cook besuchte und durchforschte das öde Eiland im März 1774, und 1786 landete dort La Pérouse. Nach ihm erschienen daselbst von Zeit zu Zeit Walfischfahrer, welche indessen durch Gewaltthätigkeiten die Bewohner sehr gegen die Weißen erbitterten, so daß Kotzebue 1816 und zehn Jahre später Beechey nur eine feindliche Aufnahme fanden.

Eingehende Kunde von diesen Fleckchen Erde haben wir erst in der neuesten Zeit erhalten und zwar durch den katholischen Missionär Eugen Eyraud. Im Sommer 1862 kam Lejeune, Kapitän des französischen Schiffes „Cassini“, an die Oster-Insel. Die ans Land gesetzte Mannschaft wurde von den Bewohnern gut empfangen und mehrere derselben brachten süße Kartoffeln, Tarro und ein Huhn an Bord. Diese Nachricht brachte er nach Chile, wo sie der Missionär Albert Montiton erfuhr und darauf den Entschluß faßte, auf der Oster-Insel eine Station zu gründen. Ihm schlossen sich zwei andere Patres, Rig'al und Eyraud, an und man begab sich zunächst nach Tahiti, wo man am 11. Mai 1863 eintraf. Zu jener Zeit herrschte in den südamerikanischen Provinzen, namentlich in Peru, großer Arbeitermangel, deshalb kam man auf den Gedanken, sich Südsee-Insulaner herbeizuschaffen; man lockte dieselben durch kleine Geschenke an Bord, berauschte sie, legte sie in Ketten und segelte mit ihnen ab. So wurden Tausende von freien Menschen systematisch geraubt und in Peru meistbietend verkauft. Demselben Schicksal unterlag auch die Oster-Insel, von der Hunderte der Bewohner fortgeschleppt wurden. Um diesem menschenentehrenden Treiben ein Ende zu machen, ließ der Gouverneur von Tahiti Jagd auf die Räuberschiffe machen, und der französische Geschäftsträger veranlaßte die peruanische Regierung, die Geraubten wieder in ihre Heimat zu entlassen. Aber alle nahmen den Keim der Pocken mit, der größte Theil starb schon unterwegs, und die Zurückgekehrten verpflanzten die tödliche Krankheit nach ihrem, bis zur Zeit davon verschont gewesenen Mutterlande.

Auf diese Weise kamen vier Oster-Insulaner nach Tahiti und einer der genannten Missionäre, nämlich Eyraud, schiffte sich mit ihnen nach ihrer Heimat ein, welche am 2. Januar 1864 in Sicht kam. Die Insel, auf den Karten auch als Waihu bezeichnet und von den Eingeborenen Rapanui (Groß-Rapa) genannt (die Engländer nennen sie Easter-Island, die Franzosen Isle de Paques), ist etwa 25 Kilometer lang und 17 breit und hat ungefähr die

Form eines Dreiecks. Die Küsten sind schwer zugänglich — die drei vorhandenen Buchten, Anarova, Anakena und Waihu gewähren auch keinen Schutz. Bis zu Berghügeln erhebt sich allmählig der Boden, der weder Baumwuchs noch fließende Gewässer aufzuweisen hat, indessen doch leidlich fruchtbar ist.

Bei der Ankunft Eyraud's kamen bald an 1000 nackte Eingeborene an den Strand mit Lanzen bewaffnet, welche aus einem Stocke bestanden, an dem ein scharfer Stein befestigt war. Die Aehnlichkeit der Körperbildung mit den Bewohnern der Markesas war auffällig. Die Hautfarbe war hell kupfer- oder olivengelb, der ganze Leib bemalt und die Hüften umschlang ein Schurz, aus einer Art Papyrus verfertigt. Das Tätowiren wurde nur noch bei einigen alten Männern gefunden, aber die Weiber waren vom Gürtel abwärts stark tätowirt. Unter den jüngern Leuten zeigten einige sehr intelligente Gesichter.

Bei diesen Leuten lebte Eyraud neun Monate; Unterkommen fand er bei einem Insulaner mit Namen Temanu, der ihm einige Hühner überließ, die jedoch sofort von einem andern, Torometi, gestohlen wurden, wie denn die ganze Einwohnerschaft geborenes Diebsgesindel ist. Und zu der unwiderstehlichen Lust zum Stehlen kommt noch die Faulheit; ein paar Tage auf dem Kartoffelacker genügen zur Erreichung einer Ernte, deren Ertrag für das ganze Jahr auslangt. Ihre Festlichkeiten nehmen eigentlich jahrein jahraus kein Ende: das Frühlingsfest Matavari wird zwei volle Monate hindurch gefeiert, bei dem Sommerfest Païna werden hauptsächlich süße Kartoffeln geschmaust, zu dem Feste während der Regenzeit, Areauti, werden große Hütten gebaut. Schmausereien sowie besondere Ausschmückung und Bemalung des Körpers machen den Hauptinhalt aller Feste aus. Die Frauen kultiviren besonders ihre Ohren; schon in früher Jugend durchsticht man die Ohrläppchen und vergrößert die Oeffnung nach und nach durch ein Stück Holz, später wird dieselbe mit einem möglichst großen Stück zusammengerollter Rinde ausgefüllt. Bei den Männern ist der Kopfputz die Hauptsache; einige setzen sich einen halben Kürbis auf, andere einen bunten Vogel oder einen alten europäischen Hut, und wenn er zu haben ist, mit Vergnügen einen Wassereimer. Eyraud hatte Gelegenheit, ein Kopfputzgenie zu bewundern, das ein Paar von den peruanischen Händlern zurückgelassene Stiefeln so zusammenzusetzen und als Kopfbedeckung zu verwenden wußte, daß allgemeines Erstaunen des Beifalls die Folge war. Jedes nur irgend zu erlangende Kleidungsstück wird angelegt; hat man deren zwei, so zieht man sie über einander. Besonders beliebt sind klappernde und klingende Gegenstände; erhascht der Insulaner ein Glöckchen, so ist er selig vor Freude. Zum allgemeinen Körperschmuck gehört das Einreiben mit einem übelriechenden Kraut, und die Lebenslust wird erhöht durch das Verzehren des eigenen Ungeziefers.

Beachtenswerth ist die große Fingerfertigkeit der Oster-Insulaner; sie flechten Stroh, verfertigen aus Pflanzenfasern Gürtel und Netze, bereiten aus Rinde eine Art Zeug zur Bedeckung der Schultern u. s. w. Zu allen Handarbeiten bedienen sie sich höchstens eines scharfen Steines, der auch als Rasirmesser dient. Mit europäischen Werkzeugen wissen sie noch nichts anzufangen. Seitdem die Peruaner auf der Insel waren, giebt es dort Messer, aber diese bleiben bei Zank und Streit unbenutzt — die Insulaner lieben das Steinigen.

Von der großen Zudringlichkeit der Bewohner hatte Eyrand viel zu leiden, der schon genannte Torometi betrachtete sich als Eigenthümer aller seiner Sachen — Alles wurde ihm weggestohlen, und er war froh, am 10. Oktober 1865 wieder absegeln zu können. Sein Missionswerk war freilich ganz gescheitert, denn vom Christenthum war auf der Oster-Insel auch nicht die geringste Spur zurückgeblieben.

Nach ihm gingen die Missionäre Gaspar und Roussel dort hin. Sie wußten sich von vorn herein mehr Achtung bei den Eingeborenen zu verschaffen als ihr Vorgänger, der gewissermaßen nur der Sklave des genannten Häuptlings gewesen war. Als sie landeten, nahm ein Häuptling einen Stein von der Erde auf, machte eine drohende Geberde und stellte sich, als wolle er Herrn Roussel den Schädel einschlagen; doch dieser hieb ihn mit seinem dicken Knüttel zu Boden und ging ruhig in das Dorf hinein. Seitdem legte man den beiden Missionären nichts mehr in den Weg.

Den neuesten Bericht über die Insel Waihu haben wir durch den Engländer J. L. Palmer, der mit dem britischen Regierungsschiffe „Topaze" am 1. November 1868 dort anlangte. Auch er spricht von dem vorerwähnten Menschenraube. Im Jahre 1864 wurden nicht weniger als 1500 Insulaner fortgeschleppt, 1868 sind nur noch 900 Bewohner überhaupt übrig geblieben, nur ein Drittel davon sind Frauen. Die Zahl der Sterbefälle ist doppelt so groß als die der Geburten, so daß sämmtliche Eingeborene bald ganz ausgestorben sein werden. Sehr viele sterben an der Auszehrung, welche für eine ansteckende Krankheit gehalten wird.

Die Wohnungen der Oster-Insulaner sind klein, die größten etwa 10 m. lang und kaum 2 m. hoch; das Thürloch ist so eng und niedrig, daß man nur kriechend hindurch kann; vor demselben hängt ein Netz, um die Hühner abzuhalten; von Fenster oder Rauchfang ist keine Rede. Die Sprache der Eingeborenen ist so arm, daß sie alle verschiedenen Pflanzen einfach Mu ku, d. h. grüne Sachen, benennen.

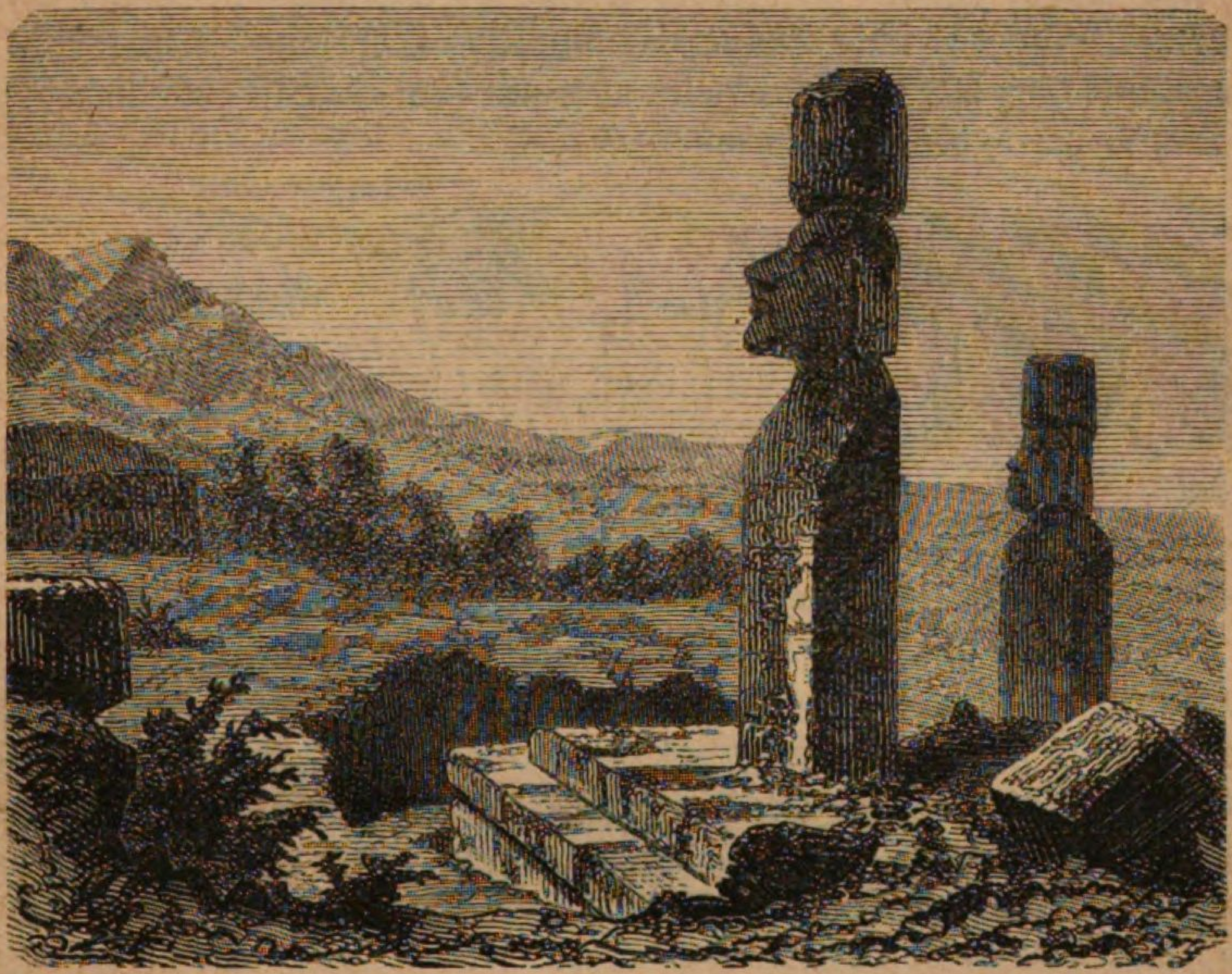
Das religiöse Element ist bei ihnen sehr schwach entwickelt. Vor dem Tode haben sie eine große Furcht. Ihre Todtengebräuche sind eigenthümlich. Die Leiche wird mit einer Strohmatte umwickelt und der Wohnung gegenüber auf einen Steinhaufen gelegt, den Kopf dem Meere zugekehrt. So läßt man sie trocknen und bekümmert sich nicht weiter um sie.

Den Charakter der trostlosen Vereinsamung hat die Oster-Insel nicht blos durch ihre isolirte Lage, sondern auch durch ihre ganze Natureigenthümlichkeit; eigentliche Bäume fehlen gegenwärtig; die, welche früher vorhanden waren, wurden in Kriegszeiten zerstört; nur Gesträuch, gebildet vom Papiermaulbeerbaum (Miro Miro) und einer Art Hibiscus, zeigt sich hin und wieder. Die angebauten Pflanzen — Bataten, Zuckerrohr, Yams und Bananen — sind nach und nach von andern Inseln eingeführt. Die einzigen höheren Thiere sind Hühner und Ratten; erstere wurden natürlich dorthin verpflanzt und letztere, welche sich sehr wohl befinden, haben Schiffe unfreiwillig dahin verschleppt. Zu nennen sind noch einige Kaninchen, welche sich der Missionär Gaspar hält.

Die Bodenbeschaffenheit der Insel ist durchaus vulkanisch; die runden Hü-

gel, welche sich über die Thäler oder aus den Ebenen erheben, haben zunächst Krater, die freilich nicht mehr in Thätigkeit sind. Kein Fluß schlängelt sich durch die Thäler, nur hier und da stehen Tümpel in dem alten Kraterbecken — in einigen Lavagrotten sammelt sich indeß kühles Trinkwasser. Wenn die Bewohner Durst haben, so kauen sie Zuckerrohr oder rohe süße Kartoffeln, die etwa wie Kastanien schmecken.

Dies alles bisher von der Oster-Insel Gesagte paßt mehr oder weniger auf sehr viele Inseln des Großen Ozeans, dagegen breiten die daselbst gefundenen und nur ihr eigenthümlichen alten Denkmäler einen geheimnißvollen Schleier über ihre historische und naturgeschichtliche Entwicklung in der Vorzeit, der das Interesse um so mehr steigert, je weniger es bis jetzt gelungen ist, ihn nur einigermaßen zu lüften.



Steindenkmäler auf der Oster-Insel.

Daß das Vorhandensein von alten Denkmälern nicht blos die Erfindung eines müßigen Reisenden ist, beweisen, wenn auch keine genauen Berichte aller Inselbesucher von Roggeveen bis zu Palmer existirten, die kolossalen, von Menschenhänden bearbeiteten Steinmassen, welche von der Oster-Insel nach dem Britischen Museum gebracht worden sind und dort das Staunen der Beschauer hervorrufen. —

Cook und nach ihm Palmer haben die ausführlichsten Beschreibungen von diesen alten Steindenkmälern gegeben. An verschiedenen Punkten der Insel, nicht weit vom Gestade, finden sich künstlich erbaute Plattformen. Dieselben sind über 2 m. hoch, 20 m. lang und aus großen Lavaquadern nach den genauesten Regeln der Kunst ohne Mörtel zusammengefügt. Auf diesen Plattformen stehen, wenn man will, kolossale Hermen, nämlich gewaltige, vier-

eckig bearbeitete Steine, die oben in einem Menschenkopfe endigen. Letzterer trägt einen mächtigen zweiten Stein als Hut, welcher aus blasiger rother Lava verfertigt ist. Lava wird nur an einer einzigen Stelle der Insel, welche Otu iti oder kleiner Hügel heißt, angetroffen, während die eigentlichen Kolosse aus grauem Lavakonglomerat bestehen. Viele von diesen Steinbildern sind bereits umgestürzt und liegen merkwürdiger Weise meist mit der Gesichtsseite nach unten, andere stehen noch aufrecht und kehren an den verschiedensten Orten der Küste immer den Rücken zu. Die Größe derselben ist verschieden, die kleinsten sind 5—6 m. hoch, andere haben eine Größe von 9 m. und darüber und eine Breite von $2\frac{1}{2}$ m. Wie die Größe, so ist auch die Anzahl der Steinbilder verschieden, welche sich an einem Ort vereinigt. Palmer fand sogar eine Werkstätte dieser Skulpturen; er sagt darüber: „Wir blieben die Nacht über im Krater, wo wir Schutz und Wasser fanden. Neben der Stelle, wo wir schliefen, befand sich ein ungeborenes Bild; das liebe Kleine war nur etwa 8 m. lang, es hatte nur erst ein Auge, und hing mit der Hinterseite noch mit dem Gestein zusammen. Wir sahen noch mehrere, die unfertig waren."



Figuren auf einer auf der Oster-Insel aufgefundenen Holztafel.

Von dem eigentlichen Bilde giebt Cook folgende Beschreibung: „Die grobe Arbeit deutet auf die Kindheit der Kunst hin. Auf dem schlecht gezeichneten Kopfe gewahrt man kaum die Augen, die Nase und den Mund; die Ohren sind, wie hier zu Lande gewöhnlich, außerordentlich lang, aber weniger schlecht ausgeführt als das Uebrige. Der Hals ist kurz; Schultern und Arme sind aber fast nicht zu unterscheiden. Auf dem Haupte thront ein Steincylinder. Dieser Hut, der dem, welchen die ägyptischen Götzenbilder vordem auf dem Haupte trugen, sehr ähnlich ist, besteht aus einem anderen, mehr röthlichen Stein. Der Kopf und was sich darauf befindet, bildet die Hälfte der ganzen Figur." Leider hat Leutnant Rudolph von der französischen Fregatte „Flora" am 5. Jan. 1872 mehrere dieser interessanten Steindenkmäler zerstört, und was noch irgend brauchbar war, nach Frankreich geschleppt. — Zu diesem steinernen Räthsel gesellt sich noch ein hölzernes, welches durch Professor Dr. Philippi aus S. Jago de Chile jüngst nach Berlin gelangt ist. Es ist der Abdruck einer Holztafel, welche der von Chile nach Rapanui gesandte Kapitän Gana von da mitgebracht hat. Solcher Tafeln wurden auf der Insel drei gefunden, von denen zwei in Gana's Besitz und die dritte durch den Bischof von Tahiti nach Frankreich gesandt wurde. Die Tafeln, auf welchen sich bis jetzt unentzifferbare und auch den Ureinwohnern nicht verständliche Zeichen eingegraben finden, bestehen nach Philippi's Angabe aus dem Holze einer Edwardsia, dem einzigen Baume, der früher noch auf der Oster-Insel angetroffen wurde.

Wer löst diese beiden Räthsel? — Vielleicht stehen sie in Zusammenhang. — Bei allen Polynesiern stehen die königlichen Geschlechter in hohem Ansehen und nach dem Tode werden die Fürsten göttlich verehrt. Bekannt ist, daß die hohen Familien auf den ozeanischen Inseln ihren Stammbaum bis hinauf in die 30., ja 88. Generation verfolgen konnten. Dem Gedächtniß wußte man zu Hülfe zu kommen. War ein Fürst mit Tode abgegangen und unter die Götter versetzt, so fertigte man von ihm ein Steinbild an, das auf seinem Grabe aufgestellt wurde. Dies sind die steinernen Denkmäler. Um das Gedächtniß weiter zu unterstützen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß man die Namen der Abgeschiedenen hieroglyphisch in Holz schnitt, und nach dieser Hypothese wären die genannten Tafeln nichts Anderes als Stammbäume von Königsgeschlechtern, in hieroglyphischer Darstellung die Namen und Thaten derselben darstellend. — Gut! Das wäre eine Lösung! —

Aber wann und von wem sind die Räthsel aufgegeben worden? — Beide geben bei genauer Betrachtung Kunde von einem Wohlstande und einer Bildung in grauer Vorzeit und von einem Volke, das eine überraschende Aehnlichkeit mit den alten Mexikanern und Peruanern zeigt. — Kann man sich denken, daß eine Insel, nur von einer Hand voll wilder Polynesier bewohnt, die durch die Wogen des Ozeans hierher verschlagen sind, ohne Bäume und Quellen, ohne Vegetation, eine so große Masse von Menschen ernähren konnte, die zur Aufrichtung dieser kolossalen Statuen durchaus nöthig war? — Sollten alle über den pazifischen Ozean zerstreuten Inseln jemals einen Kontinent gebildet haben? Sind die Kontinente von Amerika und Asien in der vorhistorischen Zeit im Zusammenhange gewesen? Sollte namentlich ein Zusammenhang der OsterInsel mit dem am weitesten vorspringenden Vorgebirge Peru's stattgefunden haben?

Alle diese Fragen drängen sich auf, wenn man diese Zeugen der Vorzeit befragt. Zu Wasser können die kolossalen Statuen unmöglich hinübergebracht worden sein. Ist aber das Räthsel gelöst mit der Annahme eines versenkten Kontinents? Sind alle Inseln Polynesiens nur die Gipfel von Bergen, um die herum sich die Korallen angebaut haben, und sind diese riesigen Bauwerke die Beweise für eine längst ausgestorbene Menschenrasse? —

Bestimmte Antworten auf diese Frage lassen sich heut noch nicht geben. Ist doch selbst das Geschick dieser einsam weit hinten im Stillen Ozean gelegenen Insel in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. In den letzten hundert Jahren hat dieselbe solche Umwandlungen erfahren, daß sie Cook nicht wieder erkennen würde. Einzelne Ueberreste dieser steinernen Ungeheuer liegen allerdings heute noch auf ihrem einsamen Posten als stumme Zeichen der guten alten Zeit, welche die Insel einst erlebt, aber wo bleibt das Leben auf ihr selbst? — Menschen, Thiere und Pflanzen gehen unaufhaltbar ihrem Untergange entgegen, und bald wird der landende Schiffer an der Oster-Insel gerade das Gegentheil der symbolischen Bedeutung ihres Namens erschauen — — von dem nackten, öden, todten Felsen inmitten der wüsten See wird er sich mit Grauen wegwenden, verscheucht von dem Gespensterblick der Steinriesen.



Insel St. Christina.

II. Die Markesas-Inseln.

Revolutions-Inseln. Washington-Inseln. Klima. Thierwelt. Eingeborene. Tätowiren. Sitten und Gebräuche der Bewohner. Nukahiwa. Ruopoa. Die Insulaner und die Missionäre. Oberherrschaft der Franzosen. Lagunen-Inseln.

Wir sind bisher auf unserer Rundreise immer von Westen nach Osten gegangen und wenden uns nunmehr nordwärts, um zu der Markesas- oder Mendaña-Gruppe zu gelangen. Diese besteht aus zwei nahe bei einander gelegenen Gruppen, von denen die südliche 1594 von dem Spanier Mendaña entdeckt und nach dem dermaligen Vizekönig von Peru, Marquesas de Mendoza, benannt, wogegen die nördliche erst 1791 von dem Amerikaner Ingraham entdeckt wurde und eine Zeitlang den Namen Revolutions-Inseln, dann wieder den der Washington-Inseln führte; doch begreifen wir beide Gruppen unter dem Namen der Markesas-Inseln. Die südliche Gruppe, die eigentlichen Markesas, besteht aus fünf Inseln: Fatuh'iwa (St. Madalena) (unter 10° 31′ Br. und 221° 17′ L.), Mohotani (St. Pedro), Tahuata (St. Christina), Hiwaoa (la Dominica) und Fatahuku (Hood), die nördliche, aus sechs: Uapoa (Adams), Uahuka (Washington), Nukahiwa (Federal), Motuiti, Hiau und Fattu-uhu (Hatutu).

Die Küsten aller dieser Inseln sind ganz von denen der Gesellschafts-Inseln verschieden, indem sie sich schroff, steil und hoch aus dem Meere erheben,

und Korallenriffe wie die breiten, die Berge umschließenden Küstenebenen ganz fehlen. Daher hat hier die Schiffahrt nicht mit verborgenen Riffen zu kämpfen und findet in den Buchten, die sich an die Ausgänge der Thäler anschließen, nur Ankerplätze und leidliche Häfen, wie Vaitahu (Madre de Dios) auf Tahuata, Vaitake (Port invisible) auf Uahuka, Taio-Hae (Annamaria) und Hakaui (Tschitschagoff) auf Nukahiwa. Die Inseln sind, obwol es keine thätigen Vulkane mehr giebt, insgesammt vulkanischen Ursprunges, und alle sind voll von steilen, rauhen, wilden Bergen, die aber die Höhe von 1300 m. nur wenig übersteigen, indem der höchste Berg auf Hiwaoa 1300 m., auf Nukahiwa nur 1200 m. mißt. Doch sind diese Berge auch auf allen Seiten von Thälern durchschnitten, welche in schmale, mit fruchtbarem Boden versehene und gut bewässerte Ebenen auslaufen und die einzigen Wohnplätze der Einwohner bilden, denn die dicht bewaldeten Berge sind unbewohnt.


Tätowirter Eingeborener von den Markesas-Inseln.

Das Klima gilt trotz der großen Hitze für gesund; nur den Augen ist es nicht zuträglich, indem oft Fälle von Staar und Nachtblindheit vorkommen.

Die große Fruchtbarkeit des Bodens liefert den Eingeborenen fast ohne alle Pflege ihre Bedürfnisse im reichsten Maße. Der Kokosnuß-, der Brotfruchtbaum und die Südseekastanie bedecken so weite Strecken, daß man sie Wälder nennen kann, und kaum sonst wo mag sich auf Erden noch ein Fleck finden, der eine solche Fülle von Nahrungsstoffen wie diese Thäler freiwillig hervorbrächte. Der Papiermaulbeerbaum und die Curcuma werden gebaut

und jener zur Verfertigung des Tapatuches, dieser zum Färben und zum Schminken benutzt. Zuckerrohr wächst ohne Pflege, und der in neuerer Zeit eingeführte Tabak ist den Eingeborenen bereits zum Bedürfniß geworden. Pisangs, Yams, Tarro, Bataten und andere Nahrungspflanzen gedeihen im Ueberfluß; Bambus, Kasuarinen, eine Art wohlschmeckender Aepfel, Kürbisse, Ingwer, der Hi-Baum oder Mape (Inocarpus edulis), Kresse und viele andere Gewächse sind in Menge vorhanden.

Von Säugethieren traf man vormals blos Schweine und Ratten an; von den Europäern wurden dann, außer Katzen, auch Rinder und Schafe eingeführt, die sämmtlich in wildem Zustand leben. Aber während die Rinder sich rasch vermehren, wollen die Schafe nicht recht gedeihen, da für sie die Hitze zu groß ist und sie überdies Niemand schert.



Tätowirte Hand eines Häuptlings der Markesas-Inseln.

Unter den Vögeln sind zu erwähnen: kleine, blaue Papageie mit korallenrothem Schnabel und gleichfarbigen Füßen; die schöne, grüne Kurukurutaube mit dem rothen Fleck auf der Brust und der zierlichen, scharlachnen Haube; eine kleine schwarze Salangane, die unablässig die Insekten verfolgt, der schöne Tropikvogel und ein weißer Tölpel, der die Fische im Meere beunruhigt. Im Ganzen zählt man 30 Gattungen Vögel. Besonders gesucht wegen ihres Fleisches ist eine Taube (Columba glauconotos), die sich aber nur in den höchsten Basaltwänden von Nukahiwa aufhält. Von Amphibien giebt es außer Schildkröten nur eine unschädliche Schlangen- und eine metallisch glänzende Eidechsenart. Insekten sind bis auf einen riesigen Tausendfuß (Julus) selten.

Die Eingeborenen, an Zahl vielleicht kaum 15,000, zeichnen sich vor allen übrigen polynesischen Völkern durch körperliche Kraft und Schönheit aus, ja, sie übertreffen nach Cook an Schönheit der Gestalt und Regelmäßigkeit der Züge vielleicht sogar alle andern Nationen. Sie sind wohlgebaut, stark, hoch und von muskulösem Gliederbau; die Männer sind bis 2 m. groß. Die Gesichtsfarbe fällt in ein reines, gesundes Gelb, und eine sanfte Röthe schimmert auf den Wangen. Die Weiber sind zwar kleiner, aber gut proportionirt, und obwol ihre Farbe einen Anflug von Braun hat, so sind doch viele von ihnen so schön wie die Frauen in Südeuropa. Forster war von der Gestalt der Eingeborenen so entzückt, daß er Manchen neben Meisterwerke der alten Kunst stellen zu dürfen glaubte.

An Stelle der Kleidung tragen beide Geschlechter nur den Maro, einen Streifen Tuch, der um die Hüften geschlungen wird; doch haben die Weiber den Schurz etwas länger, so daß er bis auf die Mitte der Beine hinabreicht. Diese dürftige Kleidung ersetzen die Männer durch Tätowiren, das sie in einem Umfang anwenden, wie kein anderes Volk auf Erden; jeder Theil des Körpers, selbst der Schädel, die Finger und die Zehen, Alles wird auf das Reichste tätowirt, und dabei wird die größte Symmetrie beobachtet. Die Brust wird gewöhnlich mit einer schildartigen Figur verziert, auf den Armen und den Schenkeln werden breitere oder schmälere Streifen angebracht, welche der Richtung der Muskeln zu folgen scheinen; auf dem Rücken ist ein großes Kreuz, das am Nacken beginnt und beim letzten Wirbel endigt; vorn am Schenkel sind gewöhnlich Figuren, die das menschliche Gesicht vorstellen, auf jeder Seite der Wade ist eine ovale Figur, die einen guten Eindruck macht. In der That zeugt das Ganze von viel Geschmack und viel Geschick in der Anordnung. Dafür wird aber auch das Tätowiren kunstmäßig betrieben; wie auf Samoa ist ein tüchtiger Tätowirer ein Mann von großem Ansehen, der für seine Dienste sehr gut bezahlt wird. Er erhält für jeden Abschnitt des Tätowirens, der 3—6 Monate in Anspruch nimmt, eine beträchtliche Vergütung, und so mühsam ist das ganze Verfahren, daß ein Mann vor dem dreißigsten Jahre kaum vollständig tätowirt sein kann. Wenn das letzte Stück des Tätowirwerkes ausgeführt wird, beginnen die ersten Stücke gewöhnlich zu schwinden; wer dann reich genug ist, läßt die Muster wieder auffrischen, ja manche lassen sich dreimal tätowiren. Das gilt freilich für ein Zeichen großen Reichthums; dafür hat aber auch der Tätowirte das Vergnügen, daß seine Haut, da die Muster nicht genau auf einander treffen, fast so schwarz wird wie die eines Negers. Seine Kunstfertigkeit erlangt der Tätowirer dadurch, daß er sich am gemeinen Manne übt, der das Tätowiren nicht bezahlen kann. Als Farbe benutzt er beim Tätowiren Kokosnuß, die zu Kohle verbrannt und mit Wasser vermischt wird.

Um auch den Kopf tätowiren zu können, scheren die Männer das Haupthaar; doch lassen sie an jeder Seite des Kopfes einen Büschel stehen, den sie kegelartig zusammenflechten. Diese Büschel ragen dann an den Schläfen wie Hörner empor und geben den Männern ein teufelmäßiges Aussehen. Die Weiber dagegen umwinden ihr gekräuseltes Haar geschmackvoll mit einer weißen Binde und begnügen sich im Uebrigen mit einzelnen Zierathen, die sie sich hier und da auf dem Körper eintätowiren lassen. Auch sind Frauen von Rang sehr um ihre Hautfarbe besorgt. Finden sie, daß sie von der Sonne gebräunt werden, so unterziehen sie sich einem Bleichungsverfahren, indem sie den ganzen Körper mit dem Safte dreier Bäume einsalben. Diese Salbe macht Anfangs die Haut tiefschwarz; aber wenn sechs Tage vorüber sind, wird die Haut wieder weiß. Noch hat man nicht erfahren können, woraus diese Salbe bereitet wird.

Den Bart rasiren die Männer ebenfalls; doch lassen sie am Kinn einen kleinen Büschel Haare stehen. Auch gelten, wie bei den Chinesen, lange Fingernägel für ein Zeichen von Rang.

Schmuck lieben die Eingeborenen sehr, besonders eine weiße Muschelschale, die sie zu einem Ring ausschneiden, den sie mit einer aus Harz und dem Holz

des Brotfruchtbaumes bestehenden Masse ausfüllen. Durch diese Masse stecken sie ein elfenbeinernes Stäbchen, das vorn in einen Knopf ausläuft, in welchen Figuren eingeschnitten sind, und das sie dann durch das Ohrläppchen stoßen, so daß der Knopf nach vorn steht. Namentlich schmückt der Markesaner seine Knöchel, seine Speere und Keulen gern mit Haarlöckchen und verwendet dazu am liebsten lange, weiße menschliche Bärte, die hoch im Preise stehen. Auch trägt er gern Schmuck von Walfischzähnen um den Nacken. Sehr beliebt ist ein hufeisenförmiger Schmuck von Holz, welches dicht mit Wachs überzogen wird, in das man schwarze und scharlachne Samenkörner kunstvoll eindrückt.

Diesen Schmuck trägt man wie einen Kragen, so daß er auf die Brust hinabhängt. In vollem Putze erscheinen die Männer überdies in einer Art Diadem, einem aus Kokosnußfasern geflochtenen Kopfband, das in der Mitte eine große, mit Schnitzwerk verzierte Perlmutterschale trägt und mit einer Menge Federn besteckt ist. Gewöhnlich tragen die Häuptlinge auch einen Fächer, der aus weißgefärbten Kokosnußblättern geflochten ist.

Die Wohnungen bestehen meist aus langen, schmalen Hütten, die auf eingerammten Pfählen ruhen und deren Wände mit Kokosblättern und Farrnkraut durchflochten sind. Auf der Hinterseite sind die Hütten höher als auf der Vorderseite und im Innern durch einen Verschlag in zwei Theile geschieden, in deren einem man den Fußboden unbedeckt läßt, während er in der andern Abtheilung mit Matten belegt wird. An der Hinterwand ist das eigenthümliche Familienbett aufgeschlagen. Es besteht aus zwei Stangen, die ungefähr 2 m. von einander, etwa $^1/_3$ m. über dem Boden, in horizontaler Lage angebracht sind; der Zwischenraum zwischen denselben ist mit dürrem Gras bedeckt und dieses mit Matten belegt. Der Schläfer liegt auf den Matten und läßt den Kopf auf der einen Stange, die Füße auf der andern ruhen, eine keineswegs bequeme Lage.

Zu Ehren der Kinder großer Häuptlinge erbauen die Eingeborenen kleine, reich verzierte Häuser, zum Zeichen, daß sie die Kinder als echt anerkennen; die Unterlassung des Baues wird als Beleidigung angesehen.

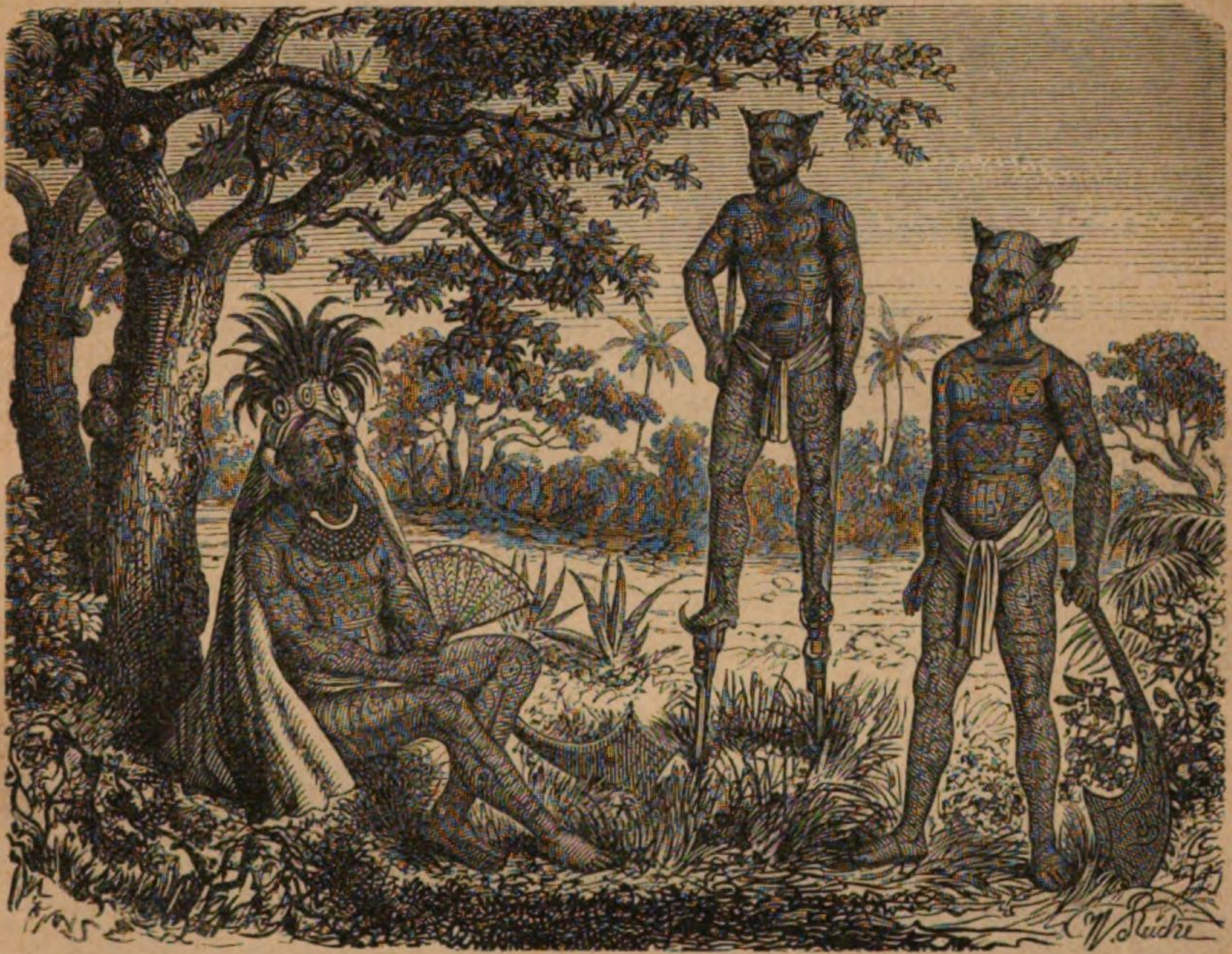
Die Boote der Eingeborenen stehen denen der übrigen Polynesier sehr nach; sie verwenden keine große Sorgfalt auf deren Herstellung, da sie der Schiffahrt abgeneigt sind.

In jedem Dorf giebt es eine Art Amphitheater (Pahua), das zu Tanz und sonstigen Belustigungen bestimmt ist. Der Boden desselben ist sorgsam geebnet und mit Matten belegt, und die aufsteigenden Wände bilden Sitze für die Zuschauer. Die Tänze bestehen blos in Sprüngen; doch ist den Weibern gar keine Bekleidung gestattet. Die Hauptbelustigung ist der Wettlauf auf Stelzen. Die Markesaner sind vollendete Stelzenläufer, mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit laufen sie über holprige Steine und würden den Neid manches Seiltänzers erregen. Beim Wettlauf suchen sie einander nicht blos auszustechen, sondern auf dem Wege zu kreuzen und umzuwerfen.

Beim Fischfang benutzen die Eingeborenen entweder den Angelhaken oder das Netz. In letzterem Fall tauchen sie unter und halten mit der einen Hand das Netz vor einen Felsspalt, während sie mit der andern Hand mittels eines

Stockes den Fisch aus seinem Schlupfwinkel in das Netz jagen. Dabei ist aber schon Mancher umgekommen. Die Männer lassen nämlich, so lange sie auf dem Kopfe noch nicht tätowirt sind, das Haar lang wachsen und binden es in einem Büschel zusammen, den sie beim Tauchen auflösen. Gelegentlich ist es da vorgekommen, daß sich das lose Haar an einer Klippe verfangen und den Taucher festgehalten hat, bis er erstickt war.[1]

Sonst pflegt der Mann den größten Theil des Tages zu faulenzen. Die Weiber müssen den ganzen Haushalt versehen und verfertigen die Matten, die Gürtel, die Angelschnuren, Körbe u. dgl.



Häuptling und Eingeborene der Markesas-Inseln.

Mit Ausnahme mancher Häuptlinge hat der Markesaner nur eine Frau; doch ist der Ehebruch weder verboten noch wird er bestraft, wenigstens wird es damit nicht genau genommen, wie schon aus der herrschenden Unzucht von selbst folgt. Denn die Weiber sind mit ihren Reizen durchaus nicht spröde sie; tragen kein Bedenken, selbst Fremden sich anzubieten, und es gilt für einen großen Vorzug, wenn ein Mädchen recht viele Liebhaber hat.

In den religiösen Anschauungen der Eingeborenen ist keine erhebliche Verschiedenheit zwischen ihnen und den Tahitiern bemerkbar; um so mehr weichen sie in ihren politischen Einrichtungen von den meisten Polynesiern ab. Die Zerklüftung des Landes in abgesondert liegende, durch steile Berge von einander getrennte Thäler, in denen die Eingeborenen abgeschieden von einander leben, stellte der Bildung größerer politischer Verbände fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen, oder führte, wenn vormals deren bestanden,

die baldige gänzliche Auflösung derselben herbei. Doch leben die Bewohner der einzelnen Thäler unter einer Menge kleiner Häuptlinge und sind in unaufhörliche Kriege unter einander verwickelt. Denn die Markesaner sind von einer Rauf- und Kriegslust erfüllt, wie man sie bei den Fidschianern und Neu-Seeländern kaum stärker antreffen kann; sie sind überdies im Kampfe ungemein wild und grausam und eingefleischte Kannibalen. Sie bedienen sich im Kampfe nicht der Pfeile und Bogen, sondern der Speere, der Schleudern und Keulen. Gewöhnlich lauern sie dem Feinde auf und suchen ihn durch plötzlichen Ueberfall zu vernichten. Wer in diesen Kriegslisten besonderes Geschick an den Tag legt, wer am längsten regungslos im hohen Grase oder im Dickicht sich verbergen kann, wer am leisesten Athem holt, am schnellsten läuft, am flinksten von einem Felsen zum andern springt, um den Feind unversehens mit der Mordkeule zu treffen, der erwirbt sich unter seinen Gefährten hohen Ruhm. Oft wird der Krieg damit begonnen, daß ein Häuptling sich bei nächtlicher Weile in das Gebiet seines Feindes zu stehlen sucht und dort die Brotfrucht und Kokosnußbäume vernichtet.

Erschlägt der Markesaner einen Feind, so schneidet er ihm den Kopf ab, reißt den Schädel auf und frißt das Gehirn. Er reinigt dann sorglich den Schädel, verziert ihn mit Borstenbüscheln und schlingt ihn mit einer Schnur an seinen Gürtel, und dieses Siegeszeichen nimmt er wieder mit in den Kampf. Die erschlagenen Feinde werden natürlich aufgefressen. Mit dieser Rohheit und Wildheit hängt eine andere Sitte zusammen. Stirbt nämlich ein Eingeborener, so hält zunächst der Tana oder Priester eine lange Rede, und dann wird die Leiche gewaschen, eingesalbt und in die Sonne gelegt, um zur Mumie einzutrocknen, worauf sie auf den Begräbnißplatz, Morai, gebracht wird. Bricht aber Krieg aus, so sucht der Feind die Leichen angesehener Männer aus dem Begräbnißplatze zu stehlen. Daher werden beim Ausbruch eines Krieges die Leichen in Sicherheit gebracht oder verbrannt.

Noch sei eines Bauwerkes aus grauer Vorzeit gedacht, von welchem sich auf Nukahiwa Trümmer vorfinden. Es ist dies namentlich eine aus kyklopischen Steinblöcken zusammengefügte Treppe oder Terrasse von 100 m. Länge und 20 m. Breite, zum Theil von Bäumen bedeckt und mit Schlingpflanzen überwuchert. Die Insulaner behaupten, daß dieser Bau von den Göttern selbst zur Zeit der Schöpfung der Welt aufgeführt sei.

Was die einzelnen Inseln der Gruppe betrifft, so ist die bedeutendste Nukahiwa, besonders durch ihren Hafen, Taio-Hae bemerkenswerth. Die schöne, hufeisenförmige Bucht, welche zwei Meilen im Umfange hat, ist nur mit einem engen Eingang versehen, vor welchem zwei kleine Inseln aufsteigen. Vom Rande des Wassers erhebt sich das Land gleichförmig auf allen Seiten mit grünen, sanften Abhängen, bis es sich von anmuthigen Hügeln zu mächtigen, majestätischen Höhen aufthürmt, deren blaue Umrisse die Landschaft ringsum begrenzen. Der wunderbar schöne Anblick der Küste wird durch tiefe Schluchten erhöht, die in fast gleichen Entfernungen von einander bis ans Wasser hinablaufen und mit ihrem Ende im Schatten der Berge sich verlieren. Aus jedem dieser Thäler fließt ein kleiner Strom herab, der dann und wann die

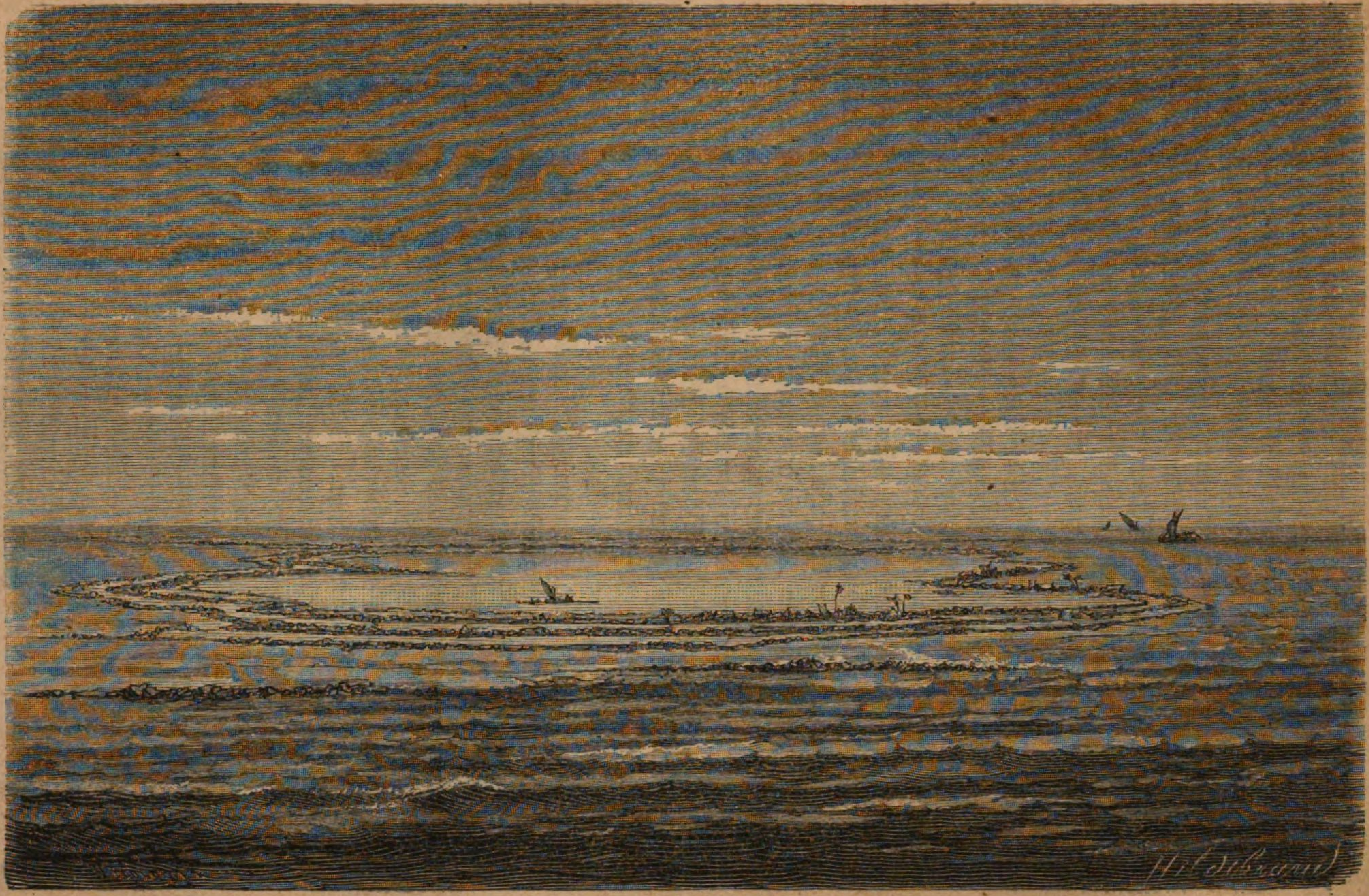
Gestalt eines kleinen Wasserfalles annimmt, dann dem Auge entschwindet, als größerer Wasserfall wieder zum Vorschein kommt und endlich murmelnd der See zugleitet. Die Häuser der Eingeborenen liegen in den Thälern im Schatten der Bäume unregelmäßig hingestreut.

Eine der schönsten Inseln ist Uapoa; sie hat eine Menge seltsam geformter Piks, die wie Obelisken oder wie Spitzthürme gothischer Kirchen des Mittelalters aussehen, und gewährt bei ihrer üppigen Vegetation einen malerischen Anblick. Die übrigen Inseln bieten nichts Bemerkenswerthes.

Denken wir nun an die Roheit und Wildheit der Eingeborenen, erwägen wir, daß sie sich von allen Polynesiern durch die Unbildsamkeit und Gleichgiltigkeit, die sie gegen die Europäer, deren Gebräuche und Lebensweise an den Tag legen, unterscheiden, so sieht man wohl, daß die Aussichten für die Einführung des Christenthums durchaus nicht gut waren. Am 5. Juni 1797 setzte das Missionsschiff „Duff“ im Hafen Vaitahu zwei Missionäre ans Land. Der dortige Häuptling Tenai, vom Zwecke der Landung in Kenntniß gesetzt, erklärte sich sogleich bereit, die Sendboten unter seinen Schutz zu nehmen, aber der eine, Harris, wurde durch die Zügellosigkeit der Eingeborenen fast zum Wahnsinn getrieben und mußte vom „Duff“ gleich wieder mitgenommen werden; der andere, Crook, der stärkere Nerven hatte, blieb jedoch unter den Wilden zurück. Als nun die „Betsy“, Kapitän Fanning, am 22. Mai 1798 vor der Insel Tahuata erschien, wurde der Kapitän von der Mannschaft mehrerer Kähne durch Zeichen und Zurufe eingeladen, sich nach dem Ankerplatze führen zu lassen. Der Kapitän zögerte noch, und die Wilden wurden inzwischen durch heftige Regengüsse verscheucht, als man auf einmal ein kleines Boot mit nur zwei Mann in aller Hast herbeirudern sah. Wer schildert das Erstaunen des Kapitäns, als er einen dieser Leute, der nackt wie die Eingeborenen war, mit lauter Stimme ausrufen hörte: „Herr, ich bin ein Engländer und komme zu Ihnen, um mein Leben zu retten!“ Dieser Europäer war kein anderer als der Missionär Crook. Er erzählte, seit einigen Wochen sei das Betragen der Eingeborenen so bösartig geworden, daß er sein Leben nur der Vermittlung des ihn jetzt begleitenden Häuptlings verdanke. Als seinen Hauptverfolger bezeichnete er einen von einem Handelsschiffe entlaufenen italienischen Matrosen, der vom Schiffe ein Gewehr nebst gutem Vorrath von Pulver und Blei gestohlen und sich dadurch einen großen Einfluß auf die Häuptlinge zu verschaffen gewußt hatte. Der Italiener war auf Crook schon um deswillen nicht gut zu sprechen, weil dieser seinen immerwährenden Aufstachelungen der Eingeborenen zu Kriegen und Grausamkeiten in den Weg trat, und suchte sich desselben um so mehr zu entledigen, als sein Pulvervorrath und damit sein Einfluß zur Neige ging. Um seinen Schießbedarf zu ergänzen, wollte er sich mit Hülfe der Eingeborenen des ersten ankommenden Schiffes bemächtigen und fürchtete, nur Crook in seinen Plänen gestört zu werden. Als daher die „Betsy“ erschien, wäre Crook unzweifelhaft umgebracht worden, wenn ihn nicht der Häuptling beschützt hätte; doch durfte er das Land nicht verlassen und wurde streng überwacht. Schon verzweifelte er daran, den Kapitän des Schiffes noch rechtzeitig warnen zu können, als der heftige, die Luft verdunkelnde Regen es

ihm möglich machte, unbemerkt zur „Betsy" zu rudern. Die Eingeborenen wollten nämlich Nachts ein Seil am Schiffe befestigen, und zugleich sollte ein geschickter Taucher die Ankertaue zerschneiden; dann wollten sie das Fahrzeug auf den Strand ziehen, wo die Mannschaft sich der gefürchteten Kanonen nicht hätte bedienen und eben so wenig einem plötzlichen Angriff hätte widerstehen können.

Unter diesen Umständen beschloß der Kapitän, gar nicht zu landen; reichlich belohnte er den edlen Häuptling und segelte weiter. Als aber die „Betsy" in Nukahiwa anlangte, schienen die Eingeborenen so gut gesinnt zu sein, daß sich Crook doch wieder zum Bleiben entschloß. Indessen auch dieser Versuch des wackern Missionärs blieb erfolglos, und er mußte die Vorbeifahrt des nächsten Handelsschiffes benutzen, um die Insel zu verlassen. Erst im Jahre 1825 wagte man die Bekehrungsversuche wieder aufzunehmen und sendete drei tahitische Lehrer nach den Markesas; allein auch diese mußten noch vor Jahresfrist hoffnungslos abziehen, und eben so erfolglos blieben die Versuche der nächsten Jahre. Endlich 1834 kamen zwei englische Missionäre mit vier Tahitiern nach Tahuata. Sie ließen sich in Vaitahu nieder und fanden bei dem dortigen Häuptling Totite günstige Aufnahme; sie konnten jedoch nicht wagen, mit Weib und Kind dort zu wohnen. Darum blieb nur der Missionär Stallworthy zurück, zu dem sich 1840 der Missionär Thomson gesellte. Kaum hatte jener vier Jahre lang mit einigem Erfolg gewirkt, als die Jesuitenpriester auf den Gambier-Inseln den Entschluß faßten, das Werk des protestantischen Missionärs zu stören. Auf ihren Wunsch setzte Dupetit-Thouars im August 1838 zwei katholische Missionäre im Hafen von Vaitahu ans Land. Yotété, der Häuptling der umliegenden Gegend, der von dem Kommandanten mit der größten Auszeichnung behandelt und mit Geschenken reichlich bedacht wurde, erklärte sich bereit, die römischen Sendboten unter seinen besondern Schutz zu nehmen, worauf Dupetit-Thouars wieder absegelte. Nun begannen sofort die Ränke gegen die protestantischen Missionäre, bis endlich die fortwährenden Händel der Häuptlinge der französischen Regierung einen Vorwand gaben, die Inselgruppe in Besitz zu nehmen, was die schwachen und vereinzelten Stämme des Volkes nicht zu hindern vermochten. Diese Besitzergreifung wurde im April 1842 von Dupetit-Thouars vollzogen. Die einzelnen Stämme erkannten die Oberherrschaft der Franzosen an und mußten den Häuptling von Nukahiwa, Mowanna, eine Puppe der Franzosen, als König aller Inseln annehmen. Dieser stattete einst, von französischen Offizieren begleitet, mit seiner Frau einem europäischen Schiffe einen Besuch ab. Er war mit einer glänzenden Militäruniform begleitet, die von Gold und Stickerei strotzte, und trug auf dem kahlen Haupte einen ungeheuern Dreimaster, der mit Straußfedern reich verziert war. Die Königin war in ein Gewand von scharlachrothem Tuch gehüllt und trug auf dem Kopfe einen phantastischen Turban von Purpurstoff. Als sie unter der Mannschaft einen alten Matrosen mit Schrift und Malerei auf Brust, Armen und Füßen bemerkte, untersuchte sie diese Figuren trotz der abmahnenden Blicke der Offiziere und durchbrach endlich zum allgemeinen Entsetzen alle Schranken des Anstandes, indem sie plötzlich ihre Kehrseite entblößte, um die dort eintätowirten Figuren ebenfalls bewundern zu lassen.



Die Christmas- oder Weihnachts-Insel.

Als nun die Inseln unter französischem Schutze standen und die Franzosen in Nukahiwa und Tahuata militärische Posten anlegten, hatten die römischen Sendboten leichteres Spiel und machten mit der Bekehrung der Eingeborenen Fortschritte. Mußte doch Stallworthy, der in der letzten Zeit mit Erfolg arbeitete, 1842 sich von der Insel zurückziehen, aber irgendwelchen erheblichen Vortheil haben die Franzosen von dieser Besitzung nicht gehabt. Sie dachten nicht daran, den Handel und den Anbau der Inseln zu fördern, welche bei ihrer großen Fruchtbarkeit eine ganz andere Bedeutung haben könnten. Und doch war dazu um so mehr Anlaß vorhanden, als der Verkehr, den früher das Sandelholz der Berge ins Leben gerufen hatte, infolge der schnellen Erschöpfung des Holzes wieder erloschen war.

Unter diesen Umständen haben die Eingeborenen von den Europäern nichts angenommen als die Liebe für geistige Getränke und das Feuergewehr. Weitere Mißhelligkeiten mit diesen unbildsamen Wilden überzeugten die Franzosen immer mehr von der gänzlichen Nutzlosigkeit der kostspieligen Besetzung, und im Jahre 1865 wurden die meisten französischen Niederlassungen wieder aufgegeben. Den Bekehrungsversuchen der katholischen Pfaffen, die sich unter französischem Schutz über die Inseln ausgedehnt hatten, wird das jedenfalls nicht förderlich sein; aber auch die in neuerer Zeit von den Sandwich-Inseln aus unternommenen Versuche der protestantischen Missionäre sind ohne Erfolg gewesen. Und so finden wir auf den Markesas-Inseln einen rohen Menschenschlag, der unter allen polynesischen Volksstämmen auf der tiefsten Stufe der Gesittung und Kultur steht und seine ursprünglichen Sitten und seine alte Lebensweise bis auf die Gegenwart reiner und unverfälschter erhalten hat, als irgend ein anderes polynesisches Volk.

Ehe wir uns nun zu den Sandwich-Inseln wenden, müssen wir flüchtig einige andere Inseln berühren, die westlich und nordwestlich von den Markesas-Inseln liegen. So zuerst im Norden von den Gesellschafts-Inseln die beiden Inseln Manahiki (Humphrey) und Rakaanga (Großherzog Alexander-Insel), östlicher Tongareva (Penrhyn) und im Osten und Nordosten von dieser noch fünf kleine Inseln, darunter Volunteer, Malden und Starbuck. Alle diese Inseln sind bis auf Volunteer und Malden, die aus erhobenem Korallenkalk bestehen, flache Laguneninseln. Die Einwohner der drei ersten reden die rarotongische Sprache und stimmen auch in Sitten und Gebräuchen mit den Rarotonganern überein. Eine weitere Besprechung verdient jedoch blos Penrhyn, unter 9° 1′ Br. und 202° 26′ L. belegen. Die hohen, vollen Kokoswälder, welche diese niedrige Insel überziehen, erwecken den Anschein erhöhter Ufer. Als der zur Wilkes'schen Expedition gehörige Kapitän Ringgold 1841 mit der „Porpoise" erschien, kamen sofort eine Menge Kähne auf das Schiff zugerudert. Je mehr die Zahl der Besucher wuchs, desto dreister wurden sie und erkletterten das Schiff unter lautem Geschrei. Es waren die rohesten und am wildesten aussehenden Geschöpfe, die man auf der ganzen Reise gesehen hatte. Bis auf einen schmalen Gürtel von Kokosnußblättern waren sie ganz nackt. Alle waren gleich wild und unbändig, und der Lärm, den sie machten, war fast betäubend. Sie begleiteten ihr gräßliches Geschrei

mit den heftigsten Verdrehungen und Geberden, schlugen, während sie sprachen, die Lenden mit großer Heftigkeit und rangen theilweise unter Geheul die Hände, wobei ihre Augen weit aus den Höhlen hervortraten und ihre furchtbaren Fratzen sie wie Wahnsinnige im Zustand völliger Raserei erscheinen ließen. Einigen gelang es an Bord zu kommen, und alsbald wurden verschiedene Gegenstände vom Hinterdeck entwendet. Allmählig wurden sie so lästig, daß man das Verdeck säubern mußte. Kaum aber waren sie wieder in ihren Kähnen, so schleuderten sie mit großer Gewalt schwere Korallenstücke und Muscheln an Bord, ließen sich auch durch einige Schüsse, die über ihre Köpfe hinweg gefeuert wurden, nicht irre machen, sondern schwangen ihre Speere und stießen ein herausforderndes Geschrei aus. Nach unsäglichen Bemühungen kam aber doch ein Tauschhandel zu Stande, und sie tauschten ihre Waffen und Halsbänder gegen Messer, Tücher u. s. w. aus. Ihre Schwimm- und Tauchfertigkeit war geradezu amphibienartig; dem unbedeutendsten Gegenstande, der über Bord fiel, tauchten sie alsbald nach. Ihre Gestalt war athletisch, ihre Hautfarbe dunkler als die der Samoaner und Tahitier; keiner war tätowirt. Unter der Menge zeigten sich nur zwei oder drei Frauen von lichterer Gesichtsfarbe mit langem, glänzendem Haar und schönen weißen Zähnen. An Waffen bemerkte man nur lange Speere von Kokosholz; Werkzeuge schienen indessen nur in geringer Zahl vorhanden zu sein, und von europäischen besonders fand sich blos ein an einen Stock befestigtes Hobeleisen vor; außerdem entdeckte man noch einige Glasperlen. Die guten Penrhyaner kamen eben mit dem Auslande selten in Berührung; daher muß man ihren gänzlichen Mangel an Lebensart entschuldigen.

Kapitän Ringgold bewog einen Eingeborenen durch das Geschenk einer Axt, an Bord zu kommen, und gab ihm ein Stück Kreide, damit er die Form der Insel auf das Verdeck zeichne; allein der Wilde war zu Nichts zu bringen, er war so unbändig und so erstaunt über Alles, was er sah, daß er nur immer unter lautem Geschrei auf dem Verdeck herumsprang.

Da mit diesem Menschen gar Nichts anzufangen war, so versuchte man gar keine Landung; doch war die Insel augenscheinlich stark bevölkert, und die Nordwestseite erschien wie ein fortlaufendes, von hohen Kokoshainen beschattetes Dorf.

Die Insel Malden ist im Oktober 1864 im Namen der Königin von England von einem Geschäftshause in Melbourne in Besitz genommen worden, das seitdem den dortigen Guano ausbeutet; ebenso wurde die nahe gelegene Insel Starbuck 1866 für englisches Eigenthum erklärt.

Nördlich von den erwähnten Inseln liegen sechs kleine, flache Laguneninseln, darunter Fanning und Christmas, d. h. Weihnachts-Insel, letztere unter 1° 58′ n. Br. und 139° 50′ w. L. Beide sind unbewohnt; doch hat sich in neuerer Zeit auf Fanning eine kleine Kolonie von Europäern und Hawaiiern gebildet, die von der Bereitung des Kokosöles lebt; auch diese Insel ist von England in Besitz genommen worden.

Die Christmas- oder Weihnachts-Insel, am 24. Dezember 1777 von Cook entdeckt, ist seitdem nur selten besucht worden, außer von Walfisch-

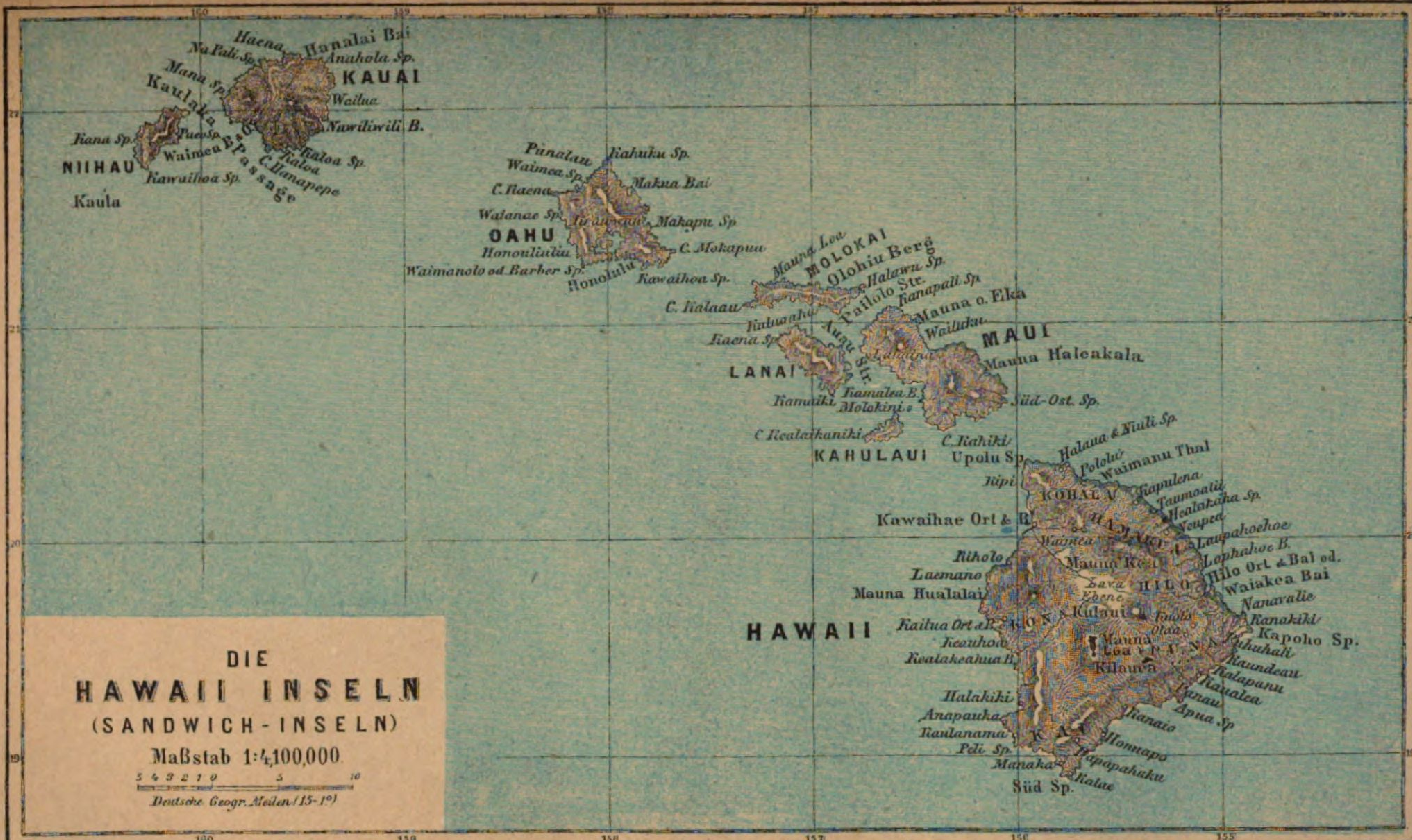
fängern, die hier ohne Unkosten Massen von Schildkröten, Fischen und Kokosnüssen einsammelten. Die Insel ist wol nur aus dem Grunde unbewohnt, weil sie kein Süßwasser zu haben scheint; dagegen ist sie reich an Salzseen, deren Salzgehalt bedeutend ist und an deren Ufern man eine Menge des besten Kochsalzes sammeln kann. Cook und Hooper, der 1857 die Insel erforschte, rühmen übereinstimmend den großen Reichthum an Vögeln, Fischen und Schildkröten. Von letzteren fingen Cook's Leute gegen 300 Stück, die durchschnittlich 45—50 Kg. wogen und insgesammt von der köstlichen grünen Art waren, die von Feinschmeckern so sehr gesucht wird. Bennett fand eine ungeheure Menge Einsiedlerkrebse vor; sie bedeckten gegen Abend den ganzen Strand und hielten sich einige Meter weit vom Wasser regungslos auf.

Nordöstlich von der Weihnachts-Insel bilden die Eilande Sarah Anne und Walker die äußerste Ecke des amerikanischen Polynesiens.

Endlich trifft man noch südwestlich von diesen Inseln eine Gruppe sehr kleiner Inseln an, die der Amerikaner Wilkes die Phönix-Gruppe genannt hat, und unter denen die bedeutendste Enderbury (3° 8′ s. Br. und 188° 51′ w. L.) ist. Diese flachen Koralleninselchen sind durch die Guano-Ablagerungen, die sie enthalten, nicht ohne Werth und daher von einer amerikanischen Gesellschaft, Phönix-Company, die den Guano hier sammeln läßt, in Besitz genommen worden! Indessen ist dieser groß-ozeanische Guano an ammoniakalischen Salzen weit ärmer als der peruanische, und da das Vorhandensein des flüchtigen Alkalis in größerer Menge die Hauptwirksamkeit des Vogeldüngers ausmacht, so fragt es sich, ob er die bedeutenden Transportkosten nach Amerika oder Europa wird tragen können.



Guano-Insel der Phönix-Gruppe



Oberländer, Ozeanien.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.



Ankunft Cook's in der Bai von Kealakakua (Karakakua).

Neunter Abschnitt.

Die Sandwich-Inseln oder Hawaii.

I. Allgemeine Beschreibung der Hawaii-Gruppe.

Lage. Bodenbeschaffenheit. Hawaii. Lavahöhle. Bezirke Hilo und Waimea. Vulkane. Mauna Loa und Mauna Kea. Hualalai. Der Lavasee Kilauea. Vulkanische Ausbrüche. Besteigung des Mauna Kea und des Mauna Loa. Die Inseln Maui, Oahu mit Honolulu. Kauai. Das Thal Hanapepe. Die Inseln Kahulawe, Lanai, Molokai und Nihau. Klima. Pflanzenwelt. Ackerbau. Ausfuhrartikel. Thierwelt.

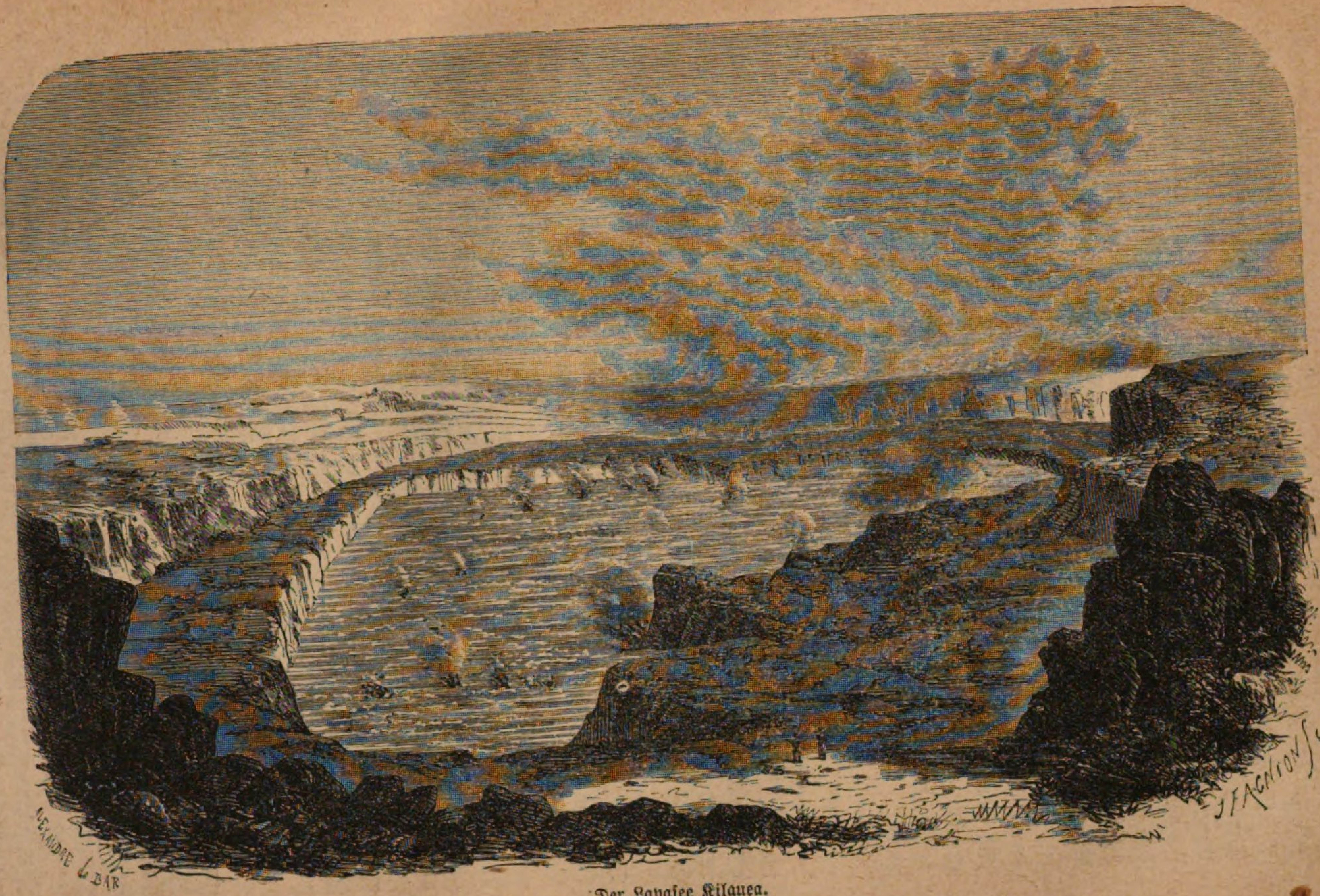
Wir wenden uns auf unserer Rundreise nunmehr nach Norden und gelangen zu einer Inselgruppe, die nicht nur die am besten untersuchte, sondern auch die bedeutendste und wichtigste aller polynesischen Inseln ist. Die Gruppe liegt zwischen dem 19. und 23.° n. Br. und zwischen dem 155. und 161.° w. L. von Greenwich. Sie ist 1270 Meilen von Kanton, 500 Meilen von Kalifornien entfernt und mag zwar schon im 16. Jahrhundert von spanischen Seefahrern gesehen worden sein; aber wirklich entdeckt und genau aufgenom-

men wurde die Gruppe erst 1778 von Cook und 1792 von seinem Landsmanne Vancouver. Cook nannte die Gruppe die Sandwich-Inseln, jetzt wird sie gewöhnlich Hawaii genannt. Sie besteht aus acht Inseln, Hawaii, Maui, Kahulawe, Lanai, Molakai, Oahu, Kauai und Nihau, und einigen unbewohnten Felsen, die sich zusammen von Westnordwesten nach Ostsüdosten ausdehnen und einen Flächeninhalt von 358 □Meilen haben mögen.

Alle Inseln dieser Gruppe sind hoch und gebirgig. Die Gebirge, die eine Höhe von mehr als 4350 m. erreichen, senken sich meist allmählig und sanft nach dem Meere hinab, doch steigen auch einige jäh und senkrecht aus dem Meere empor. Ihr Gestein ist vulkanisch. Nur zwischen den Schluchten und tiefen Thälern sieht man in ihrer Pracht die Bananen, Brotbäume, Arrowwurzel, Zuckerrohr und viele für den häuslichen Bedarf willkommene Gewächse. Orangen, Dattel- und Kokosbäume verschönern das Land, dessen Boden sonst nur aus zersetzten und zerbröckelten vulkanischen Massen besteht, die, mit Asche und thierischen Stoffen vermengt, einen fetten Humus abgeben. An den östlichen Theilen und Abhängen der Inseln finden sich unabsehbare Wiesen. Die Küsten sind fast durchgängig hoch und steil, und die schroffen Felswände, die oft mehrere tausend Meter emporsteigen, sind am Fuße häufig von der Gewalt der Wogen in tiefe Höhlen ausgebohrt, in die sich die tosende Brandung stürzt. Korallenriffe sind selten; nur die Südküste von Oahu ist von einem ausgedehnten Riffe eingefaßt, weshalb hier der einzige brauchbare Hafen der ganzen Gruppe, Honolulu, liegt; sonst giebt es blos offene, den Winden mehr oder weniger ausgesetzte Ankerplätze, wie Waiakea und Kealakakua in Hawaii, Lahaina in Maui und Hanalae in Kauai.

Die östlichste und größte dieser Inseln, Hawaii (20° 18′ nördl. Br. und 204° 2′ L.), hat annähernd eine dreieckige Gestalt. Ihr Inneres bildet eine Hochebene von 1000 bis 1300 m. Höhe, die nach allen Küsten hin in steilen, schroffen Wänden abfällt. Am höchsten und steilsten sind die Abhänge zur westlichen Küste, und da diese von den Feuchtigkeit bringenden Passatwinden nicht getroffen wird, so bestehen sie aus kahlen, pflanzen- und wasserlosen Felswänden. Der schmale Küstenraum an ihrem Fuße hat dieselbe Beschaffenheit und nirgends Quellen und Trinkwasser, ist aber doch des Verkehrs und des Fischfanges wegen gut bewohnt und voll von Dörfern; erst die obern Theile der Abhänge, auf denen sich die Wolken herabsenken, haben Wasser, Wälder und Anpflanzungen der Einwohner. Wo die Wälder ausgerottet sind, gedeihen hier vortrefflich der Kaffee und die Orangen und neben der Brotfrucht der Apfel und das Welschkorn. Die übrigen Küsten sind zwar ebenfalls steil, doch nicht sehr hoch, das Land bis an den Strand ist grün und frisch, von rauschenden, nie versiegenden Bächen durchschnitten und mit ausgedehnten Wäldern und üppigem Gras bedeckt; es ist auch längs der Küsten und in den tief eingeschnittenen Thälern der zahlreichen Gebirgsbäche, die von der Hochebene nach dem Meere hinabströmen, gut bewohnt.

An dem Osteck der Insel ist eine besonders interessante Lavahöhle, in die man etwa 17 m. weit eindringen kann; dann schließt sich an selbige ein Teich mit warmem Wasser, der sich eine halbe Meile tief unter der Erde hin erstrecken soll.



Der Lavasee Kilauea.

Die Führer schwimmen mit ihren Bambusfackeln eine ziemliche Strecke weit hinein. Nördlich davon ergoß sich 1840 ein mächtiger Lavastrom zum Meere. Alle Lava dieses Striches stammt von dem Kilauea; es lassen sich wenigstens 20 Ströme auf 30 engl. Meilen zählen. Aber wenn der Reisende hier eine durch Lavamassen vielfach wüste und wilde Gegend zu durchstreifen hat, — wie ist er da überrascht, wenn er den Wailukufluß überschreitet und den Bezirk von Hilo, den freundlichsten und fruchtbarsten der ganzen Insel, betritt! Vor sich erblickt das entzückte Auge die großartigen Kegel des Mauna Loa und des Mauna Kea, von denen fast jeder Theil, jeder Fels in der klaren Luft deutlich sichtbar ist; links wird das Bild von dicht bewaldeten Abhängen geschlossen, und rechts breitet sich der weite Ozean aus. Der Wailukufluß, der am südlichen Abhange des Mauna Kea entspringt und in der Bucht von Hilo mündet, ist nicht nur als der größte Strom der Insel, sondern auch wegen des prachtvollen Wasserfalles, den er ungefähr eine Seemeile von der Mündung bildet, bemerkenswerth. Etwa 40 m. tief stürzen sich die Gewässer in zwei Armen von einer vorspringenden Felskante in ein kreisrundes Becken hinab, während der düstere, ausgehöhlte Hintergrund der Bergwand die weißschäumenden Gießbäche, in deren Dunstwolken sich der Regenbogen spiegelt, nur um so schärfer hervortreten läßt. Die säulenartige Basaltbildung der einschließenden Felsmauer, deren schwarzes Gestein an manchen Stellen hinter einem reichen Teppich von rankenden Gewächsen, Farrnkräutern und Moosen sich verbirgt, erhöht den Eindruck des reizenden Bildes.

Es ist ein Hauptvergnügen der halbamphibischen Eingeborenen, mit dem Wasserfall von oben hinab zu stürzen. Jauchzend lassen sich die Mädchen von Hilo von der Stromschnelle fortreißen, falten anmuthig die Hände über dem Kopfe zusammen und erscheinen flüchtig oben auf dem Kamme der Wasserflut, um im nächsten Augenblick unten aus dem Becken wieder aufzutauchen. Doch finden die kühnen Schwimmerinnen bisweilen bei diesem waghalsigen Spiele den Tod, indem eine verborgene Strömung sie dann und wann an sich reißen und nicht wieder zum Vorschein kommen lassen soll.

Das Innere der Hochebene ist, mit alleiniger Ausnahme des auf der Nordspitze der Insel liegenden, reichen, fruchtbaren und gesunden Bezirks Waimea, ganz unangebaut, unbewohnt und mit dichten Wäldern bedeckt. Hier treiben sich Herden großer, verwilderter Hunde umher, um in den tief unten gelegenen Thälern Nahrung zu suchen. Mancher Eingeborene, der sich bei Nacht verspätete und unter diese Schwärme von Hunden gerieth, ist von diesen hungerigen Bestien zerrissen worden.

Ueber diese Hochebene heben sich drei riesige Berge, der Mauna Loa oder Große Berg im Südwesttheile der Insel nahe an der Westküste, 4303 m. hoch, der Mauna Kea oder Weiße Berg im Nordosttheile, 4360 m. hoch, der höchste gemessene Berg aller Inseln des Ozeans, dann der Hualalai an der Westküste, 3130 m. hoch. Der erstere und der letztere sind noch thätige Vulkane; aber der Mauna Loa ist nicht nur der mächtigste und thätigste Vulkan der Südsee-Inseln, sondern, nach Prof. Meinicke's Urtheil, der großartigste und mächtigste Vulkan der Erde. Außer den Gipfelkratern, von denen der größte 4000 m. im Durchmesser

hat, befindet sich an seinem Abhange 1260 m. hoch der Lavasee Kilauea. Im Innern dieses feurigen Schlundes haust nach der Vorstellung der Eingeborenen die Göttin Pele, und die Eingeborenen nennen diesen See deshalb auch häufig Lua Pele (Haus der Pele). — Die Göttin äußert ihren Zorn durch vulkanische Ausbrüche. Man sucht sie zu versöhnen, indem man Geschenke in den Krater wirft. — Der Kuriosität halber sei hier eingeschalten, was Dr. Bechtinger erzählt. Die Eingeborenen hielten den Schwefel, der sich an den Wänden des Kraters krystallisirt, für Exkremente der Gottheit und nannten ihn Kukai. Auch waren sie gleich bei der Hand und durchaus nicht verlegen, einen Namen für Schwefelhölzer zu erfinden, als diese zum ersten Male importirt wurden. Sie nannten dieselben Kukai Pele, d. h. Exkremente der Göttin Pele.

Der Weg zum Kilauea schlängelt sich Anfangs durch ein tiefes Thal, worauf man in einen anderthalb Meilen langen Wald eintritt, durch welchen ein schnurgerader, mit Stämmen belegter Weg gehauen ist. Mit dem Walde endigt der Knüppelweg, und man folgt nun einem schmalen Fußpfade, der sich auf dem dunkeln Lavaboden hinschlängelt. Diesen Pfad muß man unabweichlich einhalten, weil man sonst leicht in tiefe, mit Gras verdeckte Löcher stürzen kann. Etwa halbwegs liegen einige Hütten, die dem Wanderer ein nothdürftiges Obdach bieten. Von hier aus geht der Weg auf einem mit Lavablöcken übersäeten Boden über die Hochebene fort, auf welcher der Kilauea liegt. Die ersten Zeichen, daß man dem Ziele nicht mehr fern ist, sind kleine Dampfwolken, die einigen Erdspalten in der Nähe des Weges entsteigen, und „plötzlich gähnt uns dann", wie Ellis schreibt, der den Kilauea im Jahre 1823 zuerst wissenschaftlich untersuchte, „ein furchtbarer Schlund in Halbmondform von über 2 engl. Meilen Länge und 1 Meile Breite, etwa 300 m. Tiefe entgegen. Der Grund desselben ist mit Lava gefüllt, während der südwestliche und der nördliche Theil eine ausgedehnte Flut flüssigen Feuers im Zustand erschrecklichen Wallens waren. Ueber 50 Krater ragten wie Inseln von verschiedener Form und Größe aus dem Feuersee hervor; 22 derselben stießen fortwährend Säulen grauen Rauches oder Pyramiden leuchtenden Feuers aus, und viele derselben spieen gleichzeitig aus ihrem feurigen Munde Massen flüssiger Lava, die in schäumenden Strömen an den schwarzen Abhängen hinabfloß und sich mit der siedenden Masse an ihrem Fuße vereinigte. Die Wände fielen 130 m. tief senkrecht ab bis auf ein horizontales Lager von fester, schwarzer Lava, unter welcher die Wände dann wieder der Schätzung nach 130 m. abfielen. Das obere Lavabett hatte sich offenbar durch Kanäle in die Tiefe entleert. Der Anblick bei Nacht, nachdem sich die Nebel und dunkeln Wolken verzogen hatten, war wunderbar. Die bewegte Masse flüssiger Lava, wie ein See von geschmolzenem Metall, tobte wüthend. Die lebendige Flamme, die über die Oberfläche hintanzte, leuchtete in Schwefelblau oder Strontianroth und warf ein magisches Licht auf die Krater, welche zuweilen unter heftigen Detonationen kugelige Massen geschmolzener Lava und hellglühende Steine emporschleuderten."

Ueber alle Beschreibung schön ist das Schauspiel der Morgendämmerung am Kilauea. Während hoch in der Luft die Riesenberge Mauna Loa und Mauna Kea sich in der durchsichtigen Luft abzeichnen und letzterer mit seinem

langen Schneemantel im Glanze der Sonne funkelt, herrscht unten im Krater tiefe Nacht, die Flamme lodert noch aus dem brennenden See und wirft ihr Licht bis hoch an die schwarzen Lavawände empor.

Zwei Wege führen in den Krater hinab: der kürzeste fast senkrecht an der Felswand, der andere in vielfachen Windungen zwischen tiefen Rissen. So erreicht man den „schwarzen Rand", den die Lavaströme bisweilen überfluten. Diese neueren Lavamassen krachen unter dem Fuße bei jedem Schritt, da sie über dem härteren Gestein nur eine lose, blos 4—8 cm. dicke Schicht bilden, die zerbrechlich ist wie Glas. Außer den gewöhnlichen untiefen Höhlungen, in die der Wanderer unversehens fallen kann, unterbrechen oft sehr tiefe Spalte seinen Weg, aus denen Ströme heißer Luft oder erstickende Dämpfe aufsteigen. Nahe beim Rande des unteren Kraters nehmen die Spalte und Risse an Anzahl und Größe zu, und an einigen Stellen wanken ungeheure Stücke des „schwarzen Randes", als wollten sie einstürzen.

In der ganzen Umgegend des Kilauea kommt eine merkwürdige mineralogische Bildung vor, ein haarförmiges Glas, welches der aufspritzenden flüssigen Lava seine Entstehung verdankte. Die Luftströmungen, die über den brennenden See hinwegblasen, reißen kleine Lavatropfen von der Oberfläche los, die, vom Winde getragen, sich zu einem glasigen Faden ausziehen und zuletzt mit dem schweren Ende zu Boden sinken. Dieses Gebilde, von den Eingeborenen „Pele's Haar" genannt, findet sich in den Ritzen gleich losen Büscheln feiner Haide vor oder hängt sich in der Ebene an dem Gebüsch fest.

Das Aussehen des Kilauea verändert sich natürlich bei jedem Ausbruch des Mauna Loa, und diese Ausbrüche sind so zahlreich, daß wir nur auf einige der bemerkenswerthesten näher eingehen können. Im Mai 1840 war das ganze riesige Becken ein wallendes, brausendes Feuermeer, das mit furchtbarer Heftigkeit wüthete und gegen die Wände des ungeheuren Kessels mit solcher Gewalt anstürmte, daß große Felsmassen losrissen. Am 30. Mai durchbrach die tosende Feuermasse den Kessel, ergoß sich unterirdisch bis an einen Wald und erreichte, von da ab Alles verwüstend und bisweilen unter der Erde verschwindend, als ein Strom geschmolzenen Minerales von der Breite und Tiefe des Niagara, am 3. Juni das Meer, in das sie sich über eine 13—16 m. hohe Klippe mit lautem Gedonner, unter furchtbarem Zischen und tausend überirdischen, unbeschreiblichen Tönen hinabstürzte. Die Luft war überall mit Asche und Gasen gefüllt. Die in das Meer sich ergießende Lava wurde augenblicklich in den feinsten Staub und Sand aufgelöst, den der Dampf wieder mit emporwirbelte und ringsum in einem Regen ausstreute. Durch die Lavamasse bildeten sich an der Insel eine neue Sandbank und im Meere drei Hügel aus Schlacken und Asche, die 70—100 m. hoch waren. Drei Wochen lang floß dieser furchtbare Strom, der auf 20 Meilen an der Küste hin das Meer erhitzte. Im ganzen östlichen Hawaii verwandelte sich die Nacht in Tag, und zur See konnte das Licht über 100 Meilen weit gesehen werden, ja auf 40 Meilen konnte man um Mitternacht noch feinen Druck lesen.

Dieser furchtbare Lavastrom hatte vom Kilauea bis zur See eine Länge von etwa 40 Meilen, eine Tiefe von 3—33 m. und je nach der Bodenbeschaffen-

heit eine Breite von 1—5 Meilen. Auf seinem Wege füllte er Thäler aus, schmolz Hügel, als seien sie von Wachs, und mächtige Wälder verschwanden vor ihm wie eine Feder, die man ins Feuer hält. Entweder waren die Bäume vollständig verbrannt oder nur der Stamm, während die Krone auf die schon erstarrte Kruste niederstürzte. An der Stelle der verbrannten Stämme befanden sich dann Löcher wie riesige Kanonenrohre im Boden. Während dieses gewaltigen Abflusses senkte sich der große Krater des Kilauea um etwa 100 m., seine Feuer erloschen fast ganz, und nur ein See blieb in der Mitte des Kessels.

Während die Außenseite eines mächtigen Lavastromes rasch erhärtet, bleibt der Kern noch lange im Fluß. So muß, wenn der Nachschub von oben aufhört, eine unterirdische Lavahöhle entstehen. In diesen Höhlen strömt die Lava unterirdisch fort, bis sie an irgend einer Stelle wieder zu Tage tritt. Brigham, welcher den Lavastrom des Jahres 1859 im Jahre 1865 besuchte, schreibt darüber: „Wir verfolgten ihn über 8 Meilen weit. Die Oberfläche war schwarz, glänzend und sehr spröde und klang, als wir darüber hinschritten, wie eine hart gefrorene Rinde Schnee. Die äußerste Fläche bis zu einer Tiefe von 1 cm. war sehr porös und scharf getrennt von dem viel festeren Kern. Blasen von bedeutender Größe, theils zerbrochen, theils noch ganz, waren sehr häufig, und es hatten sich da in der feuchten Luft schon Farrnkräuter eingenistet. Hier und da kamen wir an ein tiefes, rundes Loch, neben welchem vermodernd abgebrannte Baumkronen lagen. Die Rauheit der Lava war stellenweise furchtbar, so daß wir uns nicht nur Sandalen aus Thierhaut unter die Stiefel banden, sondern auch dicke Tuchhandschuhe anzogen, um unsere Hände gegen die nadelscharfen Spitzen zu schützen. Durch Spalten und Löcher sah man oft den unterirdischen Hohlweg, den die Lava gelassen hatte, und indem ich mich einem solchen Loche näherte, blickte ich in einen etwa 35 m. tiefen Schlund von unbekannter Länge und etwa 70 m. Breite."

Alle die Ausbrüche, die in den Jahren 1843, 1846, 1852, 1855 und 1859 erfolgten, hatten die Eigenthümlichkeit, daß sie ohne vorhergehende oder begleitende Erdbeben vor sich gingen. Ganz anders war es bei dem Ausbruch, der im April 1868 erfolgte, dem furchtbarsten von allen. Die ersten Spuren zeigten sich am 27. März, als die Walfischfahrer, die bei Kawaihae vor Anker lagen, eine dichte, von einem glänzenden Schein begleitete Rauchsäule emporsteigen sahen. Am 28. März begannen heftige Erdbeben; es folgte Stoß auf Stoß, und die Erde war fast immer in so heftiger Bewegung, daß viele Menschen seekrank wurden. Am heftigsten war ein Stoß, der am 2. April erfolgte. Im südlichen Theile der Insel stürzten alle Gebäude ein, selbst Bäume brachen zusammen, wie wenn sie ein Orkan niedergeworfen hätte. Für Menschen war es unmöglich zu stehen, und wer sich niedersetzte, mußte sich mit Händen und Füßen halten, um nicht fortgerollt zu werden. An vielen Stellen barst der Boden; manche der so entstandenen Spalte waren breit genug, um Roß und Reiter zu verschlingen. Selbst in Hilo wurden, obwol die Ostseite mehr verschont blieb, viele Häuser beschädigt oder umgeworfen; die Pferde auf der Weide schnoben und gingen durch, die Hunde heulten, die Tauben flatterten ängstlich umher, als ob unter sie geschossen worden wäre.

Aber nicht nur die Erde, sondern auch das Meer erbebte in ähnlicher Weise. Männer, die zur Zeit des Stoßes an der Südküste Hawaii's arbeiteten, sagten aus, daß, nachdem die Häuser umgestürzt waren, die See sich brausend über die Riffe, welche die Küste umgeben, und aufs Land zugewälzt habe, und daß nur das schnellste Laufen ihr Leben habe retten können. Ganze Dörfer wurden dabei weggefegt, und nicht ein Stein oder Pfahl blieb auf seiner Stelle. Die Trümmer wurden bis auf 250 m. aufs Land geschleudert, das mit Zimmerholz, Hausgeräth, zerbrochenen Kähnen, todten Thieren und entsetzlich zerrissenen und verstümmelten menschlichen Leichen bedeckt war. 108 Häuser und 46 Menschen gingen zu Grunde. Dabei senkte sich an vielen Stellen die Küste, so daß Palmbäume aus dem Meere hervorragten und eine Kirche fast bis ans Dach im Wasser stand.

Damit nicht genug, es erfolgte am 2. April auch ein Schlammausbruch. In dem schönen, mit Hütten, Hainen und Herden geschmückten Thale von Kapapala, 15 Meilen vom Kilauea, riß plötzlich die Erdrinde, und aus dem Spalte brach, nachdem mit fürchterlichem Krach erst Steine herausgeflogen waren, ein gewaltiger Strom rothen Schlammes hervor. Er floß so schnell, daß er in kaum drei Minuten einen Weg von drei englischen Meilen zurücklegte und dabei die tiefer liegende Erde überflutete. Alles, was der tobenden Masse begegnete, Bäume, Häuser, Vieh, Pferde, Ziegen und Menschen, wurde begraben. Flucht war nur in seltenen Fällen möglich; denn der Schlammstrom schoß mit solcher Schnelligkeit dahin, daß er selbst die schnellfüßigsten Ziegen einholte. In einer Entfernung von 600 m. von der Erdöffnung beginnt der Schlammhaufen und dehnt sich drei Meilen weit aus; er ist an verschiedenen Stellen eine oder eine halbe Meile breit und an den Rändern $^2/_3$ m., in der Mitte dagegen 8—10 m. dick. Diese Schlammmasse wurde aus zwei sich gegenüber liegenden Spalten in zwei Minuten herausgestoßen und das ganze Thal vernichtet; 31 Menschen und über 500 Stück Vieh kamen um. Noch stecken Bäume in der Schlammmasse, deren Wipfel wie weggeschossen sind. So ist die ganze Südspitze von Hawaii, der Bezirk Kau, vernichtet, die Küstenplätze durch das Meer, die Dörfer im Innern durch das Erdbeben.

Zu diesen Heimsuchungen kam nun noch ein Lavaausbruch aus dem Mauna Loa, der am 7. April erfolgte und ein 500 m. breites und 10 Meilen langes Thal ausfüllte. Ein zweiter Ausfluß, etwas tiefer, bedeckte schnell eine bewohnte Hochebene, so daß sich die Einwohner gerade noch retten konnten, ehe ihre Häuser vernichtet wurden; nach 10 Minuten war der Pfad, auf dem sie entkommen waren, unter der Lava schon verschwunden. Vier ungeheure Fontainen, die eine Linie von einer Meile bildeten, spieen die Lava aus; die Strahlen waren blutroth und flüssig wie Wasser und wechselten beständig in Höhe und Stärke. Der reißende Lavastrom wälzte große Felsblöcke mit sich fort, floß 2—3 Meilen über die Hochebene, folgte dann auf eine Stunde der Landstraße und stürzte sich endlich, stellenweise eine halbe Meile breit, über einen Abhang ins Meer hinab. In der Nacht war der Anblick der Glut über alle Beschreibung großartig, da sich die rothe Feuerflut in den dunkeln Rauch- und Gaswolken, die darüber hingen, wiederspiegelte; dazwischen zuckten Blitze,

begleitet vom Krachen heftiger Donnerschläge. Der aus dem Krater aufsteigenden Dampf war sehr mit Schwefel geschwängert und die Luft weithin mit Rauch gefüllt. An der Küste, wo die Lava sich ins Wasser stürzte, bildete sich in der See eine kleine kegelförmige Insel aus Schlamm und Sand, die bald durch einen Lavadamm mit dem Lande verbunden war. Am 6. April, dem Tage vor dem Lavaausbruche, hatte ein mächtiger Aschen- und Bimssteinregen stattgefunden, der das Land 10—15 Meilen weit bedeckte.

Das Toben des Ausbruches, der von den ausgeworfenen Felsstücken herrührte, war furchtbar, und über dem Krater blitzte und donnerte es die ganze Nacht. Entsetzlich war der Anblick, wenn ein Lavastrom eine Viehherde erreichte; die armen Thiere, die zu Hunderten auf der Hochebene weideten, waren bald umringt, rührten sich aber nicht von der Stelle, obwol die Hitze sie unruhig machte. Plötzlich erfaßte sie der Strom, und eine aufsteigende Rauchwolke war Alles, was man von ihnen noch sah. So kamen 200 Stück Vieh um.

Der mächtige Lavastrom theilte sich in seinem mittleren Laufe in mehrere Arme, die sich zum Theil wieder vereinigten und Inseln bildeten oder in rauhe, zackige Felsen ausliefen. Viele Pferde und Rinder fanden auf solchen Inseln Zuflucht und konnten später gerettet werden, auf anderen liefen die geängstigten Thiere umher, bis sie todt niederstürzten.

Während der Ausbrüche ist der Gipfelkrater mehrmals besucht worden; insbesondere von dem unerschrockenen Geistlichen Titus Coan in dem so häufig von den Lavaströmen bedrohten Hilo. Dieser muthige Geistliche bestieg auch bei dem Ausbruch, der im Februar 1852 stattfand, begleitet von einem Engländer und vier Eingeborenen, den Mauna Loa. Nur langsam konnten sie sich mit Messern, Hacken und Beilen den Weg durch das Gestrüpp bahnen und lauschten dann bei nächtlicher Weile dem Brüllen des Vulkanes. Nach 2 Tagen sahen sie in der Entfernung von 6 englischen Meilen den Lavastrom, der Alles vor sich her wegfegte. Da er bald die Küste erreichen und die zurückgelassenen Damen erschrecken konnte, so kehrte der Engländer mit einem Führer zurück, der Geistliche aber kämpfte sich durch das furchtbare Dickicht weiter. Am dritten Tage kamen sie aus dem Walde, und als sie auf den Berg stießen, schlugen sie ihr Nachtlager auf einem wilden, buschigen Bergrücken auf. Der Mauna Loa warf Ströme von Feuer aus; die ganze Nacht konnten sie den leuchtenden Schein sehen und das furchtbare Tosen des Kraters hören. Sie waren noch 20 Meilen von demselben entfernt und wollten noch an demselben Tage den Gipfel des Berges erreichen; denn während sich etwa in der Mitte zwischen dem Wailoku und dem Gipfel der Berg geöffnet hatte, war auch der Hauptkrater thätig. Eine Säule von Rauch und Feuer diente dem Geistlichen als Wegweiser; links zog sich der leuchtende Lavastrom vom Abhange des Berges bis zu den Wäldern hin. Der Weg führte über rauhen, fast ungangbaren Grund; aber die Begierde, das großartige Schauspiel zu sehen, trotzte allen Schwierigkeiten. Am Nachmittag erreichten sie eine nackte Schlackendecke von so unerträglicher Schärfe und Zerrissenheit, daß die Packträger zurückbleiben mußten. Der eine Eingeborene erhielt besonders starke Schuhe und diente dem Geistlichen als Führer auf dem weiteren Wege. Mit den

nöthigsten Nahrungsmitteln, einem Kompaß und Teppichen versehen, traten sie die weitere Reise bald über den mit scharfen Glasscherben bedeckten Abhang bald durch furchtbare Schründe an, aus denen sie sich auf allen Vieren herausarbeiten mußten. Bald aber bedurfte der Führer selbst eines Führers, und der Geistliche kletterte allein weiter. Nachmittags 3½ Uhr erreichte er den großen Krater und stand allein im Lichte seiner Feuer. Es war ein Augenblick von unbeschreiblicher Großartigkeit. In einer Höhe von 3000 m. über dem Meere stand er an einer bis dahin weder von Menschen, noch von Thieren betretenen Stelle, umgeben von Scenen der furchtbarsten Verwüstung, fast blind von dem unerträglichen Lichtglanz und betäubt von entsetzlichem Getös, in einer Hitze, daß man sich auf der Windseite nicht auf 40—50 m., auf der entgegengesetzten vielleicht nicht auf 2 Meilen nähern konnte. Der Ausbruch fand, wie bemerkt, am Gipfel statt; aber durch den seitlichen Druck der Lavamasse hatte sich an der Seite des Berges eine Oeffnung gebildet, durch welche die Lava ausströmte, wobei sie durch den furchtbaren Druck Feuerspringbrunnen von 130—170 m. Höhe bildete. Anfangs war hier eine vertiefte Stelle im Berge, bald aber bildete sich ein kegelförmiger Aufschüttungskrater, der am Fuß eine halbe Meile im Umfang haben mochte, während der Kratermund etwa 100 m. im Durchmesser hatte. Der muthige Geistliche näherte sich, soweit es die Hitze erlaubte, und stand dann mitten in dem Aschen-, Schlacken- und Bimssteinregen. Das Getöse war furchtbar; zeitweise kam ein unterirdisches, höllisches Brüllen, Rollen und Zischen, dann folgte eine entsetzliche Explosion, wie das Donnern von Breitseiten in einer Seeschlacht; dann glich wieder der Ton den von tausend in voller Thätigkeit befindlichen Hohöfen, bald den Salven eines Regimentes, bald dem Brüllen der Wogen an felsiger Küste oder dem Rollen des fernen Donners. An der ganzen Küste von Hilo wurde das Getöse gehört. Die Eruption war anhaltend, nicht unterbrochen; die geschmolzenen Massen stiegen und fielen wie das Wasser eines Springbrunnens. Dabei zerstob die Lava in Millionen Theilchen von verschiedener Größe; einzelne stiegen, andere fielen, andere flogen seitwärts empor, noch andere fielen in Kurven abwärts, alle aber glänzten mit dem hellen Lichte des Sirius. Keine Zunge, keine Feder, kein Pinsel kann die Schönheit und Großartigkeit des Schauspieles wiedergeben, besonders wie es sich in der Nacht gestaltete. Die Säulen der weißglühenden Lava stiegen in fortdauernd wechselnder Gestalt bald als Pfeiler, dann als Pyramiden, Kegel, Thürme, Spitzsäulen und Minarets auf; jede Welle hätte das stolzeste Schiff begraben können. Ein Spalt, der sich am oberen Rande des Kraters geöffnet hatte, gab ebenfalls einem tiefen, breiten Lavastrome seine Entstehung, der wol 10 Meilen in der Stunde zurücklegte. Der Strom erreichte die Seeküste nicht; er wand sich durch die Wälder und füllte die Luft mit Asche, Dampf und verbrannten Blättern.

Der Gipfelkrater des Mauna Loa, der Mokuaweoweo, ist nur von wenigen Naturforschern besucht worden, da das Besteigen des Berges mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Wilkes, der berühmte amerikanische Südpolfahrer, brach am 14. Dezember 1840, begleitet von einigen Offizieren und Matrosen seines Flaggenschiffes und mit einem Gefolge von 250 einge-

borenen Lastträgern, nach dem Gipfelkrater auf. Schon am dritten Tage zeigte sich unter den Lastträgern ein aufrührerischer Geist, und es war auf ihre Ausdauer nicht zu rechnen, weshalb Wilkes einen Boten nach dem Schiffe mit dem Befehl abschickte, ihm unverzüglich 50 Matrosen mit Lebensmitteln nachzusenden. Nach großen Mühseligkeiten und Beschwerden erreichte er den Gipfelkrater, schlug etwa 20 m. vom Rande desselben ein Zelt auf, schickte seine Matrosen nach einer tiefer liegenden Station hinab und blieb mit zwei Dienern allein zurück. Der erste Weihnachtstag, den er auf dem Gipfel zubrachte, war kalt und stürmisch, und die Nacht war fürchterlich. Stundenlang heulte der Orkan, und das ewige Hin- und Herschlagen der Zelttücher, verbunden mit dem unheimlichen Brüllen des Windes in den Schlünden des Kraters, erhöhte den Schauer der Dunkelheit und machte den Schlaf unmöglich.

Am 30. Dezember benutzte Wilkes das schöne Wetter, um den Krater zu umgehen, der ungefähr eine elliptische Form hat mit Durchmessern von 4000 und 2700 m. Der tiefere Theil der ungeheuern Grube ist jedoch fast kreisrund. Die Wände waren in einem großen Theile des Umkreises steil oder sogar senkrecht; an der westlichen Seite betrug ihre Höhe 260 m., an der östlichen 160 m. Der Boden bestand aus fester Lava, die von zahlreichen Spalten und Rauchlöchern durchzogen war, die Wasser- und Schwefeldämpfe ausstießen. Zwei Schlackenkegel, aus leichter Asche aufgethürmt und von sehr regelmäßiger Form, erhoben sich vom Grunde. Kein brennender See, wie der am Kilauea, erinnerte an die furchtbaren Feuergewalten, die im Innern des Berges toben; es war die stillste, einförmigste, traurigste, aber auch die großartigste Steinwüstenei, die man sich denken kann. Um 2 Uhr erreichte Wilkes die westliche Seite des Domes vom Mauna Loa, der hier viel steiler als auf der östlichen ist. Die Lüfte waren ruhig; es herrschte eine todtenähnliche Stille. Die Aussicht war über alle Beschreibung erhaben. In der Ferne unterbrach das Gebirge der Insel Maui die Linie des dunkelblauen Horizontes, während ein weißlicher Nebel das Tiefland umschleierte und mit der Insel Hawaii zu verbinden schien. Derselbe Dunst umhüllte die Hügel von Kohala und die westliche Spitze von Hawaii. In größerer Nähe erhob sich der Hualalai, längs dessen Seite die Seebrise eine dichte Masse weißer, flockiger Wolken aufwärts trieb. Zur Rechten stieg kühn gen Himmel der Mauna Kea mit seinem Schneemantel, und zwischen den drei großen Bergen erstreckte sich die Hochebene schwarzer Lava, mit einem düstern Leichentuch von Wolken umzogen.

In neuerer Zeit hat man einen Weg entdeckt, der sich viel leichter ersteigbar erweist als der bisher bekannte. In Kapapala ist eine Oekonomie mit Viehherden gegründet und eine Meile höher am Bergabhange eine Milch- und Käsewirthschaft. Von hier fand das Vieh einen Weg fast bis zum Gipfel, und die Hirten, die es suchten, bemerkten, daß man einen großen Theil des Weges auf Maulthieren zurücklegen könne. Reist man jetzt nach Kapapala als Proviantstation ab, so kann man von da in einem Tage fast den Gipfel des Mauna Loa erreichen. Am zweiten Tage wird der Gipfel erstiegen und nach einigen Stunden Rast der Rückweg angetreten. Am dritten Tage erreicht man noch vor dem Dunkelwerden Kapapala.

Der Mauna Kea ist noch wenig untersucht worden; man kann ihn aber auf der Westseite, da hier die wilden, rauhen Lavafelder fehlen, leicht zu Pferde ersteigen und in zwei Tagen die Reise von Waimea aus mit einem Nachtlager im Walde ausführen. Die Vegetation ist hier mannichfaltiger als auf dem Mauna Loa und erhebt sich bis zu 4000 m. Höhe, während sie auf diesem mit 2350—3300 m. aufhört.

Der andere noch thätige Vulkan, der Hualalai, hat sich blos durch einen Ausbruch, der im Jahre 1800 erfolgte, bemerkbar gemacht. Der Lavastrom riß steinerne Mauern, Bäume und Häuser mit fort; selbst große Massen alter, fester Lavafelsen zersplitterten, wenn sie vom Strome erreicht wurden, in kleine Stücke und schmolzen wieder. Die Eingeborenen brachten Opfer dar und warfen viele Schweine lebend in den Strom, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Alles schien umsonst, bis eines Tages der König Kamehameha mit einem großen Gefolge von Häuptlingen und Priestern erschien und als werthvollstes Opfer, das er darbringen konnte, einen Theil seines als geheiligt betrachteten Haares in den Feuerstrom warf. Einen oder zwei Tage darauf hörte er auf zu fließen. Die Götter waren also versöhnt.

Nordwestlich von Hawaii liegt die zweitgrößte Insel der Gruppe, Maui (20° 44′ Br., 203° 57′ L.), die aus zwei durch eine niedrige Landenge verbundenen Halbinseln besteht. Die westliche ist fruchtbares Hügelland, während sich auf der östlichen der Halea Kala (Haus der Sonne) gleich einem allmählig ansteigenden Kegelberge zur Höhe von 3300 m. erhebt, ein Vulkan, der längst erloschen ist. Unter den Eingeborenen geht die Sage, daß die Göttin Pele einst auf dem Halea Kala ihren Wohnsitz hatte, bis sie, erschreckt durch das Herannahen des Meeres, nach dem Kilauea flüchtete. Der Gipfelkrater hat eine Tiefe von 330—650 m. Die Wände sind steil; doch kann man, wenn auch mit Schwierigkeit, auf allen Seiten hinabsteigen. Lahaina ist nächst Honolulu der größte Handelsplatz der Gruppe.

Noch weiter nordwestlich liegt die Insel Oahu, bekannt durch den einzigen eigentlichen Hafen der Gruppe, Honolulu (21° 18′ Br. und 202° 5′ L.). Sie wird im nördlichen Theile in der Richtung von Westen nach Osten von einer Kette vulkanischer Berge durchschnitten, die weniger wild und rauh und besser bewaldet sind als die Berge der östlicheren Inseln; in der Mitte wird sie durch das, den besten Weg zur Nordküste bildende Thal Nuuanu in zwei Theile geschieden, von denen der östliche in seiner höchsten Spitze bis zu 1025 m., der westliche im Berge Kaala bei Waialua bis zu 1200 m. ansteigt. Den ganzen Südtheil von Oahu nimmt eine breite Küstenebene ein, die größte, fruchtbarste und ergiebigste der ganzen Gruppe, zugleich der am besten bevölkerte und bebaute Theil derselben, welcher die Insel ihr Uebergewicht über die übrigen zu verdanken hat; in dieser erhebt sich nahe an der Küste ganz vereinzelt der 200 m. hohe, erloschene Vulkan Erihi (Diamantenberg).

Die nordwestlichste Insel, Kauai (22° 4′ Br. u. 200° 10′ L.), gleicht in ihrer Gestaltung der Insel Hawaii; das Innere nimmt eine vulkanische, zu schmalen Küstensäumen steil abfallende Hochebene ein, über die sich einzelne Spitzen bis zur Höhe von 2600 m. erheben. Nur im Südtheile liegt eine größere Küstenebene

mit reichem Boden. Besonders reich an Naturschönheiten ist das prächtige Thal Hanapepe, das an der südlichen Küste ausmündet. Bis 4 Meilen von der Küste bildet das Thal nur eine Furche durch die grasreiche Ebene; dann verengt es sich plötzlich zu einem spaltartigen Hohlweg zwischen steilen, 300 m. hohen Bergwänden, die oben bisweilen fast zusammenstoßen. Die steilen Wände, die diesen Hohlweg einschließen, bauchen sich an einigen Stellen halbkreisförmig aus, und diese Seitenschluchten sind reich verziert mit Schlingpflanzen und Blumengehängen, mit Farrnkräutern und Gesträuch. Nach einer Wanderung von etwa 4 Meilen durch diese romantische Schlucht, während deren das Auge durch häufige Wasserfälle gefesselt wird, schließt plötzlich eine hohe Bergwand den Hohlweg und bildet durch ihre bogenförmige Gestalt ein Amphitheater von unvergleichlicher Großartigkeit, zu welchem der Engpaß mit seinen säulenartig ausgeschnittenen Mauern und seinem reichen Schmuck von Laub, Blumen und Gewässer eine würdige Vorhalle bildet. Die hohen Wände des Amphitheaters sind mit den mannichfaltigsten Pflanzen dicht überzogen. Zur Linken neigt sich ein thurmartiger, weit vorspringender Fels über den Thalkessel, dessen abschüssige Seiten nackt sind, während schönes Buschwerk den Gipfel krönt; zur Rechten stürzt aus einer hohen Schlucht, die von Basaltsäulen eingefaßt ist, ein schäumender Wasserfall den Abgrund hinab. Auch noch andere Thäler von ähnlichem, romantischem Charakter ziehen sich durch das Innere Kauai's, das der „Garten der hawaiischen Gruppe" genannt wird. Die Insel ist mit seltenen Ausnahmen trefflich bewässert und die niedrigen Gegenden versagen fast niemals ihre Früchte. Im südwestlichen Winkel der Insel erheben sich acht erloschene Vulkane, die auf eine geographische Meile zusammengedrängt sind.

In der Nähe von Maui liegen die drei kleineren Inseln Kahulawe, Lanai und Molokai, die eben so wenig wie Nihau oder Niihau etwas besonders Bemerkenswerthes bieten.

Das Klima aller dieser Inseln ist weniger heiß, als man nach ihrer Lage erwarten sollte; es ist gesund, schön und gleichförmig, ja, es soll das angenehmste der Welt sein. Die Passatwinde, die ihre Gewalt an den Spitzen der hohen Berge brechen, wehen neun Monate hindurch ununterbrochen fort, erfrischen und stärken Thier- und Pflanzenwelt und machen den Aufenthalt auf den Inseln außerordentlich angenehm. In den Monnten Dezember, Januar und Februar werden sie von den südlichen und südwestlichen Winden theilweise verdrängt und geschwächt, die eine Unzahl kleiner, lästiger Uebel mitbringen, weshalb sie von den Eingeborenen die „kranken Winde" genannt werden. Große Stürme oder gar Orkane sind den Bewohnern dieser glücklichen Gegend unbekannt; das schlechte Wetter tritt während der Südwinde auf.

Die Wälder der Inseln sind besonders ergiebig an prachtvollen Holzarten. Das Sandelholz ist freilich infolge der Verschwendung früherer Regenten vor der Hand kein Ausfuhrartikel mehr. Schon in den Jahren 1836—41 brachte es nur noch gegen 300,000 Frcs. ein, was im Vergleich zu der frühern riesigen Ausfuhr ganz unbedeutend ist. In neuerer Zeit widmet man jedoch dem Anbau der jungen Sandelbäume mehr Pflege, und mit der Zeit dürfte dieses Holz wieder auf dem Markte erscheinen. Aber es giebt andere, zur Ausfuhr ge-

eignete Holzarten, welche die großen Abhänge des Mauna Kea bedecken und an Schönheit und Pracht denen Südamerika's gleichkommen, wenn sie dieselben nicht etwa übertreffen. Ihre Fibern sind so dicht und schön gereiht, die Fasern so fein, daß der Durchschnitt einen Perlmutterglanz und wundervolle Maser besitzt. Mit dem Weinbau hat man auf den Inseln erfolgreich angefangen, und es bedarf nur einer geschickten Hand, um den Wein zu einem erheblichen Ausfuhrartikel zu gestalten. Nach Dr. Bechtinger ähnelt er an Stärke und Geschmack sehr den österreichischen, namentlich den steierischen Weinen.

Die mittleren, milderen Gegenden der Insel Hawaii eignen sich sehr gut für den Kaffeebau. Der hawaiische „Kona"-Kaffee hat eine hübsch geformte Bohne und ist so wohlschmeckend wie der beste Java. In der letzten Zeit hat eine Art Blattlaus große Verheerungen angerichtet, und vor dem Verschwinden der Krankheit wird sich die Ausfuhr des Kaffees kaum wieder heben.

Das niedere Thalland von Hawaii eignet sich vortrefflich zum Zuckerbau. Das Zuckerrohr erreicht hier eine unglaubliche Höhe, und der Acker wirft ungefähr zwei Tonnen ab, hat aber auch oft vier, sogar sechs Tonnen ergeben. Die dort ansässigen Zuckerfabrikanten haben 1867 durch den Bankerutt großer Häuser in San Francisco, mit denen sie in Verbindung standen, starke Verluste erlitten. Infolge dessen gingen viele Pflanzungen ein. Der Zucker wurde mittels der aus den Vereinigten Staaten eingeführten Maschinen schnell und gut zubereitet und fand in San Francisco, Oregon, British Columbia, Kamtschatka und am Amur bereitwillige Käufer. Es wurden jährlich über 1000 Tonnen ausgeführt. Freilich ist die Fabrikation seit der kalifornischen Krisis sehr gesunken. Die Baumwolle der Inselgruppe, die auf der Pariser Industrie-Ausstellung Anerkennung fand, wird mehr und mehr angebaut und gedeiht vortrefflich.

Der Reis, den man auf den Inseln baut, soll dem feinsten Karolina gleichkommen; Tabak dagegen wächst zwar flott, doch ist seine Güte nicht groß genug, um besondere Ergebnisse zu erwarten.

Von sonstigen Ausfuhrartikeln sind hervorzuheben: eine getrocknete Schwammart, die auf faulenden Kukuibäumen (Aleurites triloba) wuchert und in China als Leckerbissen gilt; Pulo, ein eigenthümliches, wollartiges, dunkelgoldgelbes Pflanzenprodukt, das in San Francisco zu Polstern Matrazen und Betten verarbeitet wird. Ochsenhäute, Talg, Ziegenfelle werden nach Boston, Bremen und Hamburg, gepökeltes Rind- und Schweinefleisch zur Versorgung der Schiffe von einem Hamburger Hause in großer Menge ausgeführt; Seesalz, das in der Nähe von Honolulu in Masse gewonnen wird, indem dort Trockensalinen eingerichtet sind, wird nach San Francisco und Sitka verschifft; Mais, süße und irische Kartoffeln gehen ebenfalls nach Kalifornien. Dazu kommen noch Kokosnüsse, Brotfrucht, Tarro- oder Arumwurzeln, Tiwurzeln (Cordyline australis), die insgesammt zu den Hauptnahrungsmitteln gehören, Wautipflanzen (eine Art Papiermaulbeerbaum), Yams, Pisang, Bataten und viele Obstarten, Gemüse und Zierpflanzen. Der Pisang (Musa paradisiaca) wird im Innern des Landes an 5 m. hoch, erreicht kultivirt dagegen an der Küste kaum eine Höhe von 1½ m. In den hohen Bergschluchten findet man prächtige,

dichte Pisanghaine. Die Tarroknollen insbesondere ersetzen nicht nur die Kartoffeln, sondern werden diesen um ihrer Schmack- und Nahrhaftigkeit willen von den Ansiedlern sogar vorgezogen. Die Eingeborenen rösten aber die Knollen nur ausnahmsweise; sie ziehen es vor, diese mittels eines Stößels zu zerstoßen, das Ganze mit Wasser anzufeuchten und es in eine Masse zu kneten. Hat diese eine gewisse Konsistenz gewonnen, so wird sie stückweise in Bananenblätter gerollt.



Der Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa).

Dies ist dann der Pai, wie er verkauft wird; will man jedoch daraus den breiartigen Poi bereiten, so braucht man nur ein Stück Pai so zu wässern, daß es sich leicht umrühren läßt. Der Poi ist außerordentlich nahrhaft und sehr leicht zu verdauen. Um den Poi zu essen, greifen die Eingeborenen mit der Hand in die Schüssel, lassen die etwas klebrige Masse sich um die Finger ansetzen und lecken sie dann ab. Den Freund ihres Herzens füttern sie selbst, indem sie ihm fortwährend die Poimasse in den Mund hineinstreichen, ebenso wie es die Ovampo in Süd-Afrika gegen ihren Gastfreund mit dem Sorghumbrei machen. Der Poi wird nur in der Kalebasse verwahrt.

Metalle hat man auf den Inseln nicht angetroffen, und die heimischen Säugethiere beschränken sich ursprünglich auf Hunde, Ratten und Schweine. Die ersten Rinder führte Vancouver 1792—93 ein. Sie treiben sich ohne

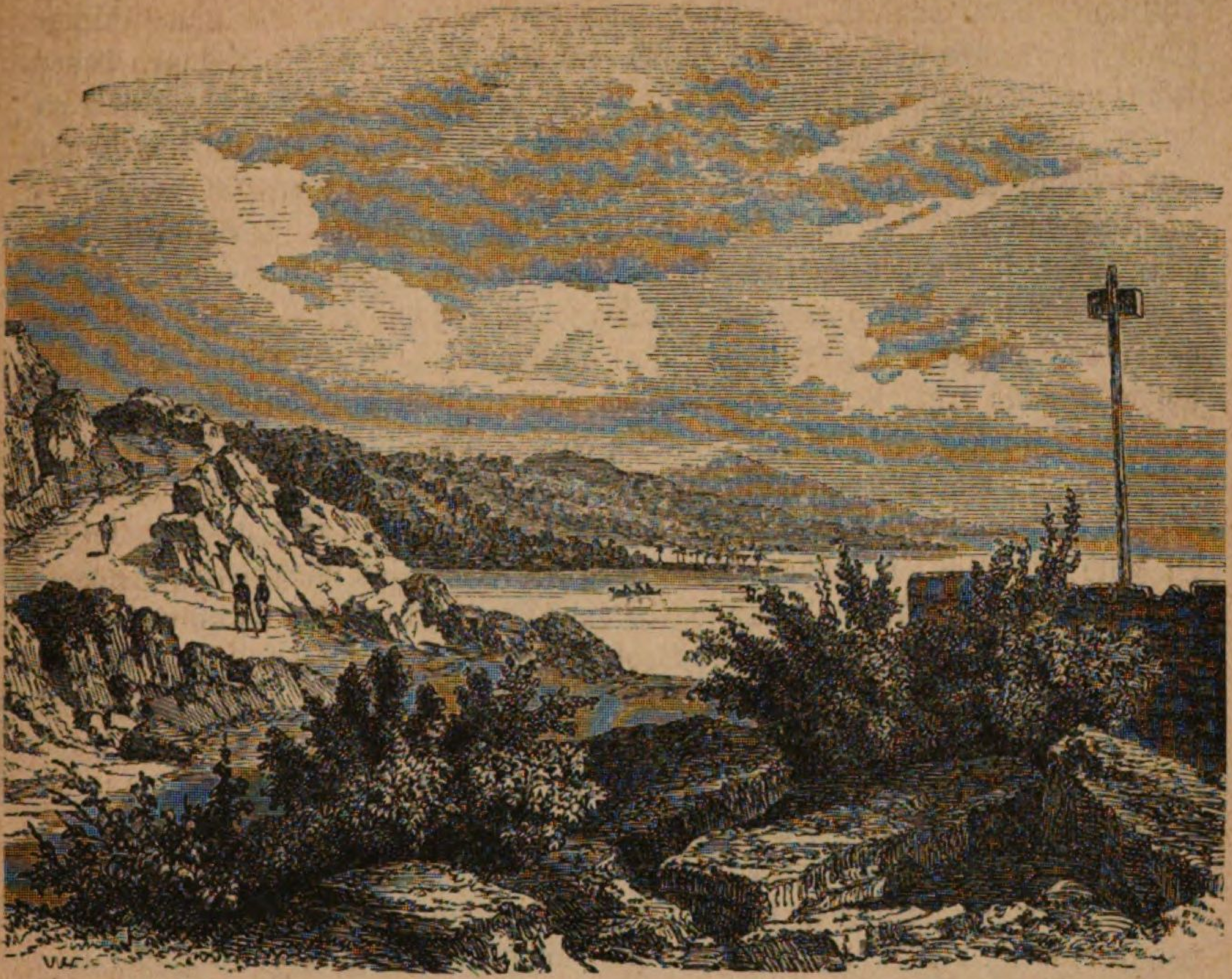
Aufsicht in den Savannengegenden umher und werden mit der Wurfschlinge (Lasso), bisweilen auch in Fallgruben gefangen. Die Ziegen und Katzen haben sich ebenfalls stark vermehrt, und das Schaf scheint sich völlig eingebürgert zu haben, obwol ihm die Weide und das Klima weniger zusagen als dem Rinde und dem Pferde. Dagegen haben sich die Pferde außerordentlich vermehrt; sie schwärmen nach Herzenslust im Freien umher, zerbrechen die Einfriedigungen, treten die Saaten nieder und sind halb wild geworden.

Von den Vögeln verdienen besonders erwähnt zu werden: der Bienenvogel, dessen prächtige Federn zum Putz dienen, mehrere Arten Kolibris und schöne Spechte, deren Federn ebenfalls als Schmuck benutzt werden, die purpurbrüstige Schwalbe, der Scharlachfinke, der rothbrüstige Fliegenfänger, die rothgelbe Ralle, die australische Bachstelze, der australische und der tropische Rabe, mehrere Papageienarten, Kernbeißer, Eisvögel, Würger und Habichte, die hellbraune Drossel, große, weiße Tauben, bläuliche Reiher, Brachvögel, wilde Gänse, Wasserhühner, das Haushuhn und Eulen.

Schlangen und giftige Insekten giebt es auf den Inseln nicht; mit den Weißen sind aber Flöhe und Schaben ins Land gekommen, und der Tausendfuß, der Hausskorpion und Muskiten sind durch Schiffe, namentlich von Mazatlan, eingeschleppt worden.



Yam-Wurzel (Dioscorea sativa).



Cook's Grab auf Hawaii.

II. Die Eingeborenen. Politische Zustände.

Cook und die Eingeborenen. Cook's Tod. Die eingeborenen Kanaken. Hütten. Waffen. Schmuck. Kriegführung. Menschenopfer. Götzendienst. Tempel. Entstehungssage. Verfassung. Festlichkeiten. Beschäftigung. Handel. Politische Wirren. Kamehameha I. Metcalf, Isaac Davis und John Young. Kamehameha II. Amerikanische Missionäre. Kamehameha III. Katholische Missionäre. Königreich der Hawaiischen Inseln. Kamehameha V. Honolulu. Die Insel Molokai als Verbannungsplatz für Aussätzige. Umschwung in den Sitten der Ureinwohner. Weiber und Schweine. Schwimmen in der Brandung. Muth der Eingeborenen und Geschicklichkeit der Weiber im Reiten. Einfluß des Christenthums auf die Sitten. Aussterben der Eingeborenen. Wichtigkeit der Gruppe für den Welthandel.

Die Eingeborenen, gleich den übrigen Südsee-Insulanern Kanaken (d. i. Menschen) genannt, sind stark, kräftig und gut gebaut; ihre Gestalt ist oft von edler, antiker Form, die Gesichtsfarbe olivenbraun, das Haar schwarz und nicht wollig. Das Gesicht ist zwar breit, aber hübsch, obwol die Nasenlöcher etwas weit sind. Die Weiber sind sehr anziehend und halten sich länger hübsch, als sonst die Frauen in südlichen Himmelsstrichen; nur werden sie mit den fortschreitenden Jahren zu fett.

Als Cook auf seiner dritten Reise die Inseln entdeckte und am 26. Nov.

1778 auf Maui landete, wurde er von den Eingeborenen mit staunender Verehrung empfangen, und als er am 16. Januar 1779 auf Hawaii in der Bucht von Kealakakua einlief, fand er eine geradezu vergötternde Aufnahme. Die Eingeborenen hielten ihn für den Gott Rono, der einst die Insel verlassen haben sollte, und auf dessen Wiederkehr sie hofften. Wo immer er sich zeigte, warf sich das Volk vor ihm nieder und kroch ihm auf Händen und Füßen nach. Man führte ihn in den Tempel, stellte ihn in aller Form den Götzenbildern vor, brachte ihm ein Schwein zum Opfer, salbte ihn und bekleidete ihn mit den heiligen Gewändern des Gottes. Daß an die Stelle der Ehrfurcht bald der tiefste Unwille trat, verdankte Cook der schneidenden Rücksichtslosigkeit, mit welcher er die Vorurtheile und die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen verletzte. Er war gerade um Brennholz verlegen und verlangte, daß man ihm für zwei eiserne Beile das hölzerne Geländer überlasse, das den Tempel einfriedigte und auch mit Götzenbildern versehen war. Man wies dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück, und nun wurde ohne Weiteres von der Mannschaft das Geländer abgebrochen und auf die Boote gebracht; zum Ueberfluß wurden von einigen rohen Matrosen auch die Götzenbilder zertrümmert, ohne daß die anwesenden Priester und Häuptlinge gewagt hätten, sich der Entweihung ihrer Heiligthümer zu widersetzen. Cook bot nun nochmals seine Beile an, und da der Priester, an den er sich wendete, sie wieder zurückwies, wurden sie ihm auf rohe Weise in den Gürtel gesteckt. Das freundliche, ehrfurchtsvolle Entgegenkommen der Eingeborenen schlug jetzt in furchtbare Erbitterung um. Kein Wunder, wenn die Kunde, daß Cook sich zur Abreise anschicke, mit Jubel aufgenommen wurde, und wenn die Eingeborenen vor Freude zum Abschied volle Bootsladungen von Schweinen und Früchten an Bord brachten, eine Freigebigkeit, die auch nicht mit dem geringsten Gegengeschenk erwiedert wurde.

Cook segelte in der That ab, seine Schiffe erlitten aber am 6. Febr. 1778 einen schweren Sturm, in welchem die „Revolution" den Vordertheil ihres Fockmastes einbüßte, so daß man in die Bucht von Kealakakua zurückkehren mußte, um die Schäden auszubessern. Wie ganz anders war jetzt der Empfang! Die Bai schien wie verlassen; die Eingeborenen hielten sich fern und zeigten keine Lust, mit den Engländern in Verkehr zu treten. Als Grund dieser befremdlichen Haltung gab man Cook an, daß der König abwesend sei und die Bucht mit dem Tabu, der Heiligkeit und Unnahbarkeit, belegt habe; allein Cook fand darin nur eine leere Ausflucht. Inzwischen wurden die Eingeborenen immer dreister und herausfordernder, die Diebstähle mehrten sich, und am 14. Febr. wurde sogar der große Kutter, der „Discovery", vermißt, den man, damit er in der Hitze nicht leck werde, verankert und versenkt hatte. Es fand sich, daß die Eingeborenen das Tau mit einem scharfen Instrument durchschnitten und den Kutter entwendet hatten. Cook gerieth darüber in die größte Entrüstung und war entschlossen, sich um jeden Preis wieder in den Besitz des Kutters zu setzen. Er gedachte sich der Person des Königs zu bemächtigen und ihn so lange als Geisel an Bord zu halten, bis der Kutter wieder erlangt sei. Daher landete er mit einer Abtheilung bewaffneter Seesoldaten und marschirte sogleich nach der Wohnung des Königs Taraiopu.



Cook's Tod.

Bereitwillig folgte der alte, schwache Mann mit seinen beiden Söhnen Cook zum Bord der „Revolution"; der Zug wurde mit Zeichen der Ehrfurcht empfangen, und der Anschlag schien fast zu gelingen. Bereits waren die beiden Knaben in der Pinasse und der Rest des Zuges in der Nähe des Wassers

angelangt, als die Lieblingsfrau des Königs diesem nachgelaufen kam und ihn unter Thränen beschwor, nicht an Bord zu folgen. Inzwischen waren auf das Gerücht von dem Beginnen der Engländer zahlreiche Kanaken herbeigeeilt; zwei Häuptlinge faßten den König am Arme und bestanden darauf, daß er nicht weiter gehe, sondern sich auf dem Boden seines Reiches niedersetze. Cook hätte noch immer in Sicherheit auf sein Schiff zurückkehren können, aber er zögerte, die Hand des Königs fahren zu lassen — und dieser Augenblick entschied über sein Schicksal. Ein Kanak warf ihn mit einem Steine, und Cook feuerte eine Ladung Schrot auf ihn ab. Leider vermochten die Schrote nicht die dicke Matte, die den Kanaken wie ein Panzer schützte, zu durchdringen, und so trug dieser Schuß nur dazu bei, die Menge noch mehr aufzuregen und zu ermuthigen. Es wurden Steine gegen die Seesoldaten geschleudert, und ein Kanak bedrohte Cook mit seinem Speere, worauf ihn dieser mit einer Kugel, die er aus dem andern Gewehrlauf abfeuerte, niederstreckte. Jetzt erfolgte ein allgemeiner Angriff mit Steinen, und die Seesoldaten sowie die Leute in den Booten gaben Feuer. Wider Erwarten hielten die Eingeborenen das Feuer mit großer Standhaftigkeit aus und drangen mit furchtbarem Geschrei auf die Seesoldaten ein. Ehe Letztere Zeit hatten, ihre Gewehre wieder zu laden, entspann sich ein wüthendes Handgemenge. Die Soldaten zogen sich nach den Booten zurück; aber vier derselben wurden von ihren Kameraden getrennt und fielen der Wuth des Feindes zum Opfer, während drei andere gefährlich verwundet wurden.

Inzwischen suchte Cook vergebens die Eingeborenen zu beschwichtigen; sie hörten nicht mehr auf ihn. Er stand dicht am Wasser und drehte sich nun nach seinen Leuten um, vielleicht in der Absicht, dem Feuern Einhalt zu thun und die Boote heranzurufen. So lange er den Eingeborenen das Gesicht zuwendete, hatte keiner derselben wieder Gewalt gegen ihn zu brauchen gewagt; sobald er aber den Rücken kehrte, versetzte ihm ein baumstarker Kanak einen Keulenschlag auf den Hinterkopf, so daß er einige Schritte weit taumelte und dann auf eine Hand und auf ein Knie niederfiel, wobei ihm zugleich die Flinte entglitt. Ehe er sich wieder aufrichten konnte, versetzte ihm ein anderer Kanak einen Dolchstich ins Genick, und Cook stürzte in eine kleine Wasserlache, in der man ihn zu ertränken suchte; doch er rang noch kräftig um sein Leben, erhob den Kopf und warf, wie um Hülfe flehend, einen Blick nach dem Boote. Leider war die Unordnung und das Gedränge so groß, daß nichts zur Rettung geschehen konnte. Erst jetzt, als die Kanaken merkten, daß keine Hülfe geschafft werden könne, erfaßten sie Cook nochmals, schleppten ihn nach einer tiefern Stelle und suchten ihn zu ertränken. Aber noch hatte Cook Kraft genug, sich nochmals loszuringen, sich aufzurichten und sich an einen Felsen anzulehnen. In diesem Augenblicke erhielt er einen furchtbaren Keulenschlag auf den Kopf, der ihn niederstreckte. Die Leiche wurde triumphirend fortgeschleppt und mit unzähligen Dolchstichen durchbohrt. Erst nach mehreren Tagen gelang es durch Gewaltmaßregeln und Unterhandlungen, wenigstens die Gebeine Cook's zu erhalten; sie wurden in einen Sarg gelegt und am 21. Febr. 1779 mit allen Ehren ins Meer versenkt. Einige Schritte von dem verhängnißvollen Fels sieht man noch den Stumpf

der Kokospalme, an deren Fuß Cook der Sage nach sein Leben aushauchte. Der Stamm selbst wurde abgehauen und nach England gebracht, wo er im Greenwich-Hospitale neben Franklin's und Nelson's Reliquien aufbewahrt wird.

Die Zustände der Inseln zur Zeit Cook's sollen nunmehr kurz geschildert, dabei aber die Eigenthümlichkeiten in Charakter und Sitte, die sich bis jetzt gleich geblieben sind, später mit eingewebt werden.

Die Männer trugen statt aller Kleidung nur einen Maro oder Schamgürtel, die bessern Klassen auch Mäntel aus Basttuch zum Schutz gegen die Sonne. Die Weiber hatten einen Ueberwurf aus Basttuch, der um den Leib geschlungen wurde und bis über die Kniee hinabreichte; die bessern Klassen trugen dabei noch ein besonderes Stück Tuch als Mantel. Das Haar schnitten die Weiber hinten kurz und ließen es vorn wachsen; die Männer theilten das Haar oft in eine Anzahl Locken und wanden sie in Flechten zusammen, die über den Nacken hinabfielen. Häufig wurde das Haar roth gefärbt. Das Tätowiren war nur in geringerem Umfang und nur an einzelnen Körpertheilen, hauptsächlich an den Armen und auf der Brust gebräuchlich; dagegen war man sehr auf Schmuck erpicht, besonders auf Halsbänder von Muscheln oder aus einer schwarzen, mit einem Stück Holz, einer Muschel oder einem Knochen behängten Schnur. Die Weiber trugen gern Armbänder von Schweinszähnen oder von Stücken schwarzen Holzes, die an einander gereiht waren und mit Schweinszähnen abwechselten. Bei den Männern traf man bisweilen einen Kopfputz aus Büscheln von Federn, besonders denen des Tropikvogels, an, die an schwachen Stäbchen befestigt waren. Der Hauptkopfputz der Häuptlinge war eine Art Helm, der aus einem Flechtwerk bestand, mit Federn bedeckt und gerade wie ein griechischer Helm mit einem Bügel versehen war, der über das Helmdach lief. Im vollen Staat erschien der König in dem Königsmantel, zu welchem nur die gelben Federn des Moho (Melithreptes pacifica), deren jeder Vogel auf jedem Flügel nur ein paar hat, verwendet wurden. Diese Federn wurden kunstvoll, doch ziegelartig zusammengelegt, so daß sie eine vollkommen platte Oberfläche bildeten,



Federhelm eines Häuptlings von Hawaii.

die wie der reichste Goldbrokat glänzte. Bedenkt man, daß auch jetzt noch fünf solche Federn mit anderthalb Dollar bezahlt werden, und daß der berühmte Königsmantel Kamehameha's $3^1/_3$ m. lang, 2 bis $2^1/_2$ m. breit gänzlich damit bedeckt ist, so sieht man wohl, daß dies ein äußerst kostbarer Fürstenschmuck war. Die Häuptlinge trugen minder werthvolle Mäntel, die auf schwarzem oder dunkelpurpurnem Grund mit Figuren aus gelben und rothen Federn durchwirkt waren.

Die Hütten der Kanaken waren sehr einfach gebaut und glichen unsern Heuschobern. Die Häuser der Häuptlinge standen in Hofräumen auf steinernen Terrassen und waren von einer Anzahl kleiner Hütten umgeben, die zum Essen, Schlafen und Aufbewahren der Vorräthe dienten. Im Hausgeräthe spielte die Frucht des Flaschenkürbisses eine große Rolle; sie diente als Trinkgefäß, als Maske, als musikalisches Instrument, ersetzte den Mangel des Eisens, des Glases, der Töpferwaaren und hölzernen Geschirre, war auf Reisen der Tornister der Kanaken und zu Hause seine Lade.

Als Waffen benutzten die Eingeborenen außer Keulen besonders Steinschleudern, die sie so geschickt zu handhaben wußten, daß sie vier Mal unter fünfen einen dünnen Stock in einer Entfernung von 30 m. trafen, und außerdem Speere aus kastanienfarbigem Holz, die mit Widerhaken versehen waren. In der Führung dieser Speere waren sie Meister. Der König Kamehameha I. ließ sechs Männer, deren jeder mit einem Speer bewaffnet war, sich gegenüber hinstellen. Auf ein gegebenes Zeichen schleuderten die Männer ihre Speere nach ihm, und er schlug drei derselben mit seinem Speere zur Seite, während er die drei andern mit seiner linken Hand auffing. Ferner gebrauchte man einen Dolch, Pahua, der aus sehr hartem Holz gemacht, etwa $^2/_3$ m. lang und mit einer Schnur an der Hand befestigt war. Eine andere furchtbare Waffe, ein Stück Holz, wie ein Ballschlägel geformt und an den Schneiden mit Haifischzähnen ausgerüstet, wurde gewöhnlich zum Zerschneiden der erschlagenen Feinde benutzt. Zur Abwehr trugen sie eine dicke Matte, die gegen Speer und Dolch schützte, oder auch eine Art Panzer, eine Brustplatte, die ganz aus über einander liegenden Zähnen bestand.

Ihre Schlachten waren bloße Scharmützel. Stießen beide Theile an einander, so trat ein Häuptling, bedeckt mit Helm und Mantel, aber unbewaffnet, nur mit einem Fächer in der Hand, vor und forderte den Feind auf, Speere nach ihm zu werfen. Von allen Seiten kamen alsbald die Speere geflogen, und mit wunderbarer Gewandtheit im Springen, Niederkauern und Winden des Körpers wußte er, wenn er die Speere mit dem Fächer nicht bei Seite schlagen oder auffangen konnte, denselben doch meist glücklich zu entwischen. Die Speere konnte er nach Belieben zurückschleudern. Fiel er oder ein anderer Krieger, so entspann sich ein wüthender Kampf um den Leichnam. Gefangene wurden nicht gemacht, vielmehr wurden die Fliehenden schonungslos niedergemetzelt; doch aßen die Eingeborenen vom Fleische erschlagener Feinde gewöhnlich nur ein Stückchen. Gelang es dem flüchtigen Feinde, eine Freistätte, Pahonua, zu erreichen, so war er in diesem unverletzlichen Heiligthum vor jedem Angriff sicher; verließ er nach einiger Zeit oder nach beendigtem Kriege die Stätte, so

ließ man ihn unbelästigt ziehen; denn Niemand wagte das Tabu, welches ihn noch immer schützte, zu brechen.

Wie vor dem Gefecht, so wurden auch beim Tode eines Häuptlings und bei besondern Gelegenheiten Menschenopfer gebracht, und es waren eigens Leute dazu bestimmt, herumirrende Kanaken zu diesem Zweck aufzugreifen. Diese Einrichtung nannte man Mu. Mußte man doch immer auf Versöhnung der Götter bedacht sein; denn die Religion der Kanaken trug einen durchaus düstern Charakter. Es gab kein Paradies, keine Hoffnung auf ein besseres Jenseits, und die Gottheiten waren nur da, um Furcht und Schrecken zu verbreiten.



a. c. d. Götzenbilder. b. Brustplatte aus Zähnen. e. f. Gefäße. g. i. Fächer. h. Maske aus einem Flaschenkürbis.

Darum sind auch die Götzenbilder die abscheulichsten Ausgeburten einer ungeheuerlichen Phantasie. Manche bestehen blos in einem Helm aus Federn oder Flechtwerk, der oben mit einem Federbusch verziert ist und vorn an der Gesichtsseite einen aufgesperrten, mit schrecklichen Hauern und Hundezähnen ausgestatteten Rachen zeigt; andere sind roh aus einem Stück Holz geschnitzt, so daß der schauderhafte Kopf mittels eines Pflockes in den Rumpf eingesetzt wird, während aus dem aufgerissenen, mit Schweins- und Hundezähnen furchtbar besetzten Rachen die Zunge heraushängt, wahrscheinlich weil der Kanake mit dieser Geberde etwas verneinend oder verächtlich zu bezeichnen pflegt, wogegen er durch Emporzucken der Augenwimpern und Augenbrauen eine bejahende Antwort ausdrückt.

Der volksthümlichste Gott war Rono, einst ein mächtiger hawaiischer König, der, nachdem er sein Weib ermordet und seine Unterthanen schrecklich gepeinigt hatte, auf einem Kanoe von dannen zog und nicht wieder kam. Dennoch wurde er mit der Zeit vergöttert; man rechnete auf seine Rückkehr und feierte jährlich ihm zu Ehren Spiele.

Die gefürchtetste Göttin war die bereits erwähnte Pele, die mit einer Menge untergeordneter Wesen in den brennenden Kratern des Mauna Loa sich aufhielt. Das Brüllen des unterirdischen Feuers war die Musik, wonach diese Gottheiten tanzten, und jauchzend schwammen sie in den Wogen des Flammenmeeres. Säumten die Häuptlinge oder das Volk mit den erwarteten Opfern, so wanderten sie auf unterirdischen Pfaden zum nächstliegenden Krater und überschütteten von dort aus die Schuldigen mit ihren schrecklichen Plagen.

Jede Insel hatte ihre vorherrschenden Gottheiten, jeder vornehme Häuptling seinen besonderen Götzen, und jeder Kanake machte sich seinen Gott nach seinem Belieben. Säuberlich ging er mit seinem Götzen nicht um; oft warf er ihn im Zorn weg und schuf sich einen anderen, oft prügelte er ihn so durch, daß die Fetzen von dem Holzblock umherflogen.

Zu Ehren der Götter wurden, meist auf Anhöhen nahe am Gestade des Meeres, zahlreiche Tempel, Heiau's, gebaut. Sie wurden mit großem Kraftaufwand aus losen Steinblöcken errichtet, die, kunstreich auf einander gethürmt, sich zu festen Mauern zusammenschlossen. Die Heiau zu Kawaihae, den Kamehameha seinem Kriegsgott Kaili widmete, war 75 m. lang, 33 m. breit, mit 3—7 m. hohen Mauern, die unten 4, oben 1—2 m. dick waren. Der schmale Eingang führte durch zwei hohe Mauern hindurch. Am Tage der Vollendung des Tempels wurden auf dem Altare des Götzen elf Menschen geschlachtet.

In diesen Tempeln brachten die Priester stundenlang ihre Zeit mit Beten zu und opferten den Göttern. Weibern war während dieser Zeit der Zutritt verboten, das Sprechen zwischen Mann und Weib pflegte gewöhnlich sogar mit dem Tode bestraft zu werden.

Auch die Kanaken glaubten an die Existenz eines ungeheuern, die Sonne verfinsternden Vogels, der einst auf seinem Fluge über die unabsehbaren Flächen des Meeres ein Ei legte, welches barst und die Hawaii-Inseln bildete.

Nach den alten Ueberlieferungen scheint der Stamm auf der Inselgruppe gelandet zu sein, nachdem er lange auf dem Meere in zerbrechlichen Kanoes umhergestreift war. Manche Anklänge an die Heilige Schrift sind in den Volkssagen überraschend; eine Sindflut und die auf dem Mauna Kea gestrandete Arche, der verkaufte Joseph, der von dem Seeungeheuer verschlungene und wieder ausgespiene Jonas u. dgl. kommen mit veränderten Namen in der Sagengeschichte vor.

Die Bevölkerung war in vier Stände getheilt, deren erster die ganze königliche Familie und den vornehmsten Minister, der zweite die Statthalter der verschiedenen Inseln, sowie die Oberhäupter der Bezirke, der dritte die Landeigenthümer, der vierte die ganze arbeitende Klasse umfaßt; im Grunde kann man aber nur von zwei Klassen, den Eries oder Herren und den Kanaken oder Dienenden, sprechen. Die politische Verfassung des Landes gründete sich auf das polynesische Lehenssystem, nur daß hier die königliche Würde mit größerer Gewalt und Machtfülle ausgestattet und durch den Einfluß mächtiger Adelsgeschlechter weniger eingeschränkt war als bei den anderen polynesischen Völkern. Den ersten Häuptlingen wurden, wie den Priestern, sklavische Huldigungen von dem leibeigenen Volke dargebracht. Wo sie erschienen, mußte

sich Alles vor ihnen niederwerfen; ohne ihre Erlaubniß durfte man weder sie berühren, noch ihre Wohnungen betreten. Sie hatten sogar eine eigene Sprache, Speisen, die nur sie genießen, Badeplätze, die sie allein benutzen konnten, ja, die Natur selbst schien sie durch ihre mehr als 2 m. hohe Gestalt in Verbindung mit entsprechender Stärke und Breite vor dem gemeinen Manne ausgezeichnet zu haben. Man hat von einigen Häuptlingen behauptet, daß sie, wenn sie einen Mann bei Kopf und Bein ergriffen, im Stande waren, dessen Rücken über ihr Knie zu brechen. Das gemeine Volk hatte für die Häuptlinge zu arbeiten und zu fechten und erhielt von ihnen Schutz und Lebensunterhalt, sei es in einem Antheil an den Bodenerzeugnissen, sei es in dem Ertrag eines Stückes Land, das dem Kanaken zur Benutzung überlassen wurde. Die Kanaken verrichteten die Arbeit für die Häuptlinge in Abtheilungen oder Riegen, die mit erstaunlicher Schnelligkeit ein Haus oder eine Steinmauer aufführten und die Äcker bestellten oder Sandelholz fällten.

Beim Tode eines Häuptlings oder eines angesehenen Kanaken versammelten sich die Angehörigen unter Weinen und Klagen; auch wurden Tänze aufgeführt, bei Unbemittelten aber wurde blos stundenlang fortgeheult. Als Kamehameha I. gestorben war, konnten seine vertrautesten Freunde nur durch Andere vom Selbstmord abgehalten werden; dafür schlugen sich viele die Vorderzähne aus oder verstümmelten sich auf andere Weise. Noch im Juni 1866 beim Tode der Prinzessin Kaahumanu kamen heidnische Gesänge und Tänze vor und wurden 30 Nächte hindurch beim Fackelscheine fortgesetzt. Einige Kanaken schlugen den Takt zum Tanz, indem sie mit der flachen Hand auf mächtige, oft bis 1 m. hohe Kürbißkalebassen klopften oder damit auf den Boden schlugen. Vor ihnen schwebten, dem Takte folgend, die geschmeidigen, schlanken Gestalten mehrer junger Wahines (Insulanerinnen) bald nach rechts, bald nach links; in wollüstigen Touren schwangen sie, ohne den Ort merklich zu verändern, ihre schön gebauten, vollen Hüften und streckten dabei in wunderlichen, abgerundeten Bewegungen die Hände wie Sirenen aus, um das begehrte Opfer schmachtend zu umfangen. So ging es unter allerlei Ausschweifungen, Zähneausschlagen und Weiberschändungen 30 Nächte fort. Hierauf wurde die Leiche im königlichen Mausoleum beigesetzt und die Federbüsche, Kahilis, vor den Thüren aufgepflanzt. Das Mausoleum liegt in der Nähe von Honolulu in Nuuanuthale und ist aus Korallenblöcken gebaut. Dort ruhen die Kamehameha's, aber nur die letzten Könige, da man von den Gebeinen der früheren Nichts weiß.

Bei anderen Gelegenheiten wurden die großen festlichen Tänze, Hulas, mit musikalischen Theaterstücken verbunden. Es traten darin wol 100 Tänzer und Schauspieler auf, die aber nicht ein Ballet oder etwas dem Aehnliches aufführten, sondern ihre Kunst besonders durch taktmäßige Bewegung der Arme an den Tag legten. Sie begleiteten damit den Gesang einstudirter Chöre; zur Instrumentalbegleitung hatte man freilich blos ausgehöhlte Kürbisse.

An sonstigen Unterhaltungen fehlte es den lebenslustigen Kanaken nicht; die meisten sind noch jetzt im Schwange und finden später Erwähnung. Vormals war ein Schlittenfahren besonderer Art sehr in Aufnahme. Der Schlitten bestand aus zwei schmalen Kufen, die durch Kreuzhölzer verbunden waren.

Um zu fahren, wurde von der Spitze eines Berges ins Thal hinab ein schmaler, seichter Graben gemacht, dessen Grund mit Gras belegt wurde. Die Spieler erstiegen dann den Berg, und einer nahm den Schlitten in die Hand, hielt ihn vor sich, ging einige Schritte zurück, rannte hierauf mit aller Kraft vorwärts, warf sich, den Schlitten unter sich, in den Graben und glitt mit rasender Schnelligkeit bergab. Er war verloren, wenn er den Schlitten nicht richtig zu handhaben wußte, indem er in diesem Falle unausbleiblich an den steinigen Grabenrändern zerschellte. Ein Spieler nach dem andern machte dieselbe Fahrt, und wer am schnellsten hinunterkam, hatte gewonnen. Bei diesem Spiele wurden, wie bei den Pferderennen in England, große Wetten gemacht; Mancher setzte sogar sein ganzes Vermögen ein.

Man machte auch maskirte Ausflüge auf Kähnen. Als Maske dienten Kürbisse, in die man Löcher für Augen und Nase einschnitt, und die man dann über den Kopf stülpte; oben war ein Bündel grüner Zweige als Federbusch, unten schmale Tuchstreifen als Bart angebracht.

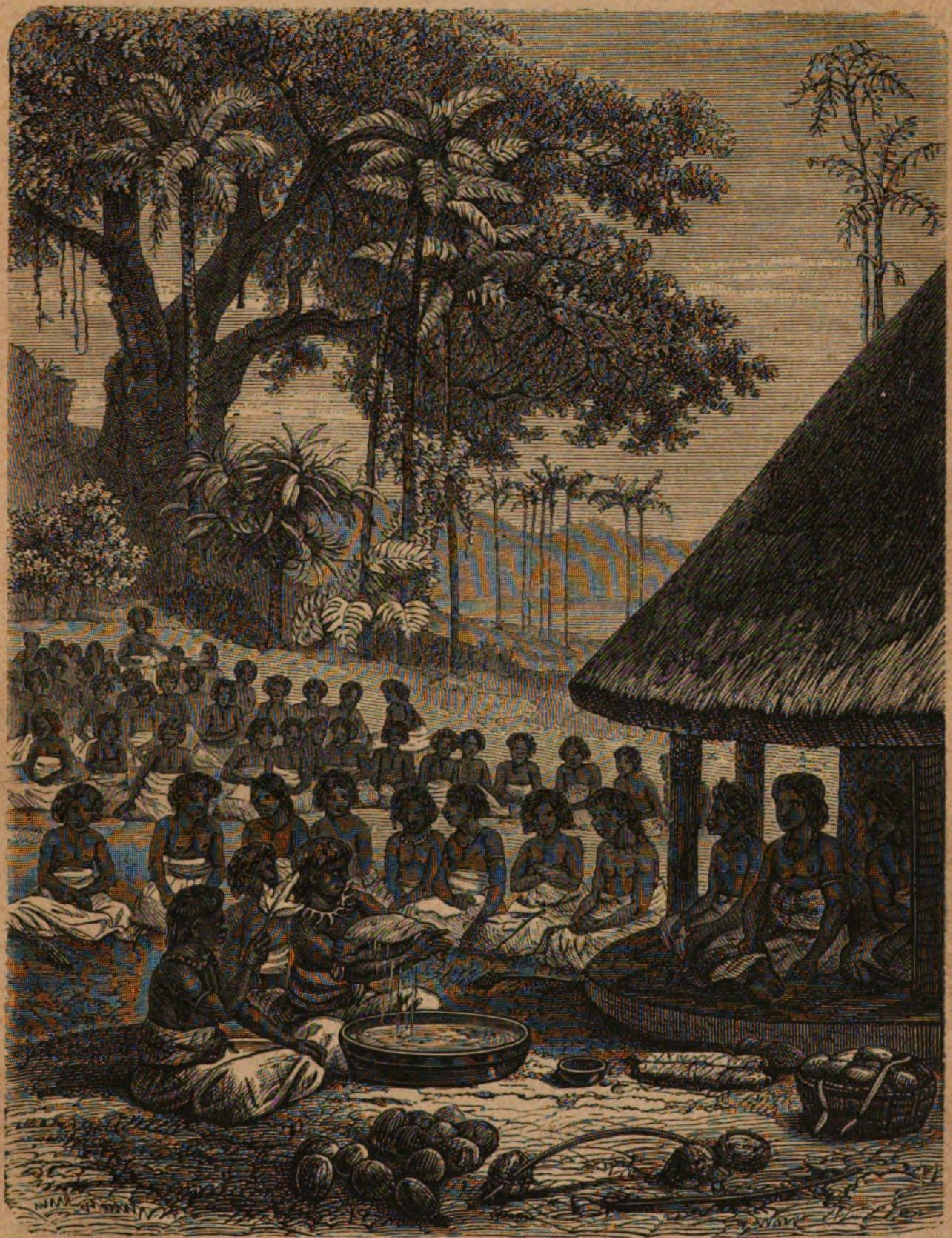
Bei einem anderen Spiele setzen sich zwei Spieler einander gegenüber, der eine mit einem Stein und einem Stück Basttuch, der andere mit einem Stock. Der erste legt das Tuch auf den Boden, knüllt es in Falten und steckt verstohlen den Stein darunter; der andere prüft die Falten, um zu sehen, wo der Stein liegt, und sticht dann mit dem Stocke nach dem verborgenen Steine. Trifft er ihn, so gewinnt er einen großen Einsatz; verfehlt er ihn dagegen, so verliert er natürlich seinen Einsatz.

Die Weiber standen in großer Abhängigkeit von den Männern; sie mußten für sich allein essen, durften gewisse Nahrungsmittel gar nicht genießen und bei Todesstrafe Gastmählern, welche die Männer einander gaben, nicht beiwohnen. Freilich war das eheliche Verhältniß ganz ungeordnet und regellos und das Band sehr locker. Dafür war Unzucht an der Tagesordnung, Keuschheit dermaßen unbekannt, daß die Sprache dafür nicht einmal ein Wort hat. Klimatische Verhältnisse, unzüchtige Geberden, wollüstige Tänze, schmuzige Gesänge und Erzählungen wecken das sinnliche Gelüst schon im Mädchen.

Ueberdies waren die Eingeborenen dem Kavatrinken sehr ergeben. Dieses vielfach erwähnte, stark berauschende Getränk zieht, wenn kein Maß gehalten wird, gewisse Augen- und Hautkrankheiten nach sich, hat aber nach Ellis' Ansicht auch eine vortreffliche antiskorbutische Wirkung. Als ihnen später die Europäer Branntwein zuführten, zogen sie diesen vor und genossen ihn ebenso unmäßig, wie vorher den Kava. Zum Ueberfluß lernten sie von den Europäern auch Rum aus dem Zuckersaft brennen und waren auf dem besten Wege, sich durch den Trunk ganz zu Grunde zu richten. Das Christenthum suchte diesen Uebelständen zu steuern, und gegenwärtig bildet die weit überwiegende protestantische Bevölkerung einen großen Mäßigkeitsverein.

Der Kava wurde natürlich wegen seiner berauschenden Eigenschaft als schmerzstillendes Mittel von den Aerzten sehr gern verordnet. Wie bei den Hottentotten war nämlich der Priester Kahuna (Mann Gottes), zugleich ein Kahuna laau (Mann der Medizin), auch Kauka genannt. Bei diesen Aerzten ist von wissenschaftlicher Behandlung des Kranken keine Rede. Erst wird

stundenlang gebetet und gesungen, dann verordnet der Arzt das Opfer eines Schweines oder eines Hundes, um den hungrigen Magen zu stärken. Zieht das noch nicht, so folgen Hühner, Fische und Poi. Natürlich hat das Mahl geholfen, wenn der Kranke besser wird; stirbt er, so hat das der erzürnte Gott zu verantworten.



Kavagelage.

In manchen Krankheitsfällen lassen es aber die Kahunas nicht bei Beten und Viehschlachten bewenden, sondern wenden eine strenge Diät und das Lomi-Lomi an, eine Art Schampoonirung der Körpertheile, die hier ebenso beliebt

ist wie bei den Hottentotten und Kaffern. Die Extremitäten werden von einigen Beistehenden erfaßt, frottirt, geknetet und gedrückt, die fleischigen Massen beleibter Personen mit geballter Faust leicht geklopft und die Haut bald langsam, bald rasch auf- und abwärts gestrichen.

Die Kanaken konnten nicht nach Jahren rechnen; nach ihrem Alter befragt, gaben sie an, daß sie unter einem gewissen Häuptling oder während eines gewissen Ereignisses geboren seien, wie denn auch die Hottentotten nach Wiederkehr der Plejaden oder nach Regenzeiten rechnen.

Im Uebrigen übertrafen die Kanaken in Kunstfertigkeiten und Geschicklichkeiten, wie im ganzen Bildungszustande, die übrigen Polynesier weit; namentlich wurde auf keiner Gruppe des Ozeanes der Ackerbau mit solcher Lebhaftigkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit betrieben, wie hier. Der Anbau der fruchtbaren Thäler war geradezu bewunderungswürdig. Kunstvolle Bewässerungen unterhielten selbst auf den Hügeln Tarropflanzungen, die zugleich Fischweiher waren, und allerlei nutzbare Gewächse wurden auf den sie scheidenden Dämmen gebaut. Man fing die Seebarben ganz jung im Meere und brachte sie in ein von Korallenblöcken eingeschlossenes Becken, durch welches süßes Wasser floß; dann wurden sie an immer weniger salziges Wasser gewöhnt, bis man sie endlich nach 5 oder 6 Wochen in die Tarropflanzungen versetzte, wo sie außerordentlich groß, fett und wohlschmeckend wurden. Mit Werkzeugen, die nur aus hartem Stein, geschliffenen Muscheln oder geschärften Knochen bestanden, wußten sie große, schöne Kanoes und nette Häuser zu bauen, Holz und Stein kunstrecht zu schnitzen und auszuhauen.

Zum Fischfange bedienten sie sich der Netze oder der Haken von Perlmutter, die mit ihrem schillernden Glanz den Boniten täuschte; oft auch griffen sie einen Haifisch an, und nachdem sie ihm entschlüpft waren und ihn geneckt hatten, tödteten sie ihn mit einem Dolche, den sie im Maro führten.

In der Verfertigung von Zeugen aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes waren sie ganz besonders geschickt. Mit diesem Geschäft gaben sich die Weiber ab. Sie schlugen das sorgfältig zubereitete Bast mit einem Schlägel, in welchen verschiedene Muster eingeschnitten waren, und wußten dem Zeuge mittels vegetabilischer Stoffe und Erdarten prächtige Farben zu geben, ja, sie durchdufteten das Tuch, soweit es zu weiblicher Bekleidung bestimmt war, mit Sandelholz und Pandangsamen. Das schöne, feine Tuch, das sie auf diese Weise herstellten, war berühmt, ebenso die Matten und die aus Federn gleichsam gewebten Arbeiten.

Aus den grünen Blättern des Ti (Cordyline australis), deren Stengel man in einander verwebte, verfertigten sie kurze Mäntel, die zu Bergreisen benutzt wurden; auch wurden die Blätter zum Dachwerk und zu symbolischen Zwecken, die mit der Religion und dem Tabu zusammenhingen, benutzt. Ein Zweig dieser Pflanze war, wie bereits erwähnt, das Sinnbild des Friedens und diente in Verbindung mit einer jungen Platane im Krieg als Parlamentärflagge. Die Wurzeln der Pflanze wurden geröstet und gegessen und durch Gährung derselben ein berauschendes Getränk hergestellt.

Infolge dieser Betriebsamkeit herrschte ein ziemlich lebhafter Tauschhandel

zwischen den verschiedenen Inseln, namentlich fand das Tapatuch starken Absatz nach Kauai. Es gab sogar zu bestimmten Zeiten Messen und Jahrmärkte; der berühmteste fand am Ufer des Wailuki statt und zog Besucher aus allen Theilen der Insel herbei. Ueberdies war es bei der überaus glücklichen Lage dieser Inseln in dem Schiffswege zwischen Nord- und Mittelamerika einerseits und Ostasien andererseits ganz natürlich, daß ihre Bewohner schon früh in Beziehungen zu europäischen Handelsschiffen traten. Die Gruppe wurde bald nach der Entdeckung für die Walfischfänger im nördlichen Theile des Ozeanes der Sammelplatz, wo sie sich mit den nöthigen Lebensmitteln versorgten, und das auf den Bergen gefundene Sandelholz vermehrte diese Verbindungen, indem es einen lebhaften Verkehr hervorrief, der freilich später mit der Erschöpfung der Wälder aufhörte. Infolge dessen ließen sich einzelne Europäer auf den Inseln nieder, und durch diese unterstützt und mit Hülfe europäischer Waffen gelang es einem ehrgeizigen, begabten Häuptling, sich zum Herrn sämmtlicher Inseln zu machen.

Nach dem Tode des alten Königs Taraiopu nämlich, der bald nach dem traurigen Ende Cook's erfolgte, trat sein Sohn Kawarao die Regierung über den größten Theil der Insel Hawaii an, ein kleinerer fiel seinem Neffen Kamehameha (Tamehameha) zu. Bald kam es zwischen beiden zum Kriege, und eine einzige mörderische Schlacht, in welcher Kawarao fiel, machte Kamehameha zum alleinigen Herrn von Hawaii; aber noch manches Jahr hatte er gegen aufrührerische Häuptlinge zu kämpfen, trotzdem daß er ein ebenso tapferer Krieger wie kluger Staatsmann war. Seine angeborene Herrschergabe bekundete er stets in der Wahl der tüchtigsten Männer zu seinen Werkzeugen. So fesselte er Kiana, einen Häuptling von Kauai, den der englische Kapitän Meares 1787 mit nach Kanton genommen hatte, und der sowol durch Tapferkeit und unternehmenden Geist, als durch den Besitz von Flinten und Schießbedarf sehr wichtig für ihn war, durch Verleihung eines hohen Ranges und bedeutender Besitzungen an seinen Dienst.

Im Jahre 1789 überfiel Kamehameha in Abwesenheit Kahikili's, des Königs von Oahu und Maui, die letztere Insel. Kahikili's jugendlicher Sohn zog ihm muthig entgegen, wurde aber gänzlich geschlagen, denn es war nicht leicht, einem Krieger wie Kamehameha zu widerstehen.

In demselben Jahre empörte sich Keona, der Hauptgegner Kamehameha's auf Hawaii; doch erleichterte Letzterem ein gewaltiges Naturereigniß den Sieg. Als nämlich Keona mit seinen Kriegern über den Abhang des Mauna Loa zog und Nachts am Kilauea lagerte, fand ein furchtbarer Ausbruch von Flammen, Asche und großen Steinen statt, der von Donner und Blitz begleitet war, so daß Keona's Leute ihren Platz nicht zu verlassen wagten. Aber in der zweiten und dritten Nacht erfolgten ähnliche Ausbrüche, und die Mannschaft sah sich genöthigt, den Lagerplatz in drei Abtheilungen zu verlassen. Doch der Vortrab war noch nicht weit gekommen, als der Boden so unter ihm schwankte, daß die Leute umfielen. Bald erhob sich auch eine schwarze Wolke aus dem Krater, und die elektrische Spannung der Luft erzeugte ein fortwährendes Blitzen und furchtbaren Donner. Die Wolke breitete sich aus und verwandelte

den Tag in Nacht, die nur durch schreckliche Ströme blauen und rothen Lichtes und durch die zuckenden Blitze erleuchtet wurde. Dann folgte ein starker Aschenregen, der meilenweit Alles verwüstete. Viele Menschen verbrannten dabei, andere wurden schwer verletzt. Dabei litten die Athmungswerkzeuge entsetzlich, und Alles floh in wildester Unordnung. Merkwürdiger Weise litt die Heeresabtheilung, die dem Krater am nächsten war, am wenigsten; sie entfloh der furchtbaren Gefahr, nachdem das Erdbeben und der Aschenregen vorüber war. Die mittlere Abtheilung dagegen war vollständig zu Grunde gegangen. Die Leute lagen theils am Boden, theils saßen sie aufrecht da und hatten sterbend Weiber und Kinder umarmt und nach der Landessitte zum Abschied die Nasen an einander gedrückt. Anfangs hielt man sie in ihrer so natürlichen Haltung für Ruhende, bald fand man, daß man nur Leichen vor sich habe. Sie waren, über 400, durch die dem Berge entströmenden erstickenden Gase getödtet worden. Das einzige Wesen, das dem giftigen Dunste widerstanden, war ein Schwein.

Kamehameha kehrte im Jahre 1791 zurück und schlug das entmuthigte Heer Keona's vollständig aufs Haupt. Dieser, der von nun an als Flüchtling im Gebirge umherstreifte, fiel 1793 durch die Hand eines Meuchelmörders.

Eine besonders glückliche Wahl hatte Kamehameha in einem gewissen Karemaku getroffen, der aus dem königlichen Hause von Maui stammte. Er förderte hauptsächlich die Pläne des Königs und erhielt zum Dank Güter und eine Macht, die kaum der des Königs nachstand; das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden, war in seine Hand gelegt. Die Engländer haben diesen eben so treuen wie befähigten Minister Kamehameha's den „Pitt der Sandwich-Inseln" genannt.

Zwei andere Männer, die auf Hawaii eine bedeutende Rolle gespielt haben, gelangten unter eigenthümlichen Umständen in den Dienst Kamehameha's: Ein gewisser Metcalf, Befehlshaber des Schiffes „Elenor", der mit den Einwohnern von Maui in Streit gerathen war, lockte mehrere Hundert derselben aus dem Dorfe heraus und richtete dann mit Kanonen und Musketen ein furchtbares Blutbad unter denselben an. Natürlich sannen die Eingeborenen auf Rache, und als bald darauf, 1790, der Sohn Metcalf's, der in Begleitung des Vaters den Schoner „Fair American" befehligte, an ihrer Küste erschien, überrumpelten sie das kleine Fahrzeug und ermordeten die ganze Mannschaft bis auf den Matrosen Isaac Davis, den sie als Gefangenen ans Land führten. Als später der mit dieser blutigen Vergeltung seiner Unthat unbekannte ältere Metcalf nach Hawaii kam, schickte er den Bootsmann John Young ans Land, um Erkundigung einzuziehen. Dieser ward freundlich aufgenommen; als er aber auf sein Schiff zurückkehren wollte, befahl ihm Kamehameha zu bleiben, indem er ihm versicherte, daß ihm nichts Böses widerfahren solle, daß man ihn vielmehr als Freund und Rathgeber mit Gütern und Ehren überhäufen, aber den ersten Versuch, zu entfliehen, mit dem Tode bestrafen werde. Davis und Young, obgleich nur rohe und unwissende Seeleute, waren selbst den aufgeklärtesten Hawaiiern weit überlegen. Durch Güte und Dankbarkeit an ihr neues Vaterland gefesselt, bewährten sie sich stets als treue, zuverlässige Diener Kamehameha's und übten einen segensreichen Einfluß auf das Land.

Davis starb 1810, Young aber erst am 17. Dezember 1835 im 93. Lebensjahre. Auf seinem Leichensteine steht „Freund und Waffengefährte Kamehameha's" eingegraben. Er heirathete die Tochter eines der ersten Häuptlinge, war selbst ein Erie oder Herr, und seine Söhne gehören noch zu den Vornehmsten des Landes.

Der berühmte Seefahrer Vancouver, der Cook auf seiner letzten Reise begleitet hatte, besuchte Hawaii in den Jahren 1792, 1793 und 1794. Er sah bald ein, daß die vollständige Herrschaft Kamehameha's den fremden Schiffern die sicherste Bürgschaft gewähre, und suchte dessen Macht nach Kräften zu befestigen. Er rieth ihm, sich eine mit Musketen bewaffnete Leibgarde zu bilden, und ließ sie selbst einüben und mit dem Nöthigen versehen. Er empfahl Davis und Young seinem besondern Vertrauen und legte es diesen ans Herz, den Sitten und der Kriegsführung der Eingeborenen einen milderen Geist einzuflößen und ihrem Wohlthäter stets getreulich zu dienen. Ein wie geneigtes Ohr aber auch die Rathschläge Vancouver's bei Kamehameha fanden, von seinem heimatlichen Götzendienst ließ sich derselbe durch die Ermahnungen seines Freundes nicht abbringen. Doch soll er die Insel Hawaii, um sich des Schutzes Englands zu versichern, mittels Vancouver's an die britische Krone abgetreten und sich nebst seinen Besitzungen unter ihren Schutz gestellt haben. Wäre dem so, dann wäre der Akt wenigstens ohne alle Folgen geblieben.

Aber wie gut Kamehameha Vancouver's Lehren in Bezug auf kriegerische Angelegenheiten zu benutzen wußte, das zeigte er schon im Jahre 1794, als er mit einem Heere von 16,000 Mann und einer Schar Europäer unter dem Befehle von Young und Davis die Inseln Maui, Lanai und Molokai sich vollständig unterwarf. Er rüstete sich dann zum Kampfe gegen die Insel Oahu, wohin sich Kalanikupuli, der Neffe und Erbe Kahikili's, zurückgezogen hatte, und warf sich 1795 mit einem Theile seiner Truppen auf die Insel, während Kiana mit der Hauptmacht folgen sollte. Allein Kiana dachte diese Gelegenheit benutzen zu können, um seinen Nebenbuhler, den König, mit einem Schlage zu vernichten; er ging mit seinen Truppen zum Feinde über. Trotzdem zog Kamehameha unverzagt dem Feinde entgegen, welcher sich im Nuuanu-Thale auf einem steilen Abhange aufgestellt hatte, der im Rücken durch einen furchtbaren Abgrund, auf den Seiten durch steile Felswände gedeckt und vorn durch eine steinerne Mauer geschützt war. In dieser festen Stellung hielt sich der Feind für so sicher, daß er Kamehameha höhnisch zum Angriff herausfordern zu können glaubte. Allein Young zertrümmerte bald mit einem Feldgeschütz die Mauer, die auseinanderstiebenden Steine vermehrten die Wirkung jedes Schusses, und als vollends Kiana durch eine Kugel niedergestreckt wurde, brach in den feindlichen Reihen allgemeine Verwirrung und Flucht aus. Nun stürmte Kamehameha heran, warf Alles vor sich nieder und jagte die Flüchtigen an den Rand des Abgrundes, in welchen 400 feindliche Krieger hinabstürzten, um zerschmettert ihren Tod zu finden. Kalanikupuli war unter den Erschlagenen, und noch zeigt man die Felsplatte, wo er seinen letzten Speer warf.

Einen Aufstand, der 1796 auf Hawaii ausbrach, unterdrückte Kamehameha sofort mit starker Hand, und der König von Kauai und Nihau unterwarf

sich ihm freiwillig; aber erst im Jahre 1817 hatte er die Alleinherrschaft über die ganze Inselgruppe errungen. Und nunmehr suchte er mit verdoppeltem Eifer sein Volk auf eine höhere Stufe der Bildung zu bringen, namentlich den Handel zu beleben. Er zeigte, daß er nicht blos General, sondern auch Staatsmann war. Er umgab sich mit einer Anzahl erfahrener, tüchtiger Männer, die eine Art Ministerrath bildeten und sein volles Vertrauen genossen. Die besiegten Häuptlinge wußte er durch Geschenke und Ehren an sich zu fesseln, und diejenigen, deren Ehrgeiz er fürchtete, hielt er in seiner Nähe, nöthigte sie, ihm überall auf seinen Reisen zu folgen, und entfernte sie auf diese Weise von ihren Besitzungen. Alles Land auf den Inseln nahm er als sein Eigenthum in Anspruch und belehnte damit seine Anhänger nach Rang und Verdienst. Dafür mußten sie ihm Kriegsdienste leisten. Ueber jede Insel setzte er einen Statthalter, der die Bezirkshauptleute, die Gemeindevorsteher, Steuereinnehmer und sonstigen Beamten zu ernennen hatte. Er erließ Gesetze gegen Mord, Diebstahl und Bedrückung und hielt überall den Frieden aufrecht, so daß Jeder das Seinige in Ruhe und Sicherheit genießen konnte.

Durch die starke Ausfuhr des Sandelholzes, das in China hochgeschätzt ist, sammelte er große Schätze. Freilich mußten die armen Kanaken, um die Häuptlinge, den König und die Kaufleute zu bereichern, ihren Feldbau vernachlässigen, in der unwegsamen Wildniß das kostbare Holz sammeln und es dann auf ihren Schultern nach der Küste schleppen. Tausende erlagen den Mühseligkeiten dieses schweren Frohndienstes, Andere dem durch den versäumten Anbau des Tarra entstandenen Mangel, und Manche verließen ihre Wohnungen und irrten obdachlos umher, um sich diesem harten Dienste zu entziehen. Doch war Kamehameha wenigstens auf die Zukunft bedacht und gab nicht zu, daß man das junge Sandelholz abschneide. Mit einer Ladung Sandelholz, die er auf eigene Rechnung nach Kanton schickte, machte er zwar wegen der unmäßigen Hafenspesen und wegen der Verschwendung des Kapitäns ein schlechtes Geschäft, dafür erhob er nunmehr von allen fremden Schiffen Hafengebühren, ganz so, wie es seiner Flagge im Ausland ergangen war.

Er kaufte und baute auch selbst Handelsschiffe, errichtete Forts, rüstete Batterien mit schwerem Geschütz aus, um die Hafeneingänge zu vertheidigen, und wußte sich selbst eine kleine Kriegsflotte zu verschaffen. Er nahm eine Anzahl europäischer und amerikanischer Handwerker und Seeleute in seinen Dienst und war so klug, sie von aller lästigen Etikette zu entbinden, wenn er auch im Uebrigen strenge Unterwerfung unter das Gesetz und pünktliche Pflichterfüllung verlangte.

Fremde Schiffe und ihre Mannschaft wurden gut aufgenommen; den Kriegsschiffen und denen, die zu wissenschaftlichen Zwecken ausgesendet waren, bezeigte er ganz besondere Aufmerksamkeit und Gastfreundschaft. So blühte die Insel Oahu schnell empor, ihr Hafen Honolulu nahm bald Schiffe aller Nationen auf, und europäische und amerikanische Kaufleute siedelten sich vorzugsweise dort gern an.

Ueberhaupt war Kamehameha auf alle Weise auf Hebung des Landes bedacht. Bei Halaua ließ er einen 335 m. hohen Felsen durchbrechen und

sprengen, um einen Weg nach der Küste zu bahnen. Tiefe Lavaschichten wurden durchbrochen, um Brunnen anzulegen. Bei Kiloho legte er einen mächtigen Fischweiher an, der 2 Meilen im Umfang hat. Eine starke Steinmauer, 1000 m. lang, 2 m. hoch, 7 m. breit, versperrt die Mündung der kleinen Bucht, und durch Bogen, die mit starkem Pfahlwerk verschlossen sind, fließt das Wasser ein und aus, während den Fischen der Durchgang versperrt ist.

Im Uebrigen umgab er sich mit einer strengen Etikette; Kopf und Schultern mußten entblößt werden, wenn er vorüberging, oder wenn man sich seiner Residenz näherte; ebenso mußten sich, wenn sein Essen vorbeigetragen wurde, Alle, welche die Ankündigung der Diener hörten, entblößen und setzen. Sein Trinkwasser wurde aus besondern Quellen geschöpft, die von Niemand anders benutzt werden durften. Sowie die Träger damit vorbeiliefen, fanden dieselben Huldigungen statt. Niemand durfte seinen Schatten oder den seines Hauses betreten, und über ihm zu stehen war das höchste Verbrechen. So hätte keiner seiner Unterthanen gewagt, den Theil des Schiffsverdeckes, unter welchem er sich befand, zu betreten.

Zu Cook's Zeit war Hawaii der gewöhnliche Aufenthaltsort der Könige; jetzt ist es Honolulu.

Am 8. Mai 1819 starb Kamehameha im 67. Lebensjahre, einen Namen hinterlassend, wie kein anderer Polynesier vor und nach ihm. Noch jetzt sind die Kanaken stolz auf ihn, und nicht mit Unrecht vergleicht man ihn mit Peter dem Großen.

Kamehameha war eine herkulische Gestalt, seine Haltung majestätisch, und jede seiner Handlungen bekundete einen überlegenen Geist. Er hatte ein dunkles, feuriges Auge, dessen Glanz kaum der Muthigste ertragen konnte, da es seine verborgensten Gedanken zu errathen schien. Er war offenherzig, heiter und freigebig und an Fähigkeiten und Charakter ein Mann, auf den jedes Land hätte stolz sein können.

Ihm folgte sein Sohn Liholiho unter dem Namen Kamehameha II., der an Geist und Charakter seinem Vater sehr ungleich war. Er war gutmüthig, unbekümmert, genußsüchtig und dem Trunke sehr ergeben. Die Strenge, mit welcher sein Vater auf die heidnischen Gebräuche hielt, mochte ihn mit Abneigung dagegen erfüllt haben; insbesondere fühlte er sich durch das Tabu beengt und beschloß, es ohne Weiteres zu brechen. Er veranstaltete ein großes Gastmahl, zu welchem er die Vornehmsten des Landes einlud. Nachdem die Gesellschaft durch geistige Getränke gehörig erhitzt war, wurden Weiber herbeigeholt und genöthigt, nicht nur an der Mahlzeit Theil zu nehmen, sondern auch das ihnen verbotene Schweinefleisch zu essen. Zwar entstand ein Murren, aber der König sprang auf und rief: „Das Tabu ist gebrochen, und doch ist keine Strafe erfolgt; laßt uns jetzt die Heiaus zerstören!" Die Anhänger des Königs eilten mit ihm nach dem nächsten Tempel, und wenn auch einige beim Anblick der Götzenbilder erschraken, so faßten sie bald Muth, da sie den König ungestraft die Götzen mißhandeln sahen, und folgten seinem Beispiel.

Ueberall auf den Inseln wurden nunmehr die Götzenbilder und ihre Tempel zerstört. So ganz ohne Widerstand ließ sich jedoch der tiefgewurzelte

heidnische Glaube nicht stürzen. Die Priester bearbeiteten das Volk und trieben zur Empörung. Kekuokalani, ein Neffe des Königs, stellte sich an die Spitze der Aufständischen und lieferte dem König 1819 eine blutige Schlacht, die lange unentschieden blieb. Endlich fiel Kekuokalani und bald nach ihm seine Frau Manona, die heldenmüthig an seiner Seite focht; denn die hawaiischen Weiber begleiteten ihre Männer gewöhnlich in die Schlacht, stärkten die ermüdeten Krieger mit Speise und Trank, pflegten die Verwundeten und betheiligten sich bisweilen selbst am Kampfe. Der Fall des Führers entmuthigte die Aufständischen, und gegen Abend war der Sieg in den Händen des Königs.

Im Jahre 1820 landeten die ersten amerikanischen Missionäre auf Hawaii. Wie waren sie erstaunt, als sie überall mit Jubel und mit dem Rufe: „Wir haben keine Religion mehr; gebt uns eine andere, wir warten auf eure Lehre", empfangen wurden! Die Missionäre lernten schnell die hawaiische Sprache, unterrichteten die Eingeborenen im Lesen und Schreiben und ließen bereits 1822 das erste in hawaiischer Sprache gedruckte Buch erscheinen. In kurzer Zeit gelang es ihnen, den König und seine Familie sowie die vornehmsten Häuptlinge zu bekehren, die durch ihr Beispiel eine zahlreiche Menge nach sich zogen.

Gegen Ende des Jahres 1823 unternahm der junge König mit seiner Gemahlin eine Reise nach England, wahrscheinlich um sich den Schutz der englischen Regierung gegen russische und nordamerikanische Einverleibungsgelüste zu sichern. Sie kamen im Mai 1824 in London an und wurden glänzend aufgenommen; bald aber erkrankte das königliche Paar an den Masern und starb am 8. bez. 14. Juli desselben Jahres. Ihre Leichen wurden ihrem Wunsche gemäß in ihre Heimat gebracht.

Da der Sohn des verstorbenen Königs, der unter dem Namen Kamehameha III. nachfolgte, noch unmündig war, so regierte eine Regentschaft, die aus Kasemaka und der herrschsüchtigen Kahumana, der Königin-Großmutter, bestand. Die Regentschaft ließ sich die Verbreitung des Christenthums ganz besonders angelegen sein; aber die Missionäre gingen in ihrem Eifer zu weit, und namentlich Bingham kannte in seiner puritanischen Strenge keine Grenzen. Die Kirchenzucht und die Sonntagsfeier wurden in der rücksichtslosesten Weise gehandhabt, Singen und Tanzen als Verbrechen gestraft und sogar lebensmüde Greise zum Schulbesuch gezwungen. Diese Uebertreibungen mußten nothwendiger Weise zu einem Rückschlag führen, und als der junge König 1833 die Zügel der Regierung ergriff, ließ er in seinem Zorn sofort alle Schulen schließen und befahl die Wiedereinführung des alten Götzendienstes. Zum Glück verrauchte der Zorn des Königs bald; er unterwarf sich wieder dem Christenthum und ließ die Missionäre schalten, wie sie wollten.

Leider zog der maßlose Eifer der Missionäre dem Lande anderweite Verlegenheiten zu. Im Jahre 1827 waren die Jesuiten Bachelor und Short auf Oahu erschienen und fingen an zu lehren; aber sie wurden von den protestantischen Glaubensboten als Götzenanbeter und Nichtchristen hingestellt und mit Gewalt vertrieben, ihre Anhänger dagegen zu harter Zwangsarbeit verurtheilt. Das hatte noch keine weitern Folgen. Allein die Herren Jesuiten erschienen

im Jahre 1837 wieder und hofften sich mit Hülfe langer Bärte und breitkrämpiger Hüte unerkannt ins Land einschleichen zu können. Der Statthalter erkannte sie und befahl ihnen, sofort wieder zu Schiff zu gehen. Auf die Weigerung des Kapitäns, sie wieder aufzunehmen, schiffte man sie mit Gewalt ein, worauf jener das Kommando niederlegte und die Jesuiten allein auf dem Schiffe zurückließ. Mochte das ein abgekartetes Spiel sein oder nicht: kurz, 1839 erschien eine französische Fregatte vor Honolulu und forderte 20,000 Piaster als Unterpfand dafür, daß die katholischen Missionäre künftig in der Verbreitung ihrer Religion nicht gehindert würden. Falls diese Forderung nicht binnen 24 Stunden bewilligt werde, solle die Stadt zusammengeschossen werden. Was blieb der Regierung übrig, als sich der Gewalt zu fügen? Die geforderte Summe wurde geschafft, später natürlich zurückgezahlt, die katholischen Priester, die sich an Bord der Fregatte befanden, wurden ausgeschifft und der Verbreitung des Katholizismus kein weiteres Hinderniß in den Weg gelegt. Um aber den wiederholten Plackereien französischer Kriegsschiffe ein Ende zu machen, ließ der König im Jahre 1851 den Vereinigten Staaten das Protektorat über die Sandwich-Inseln antragen, ja er erklärte sich nöthigenfalls zur Abdankung bereit, damit das Inselreich der nordamerikanischen Union einverleibt werden könne; doch blieb dieses Anerbieten ohne Folge.

Wie sein großer Vorgänger, so zog auch Kamehameha III. zuverlässige und einsichtsvolle Europäer in den Staatsdienst, so den Missionär Richards, der zunächst Dolmetscher der Regierung sein sollte, aber 1840 eine Staatsverfassung für Hawaii verfaßte, die ein sonderbares Gemisch von angelsächsischem Recht und hawaiischen Sitten war. Schon 1846 war zu Honolulu ein Ministerium ganz nach europäischem Zuschnitt errichtet. Richards war Kultusminister; Willie, ein schottischer Arzt, Minister des Auswärtigen; John Young, ein Sohn des früher erwähnten Matrosen, Premierminister; die Seele der Regierung aber war der Finanzminister, der amerikanische Arzt Judd, der seine Rolle so ausgezeichnet spielte, daß er ohne neue Steuerausschreibungen die Staatseinkünfte, die sich 1842 auf nur 41,000 Piaster beliefen, im Jahre 1852 auf 284,000 brachte.

Damals und zwar am 6. Dezember 1852 wurde die Verfassung für das „Königreich der Hawaiischen Inseln", wie jetzt der offizielle Name lautet, sehr freisinnig gestaltet. Die ganze Inselgruppe bildet eine konstitutionelle Erbmonarchie; dem König stehen vier verantwortliche Minister zur Seite; dazu kommt eine gesetzgebende Versammlung, die aus Adeligen, welche der König ernennt und aus Abgeordneten besteht, die durch alle zwanzigjährigen Bürger gewählt werden, die lesen und schreiben können und ein Vermögen von 150 Dollar oder ein Jahreseinkommen von 75 Dollar besitzen. Die Verfassung gewährleistet die Freiheit der Kulte, der Presse, des Unterrichts, das Versammlungs- und Petitionsrecht, das Schwurgericht und die Freilassung eines Angeklagten gegen Sicherheit.

Wie jeder geordnete Staat haben die Sandwich-Inseln auch ihre Staatsschuld, etwa 183,000 Dollar, und ihre Civilliste an 4000 Dollar. Während für das Justizministerium 83,800 und für das Ministerium des öffentlichen

Unterrichts 41,724 Dollar ausgeworfen sind, werden für das Kriegsministerium nur 66,000 Dollar angesetzt.

Die bedeutendsten Staaten Europa's, sowie Amerika, sind durch Ministerresidenten und Kommissare auf den Sandwich-Inseln vertreten, und ebenso hat die Regierung von Hawaii in vielen europäischen und amerikanischen Staaten, desgleichen in Neu-Seeland, Australien, Tasmanien, China, Japan u. s. w., ihre Vertreter.



Kamehameha V.

Der jetzige König Kamehameha V., den 11. Dezember 1830 geboren, gelangte am 15. Dezember 1854 zur Regierung. Sein Reich hat sich in neuerer Zeit durch die nordwestlich von der Hawaii-Gruppe gelegenen Guano-Inseln Laysan und Lisiansky, sowie durch die Inseln Cornwallis und Kalama erweitert.

Die Bevölkerung bekennt sich zum weitaus größten Theile zur protestantischen Religion, während es die katholischen Missionäre trotz aller Bemühungen nur zu einigen tausend Bekennern gebracht haben. In zahlreichen Schulen werden die Bewohner unterrichtet und die Kosten ganz vom Staate bestritten; doch überwacht dieser den Unterricht durch eine besondere Behörde, an deren Spitze ein Generalschulinspektor steht. Am bedeutendsten ist die von der amerikanisch-protestantischen Mission zu Lahaina auf der Insel Maui begründete Hohe Schule und die katholische Schule zu Ahuimanu. Auch für Landwirthschaft geschieht viel, obwol der durch reichliche Aschenregen gedüngte Boden der Nachhülfe kaum bedarf.

Die Hauptstadt des Reiches, die Residenz des Königs und der Mittelpunkt der ganzen Verwaltung, ist Honolulu auf der Insel Oahu, zugleich der beste Hafen der ganzen Gruppe. Sie hat breite, schnurgerade Straßen, deren einige

Trottoirs haben; aber gepflastert ist keine und fast jede mit Doppelreihen von Akazien und andern Bäumen besetzt. Sie haben englische Namen: Fortstreet, Kingsstreet u. dgl. Die Häuser sind theils aus Lavablöcken zusammengefügt, theils von Holz; doch trifft man auch Wohnungen der Eingeborenen, die in Gestalt großer Dreiecke aus Schilf zusammengesetzt sind, mit einem Dache, das fast bis zur Erde hinabreicht, und mit einer niedrigen Oeffnung, welche als Thür dient. Fast alle Häuser sind von Grasplätzen oder kleinen Parkanlagen umgeben. In den Hauptstraßen sind glänzende Kaufläden; die der Chinesen sind die elegantesten. Europäische und amerikanische Handelshäuser sind in großer Anzahl vorhanden. In zahlreichen Gasthäusern wird man von französisch und englisch sprechenden Kellnern ganz europäisch bedient; die Rechnungen sind unverschämt. Dicht am Hafen liegt das durch eine vergoldete Krone bezeichnete Regierungsgebäude und das Haus der Volksvertreter, im östlichen Theile der Stadt der königliche Palast. Unter den zahlreichen Kirchen ist die methodistische „Royal Church" die größte, die katholische (French Church) die schönste. Am 13. September 1854 wurde ein Waisenhaus eröffnet. Am Hafen liegen die Befestigungen der Stadt: eine viereckige Citadelle und eine Batterie auf dem 200 m. hohen, abgestumpften Kegel des „Punschnapf" genannten Berges. Die Einwohnerzahl der Stadt, einschließlich der Vorstädte, beträgt 13,520, darunter viele Europäer, Amerikaner und Chinesen. Die Umgegend, besonders das Nuuanuthal, an dessen Ausgange Honolulu liegt, ist reizend. Oben im Thale liegen die Landhäuser des Königs, der hohen Beamten, sowie die der vermögenden Kaufleute, umgeben von reich belaubten Parks; ein brausender Gießbach bildet prachtvolle Wasserfälle, und die in Silber und Grün spielenden Wälder, welche die Seiten des Berges decken, verleihen dem Thale Kühlung und Schatten.

Lahaina im westlichen Maui, der zweite Handelsplatz der Gruppe, enthält nebst den umliegenden Dörfern 10,000 Einwohner, darunter viele Europäer, namentlich Franzosen.

Die größten Dörfer und zugleich Missionsstationen sind in Hawaii: Kowaihae, Kailua, Kaawaloa und Waiakea; in Oahu: Waialua, Kaneohe und Ewa; in Kauai: Waimea und Kapaa.

Ein großer Theil der Insel Lanai gehört einem Mormonenbischof, so daß der Uebersiedlung der Mormonen die Wege geebnet sind, wenn sie, wie es den Anschein hat, von den Amerikanern aus Utah vertrieben werden sollten.

Auf der Insel Molokai befindet sich der Verbannungsplatz der Aussätzigen (Leprosen), und zwar in einem Thale, das von senkrechten, 7—1300 m. hohen, unzugänglichen Felswänden umschlossen und groß genug ist, um Tausende solcher unglücklicher Geschöpfe zu beherbergen.

Wir haben nun die einzelnen Inseln nach ihrer physischen Beschaffenheit und besonders nach ihrem Reichthum an werthvollen Erzeugnissen, nicht minder die vormalige und gegenwärtige politische Verfassung der Gruppe, desgleichen die Bewohner, wie sie vormals waren, geschildert; wir müssen jetzt sehen, welcher Umschwung in ihren Sitten durch ihren lebhaften Verkehr mit gebildeten Völkern, namentlich mit Europäern und Amerikanern, und durch

die Einführung des Christenthums eingetreten ist. Denn daß sie in ihrer Körperbildung, in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften, in ihrer Gemüths- und Charakteranlage im Wesentlichen sich gleich geblieben sind, bedarf kaum der Erwähnung. Aber keines der ozeanischen Völker hat eine solche Empfänglichkeit für die Lebensweise, für die Sitten und Gebräuche der Europäer gezeigt, keines hat sie mit solchem Eifer angenommen, wie die Hawaiier. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sich jetzt fast alle Eingeborenen europäisch kleiden, wenn bei den Vornehmern die Moden wie in Europa wechseln, und wenn fast Jeder, durch die in den Kaufläden ausgestellten Luxusartikel gelockt, an Feiertagen, mit allerlei Putz und europäischen Kleidern beladen, einherstolzirt. Freilich, nach Hause kommend, wirft gar Mancher die lästige Tracht von sich, um im Naturzustande sich gütlich zu thun. Selbst Kamehameha V. zieht sich bisweilen in sein Tivoli, drei Viertelstunden von Honolulu, zurück, um in einem sehr bescheidenen Schurze seine Kanakenmahlzeit einzunehmen. Doch machen es sich die Weiber möglichst bequem, indem sie ihr Kleid ganz lose wie ein Hemd auf dem bloßen Leibe tragen; nur die Frauen höherer Stände schnüren es nach europäischer Weise.

Auch ihre Wohnungen haben die Kanaken größtentheils auf europäische Art gebaut oder doch zweckmäßiger eingerichtet; sie theilen sie jetzt in Wohn- oder Schlafgemächer ab und halten Alles sehr nett und sauber.

Wie vormals, so hat auch jetzt jede Frau ihr Lieblingsthier, hauptsächlich Hunde und junge Schweine, die wie Kinder gehätschelt werden. Gehen sie aus, so nehmen sie ihren Liebling auf den Arm und tragen ihn über jede holperige oder schmuzige Stelle, damit er sich nicht beschädigt oder beschmuzt. Wenn sie aber bei großer Hitze ein solches liebes Thierchen eine Strecke weit treiben müssen, so thun sie es gewiß so langsam, daß es dem zarten Geschöpfe Nichts schadet. An einem Bache angelangt, legen sie wol auch ihre eigenen Oberkleider ab, tauchen sie ins Wasser und decken die nassen Gewänder zur Kühlung auf das liebe arme Vieh.

Im Schwimmen und Tauchen haben die Kanaken von jeher ihres Gleichen gesucht. Drei bis vier Minuten unter dem Wasser zuzubringen, ist ihnen ein Leichtes; sie nageln sogar Kupferplatten an den äußern Schiffsboden unter Wasser, und einstmals wälzten sie einen eisernen Ambos eine Viertelstunde weit auf dem Meeresgrunde fort, wozu sie natürlich nicht auch eine Viertelstunde Zeit bedurften.

Auch das Brandungschwimmen ist noch immer eine sehr beliebte Unterhaltung. Wenn nach einem Sturm oder bei einem außerordentlichen Anschwellen des Meeres heftige Brandung zu erwarten ist, so gehen die Hawaiier scharenweise, ein Jeder mit einem schmalen, an den Enden abgerundeten Bret versehen, in die See. (S. Abb. S. 243.) Die erste Welle, die sie trifft, taucht sie unter; sie lassen sie über sich wegrollen, erheben sich wieder und suchen in die hohe See hinaus zu schwimmen. Bis dahin haben sie noch mit verschiedenen Wellen in derselben Weise zu schaffen, und die Hauptschwierigkeit besteht dabei darin, im rechten Augenblick unter die Welle zu tauchen; sonst werden sie von der Brandung gefaßt und mit Gewalt ans Ufer geschleudert. Haben sie auf diese Weise das

ruhige Wasser jenseit der Brandung gewonnen, so legen sie sich der Länge nach auf ihr Bret und schicken sich zur Rückkehr an. Da die Brandung aus einer Anzahl Wellen besteht, deren jede dritte stets größer ist, als die andern, und höher über das Ufer flutet, so suchen die Schwimmer auf den Rücken der größten Welle zu gelangen, durch die sie mit reißender Schnelligkeit ans Ufer getragen werden. Aber auch hier giebt es noch Gefahren, denn die Küste ist mit einer Kette von Klippen bedeckt, die kaum hier und da eine Oeffnung haben, durch die der Schwimmer mit seinem Brette steuern muß.



Weiber von Hawaii pflegen ihre Schweine.

An diesem Spiele betheiligen sich alle Geschlechter, alle Stände. Manche sind so geschickt, daß sie sich auf das Bret stellen und sich so von den riesigen Wellen ans Ufer schleudern lassen. Das Wasser ist eben ihr Element. Das

Kind lernt wo möglich eher schwimmen als gehen, indem die Mutter es von der Brust nimmt, es auf die Oberfläche des Wassers legt und es ermuntert, mit den Beinen herumzustrampeln, wie wenn es auf einer Matte liegt. Diese Leutchen können es sich daher gar nicht denken, daß es auch Menschen giebt, die nicht schwimmen können, und so ist Mancher, der in Gegenwart von Eingeborenen ins Wasser fiel, fast ertrunken.

Muthig sind die Kanaken überhaupt in hohem Grade. Deshalb zeigen sie, nachdem die Kriege aufgehört haben, ihre Kühnheit und Waghalsigkeit in ihren gefährlichen Spielen und ihrem Zeitvertreib. Beide Geschlechter sind leidenschaftliche Reiter. Besonders Sonnabends Nachmittags bieten die Straßen und andere Wege ein sehr belebtes Schauspiel, indem Jeder, der sich ein Pferd verschaffen kann, reitet. Die Pferde sind ohne Sattel; eine Decke auf dem Rücken und ein Zaum im Maule — das ist Alles. Die Frauen, die ebenfalls mit gespreizten Beinen reiten, ziehen den Rock in der Mitte hinauf und wickeln ihn um beide Beine, die dadurch bis zu den Knöcheln hinab eingehüllt werden; der Schal wird um den Leib geschlungen und flattert hinten nach; das Haar ist mit Blumen geschmückt. Zwar in der Stadt ist es verboten, scharf zu reiten, dafür hält man sich auf der Landstraße schadlos; dort geht es spornstreichs über Stock und Stein. Die Frauen stehen dabei den Männern an Uebermuth und Kühnheit nicht nach; sie sitzen gleichfalls ausgezeichnet sicher und schön zu Pferde. Die Pferde sind theils von chilenischer, theils von kalifornischer Rasse; durch Kreuzung mit der Oregonrasse gewinnt man die besten und schönsten Thiere. Aber sie haben sich in ihrem halbwilden Zustande dermaßen vermehrt, daß es ein Vortheil für die Inseln wäre, wenn neun Zehntel der gewöhnlichen Pferde zu Grunde gingen. Besonders lebhaft geht es am Geburtstage des Königs zu. Da sieht man Scharen von Reitern nach ihrem Bestellplatz eilen, um dort das Fest zu feiern. Viele Eingeborene tragen sonderbare Kleidungsstücke, die aus verschiedenfarbigem Papier geschickt zu Offiziers-Uniformen zugeschnitten sind. Kamehameha läßt bei dieser Gelegenheit Poi, Fische und andere Kleinigkeiten unter die Aermsten vertheilen, und die Bemittelten feiern ihr Freudenmahl in einer Weise, daß es den römischen Bakchanalien kaum nachsteht.

Neben diesen und andern herkömmlichen Zeitvertreiben ergötzen sich die Kanaken am Gesang. Sie haben eine überaus wohlklingende, kräftige Stimme; ihre Melodien sind jedoch sehr einförmig. Mit Ausnahme einiger historischer sowie einiger Kriegslieder sind ihre Gesänge auf Liebeslust gerichtet und wollüstig gehalten, um die Phantasie von Jung und Alt zu erhitzen und bei Sängern und Zuhörern eine bedenkliche Ausgelassenheit zu entfesseln.

Ein einheimischer Dichter hat vor Kurzem versucht, die „Wacht am Rhein" in die hawaiische Sprache zu übersetzen. Wir fanden dies Lied in einer Nummer des „Polynesian" abgedruckt und fügen den Text des ersten Verses hier bei:

O me he kui hekili no
Pii me na nalu ke kaikoo
Nawai ka Rine e kiai?
Jawai ia hana koo maikai?
Aina Makua, mai makau;
E paa kou Rine, paa a mau.



Gegend bei Honolulu.

Wir wollen gleich hier beifügen, daß, nach den Berichten derselben Zeitung, die Eingeborenen sich lebhaft für die Erfolge der deutschen Armee im letzten Kriege gegen Frankreich interessirt haben. Leicht erregbare Kinder, wie sie sind, ist in ihrem Benehmen gegen unsere auf jenen Eilanden sich aufhaltenden Landsleute danach ein rascher Umschwung eingetreten. Während früher der Deutsche den Franzosen hintan gesetzt ward, ist die Stimmung jetzt umgekehrt. Landsleute des Bismarck und Moltke, die sie beide recht gut kennen, stehen in hohem Ansehen, denn sie selbst, ein tapferes Volk, ehren die Tapferkeit. Hierzu kommt noch, daß sie im Herzen den Franzosen gar nicht gewogen sind und ihnen die erlittenen Niederlagen gönnen.

Es ist auffällig, daß ein so kräftiger Volksstamm eine Sprache besitzt, die mehr für Sybariten paßt, indem sie ungemein weich ist, wie wir schon an dem angeführten Beispiele sehen können. Gewöhnlich rechnet man in dieser Sprache 12 Buchstaben, nämlich 7 Konsonanten und 5 Vokale; das ist aber nur der Fall, wenn man die zwei Paar verwechselbaren Konsonanten als besondere Buchstaben zählt, da die Konsonanten k und t, sowie l und r ohne allen Unterschied für einander gebraucht werden. Kamehameha wird z. B., wie wir bereits oben erwähnten, ebenso häufig und richtig Tamehameha genannt, und die Kealakakua-Bai als Kearatatua- oder Karakakua-Bai bezeichnet u. s. w.

Gabeln und Messer, Löffel und Gläser findet der Kanake beim Essen für überflüssig, und neben Poi und Spanferkel betrachtet er rohe Fische und Hundskarbonaden als die größten Leckerbissen.

Verwandtenbesuche sind oft rührend anzuschauen. Haben die Hawaiier einander lange nicht gesehen, so fallen sich bei der ersten Begegnung Verwandte oder Freunde stürmisch in die Arme und halten sich oft halbe, ja ganze Stunden umschlungen, ohne sich vom Platze zu rühren. Sie stimmen Lieder und Wehklagen an und erzählen sich singend von den Tagen, die sie während ihrer Trennung freudig oder traurig verlebt haben.

Wir haben früher hervorgehoben, daß die Eingeborenen fröhlich und lebenslustig, gutmüthig und gastfreundlich, muthig und intelligent sind; wir fügen hinzu, daß sie eine auffällige Gabe und große Neigung für die Mathematik besitzen und dermaßen auf das Lesen erpicht sind, daß es, obwol schon viele Bücher ins Hawaiische übersetzt sind, doch schwer hält, mit der Nachfrage gleichen Schritt zu halten. Aber man wirft den Kanaken eine gewisse Lässigkeit, Mangel an Strebsamkeit, ja Hang zum Müßiggange vor. In der That wird die Trägheit durch ihre Bedürfnißlosigkeit gefördert und erklärt sich wol auch aus den frühern gesellschaftlichen Zuständen. Was nutzte dem Kanaken alle Arbeit, wenn ein Häuptling ein mit Yams, Bataten oder andern Früchten bestelltes Feld jederzeit dadurch, daß er ein Stück Zuckerrohr in eine Ecke desselben steckte, Tabu machen, also das Feld für sich in Beschlag nehmen konnte? Da war es natürlich, wenn der Kanak am liebsten so wenig als möglich thätig war. Aber dieser Vorwurf hat überhaupt keine allgemeine Geltung; denn gerade der mühsame und umständliche Anbau des Tarro wird mit dem größten Eifer betrieben, und überdies sind sie unter der jetzigen Verfassung vor der willkürlichen Verfügung der Häuptlinge über ihre Habe sicher.

Züchtiger sind die Hawaiier durch die Einführung des Christenthums anscheinend nicht geworden, und trotz desselben hat sich manche Unsitte erhalten. So pflegen sie jetzt noch ihre jungen Weiber zur Abwechslung auszutauschen, genau so, wie es die Namaqua-Hottentotten machen, die dafür den besondern Ausdruck „an einander vorbeiliegen" gebrauchen. Ebenso kommt es noch vor, daß Eltern ihre Kinder bei der Geburt Andern abtreten. Vielleicht entstand dieser Brauch in den alten, wirren Zeiten, als die Häuptlinge die Weiber so gut wie die Männer zum Kriegsdienst aufboten, da in solchen Fällen Kinder unbequem waren. Schlimmer ist es, daß der Kindermord noch nicht beseitigt ist. Ellis fand in den Jahren 1822 und 1823, daß der Kindermord, mit Ausnahme bei den höhern Häuptlingsklassen, überall im Schwange war, und daß die niedrigern Stände, wie reich sie auch mit Kindern gesegnet sein mochten, deren selten mehr als zwei, höchstens drei aufzogen. Gewöhnlich wurden die Kinder bald nach der Geburt umgebracht; das wird jetzt zwar nicht mehr vorkommen, aber rechnet man zum Kindesmord auch die Tödtung oder Abtreibung der Leibesfrucht, so ist kein Zweifel an dem Fortbestand der Unsitte. So erzählte man sich beispielsweise ganz offen, daß die Prinzessin Kaahumanu, von deren Bestattung wir oben gesprochen, schon ihr siebentes Kind abgetrieben habe und an einer dadurch herbeigeführten Verblutung gestorben sei.

Unter diesen Umständen gewinnt es allerdings den Anschein, als habe sich durch das Christenthum der sittliche Zustand der Bevölkerung nicht wesentlich gehoben. Freilich mag es großentheils nicht so recht in Mark und Bein des Volkes eingedrungen sein, vielmehr an die Stelle der alten heidnischen Anschauung mehr rein äußerlich wie ein leichter Anflug sich gesetzt haben, der das Herz unberührt läßt und nur zur mechanischen Beobachtung der kirchlichen Gebräuche zu bestimmen vermag. Daher wird noch heute manchem tief eingewurzelten Laster, mancher althergebrachten Unsitte, wenn auch mehr im Geheimen und verstohlen, gefröhnt. Dagegen hat das Christenthum unleugbar das Verdienst, daß es, außer den Menschenopfern, die Vielweiberei beseitigt, die Familienverhältnisse wesentlich gebessert, der Trunksucht nicht unerheblich gesteuert und insbesondere einen geordneten Rechtszustand herbeigeführt hat, der einem Jeden Sicherheit der Person und des Eigenthums gewährt. Und wenn in Zukunft die Lehrer des Christenthums, namentlich die protestantischen, hauptsächlich in allen wahrhaft evangelischen Tugenden musterhaft vorangehen, so wird sich auch die Sittlichkeit der kanakischen Bevölkerung heben.

Freilich scheinen die Eingeborenen dem Untergange geweiht zu sein; sie haben in einem wahrhaft schaudererregenden Verhältniß abgenommen. Die Zahl der Einwohner schätzte Cook auf 400,000 Seelen; aber wenn auch diese Annahme um ein Viertel, vielleicht sogar um ein Drittel zu hoch gegriffen sein sollte, so ist es doch befremdlich, daß man 1832 nur noch 130,315 Eingeborene, 1850 nur 82,209, ferner 1860 blos 67,084 und 1866 nur noch 58,765 Eingeborene und 4194 Fremde, zusammen 62,959 Seelen zählte. Gewiß haben vormals die fortwährenden Kriege und die übermäßige Ausbeutung des Sandelholzes, die Tausenden von Eingeborenen das Leben kostete, zur Verringerung der Bevölkerung viel beigetragen; aber diese Ursachen sind weggefallen, aus einem

kriegerischen sind die Hawaiier ein friedliches Volk geworden, — und doch schmelzen sie immer mehr zusammen. Es scheint sich also auch hier zu bewahrheiten, daß der Wilde von der Civilisation des weißen Mannes wie vom Feuer verzehrt wird, indem sie ihn seinen hergebrachten Gewohnheiten entreißt und ihn dadurch, sowie durch neue Krankheiten und geistige Getränke, die sie mit sich bringt, zu Grunde richtet. Hierüber schreibt Simpson im „Progress of events“:

„Manche schreiben diese Abnahme der Bevölkerung ausschließlich dem Verkehr mit Männern und civilisirten Ländern zu. Unzweifelhaft ist dieser Umstand in einer Beziehung sehr wirksam gewesen und zwar durch Einschleppung von Krankheiten, die sich bei der allgemeinen Ausschweifung des Volkes weit verbreiteten; aber in anderer Beziehung hat der Umgang mit Fremden keinen Antheil an der Entvölkerung gehabt. Denn in entlegenen Bezirken und unbesuchten Eilanden der Gruppe, wo geistige Getränke unbekannt sind und außer den Missionären keine Weißen wohnen, ist die Abnahme der Bevölkerung sogar reißender als an Plätzen, wo sich viele Weiße aufhalten und viele Schiffe verkehren. Das unterdrückende Regierungssystem (das nun in Wegfall gekommen), die Unterbrechung der alten Volksbelustigungen und der Wechsel in den Gewohnheiten des Volkes sind mächtige Hebel bei dem Werke der Entvölkerung gewesen, und die übel angebrachte Verhängung grausamer Strafen und schwerer Bußen für Verletzung der Keuschheit hat es wesentlich gefördert, indem sie der Sitte der Fruchtabtreibung, die unter polynesischen Frauen nur zu gewöhnlich ist, noch einen äußern Antrieb gab, und die natürliche Folge dieser Sitte ist Unfruchtbarkeit.“

Klar scheint so viel zu sein, daß, wenn die vernichtend wirkenden Ursachen nicht bald beseitigt oder gemindert werden können, die unvermischte hawaiische Rasse, noch innerhalb des jetzigen Menschenalters, aussterben muß.

Weiterhin schreibt der Missionär Wyllie im Jahre 1857: „Es ist mein fester Glaube, daß sich das hawaiische Volk, wofern man nicht die Weiber keuscher und züchtiger machen kann, nicht erhalten läßt. Wenn dieses Laster (die Unzucht) fortbesteht, so wird der König von Hawaii in weniger als einem Jahrhundert keine eingeborenen Unterthanen mehr zu regieren und der Besen der Zerstörung wird dieses Volk von der Erde weggefegt haben.“

Ob unter diesen Umstanden Hopkins Recht hat, wenn er in seinem Werke über Hawaii meint, die Abnahme der Bevölkerung scheine nunmehr den niedrigsten Punkt erreicht zu haben; das ist doch zu bezweifeln. Mit strengen Gesetzen gegen die Unzucht, mit der Unterbringung Syphilitischer in Hospitälern läßt sich allein nicht viel ausrichten, wofern sich nicht durch sorgsame Erziehung die Sitten von Grund aus bessern lassen. Bedenkt man überdies, daß gerade auf diesen Inseln die Verbindung mit den Europäern enger und vielfacher ist, als auf irgend einer andern polynesischen Inselgruppe, und daß die Innigkeit und Vielfältigkeit dieser Verbindung sich nothwendiger Weise mit jedem Jahre steigern muß, so läßt sich voraussehen, daß die Hawaiier unter allen Polynesiern die Ersten sein werden, die sich den Europäern ganz anschließen und in sie übergehen werden. Schon jetzt ist der Einfluß der Weißen überwiegend;

insbesondere seit dem Jahre 1850, als das Monopol des Grundbesitzes beseitigt wurde, das den Häuptlingen bisher zustand, hat das fremde Element an Bedeutung gewonnen. Nicht blos Kaufleute und Pflanzer haben sich in Menge niedergelassen, selbst in die Verwaltung des Staates sind die Europäer eingedrungen und haben sie ganz nach europäischem Muster umgebildet; sogar im Repräsentantenhause, dessen Geschäftsgang ganz dem englischen nachgebildet ist, spielen die Fremden eine hervorragende Rolle. Das Zurücktreten des nationalen Elementes zeigt sich auch darin, daß die drei Wochenblätter, der „Polynesian", „New Era" und der „Pacific commercial Advertiser", in Honolulu sämmtlich in englischer Sprache erscheinen. Alle Gewerbe preisen ihre Leistungen im reinsten Englisch an, die Straßen haben englische Namen, Nutz- und Luxusgegenstände aus allen Welttheilen sind in Honolulu vorräthig, wie in New-York oder London, und selbst der Buchhandel giebt Lebenszeichen von sich. Kurz, die Herrschaft über die Insel muß früher oder später vollständig in die Hand des weißen Mannes gelangen.

Der Einfluß der Fremden muß sich nothwendiger Weise steigern; dafür bürgt die Wichtigkeit der Lage der Inseln in der Mitte zwischen Asien und Amerika, — eine Lage, deren ganze Bedeutung erst mit der Gründung der Niederlassungen in Kalifornien, Oregon und dem britischen Columbia einerseits und der Eröffnung China's und Japans für den Weltverkehr andererseits hervorgetreten ist. So sind die Sandwich-Inseln von der Natur selbst als Ruhe- und Verproviantirungspunkte für Walfischfänger und Kauffahrer hingestellt und zum Mittelpunkt eines überaus lebhaften Zwischenhandels geworden. Bereits hat Honolulu eine monatliche Dampfverbindung mit St. Francisco, welche Stadt man in $8\frac{1}{2}$ Tagen erreichen kann. Hamburger und Bremer senden ihre Schiffe in ziemlicher Anzahl dahin. Im Jahre 1865 liefen 180 Walfischfänger in die verschiedenen Häfen der Insel ein, während der Ein- und Ausfuhrhandel 151 Schiffe von 67,068 Tonnen Gehalt beschäftigte. Im Jahre 1866 betrug die Einfuhr 1,946,265 Dollars, die Ausfuhr 1,808,056 Dollars, und die wichtigsten Ausfuhrartikel waren nur im Hafen von Honolulu: Zucker, Melasse, Mehl, Reis, Kaffee, Salz, Baumwolle, Ziegenhaare, Häute, Talg, Pulu (eine weiche Pflanzenfaser, die von einem Farrnkraute stammt), Wolle, Thran, Fischbein.

Dem Gothaischen „Genealogischen Taschenbuche" vom Jahre 1872 entnehmen wir folgende Tabelle über die Einfuhr und Ausfuhr der letzten Jahre von den Hawaii-Inseln nach den neuesten offiziellen Angaben:

Jahr	Gesammt-Einfuhr	Ausfuhr Total	Ausfuhr Einheim. Produkte	Zoll-Einnahme	Es liefen ein Handelsschiffe: Zahl	Es liefen ein Handelsschiffe: Tonnen	Es liefen ein Walfischfänger
	Tausende Dollars						
1870	1,930	2,145	1,403	224	159	91,248	118
1869	2,040	2,366	1,639	623	127	75,656	102
Durchschnittlich:							
1861—1870	1,647	1,602	1,134	177	125	62,413	153
1851—1860	1,311	680	393	137	175	52,240	442

Die wichtigsten Produkte der Ausfuhr waren nach derselben Quelle:

Jahr	Zucker	Reis	Kaffee	Talg	Pulu	Fischbein
	Tausende Pfund					
1870	18,784	688	415	90	234	101
1869	18,302	1620	341	86	623	90
1864	10,414	425	311	190	643	45
1861	2,562	?	45	233	531	27

Mit dem steigenden Zufluß von Fremden, mit der verstärkten Ausbeutung der großen Hülfsquellen der Inseln, mit dem Wachsen der Betriebsamkeit muß die volkswirthschaftliche Entwicklung derselben riesige Fortschritte machen und ihre Wichtigkeit für den Weltverkehr immer größer werden. Schon jetzt hat die Industrie festen Fuß auf den Inseln gefaßt, und in Honolulu findet man eine große Zuckerraffinerie, eine Eisengießerei zur Herstellung von Maschinentheilen, eine Gasanstalt, Mühlen u. s. w., während kleinere Zuckerfabriken über die meisten Inseln verbreitet sind.

Wunder kann es nehmen, daß eine Inselgruppe von dieser Bedeutung und mit einer so glänzenden Zukunft bisher von fremder Herrschaft verschont geblieben ist. Allein einestheils ist die Verfassung und das Staatsleben der nordamerikanischen Union, deren Bürger sich zahlreich hier angesiedelt haben, mit der Gründung von Kolonien nicht wohl vereinbar, anderntheils ist die gegenseitige Eifersucht der Seehandel treibenden Völker die beste Bürgschaft für die Unabhängigkeit der Inselgruppe. In neuerer Zeit, am 28. Dezember 1871, ist zwar der nordamerikanische Contreadmiral Winslow vom König Kamehameha in feierlicher Audienz empfangen worden und hat in seiner Ansprache an das Königspaar hervorgehoben, daß sich die Regierung der Vereinigten Staaten für das Wohlergehen und Gedeihen der Hawaiischen Inseln lebhaft interessire. Es sei dies der Fall nicht nur wegen des Werthes der Handelsbeziehungen und der gegenseitigen Vortheile, sondern auch deshalb, weil diese Inseln schon seit langer Zeit ein ergiebiges Feld für die amerikanischen Missionsarbeiten abgegeben haben. Der König hat in seiner Erwiederung die freundschaftlichsten Gesinnungen bekundet und ist dann auf dem Flaggenschiff „California", dem größten und imposantesten Kriegsschiffe, das je im Hafen von Honolulu gewesen, mit allen möglichen Ehrenbezeigungen empfangen worden. Allein dieser gegenseitige Austausch freundschaftlicher Gesinnungen kann höchstens darauf berechnet sein und dazu beitragen, die guten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Hawaii noch zu erhöhen und zu kräftigen. Aber antasten wird nicht leicht Jemand die Unabhängigkeit der Inseln, denn keine Macht gönnt diese Perle der andern.



Mikronesien.

Zehnter Abschnitt.

Eintheilung. Die Ladronen oder Marianen. Klima. Pflanzenwelt. Thierwelt. Eingeborene. Steindenkmäler bei Sunharon auf Tinian. Die Bonin-Insel. Die Karolinen oder Neuen Philippinen. Die Pelju- oder Palaos-Inseln. Eingeborene.

Von Westen aus haben wir unsere Rundreise angetreten und beschließen sie nunmehr im Westen mit Mikronesien. So nennt man die Inselgruppen, die, im nordwestlichen Theile des Stillen Ozeans gelegen, im Norden und Westen bis in die Nähe der Küsten Japans und der Philippinen reichen und von demjenigen Theile der polynesischen Völker bewohnt werden, die sich von den eigentlichen Polynesiern durch gewisse Eigenthümlichkeiten des Charakters und der Lebensweise, besonders aber durch Verschiedenheiten in der Bildung der Sprache unterscheiden. Man theilt diese Inseln in drei Abtheilungen: die Gruppe der Ladronen und die Archipele der Karolinen und der Marshall- und Gilbert-Inseln.

Die Ladronen oder, wie die Spanier sie nach der Königin Maria Anna, Witwe König Philipp's IV. nennen, die Marianen, wurden von dem Reisegefährten des Weltumseglers Magelhaens, der sie im März 1521 entdeckte, an-

fangs nach den eigenthümlichen Segeln auf den schönen Booten der Eingeborenen Islas de las velas latinas genannt, dann aber wegen der Diebereien der Eingeborenen mit dem Namen Ladronen, d. h. Diebes-Inseln, belegt. Sie werden durch eine breite Straße in zwei Abtheilungen geschieden und bilden vom 13.° bis zum 21.° nördl. Br. eine von Norden nach Süden gestreckte Reihe von 15 Inseln mit einem Flächengehalt von zusammen 19 □ Meilen. Die südliche Abtheilung umfaßt die Inseln Guajan (Guahan oder Guam), die südlichste und größte der Gruppe, nördlicher die Inseln Rota, Tinian, Aguijan und Saypan. Die flachen Küsten dieser Inseln sind mit Korallenriffen umgeben, hinter denen gute Häfen liegen, und ihr Boden ist überaus reich und fruchtbar und durch zahlreiche Bäche gut bewässert. Sie könnten daher eine starke Bevölkerung erhalten und Handelsgegenstände in Menge liefern, wenn nicht die außerordentliche Trägheit der Einwohner und die Maßregeln der spanischen Verwaltung dies hinderten. Die mittlere Gruppe besteht aus den Inseln Farallon de Medinilla, Anatajan, Sarigan, Guguan, Alamagan, Pagon und Agrigon. Die Inseln der nördlichen Abtheilung (Asuncion [Assomption, Assongong], Urakas und Pajaros) dagegen sind im Verhältniß zu den südlichen unfruchtbar und arm an Pflanzen; sie sind voll zackiger, pittoresker Berge, die jedoch die Höhe von 1000 m. nicht zu übersteigen scheinen, und durchaus vulkanisch. Neben erloschenen giebt es noch thätige Vulkane, wie auf Guguan, Pagon, Asuncion, Alamagan, Farallon de Medinilla u. s. w. Die Küsten sind steil und hoch, ohne Riffe und Gefahren, aber auch ohne Häfen.

Das Klima der Ladronen gleicht dem des Indischen Archipels, da die herrschenden Winde die Monsune desselben sind; es ist gemäßigt und sehr gesund, doch nicht so heiß als das von Luzon.

Die Pflanzenwelt kann sich zwar an Fülle und Mannichfaltigkeit nicht mit Neu-Guinea oder gar mit dem Indischen Archipel messen, ist aber noch immer reich und üppig; sie enthält namentlich drei Arten von Kokospalmen, Feigen und Pandang, Brotbäumen, Kasuarinen u. dgl. Die Waldungen bestehen meist aus Guavenbäumen (Psidium Guava), welche einen großen Theil des Bodens bedecken. Ueber die Pflanzenwelt im Allgemeinen äußert Chamisso, der den russischen Seefahrer von Kotzebue auf seiner ersten Reise begleitete: „Nichts ist den Wohlgerüchen zu vergleichen, die uns entgegenwehten, als wir vor Guam den Ankerplatz suchten. Die Orangen- und andere Fruchtbäume sind zwar jetzt verwildert, bewahren aber das Andenken an eine sonst blühende Kultur. Viele eingeführte Pflanzen, die Niemand zu benutzen versteht, haben die Pflanzenwelt wuchernd vermehrt. Die Brotfrucht, die Kokospalme, der Pisang sind im Ueberflusse da. Wir fanden verschiedene Pflanzenarten da, die andern australischen Inseln wie auch dem Indischen Archipel eigenthümlich sind."

Vor Ankunft der Europäer gab es auf den Ladronen an Landsäugethieren wol nur den Vampyr. Die Spanier haben dort Rinder, Pferde, Schafe, Schweine, selbst den Hirsch und eine Rehart eingeführt. Ratten und verwilderte Katzen giebt es in Menge; auch unser Federvieh kommt verwildert vor. Dazu kommen Wasserhühner, Falken, Papageie, Amseln und viele andere Vögel.

An großen Landkrabben und Seeschildkröten fehlt es nicht. Das Meer ist reich an Fischen, an Trepang und an Perlenmuscheln. Auf dem Lande fallen Skorpione, Tausendfüße, Muskiten und Stechfliegen sehr beschwerlich.

Wahrscheinlich sind die Ladronen von den Philippinen aus bevölkert worden; darauf deutet ihre Uebereinstimmung in Sitten und Gebräuchen, in religiösen Ansichten und politischen Einrichtungen mit den Tagalen und Visayos der philippinischen Inseln. Auch der Reisbau, der auf den Ladronen stark betrieben wurde, weist auf ihre frühe Verbindung mit den Philippinen hin.

Die Eingeborenen besaßen schon zur Zeit der Entdeckung einen nicht geringen Grad von Bildung und waren in kleinen Staaten mit monarchischen Verfassungen vereinigt. Sie waren in der Schiffahrt wohlerfahren, hatten feste Wohnsitze mit zum Theil kunstvoll ausgeführten öffentlichen Gebäuden, ja sie hatten sogar eine Münze aus Schildpattscheiben, die zur Ausgleichung im Handel und Wandel diente. Sie wußten ihre Gedanken gut auszudrücken und legten selbst eine große Rednergabe an den Tag. Im Schwimmen und Tauchen waren sie außerordentlich geschickt; Männer wie Weiber holten vom Meeresgrunde Alles herauf, was man hinabgeworfen. Den Ackerbau betrieben sie nach gewissen Regeln und hatten auch Handwerker unter sich.

Die Männer gingen ganz nackt, tätowirten und bemalten sich auch nicht; die Weiber trugen blos einen kurzen Schurz um die Hüften. Die Hautfarbe war dunkelbraun. Sie hatten, namentlich die Männer, einen hohen, vollen Körperbau, starke Gliedmaßen, langes Haar und ausdrucksvolle Gesichtszüge. Von ihrer Körperstärke werden viele Züge erzählt. Als 1598 ein spanisches Schiff dort war, ergriff ein vierzehnjähriger Knabe einen erwachsenen Spanier und lief lachend mit ihm davon. (?) Die Weiber, schöner gebildet als die Männer, nahmen eine sehr geachtete Stellung ein und führten das Hausregiment. Die Männer besorgten die groben Arbeiten; die Weiber strickten oder flochten Matten. Selbst wenn die Frau dem Manne untreu wurde, mußte er sie doch mit Schonung behandeln, und wenn er sie verstieß, blieb sie im Besitz ihres Vermögens und der Kinder. Um dieser Abhängigkeit von den Frauen zu entgehen, bildeten junge Männer die sogenannten Urritaos, förmliche Bordelle, wo Weiber in Gemeinschaft unterhalten wurden und die größte Zügellosigkeit herrschte.

Gegen die Europäer zeigten sich die Chamorro, wie die Spanier die Eingeborenen der Ladronen nennen, schon seit Magelhaens' Besuch auffallend freundlich, zutraulich und gefällig. Seitdem die Spanier Niederlassungen auf den Philippinen begründet und den Schiffsweg zwischen diesen und Neuspanien so gelegt hatten, daß er die Ladronen berührte, erzeugte die Nothwendigkeit, sich auf diesen Fahrten mit Lebensmitteln zu versehen, bald eine engere Verbindung zwischen spanischen Seeleuten und den Eingeborenen; endlich wurde sogar 1668, um die Versorgung der Schiffe zu erleichtern, auf Guajan eine spanische Niederlassung angelegt und zugleich die Bekehrung der Eingeborenen zum Christenthume versucht. Bald aber merkten die Eingeborenen, daß ihre Unabhängigkeit bedroht sei, und geriethen darüber in die heftigste Erbitterung. Es kam zu hitzigen Kämpfen mit den Spaniern, die bei der außerordentlichen

Freiheitsliebe des Volkes zuletzt in einen förmlichen Vernichtungskrieg übergingen. „Denn die Eingeborenen", sagt ein spanischer Schriftsteller, „konnten in ihrem Freiheitssinne kein fremdes Joch ertragen; es fiel ihnen so lästig, daß sie bei ihrem Unvermögen, es abzuschütteln, sich lieber erhängten oder auf andere verzweiflungsvolle Weise ihr Leben endigten. Die Weiber machten sich vorsätzlich unfruchtbar oder warfen ihre Leibesfrucht ins Wasser, überzeugt, daß der Tod, der sie von Mühseligkeiten und Elend erlöse, sie glücklich und selig mache. So hielten sie Abhängigkeit für des Menschen größtes Unglück. Ueberdies richtete eine epidemische Krankheit unter dem übrig gebliebenen Haufen ungemeine Verheerungen an."

Um die widerstrebenden Eingeborenen besser zügeln zu können, verpflanzten die Spanier, die schon 1678 Guajan besetzt hatten, die Ueberreste der Bevölkerung auf die beiden südlichsten Inseln; allein die fortwährenden Aufstände der Eingeborenen, wahrscheinlich auch die Flucht vieler nach den Karolinen, brachten es dahin, daß im Anfang des 18. Jahrhunderts die Zahl der Eingeborenen, die man vormals auf 100,000 Seelen schätzte, auf 1000—2000 zusammengeschmolzen war; ja vor 40 Jahren war nur noch ein einziges Paar von wirklichen Eingeborenen vorhanden, und die spanische Wirthschaft kann mit England das Verdienst beanspruchen, daß die Ladronen und Tasmanien die einzigen australischen Länder sind, die keine Ureinwohner mehr haben.

Um der gänzlichen Entvölkerung vorzubeugen, haben die Spanier Tagalen von der philippinischen Hauptinsel Luzon eingeführt, und jetzt ist die neue Bevölkerung der Ladronen, die im Jahre 1849 auf 5500 Seelen angegeben wurde und fast ganz auf den beiden Inseln Guajan und Rota lebt, ein Gemisch von eigentlichen Spaniern, von Tagalen, von peruanischen Indianern und von Mischlingen der beiden letztern Stämme und der Ureinwohner. Aber die Künste, welche die ursprünglichen Einwohner besaßen, sind mit ihnen ausgestorben; die heutigen Bewohner sind nicht mehr mit dem Meere vertraut, sind keine Schiffer, keine Schwimmer mehr, sie haben aufgehört, Boote zu bauen, und besitzen auch wenig geistige Anlagen. Sie sind ein gut katholisches Völkchen, dessen Faulheit und Unwissenheit den höchsten Grad erreicht, das in elenden, schmuzigen Hütten träg dahinlebt und höchstens durch die beliebten Hahnenkämpfe einmal aufgerüttelt wird. Daraus und aus der verkehrten spanischen Kolonialverwaltung erklärt sich die geringe Bedeutung dieser Inseln für den Verkehr, der ohne die Handelsthätigkeit der Karoliner, in deren Händen sich auch die ganze Schiffahrt zwischen den bewohnten Inseln befindet, sogar ganz aufgehört haben würde.

Den Spaniern darf hier das Zeugniß nicht erspart werden, daß ihr Vorgehen auf den Marianen ein schamloses gewesen ist, und daß sie damit die Grausamkeiten, welche von den christlichen Eroberern in Mexiko und Peru, und überhaupt in Amerika, verübt worden sind, weit übertroffen haben.

Und solche Greuelthaten geschehen unter dem Deckmantel und zur Verbreitung einer Religion, welche brüderliche Liebe predigt!!

Der spanische, von dem Generalkapitän von Manila abhängige Gouverneur wohnt in A g a ñ a auf Guajan, der Haupt- und einzigen Stadt der Kolonie,

mit 2000 Einwohnern. Der etwas entfernt liegende Hafen Umata ist durch Festungsanlagen geschützt. Außer der Stadt liegen noch 10 Dörfer auf Guajan, auch auf Rota ein Kirchdorf.

Spanien hat von dieser Kolonie nicht nur keine Einkünfte, sondern setzt jährlich noch 18,000 Piaster zu. Im Jahre 1856 wurden die Ladronen durch ein königliches Dekret zum Verbannungsort bestimmt. Das wird den Inseln gewiß aufhelfen, wenn sie den Abschaum Spaniens beherbergen müssen!!

Ehe wir von den Ladronen scheiden, müssen wir zunächst die Insel Tinian, auf welcher in der neuesten Zeit, wie auch durch Karoliner auf Saypan, Niederlassungen gegründet worden sind, eine flüchtige Beachtung schenken.



Steindenkmäler auf Tinian (Gruppe der Ladronen).

Besondere Aufmerksamkeit verdienen zunächst die, namentlich auf der Insel Tinian, aufgefundenen Alterthümer, welche Grabdenkmäler eines Menschenschlages sind, welcher lange Zeit vor der Entdeckung auf diesen Inseln wohnte, und bevor die Insulaner, welche Magelhaens auf denselben fand, dort lebten. Nach der Beschreibung des spanischen Korvettenkapitäns Eugenio Sanchez y Zayas, welcher im Jahre 1864 im Auftrage seiner Regierung die verschiedenen Inseln dieser Gruppe besuchte, stehen unweit von dem Ankerplatze Sunharon in zwei Reihen zwölf viereckige Säulen einander gegenüber.

„Sie haben die Gestalt von abgestumpften Pyramiden, die Basis ist aber nicht bei allen die gleiche. Die Höhe beträgt ungefähr 4 m. 2 cm., die größte Breite an der Basis 1 m. 22 cm. an der größten und 1 m. 1 cm. an der kleinsten Säule. Auf jeder ruht eine massive Halbkugel von etwa 2 m. Durchmesser und zwar so, daß die platte Oberfläche eben ist. Die Säulen bestehen aus einem aus Sand und Kalk verfertigten Mörtel, der aber so fest und hart ist, daß man ihn beim ersten Blicke für Gestein hält. Jede Säule besteht aus einem

einzigen Stücke, während die Halbkugel aus mehreren Theilen desselben Mörtels gebildet ist, die mittels derselben Masse aneinandergefügt worden sind.

Auf jeder Seite stehen, wie schon bemerkt, sechs solcher Säulen, und zwar so regelmäßig, daß sie eine Art von Straße bilden. Sieben stehen jetzt noch aufrecht; es zeugt aber für die Festigkeit der Konstruktion, daß keine einzige gebrochen ist, nur bei zweien hat sich die Halbkugel von der Säule abgelöst.

Freycinet meint, daß diese Säulen als Träger für die Wohnungen angesehener Häuptlinge gedient hätten. Darin irrt er ohne allen Zweifel. Die Eingeborenen bezeichnen diese Ruinen als „Haus der Alten". Sie meinen aber damit nicht die Wohnung, in welcher jene gelebt haben, sondern die, in welcher sie begraben wurden. Einer Ueberlieferung der Insulaner zufolge befände sich in diesen Säulen von Sunharon das Grab der Tochter des Taga, der einst König von Tinian gewesen sei, aber lange, lange Zeit vor der Entdeckung der Inseln durch den Spanier gelebt habe. Die Leiche der Prinzessin sei in Reismehl gebettet und dann beigesetzt worden. Der jetzige Gouverneur der Marianen, Philipp de la Corte, untersuchte die Säulen; er fand alle Halbkugeln mit Mörtel ausgefüllt, bis auf eine. In dieser entdeckte man eine Aushöhlung von 1 m. 4 cm. Länge und 6 cm. Breite; sie war mit Erde gefüllt, aus welcher ein Baum herauswuchs. Er ließ denselben fortschaffen und nachgraben. Zu Tage kamen ein Kinnbacken und zwei Fingerknochen, welche einer erwachsenen Person angehört zu haben schienen.

Man findet Alterthümer auch auf den Inseln Rota, Guajan und Saypan, und noch andere auf Tinian selbst; sie sind aber nicht so hoch und jene bei Sunharon die einzigen, welche aus Mörtel aufgeführt wurden. Alle anderen sind aus Stein und zumeist niedrig, nur bis zu 1 m. und 1 bis 4 cm. hoch. Bei Asan auf Agaña findet man deren nicht weniger als sechs. In einigen hat man Menschengerippe in sitzender, zusammengekauerter Stellung gefunden. Diese Art, Todte zu bestatten, ist nicht blos in Japan und Peru, sondern auch in vielen andern Ländern verschiedener Erdtheile gebräuchlich gewesen und sehr häufig vorgekommen. Man darf aus ihr jedoch nicht voreilige Schlüsse auf Völkerverwandtschaften ziehen wollen.

Der berühmte Seeheld und Weltumsegler Anson, der während des Krieges zwischen England und Spanien von ersterem 1741 mit sechs größern und kleinern Kriegsschiffen in die Südsee geschickt worden und dessen Geschwader durch unerhörte Drangsale bis auf das eine Schiff „Centurion" zusammengeschmolzen war, erreichte in seiner Bedrängniß am 27. Aug. 1742 glücklich die Insel Tinian. Er fand die Insel unbewohnt; die Spanier hatten sie vor 45 Jahren entvölkert, doch hatte sie dafür Ueberfluß an Allem, was ein Schiff nur brauchen kann. Die Landschaft glich einem prächtigen Park mit weiten Wiesen und stattlichen Hainen. Das Land stieg in sanften Wellenlinien bis zur Mitte der Insel empor, und die milchweißen Rinder, die zu Tausenden auf den Wiesenabhängen grasten, erhöhten wesentlich die Reize der Landschaft. Hühner und wilde Schweine gab es in Menge, die Landseen wimmelten von Enten und Schnepfen, und in den Wäldern fand sich eine unglaubliche Masse von Kokosnüssen, Guaven, Orangen, Limonen und Brotfrüchten. So war für

den Magen gesorgt. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen und bei dem äußerst gesunden Klima Anson's Leute, darunter 128 Kranke und 71 Mann, die zwar aufrecht stehen konnten, aber größtentheils dienstuntauglich waren, unglaublich schnell hergestellt wurden.

Plötzlich, am 22. September, während Anson und der größte Theil seiner Mannschaft am Lande waren, wurde der „Centurion" in die See getrieben und entschwand ihren Augen bald gänzlich. Wer beschreibt die Verzweiflung der Zurückgelassenen, die sich zur Verbannung verurtheilt sahen? Aber wie groß war ihre Freude, als nach langem Harren der weit verschlagene „Centurion" plötzlich am 11. Oktober wieder am Horizont auftauchte! Nun schiffte sich Anson am 22. Oktober ein, lauerte den spanischen Manila-Gallionen auf, nahm am 2. Juli 1743 nach einem wüthenden Gefecht eine Gallione, deren Werth sich bei ihrer reichen Ladung auf fast 400,000 Pfund Sterling belief, und landete im Juni 1744 mit seiner Prise glücklich in Spithead.

Während aber Anson die Insel Tinian als ein wahres Paradies schildert, beschreibt sie Byron im Jahre 1765 als einen Schauplatz reiner Verwilderung, und Arago fand sie 1819 in keinem bessern Zustande. Byron stimmt jedoch über den Gesammteindruck der Insel mit Anson überein.

Erwähnen müssen wir noch die Bonin-Inseln, die in dem Raume zwischen den Ladronen und den Küsten von Japan unter 26° 30′ bis 27° 45′ nördl. Br. und 142° L. liegen. Es sind drei durch Straßen von einander getrennte Inselgruppen, die aus kleinen bergigen Inseln und Felsen bestehen, welche mit hafenreichen Küsten steil und hoch aus dem Meere aufsteigen. Der Boden der Inseln ist fruchtbar und zu jeder Art von Kultur geeignet; die Vegetation ist reich und üppig und besonders durch die Fülle schöner Bäume ausgezeichnet; das Klima ist gesund. Zur Zeit ihrer Entdeckung im Jahre 1639 durch die Holländer Quast und Tasman waren sie unbewohnt. Ihre Entdecker legten ihnen zunächst die Namen Gracht und Engel bei. Von den Spaniern, welche sie gleichzeitig gesehen haben, wurden sie Arzobispo benannt. Die natürlichen Vortheile, die sie bieten, und ihre glückliche Lage auf dem Wege zwischen China und Kalifornien haben endlich die Folge gehabt, daß 1830 auf der Insel Peel mit dem Hafen Port Lloyd von Europäern und Hawaiiern eine Niederlassung begründet wurde, die sich schnell entwickelt und für jetzt besonders durch den Verkehr mit den Walfischfängern besteht. Sie hat sich am 28. August 1853 eine demokratisch-republikanische Verfassung gegeben und sich für unabhängig erklärt. Damals zählte diese Republik freilich blos 30—40 Seelen. Aber sie bauten süße Kartoffeln, Mais, Kürbisse, Tarrowurzeln, Bananen, Ananas u. s. w. so reichlich an, daß sie die zahlreichen Walfischfahrer damit versehen konnten.

Die westlich von den Bonin-Inseln zerstreut liegenden Felsen und Eilande, Disappointment, Ponafidin, die Volcano- oder Schwefel-Inseln sowie die Grampus-Gruppe und die kleine Insel Weeks bieten nichts Bemerkenswerthes und seien nur mit Namen aufgeführt.

Der Archipel der Karolinen, der früher auch unter dem Namen „Neue Philippinen" vorkam, liegt zwischen den Ladronen und Neu-Guinea

und erstreckt sich durch 30 Längengrade oder fast 400 Meilen von Westen nach Osten. Einzelne dieser Inseln wurden zwar schon im Anfang des 16. Jahrhunderts durch den Portugiesen Diego de Rocha (1526) entdeckt, aber erst in den Jahren 1827 und 1828 wurde die Gruppe durch den russischen Kapitän Lütke, einen geborenen Deutschen, auf das Gründlichste untersucht. An 50 Atolle, Lagunenriffe, schließen gegen 500 größere und kleinere Inseln ein; die größern Atolle zeigen Mauerlücken, die in das innere Seebecken und zu einzelnen brauchbaren Häfen führen, als Errakong in Pelju, der Chamissohafen in Lukunor und die Häfen in den Gruppen Uleai und Ruk.

Durch zwei breite Kanäle werden die Karolinen in drei Abtheilungen geschieden, von denen die westliche unter Anderm die größte aller Lagunengruppen des Archipels, die Pelju oder Paljo, auch Pelew- oder Palaos-Inseln genannt, umfaßt. Die mittlere enthält fast nur Lagunen-Inseln, wovon die größte, Babeldzuap, unter 7° 41′ Br. und 134° 43′ L. liegt. Eine Reihe kleiner Laguneninseln zieht sich von hier bis in die Nähe der Molukken, die südlichste heißt Tobi (Peakedhill). Nordöstlich von Pelju folgt die kleine Gruppe Lamoliork (Matelotas) und dann die größere hügelige Insel Yap; östlich schließen sich daran Uluti (Mogmog oder Falalep), Feis und Sorol unter 8° 6′ Br. und 140° 52′ L. Die mittlere Abtheilung enthält die größte Anzahl, und mit einer einzigen Ausnahme sind es sämmtlich Laguneninseln. Hierher gehören die Gruppen Eauripik, Uleai, Namurek (Lamotrek), Satawal, Tamatam, Poloat, Polosuk, Namonuito, Namolipiafan, Morilö, Ruk (Hogoleu) und mehrere kleinere. Die letztgenannte ist die merkwürdigste der ganzen Abtheilung; sie besteht aus einem Lagunenriff von 25 deutschen Meilen Umfang, in dessen Lagunen sich wiederum mehrere gebirgige Inselchen ausbreiten. Die südlichste dieser Abtheilung, und zugleich die südlichste aller Karolinen, heißt Pigiram (Greenwich) unter 1° 4′ nördl. Br. und 154° 45′ L. Die östliche Abtheilung beginnt mit Oraluk (S. Agostino oder Bordelaise), und es folgen Ngarik (Ngatik) und Ponape. Letztere, von den Walfischfängern Ascension genannte Insel ist die schönste, reichste und wichtigste aller Karolinen, sie besteht aus gebirgigem Lande, das von einem großen Riffe umgeben ist, hinter welchem der schöne Hafen Roankiti liegt. An sie schließen sich die Gruppen Pakin (Pagenema), Andema, Mokil (Duperrey), Pingelap (Macaskill) und Kusaie (Walan), die östlichste aller Karolinen an, welche zwei gute Häfen (Coquille und Lela) hat. Die meisten Inseln sind niedrig; die hohen Inseln sind vulkanischer Natur und voll steiler, zackiger Berge. Das Klima ist gesund und wird durch erfrischende Winde gemäßigt.

Die Kokospalme, der Pandang und der Pisang sind fast über alle Inseln verbreitet; sonst findet man auf den hohen Inseln die Arekapalme, das Bambusrohr, drei auf den Bergen wachsende Baumarten, welche zum Bootbau benutzt werden, den Gewürznelkenbaum, die Orange, das Zuckerrohr, die Betelstaude, süße Bataten und Arum oder Tarro verschiedener Art, wogegen man auf den niedrigen Inseln vorzugsweise den Brotfruchtbaum antrifft. Die Hauptnahrung bildet auf den niedrigen Inseln allein die Brotfrucht, auf den hohen dagegen die Tarrowurzel.

Landsäugethiere waren ursprünglich wol auf keiner der Inseln heimisch; Rinder, Schweine, Hunde, Katzen und Ratten verdanken sie den Europäern. Unter dem Geflügel ist das Huhn, die Taube und ein Singvogel, dessen Gesang sehr gerühmt wird, zu erwähnen. Unter den Amphibien befindet sich eine Art Krokodil, das sich immer im Wasser aufhält und durch seine der Kinderstimme ähnlichen Laute leicht den Unkundigen verlocken kann.

Das Meer wimmelt von Fischen, die hin und wieder die Hauptnahrung der Eingeborenen machen; auch der Trepang findet sich vielfach, ebenso Seekrebse, Schildkröten und Schaltthiere.



Bewohner der Insel Yap (Karolinen-Archipel). (Nach einer Original-Photographie.)

Aus dem Mineralreiche kennt man bis jetzt nur die Schleifsteine von Yap. Die weißen Steine dieser Insel und die gelben der Pelew-Inseln, welche die Häuptlinge zu ihren Ehrensitzen verarbeiten lassen, sind überaus geschätzt und gesucht. In den Bergen von Yap vermuthet man Silbererze.

Die Bewohner der Karolinen, deren Zahl nach spanischen Angaben 1866 zusammen 23,580 Seelen betrug, gehören dem Malaienstamme an und sind groß und stark gebaut, von nußbrauner Hautfarbe auf den östlichen, von dunkelkupferfarbiger auf den Pelew-Inseln. Alle lassen ihr krausgelocktes Haar lang wachsen und schlagen es hinten dicht am Kopfe in eine Locke. Auf den westlichen Inseln haben die Eingeborenen infolge des Betelkauens in der Regel ganz schwarze, auf den östlichen meist sehr schöne, weiße Zähne.

Die Bekleidung der Eingeborenen beschränkt sich auf das Nothdürftigste, das Tätowiren ist allgemein und in dem durchbohrten Nasenbein pflegt man wohlriechende Blumen, in den Ohren einen Schmuck von Schildpatt zu tragen. Doch kommt es auch vor, daß sie andere Gegenstände, so z. B. Cigarren, Messer u. s. w., in die Ohrläppchen stecken.

Die Wohnungen bestehen gewöhnlich aus einem viereckigen, auf steinerner Grundlage ruhenden und 4—5 geräumige Abtheilungen enthaltenden Gebäude. Diese Häuser bilden in der Regel Dörfer, und vor den Wohnungen der Häuptlinge sind gepflasterte Wege und viereckige Plätze.

Die Eingeborenen werden im Allgemeinen als gutartige Naturmenschen, als dankbar, liebevoll, gastfreundlich und sehr friedfertig geschildert. Ihre Frauen haben kein schlechtes Loos; sie stehen den Männern gleichberechtigt zur Seite und zeichnen sich durch Schamhaftigkeit aus.

Dazu sind die Eingeborenen sehr thätig. Sie stehen mit Tagesanbruch auf, und das Meer muß sehr stürmisch sein, wenn sie sich einmal mit ihren Kähnen nicht hinauswagen. Außerdem widmen sie ihre Zeit dem Hauswesen, dem Gartenbau und der Verfertigung und Ausbesserung ihrer Fahrzeuge.

Aber diese guten Eigenschaften scheinen sich nur auf den östlichen Inseln zu finden und westwärts dergestalt abzunehmen, daß Pater Cantova über die Bewohner der Pelew-Inseln schreibt: „Es ist ein zahlreiches Volk, aber unmenschlich und barbarisch. Männer und Weiber gehen ganz nackt und nähren sich von Menschenfleisch. Die Bewohner der eigentlichen Karolinen betrachten dieses Volk mit Grausen als Feind des menschlichen Geschlechts, mit dem es gefährlich sei, die geringste Gemeinschaft zu haben."

Die Ehen werden ebenso formlos geschlossen wie gelöst. Vielweiberei ist zwar nicht verboten, kommt aber selten vor; auch gehören Fälle ehelicher Untreue zu den seltenen Ausnahmen. Anders steht es mit unverheiratheten Frauenzimmern, die sich im Umgang mit Männern voller Freiheit erfreuen. Die Leichen Vornehmer werden beerdigt, die der gemeinen Leute verbrannt.

Gesang und Tanz machen die Hauptvergnügungen der Eingeborenen aus; aber musikalische Instrumente, selbst die Trommel kennen sie nicht.

Ihre Sprache ist wortreich, wohlklingend und zum Theil sehr ausgebildet, aber auf den verschiedenen Inselgruppen sehr abweichend und verschieden.

In religiöser Hinsicht kennen sie nur unsichtbare Götter, denen unblutige Opfer gebracht werden; sie glauben an ein künftiges Leben: wer gut gehandelt und sein Weib nicht geschlagen hat, dem wird ewige Glückseligkeit über den Wolken versprochen; wer aber Eisen gestohlen hat, wird nach dem Tode in den Fisch Tiburin, der mit den übrigen in stetem Kriege lebt, verwandelt.

Die bürgerliche Verfassung ähnelt dem malaiischen Lehenssystem. Es giebt zwei Stände: Häuptlinge oder Adel und das gemeine Volk. Die Häuptlinge sind unter einander wieder in gewisse Klassen getheilt; an ihrer Spitze steht ein König, der über eine oder mehrere Inseln herrscht und dem außerordentliche Ehrfurcht erwiesen wird. Man bückt sich vor ihm zur Erde und kriecht nur zu ihm hin. Die Häuptlinge beherrschen kleinere Gebiete, aber mit ziemlich ausgedehnter Gewalt; sie haben dem Könige Lehenstruppen zu stellen und

genießen große Verehrung Seiten des gemeinen Mannes. Das Volk ist nicht leibeigen, scheint aber seinen Grund und Boden nicht eigenthümlich zu besitzen.

Obschon die Bewohner dieser Inseln sich nur sehr wenig oder gar nicht mit Kleidung belästigen mögen, so tragen doch die meisten großen Häuptlinge eine Ordensdekoration, welche sie eben so hoch halten, wie ein Höfling in Europa ein von seinem Souverän gnädigst verliehenes Bändchen im Knopfloche.



Belehnung mit dem Rupak-Orden. (Nach einer Originalskizze.)

Dieser Orden besteht in einem Armband aus Knochen, dessen Träger zum Range nächst dem Könige aufrücken und Rupaks genannt werden. Nur der König kann die Dekoration verleihen. Das Ordenskapitel wird mit großen Feierlichkeiten abgehalten und liefert den Beweis, daß auch wilde Insulaner sich durch ein solches allergnädigstes Geschenk hochgeehrt fühlen können. Die Rupaks versammeln sich auf Einladung des Königs zum Ordenskapitel. Der zu Dekorirende, welcher sich besondere Verdienste erworben haben muß und der als höchsten Preis seiner Treue zum Fürstenhause oder seiner Tapferkeit den Orden erhalten soll, wird zunächst angewiesen, einen Stein so weit zu werfen, als er nur irgend vermag. Dies geschieht, um in Erfahrung zu bringen, ob er

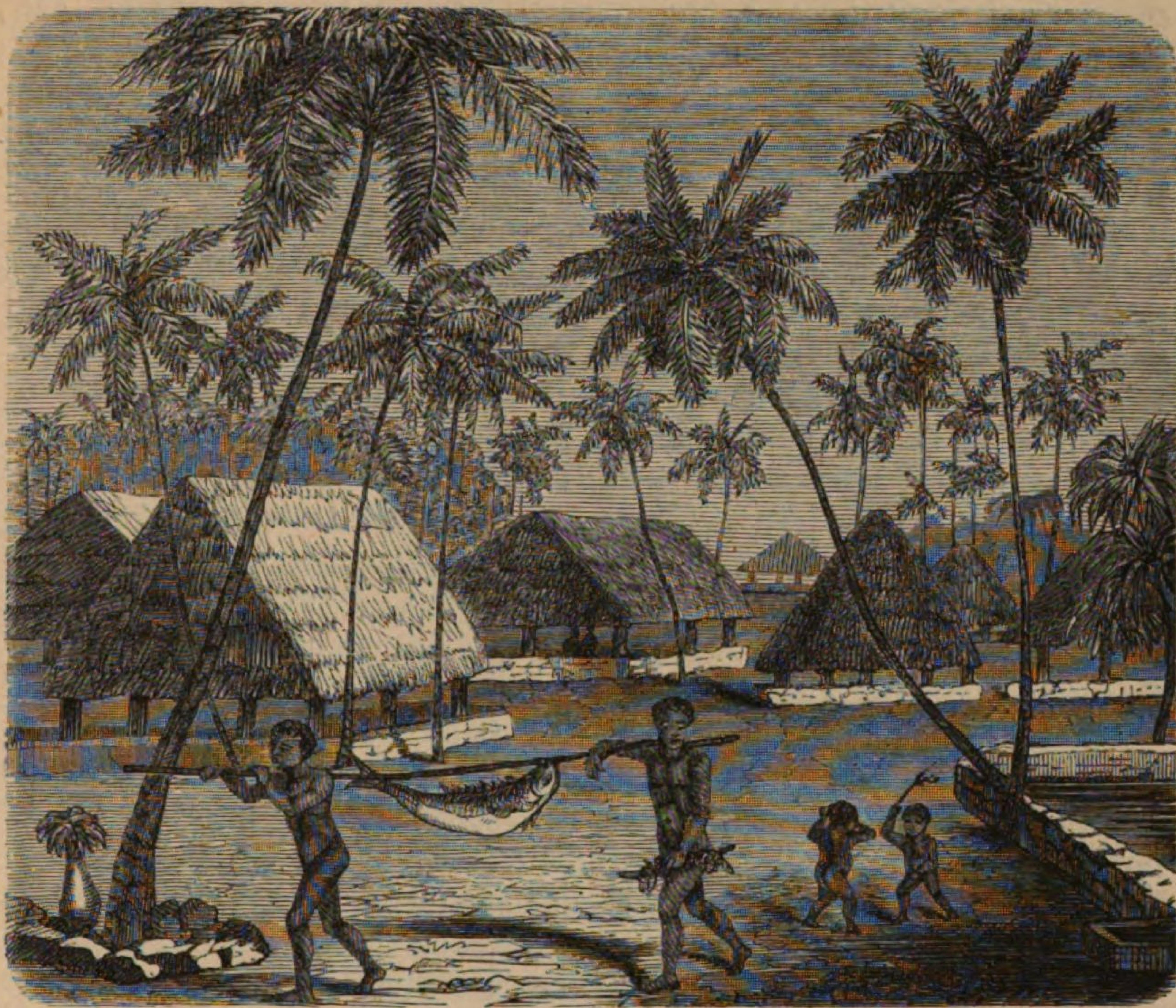
gewöhnlich die rechte oder die linke Hand gebraucht. Gebraucht er hierbei die linke Hand, so kommt der Orden an die rechte, und umgekehrt. Hierauf werden Fäden an jeden Finger der betreffenden Hand befestigt, und der oberste Rupak (nennen wir ihn Groß-Komthur) setzt sich hinter den Novizen und hält ihn bei den Schultern fest, während Andere an den Fäden ziehen. Der König inzwischen drückt ihm die Finger der Hand fest zusammen und zieht dann das knöcherne Armband über die gut eingeölte Hand bis zum Handgelenke.

Sobald der Orden festsitzt, hält der König eine Anrede an den neuen Rupak, in welcher er ihn auffordert, das Armband täglich zu putzen und es stets so unbefleckt zu erhalten, wie seine Ehre, eben so wenig sich je davon zu trennen. Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß der König nicht selbst Inhaber dieses Ordens ist und sich durch kein äußerliches Zeichen von dem niedrigsten seiner Unterthanen unterscheidet.

Versuche, das Christenthum einzuführen, wurden seit 1696 wiederholt von den Spaniern gemacht, schlugen aber fehl, wahrscheinlich weil die Karoliner von geflüchteten Bewohnern der Ladronen Kunde von den traurigen Ereignissen erhalten hatten, von denen dort die Gründung der spanischen Kolonie begleitet gewesen war. Im Jahre 1731 ging der Pater Cantova mit einem andern Priester und mehreren Begleitern wieder nach den Karolinen und errichtete eine Missionsstation. Er starb als Märtyrer, und mit ihm gleichzeitig wurden 14 Spanier ermordet.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts verschlug ein Sturm karolinische Boote nach der Ladronen-Insel Guajan; hierdurch wurde den Eingeborenen der Weg nach dieser Insel gezeigt und letztere so eine Quelle lebhaften Verkehrs mit den Spaniern daselbst. Als ausdauernde und erfahrene Seeleute, wie kaum ein anderes der Inselvölker des Ozeans, segeln seitdem die Karoliner jährlich auf ihren zwar kunstvoll gebauten, aber gebrechlichen Booten nach Guajan, um ihre Produkte, besonders Stricke aus Kokosfasern und Boote, gegen das ihnen unentbehrlich gewordene Eisen und eiserne Geräth einzutauschen; ja es sind sogar bei diesen regelmäßigen Besuchen Karoliner auf den Ladronen zurückgeblieben und durch dieselben auf der Insel Saypan karolinische Niederlassungen entstanden. Dieser Verkehr hatte überdies zur Folge, daß auch europäische Schiffe anfingen, die westlichen Inseln des Archipels zu besuchen, um Trepang zu fischen und Schildpatt von den Eingeborenen zu erhandeln. Aber die Entdeckung von Ponape in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat zu einer noch viel innigeren Verbindung der Bewohner dieser Insel mit den Europäern geführt. Die Fülle der Lebensmittel, welche die Walfischfänger hier fanden, bewog sie bald zu häufigen Besuchen. Einzelne Seeleute siedelten sich an, und diesen folgten später protestantische Missionäre aus Hawaii, die sich in Ponape und Kusaie niederließen und das Christenthum einzuführen begonnen haben. Dieses Unternehmen scheint auf erhebliche Hindernisse nicht zu stoßen.

In neuerer Zeit haben die Spanier Ansprüche auf die Karolinen gemacht und dieselben sogar auf die Marshall- und Gilbert-Archipele, welche sie *östliche Karolinen* nennen, ausgedehnt.



Dorf auf den Kingsmill-Inseln (Mulgrave-Archipel).

Elfter Abschnitt.

Ralik. Ratak. Pflanzenwelt. Bevölkerung. Gilbert-Inseln. Waffen und Werkzeuge der Eingeborenen.

Der Archipel der Marshall- und Gilbert-Inseln, auch Mulgrave-Archipel genannt, erstreckt sich von 12° nördl. Br. bis 3° südl. Br. östlich von den Karolinen in der Richtung von Nordnordwesten nach Südsüdosten und wird durch eine breite Straße in zwei Theile geschieden, von denen der nördliche den Namen der Marshall-Inseln trägt, während der südliche „Gilbert-Inseln“, von den Walfischfahrern aber „Kingsmill-Inseln“ genannt wird. Die Marshall-Inseln zerfallen dann wieder in zwei Abtheilungen: in die westliche, Ralik, und in die östliche, Ratak. Obwol schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufgefunden, sind die Inseln doch erst 1788 vollständig entdeckt und erst im jetzigen Jahrhundert näher untersucht worden. Von allen diesen Inseln, zusammen 46, sind die acht kleinsten flache, von Riffen umgebene Koralleninseln; alle übrigen sind Lagunengruppen.

Wir können uns hier darauf beschränken, selbst die größeren dieser Eilande nur dem Namen nach aufzuführen, da sie im Ganzen sich nur unwesentlich von

einander unterscheiden, und nichts besonders Bemerkenswerthes bieten. Die Ratak-Gruppe (von 11° 11′ Br. 169° 51′ L. bis 6° 7′ B. 171° 57′ L.) umfaßt, von Norden anfangend, die Eilande Bikar, Utirik (Kutusoff) und Taka (Suwaroff), fernerhin Ailuk (Krusenstern), Likieb, Wotsche (Otdia), Erikub, Maloelab (Calvert, auch Kawen genannt), Aur (Ibbetson), Madschuro (Arrowsmith), Arno (Daniel und Pedder) und Mili (Mulgrare). Die Ralik-Kette, welche sich von 11° 40′ Br. und 165° 22′ L. bis 1° 28′ südl. Br. und 175° 13′ L. erstreckt, umfaßt, ebenfalls von Norden nach Süden zählend, die Eilande Bikini (Eschholtz), Ronglab und Rongrik (die Pescadores), Wottho (Schantz), Kwadschalein (Quadelen oder Margaret), Namo (Mosquillo), Ailinglabab (Lambert), Dschaluit (Banham) und die fruchtbarste, am meisten bevölkerte Insel Ebon (Boston), die südlichste der Gruppe.

Die Gilbert-Inseln ziehen sich von 3° 21′ Br. und 172° 57′ L. bis 26° nördl. Br. und 173° 51′ L. Zu dieser Gruppe rechnet man die Eilande Makin und Butaritari (Pitt), ferner Apaiang (Matthews), Tarawa, Apamama (Hopper), Nonouti (Sydenham), Taputeuwea (Drummond), Nukunau (Byron), Arorai (Hope) u. s. w.

Die Vegetation ist zwar üppig, steht aber an Fülle und Mannichfaltigkeit derjenigen der Karolinen nach und nimmt in den Marshall-Inseln gegen Norden immer mehr ab und verkümmert. Das nutzbarste Gewächs ist der Pandang, der in mehr als 20 Abarten vorkommt und auf vielen Inseln das Hauptnahrungsmittel ausmacht; er ist um so schätzbarer, als er wild auf dem dürrsten Strande wächst und veredelt und angebaut in den feuchten Niederungen wuchert. Die zusammengesetzten, faserigen Steinfrüchte des Pandang enthalten am Boden einen aromatischen Saft. Um diesen zu gewinnen, klopft man die Frucht mit einem Steine weich und saugt die Fasern aus. Die Frucht selbst wird in Gruben gebacken und so gegessen; auch bereitet man daraus ein unter dem Namen Mogan bekanntes Konfekt. Dem Pandang zunächst steht die Kokosnuß, die nicht nur Trank, Speise, Oel und Gefäße, sondern auch Bast zu Schnuren und Seilen liefert. Ohne die Fasern dieser Nuß würden die Eingeborenen nicht an Schiffahrt denken können. Der Brotfruchtbaum ist nicht überall gemein und findet sich nur in den feuchten Niederungen der bewohnten Inseln. Aus der Pia-Wurzel (Tacca pinnatifida) wird ein nahrhaftes Mehl gezogen. Auf vielen Inseln trifft man auch mehrere Arten Arum und den Pisang an, und seitdem Kotzebue den Eingeborenen mehrere nutzbare Gewächse geschenkt hat, wird namentlich Yam gebaut. Ueberdies liefern einige Hibiscusarten ein starkes Bast. Landsäugethiere gab es auf den Inseln gar nicht; die von Kotzebue eingeführten Ziegen, Schweine und Katzen haben sich zahlreich vermehrt, sind aber verwildert. Außer Hühnern kommen blos Wald- und Wasservögel, doch nicht in großer Mannichfaltigkeit, vor. Unter den Amphibien sind die Seeschildkröten, unter den Fischen zwei Arten giftiger Rochen von ungeheuerer Größe zu erwähnen. Fliegende Fische und Haifische sind häufig. Die Mannichfaltigkeit ein- und zweischaliger Muscheln ist sehr groß, darunter das Tritonshorn, das als Trompete dient, und die Perlmutter, die zu Messern geschärft wird. Trepang ist in Menge vorhanden.

Die Bevölkerung dieser Inseln ist in der nördlichen Abtheilung, deren 30 Inseln kaum 10,000 Einwohner haben mögen, weniger stark als auf den Gilbert-Inseln, die wahrscheinlich über 40,000 Einwohner zählen und daher nicht blos die am dichtesten bewohnten des ganzen Ozeans sind, sondern überhaupt zu den am stärksten bewohnten Theilen der Erde gehören. Man möge nur bedenken, daß das bewohnbare Land auf diesen Inseln zusammen höchstens zwei deutsche Quadratmeilen beträgt.

Die Bewohner sämmtlicher Inseln gehören den Mikronesiern an; doch bestehen zwischen ihnen große Verschiedenheiten. Hauptsächlich haben diese darin ihren Grund, daß, während sie auf den Marshall-Inseln ein reiner mikronesischer Stamm sind, auf den Gilbert-Inseln in alter Zeit polynesische Kolonien, besonders, wie es scheint, aus Samoa, sich niedergelassen und mit den mikronesischen Ureinwohnern sich vermischt haben. Die Bewohner der Gilbert-Inseln sind stark kupferfarbig, die der übrigen Inseln von hellerer Hautfarbe.

Auf den Marshall-Inseln ist die Bevölkerung zwar schmächtig und nicht von sonderlicher körperlicher Kraft, aber im Uebrigen gut gebaut, mit sanften, angenehmen Gesichtszügen und schönen, weißen Zähnen. Das schwarze Haar wird hinten zierlich aufgebunden und besonders beim weiblichen Geschlecht mit Blumen und Muscheln geschmückt. Männer und Weiber tragen in den durchbohrten Ohrläppchen ein aufgerolltes Pandangblatt. Das Tätowiren findet ebenfalls bei beiden Geschlechtern statt. Die Kleidung besteht bei den Männern in einem Gürtel mit hängenden Baststreifen; die Weiber tragen zwei längere Matten, die mit einer Schnur um die Hüften befestigt sind. Außer Blumen- und Muschelkränzen, mit denen sich beide Geschlechter schmücken, tragen die Männer häufig einen Halsschmuck von an einander gereihten Delphinzähnen mit vorhängenden Platten von Schildkrot oder dünnen, runden Muschel- und Kokosscheiben.

Die Häuser bestehen nur aus einem von vier niedrigen Pfosten getragenen Dach, das mit einem Hängeboden versehen ist. Man kann darunter nur sitzen und klettert durch ein viereckiges Loch auf den Boden, der das sehr einfache Hausgeräth enthält und wol auch zum Schlafgemach dient.

Die Nahrung der Eingeborenen besteht hauptsächlich in den Früchten des Pandang und der Kokospalme, in Brotfrucht, so weit sie sich findet, und in verschiedenen Arten von Arum; außerdem werden Fische, Muscheln, Krabben u. dgl. genossen. Wasser ist das allgemeine Getränk.

Die Ehen werden ohne Ceremonien oder besondere Vorschriften geschlossen und in eben solcher Weise wieder aufgelöst; das Weib ist aber nicht die Sklavin, sondern die Gefährtin des Mannes und hat sogar das Recht, in öffentlichen Versammlungen zu sprechen. Auch sind die Frauen sehr sittsam; nur unverehelichte haben volle Freiheit, ihre Gunstbezeigungen beliebig auszutheilen.

Außer der Sorge für Nahrung sind Schiffahrt und Spiele die Hauptbeschäftigungen des Friedens. Die Bewohner der Marshall-Inseln lieben es, am Abend um ein hell loderndes Feuer versammelt, ihre sitzenden Liedertänze aufzuführen, bei denen die Weiber die Trommel rühren, das einzige ihnen bekannte Instrument. Besonders zeichnen sie sich durch ihre Geschicklichkeit, Aus-

dauer und Kühnheit in Seefahrten aus, sowie durch ihre Vorliebe für Handel und Verkehr. Sie sprechen alle eine Sprache, die im grammatischen Bau mit den karolinischen Sprachen ganz übereinstimmt.

Bricht ein Krieg aus, so sammelt der Beherrscher der Inseln seine Häuptlinge, die mit bemannten Booten erscheinen, mit denen man auf der feindlichen Inselgruppe eine Landung unternimmt; denn man kämpft nur zu Lande. Am Kampfe nehmen auch die Weiber Theil. Sie bilden das Hintertreffen, während die Männer im Vordertreffen kämpfen. Die Weiber begleiten die Schlacht mit Trommelschlag, schleudern aber auch Steine auf die Feinde und werfen sich oft versöhnend zwischen die streitenden Theile. Im Kampfe aus der Ferne bedienen sich die Eingeborenen der Schleuder, die sie übrigens nicht besonders geschickt zu handhaben wissen, und einer Art Pfeile, die im Bogen geworfen werden. Sehr blutig werden also diese Schlachten schwerlich sein.

Das Religionssystem ist nur wenig ausgebildet. Die Eingeborenen verehren ein unsichtbares höchstes Wesen, Amis genannt, dem sie ohne Tempel und ohne Priester Früchte zum Opfer bringen. Diesem Wesen sind verschiedene Palmen heilig, in deren Gipfel es sich niederlassen soll. Daher werden diese heiligen Bäume durch ein Viereck von Balken eingeschlossen.

Das malayische Lehenssystem herrscht auch hier. Die Klasse der Häuptlinge bildet einen Adel, der vor dem Volke wesentliche Vorrechte voraus hat und über das Eigenthum gebietet. Ueber ihnen stehen Könige, von denen der von Ratak auf der Insel Aur, der von Ralik auf Ailinglablab wohnt.

Allen Seefahrern sind die Eingeborenen als ein freundliches, harmloses Volk erschienen, munter, zu Frohsinn und Geselligkeit gestimmt, gescheidt und sinnreich; sie kamen den Russen freundlich entgegen und schienen nur Anfangs vor der Ueberlegenheit derselben eine gewisse Scheu zu haben. Die Häuptlinge bewiesen den größern Muth, die stärkere Zuversicht. Vertrauen machte sie nie zudringlich, nie lästig; auch achteten sie das Eigenthum und zeigten sich nie diebisch. Ihre Sanftmuth, Freundlichkeit und Zutraulichkeit läßt sie ohne Zweifel, nach den Berichten der Reisenden, als das liebenswürdigste und anziehendste von allen Völkern des Ozeans erscheinen.

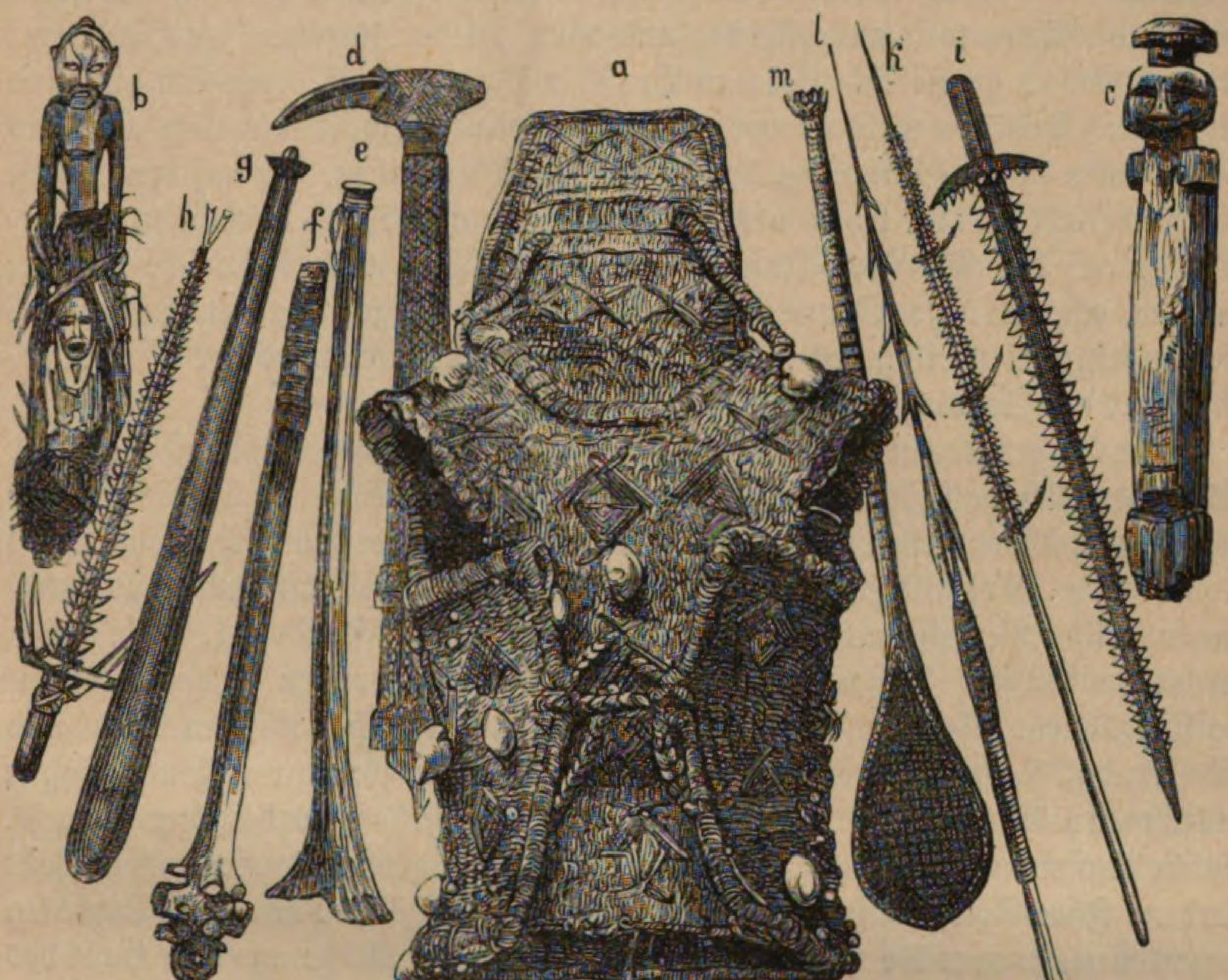
Etwas anders sieht es auf den Gilbert-Inseln aus. Die Eingeborenen sind mittlerer Größe und hager, doch wohlgestaltet; die Weiber sind im Verhältniß noch kleiner, zeichnen sich aber durch angenehme Gesichtsbildung und zarten Gliederbau aus. Die Männer gehen meist ganz nackt, nur daß sie eine Kopfbedeckung aus gebleichten Pandangblättern, wol auch, zum Schutz gegen die Sonne, eine über die Schultern gehängte Matte tragen. Die Kleidung der Frauen besteht in einem Gürtel von fransenartig herabhängenden Kokosnußblättern. Als Zierathen sind Schnuren von abwechselnd schwarzen und weißen Muscheln oder aus geflochtenen Menschenhaaren gebräuchlich. Das Tätowiren, dem sich beide Geschlechter, die Männer jedoch in ausgedehnterem Maße als die Weiber, unterziehen, wird gewerbsmäßig von Leuten betrieben, die dafür gut bezahlt werden.

Die Häuser haben, wie auf den Marshall-Inseln, einen Hängeboden, auf welchem die Vorräthe zum Schutz gegen die Ratten aufbewahrt werden

Am Bau der großen Versammlungshäuser, Mariapa, die oft ziemlich groß sind und deren Balken und Sparren mit schwarzen Streifen bemalt und mit Muscheln verziert werden, betheiligt sich die ganze Bevölkerung eines Dorfes.

Ihre Kanoes sind zwar gut gebaut, doch geht den Eingeborenen das Geschick und die Erfahrung in der Kunst der Schiffahrt gänzlich ab.

Die Zimmerleute stehen in hoher Achtung und sind entweder von Häuptlingen abhängig oder arbeiten auf eigne Rechnung um Lohn.



Waffen und Werkzeuge der Bewohner der Marshall- und Gilbert-Inseln. Nach Original-Photographien.

a. Mit Muscheln verzierter Panzer aus Kokosfasern. b. c. Götzenbilder aus Holz. d. Axt. e. f. g. Keulen. h. i. k. l. Lanzen, Schwerter und Speere mit Haifischzähnen. m. Ruder.

Die Weiber nehmen auch hier keine untergeordnete Stellung ein. Während die Männer die schwere Arbeit verrichten, Fische fangen, die Tarrofelder bestellen, beschäftigen sich die Weiber mit häuslichen Arbeiten, insbesondere mit dem Flechten von Matten.

Die Nahrung besteht aus Kokos- und Pandangnüssen, aus Tarro und etwas Brotfrucht, aus Fischen u. dgl. Schildkröten werden zur gehörigen Jahreszeit auf dem flachen Strande gefangen.

Der Lebenslauf der Eingeborenen ist sehr einfach. Sie stehen mit Tagesanbruch auf, waschen Gesicht, Hände und Zähne mit süßem Wasser, salben sich mit wohlriechendem Kokosöl und arbeiten dann bis 9 oder 10 Uhr auf dem Felde, worauf sie nach Hause gehen, sich abermals waschen, essen und die ganze Mitte des Tages schlafend oder plaudernd zubringen. Von 4 Uhr Nachmittags arbeiten sie wieder bis gegen Abend, waschen sich sodann zum dritten Male,

essen und gehen schlafen. Die Freigebigkeit der Natur läßt ihnen Zeit genug zu Vergnügungen, zu Gesang und Tanz übrig. Zur Zeit des Vollmondes laden die Bewohner eines Dorfes die eines andern gewöhnlich zu einer Festlichkeit ein. Am bestimmten Tage kommen die Gäste auf Kähnen und werden im Mariapa bewirthet. Nach dem Mahle wird bis zum Abend getanzt und dann gesungen. Diese Festlichkeiten dauern drei Tage. Die Tänze bestehen in Bewegungen nach dem Takte eines einförmigen Gesanges; am thätigsten ist dabei der Oberkörper, während die Beine verhältnißmäßig ruhig bleiben. Oefters werden die Arme weit ausgestreckt, und dann wieder klatschen die Hände mit großer Gewalt gegen Schenkel und Brust, während der Körper sich hin- und herwiegt. Daneben giebt es noch manchen Zeitvertreib, namentlich auch das Schwimmen in der Brandung, das, wie wir gesehen haben, fast auf der ganzen Südsee beliebt ist. Die Ehen werden in völlig gleicher Weise geschlossen und gelöst wie auf den Marshall-Inseln. In Todesfällen wird die Leiche erst gewaschen, eingeölt, der Sonne ausgesetzt und acht Tage lang beweint, wobei die Leidtragenden einander ablösen; nach zwei Monaten wird der Kopf abgeschnitten, der Schädel gereinigt und aufbewahrt.

Die Eingeborenen der Gilbert-Inseln sind viel unruhiger und kriegslustiger als die der Marshall-Inseln; Wilkes schildert sie als tückisch und äußerst gefährlich, ja nach Wood stehen sie an Wildheit am tiefsten unter den Mikronesiern und Polynesiern. Krieg scheint allerdings zu ihren Hauptbeschäftigungen zu gehören, und ihre Bewaffnung deutet auf Meisterschaft im Handwerk. Sie haben furchtbare Waffen. Außer der Keule und den Spießen rüsten sie den Arm mit Haifischzähnen. Schwertförmige Waffen werden mit solchen Zähnen besetzt und dadurch, daß sie letztere nicht nur schärfen und spitzen, sondern auch wie Sägen auszahnen und sie mit Faserschnuren befestigen, zu wahrhaft mörderischen gemacht. Solche Waffen müssen, weil sie leicht verwunden, mit großer Vorsicht gehandhabt werden. Ihre Spieße rüsten sie ebenfalls mit Haifischzähnen aus. Um Schrecken einzuflößen, tragen die Häuptlinge im Kampfe eine Mütze aus der Haut des Igel-Fisches (Diodon hystrix), die, wenn sie aufgeblasen wird, mit scharfen, nach allen Seiten ausstehenden Stacheln bedeckt ist; die Mütze wird außerdem mit Federn verziert. Am Gefecht betheiligen sich gleichmäßig beide Geschlechter. Die geschlagene, zur Verzweiflung getriebene Partei schifft sich gewöhnlich ein, um der völligen Vernichtung zu entgehen. So erzählte Kirby, daß ungefähr 10 Jahre vor seiner Ankunft einer der Häuptlinge von Apamama sich gegen den König empörte, der damals auf Kuria residirte. Der König sammelte sogleich seine Krieger und landete auf Apamama, wo die meisten Einwohner zu ihnen stießen. Die Aufständischen gaben daher den hoffnungslosen Kampf auf, flohen nach der Südseite der Insel und schifften sich, sowie sich der König mit seiner Kriegsmacht näherte, mit Weib und Kind ein. Sie zogen nach Kuria, wo man sie für die heimkehrenden Krieger hielt und Greise, Frauen und Kinder sich am Ufer zur fröhlichen Begrüßung versammelten. Doch bitter war die Enttäuschung der Unglücklichen; sie sahen sich plötzlich von Feinden umringt, die erbarmungslos die Wehrlosen niederschlugen und die ganze Insel verwüsteten. Als nach einigen Tagen die Kurianer

wieder heimkehrten, schifften sich die Rebellen abermals schleunigst ein und gelangten großentheils auf andere Inseln.

Von den Leichen erschlagener Feinde genießen die Eingeborenen, mehr aus Rache, nur ein Stück Fleisch; denn eigentliche Menschenfresser sind sie nicht.

Sie glauben an ein höchstes Wesen, das sie Wanigain oder Tabu Eriki nennen; sie rechnen auch auf eine Fortdauer nach dem Tode. Der von den körperlichen Banden befreite Geist erhebt sich in die Lüfte und wird von den Winden in das Paradies, Kainakaki, getragen: doch können nur Tätowirte dahin gelangen, wogegen alle Uebrigen unterwegs von einer großen Riesin, Namens Baine, aufgefangen werden.

Die Bevölkerung zerfällt in Häuptlinge, Grundbesitzer und Sklaven; aber die politischen Verhältnisse sind viel unsicherer und ungeordneter als auf den Marshall-Inseln. Auf mehreren Inseln giebt es kleine Fürsten, auf Apamama selbst einen eingerichteten Staat, dessen König auch die beiden nahe liegenden Inseln Aranuka und Kuria beherrscht; dagegen besteht auf den größern Inseln, Tarawa, Nonouti und Tapateuwea, vollständige staatliche Auflösung, und es herrschen Zustände, die ganz an die von Samoa erinnern.

Mit den Europäern sind die Bewohner der Marshall- und Gilbert-Inseln erst spät in engere Beziehungen getreten. In neuerer Zeit hat sich ein lebhafter Verkehr zwischen den Bewohnern der Gilbert-Inseln und australischen Kaufleuten aus Sydney entwickelt, die von ihnen Kokosöl eintauschen, ein Verkehr, der sich jetzt auch über Ralik auszudehnen beginnt. Einzelne dieser Kaufleute haben sich auf den Inseln niedergelassen, und diesen sind neuerdings amerikanische Missionäre aus Hawaii gefolgt. Letztere haben sich, um die protestantische Religion einzuführen, auf den Gilbert-Inseln Apaiang und Tarawa und in Ralik auf Ebon angesiedelt. Indessen scheinen ihre Bemühungen durch keine wesentlichen Erfolge gekrönt zu werden. Die Bewohner der Ratak-Gruppe allein stehen noch in keiner Beziehung zu den Europäern.

Es erübrigt nur noch einige kleinere zu Mikronesien gehörige, zerstreut liegende Eilande mit Namen wenigstens aufzuführen. Es sind dies zunächst die westlich von den Gilbert-Inseln belegenen Atolle Banaba (Ozean) und Nawodo (Pleasant); ferner westlich von Ralik die Lagunen-Eilande Ujilong (Arrecifes) und Eniwetok (Browns range) und nördlich von Ratak die Atollengruppen Taongi (Gasparrico) und Wake, sowie östlich von der Gilbert-Gruppe die Guano-Inseln Baker (Newnantucket) und Howland. Der Baker-Guano findet durch Hamburger Schiffe seinen Weg nach Deutschland. Mit dem Namen Baker-Guano bezeichnet man im Allgemeinen Guano von den Südsee-Inseln. — Diese Inseln schließen den grünen Kranz, welcher in die todte Einförmigkeit des Stillen Ozeans Leben bringt.

Schlußwort.

Wir stehen am Schlusse unserer Wanderung. Wir sahen den Großen Ozean mit seinen weithin ausgestreuten Eilanden in seiner erhabenen Majestät vor uns ausgebreitet liegen. Die grotesken Formen der Inseln, ihre malerischen Gestade, ihr wunderbar reicher und prächtiger Pflanzenschmuck werden in unserer Erinnerung fortleben. Fragen wir uns aber, was im Verlaufe der mannichfaltigsten Anschauungen unsere Aufmerksamkeit in immer größerem Maße anzog, so müssen wir uns sagen: es war vornehmlich der Mensch — der ursprüngliche Bewohner der ozeanischen Welt, welcher unser Interesse um so mehr in Anspruch nahm, als wir an ihm den überraschend wirksamen Einfluß unserer Kultur zu bewundern Gelegenheit fanden.

Ein unmittelbarer Sohn der Natur, welcher sich wenig in seinen geistigen Fähigkeiten über das Thier erhob, welcher, in wüster Irreligiosität schwelgend, dem scheußlichsten Kannibalismus fröhnte und sein ganzes Leben nur der Beschaffung von Nahrung, der Fortpflanzung, dem Todtschlage und Raube widmete, so trat der Ozeanier in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts jenen Europäern entgegen, welche, von Wissensdrang und Forschungseifer getrieben, sich in jene unendlich scheinende Wasserwildniß wagten. Und wie erscheint uns dieser wilde Sohn der Inseln heutzutage? An ihm hat in der That die europäische Kultur in einem Jahrhundert größere Resultate erzielt, als an seinem rothhäutigen Bruder im fernen Westen Amerikas in vier Jahrhunderten. Während der Indianer die geistigen Gaben meist verabscheut und mit Hohn und Trotz zurückweist, nimmt der Ozeanier dieselben größtentheils dankbar auf und weiß ihre Segnungen zu würdigen. Freilich sind diese Erscheinungen auch hier nicht überall gleich erfreulich, indessen sind auch nicht allerwärts die gleichen günstigen Voraussetzungen geboten. Im großen Ganzen aber sind die erzielten Erfolge im Verhältniß zu der wirklich aufgewandten Mühe und Anstrengung als wider Erwarten segensreiche anzuerkennen. Wie ganz anders würden sich die Ergebnisse herausstellen, wenn für die Civilisation jener Urbewohner in ausgedehnterem Maße gewirkt werden könnte? Indessen beinahe jede Seite unseres Buches legt deutlich dar, daß überall noch wenig gethan, daß an allen Orten noch ein großes Feld der civilisatorischen Wirksamkeit erübrigt. Wir haben es uns deshalb zur Pflicht gemacht, im Verlaufe der Darstellung Nichts zu beschönigen, namentlich wenn, bei Einführung europäischer Kultur, Maßnahmen ergriffen worden sind, welche nicht unsere Billigung finden konnten.

Aber wie man auch von anderer Seite über derartige Maßnahmen denken möge, so viel steht nach unseren wirklichen Erfahrungen fest, daß trotz mancher, zumal neuerdings erhobener Einwendungen, doch den moralischen Grundgedanken des Christenthums und deren Verbreitung unter den Naturvölkern der Südsee eine wesentliche Bedeutung für ihre bisher erzielte Gesittung zuerkannt werden muß. Dieser Behauptung steht keineswegs der Umstand entgegen, daß wir uns allerdings mit dem Treiben mancher Missionäre nicht einverstanden erklären können, welche diesen Söhnen der Natur mit spitzfindigen Glaubenssätzen entgegengetreten sind. Bei alledem haben wir während unseres langjährigen Aufenthaltes bei den Antipoden mehrfach Gelegenheit gehabt, wirkliche Erfolge mancher segensreich wirkenden Sendboten unserer Religion kennen zu lernen.

Nicht wenige unter diesen verstanden es ganz vortrefflich, zunächst das materielle Wohl der Eingeborenen ins Auge zu fassen, sie allmählig an ein geordnetes und arbeitsames Leben zu gewöhnen und inzwischen ihnen auch die geistigen Wohlthaten unbemerkt zuzuführen, welche die Bekanntschaft mit den ewigen Wahrheiten unserer Religion mit sich bringt. Auf Grund solcher Erfahrungen glauben wir nicht zu irren, wenn wir zuversichtlich behaupten, daß die Ozeanier die bisherigen Fortschritte in ihrer Bildung wesentlich dem civilisatorischen Einfluß des Christenthums zu danken haben. Indem wir hierbei streng die Person von der Sache trennen, lassen wir uns keineswegs irre leiten von den bloßen Redensarten vieler berufsmäßigen Missionäre, welche, lediglich im Interesse ihrer besonderen Konfession wirkend, sich nur auf scheinbare Erfolge berufen können; denn in Wahrheit haben sie die wirkliche Geistes- und Herzenswandlung jener Naturmenschen keineswegs gefördert. Nehmen wir hinzu, daß fanatische Verbreiter einer besonderen Bekenntnißform meist ihre höchste Aufgabe darin erblicken, ihren konfessionellen Gegnern zuvorzukommen, so kann der Uebelstand nicht ausbleiben, daß sie ihre Mission allein darin suchen, ihrer besonderen Glaubensrichtung eine möglichst große Anzahl scheinbar bekehrter Seelen zuzuführen.

Wie rein äußerlich oft auch das Bekehrungswerk betrieben wird, geht beispielsweise aus den Mittheilungen Rietmann's hervor, wonach die armen Melanesier gar streng in der „anglikanischen Zwangsjacke" stecken. Wenn sie Christen werden, wird ihnen der Tanz, durch den sie einzig ihre Freude ausdrücken, als unsittlich streng verboten, und statt der einheimischen Lieder bietet man ihnen die Psalmen. Eben so ist der Genuß des Tabaks nicht gestattet, weil er „vom Teufel" ist. Statt des früheren Blumenschmuckes im Haar sind die Weiber gezwungen, eng anschließende Häubchen zu tragen. Und so ließen sich noch Hunderte von Zwangsmaßregeln anführen, welche leider oft die Einführung des Christenthums begleiten.

Bei einer solchen Behandlung müssen wir es freilich zugeben, wenn Lord Elgin in seinem so vortrefflichen Buche, „Blasen aus der Südsee", Alles, was die Missionäre daselbst gethan, einfach für „Schwindel" erklärt. Gewiß stehen ihm zum Belege der übelen Folgen einer blos äußerlichen Propaganda zahlreiche selbsterlebte Thatsachen zu Gebote; wenn er aber hierbei das wirkliche Gute verschweigt, was die Missionäre durch gleichzeitige Verbreitung europäischer,

auf christlichen Ideen begründeter Gesittung gewirkt haben, so dürfen wir uns seinem Urtheile nicht mehr anschließen. In gleichem Sinne haben wir auch bei verschiedenen Gelegenheiten unsere eigenen gegenüberstehenden und auf zahlreiche Thatsachen gestützten Anschauungen im Verlaufe unseres Werkes ausgesprochen. Oder welchem anderen Einfluß als unserer von christlicher Denkweise durchdrungenen Gesittung verdanken wir es zum Beispiel, daß, trotz des herausfordernden Benehmens vieler unserer Seeleute, unsere Schiffe heute mit den meisten Inselbewohnern ruhig und ungehindert Handel treiben können, während sie noch vor einem Jahrzehnt Gefahr liefen, als Opfer des Kannibalismus zu fallen?

Können wir hiernach nicht leugnen, daß die Berührung jener wilden Söhne der Natur mit der kaukasischen Rasse sie im Verlaufe der Zeit wenigstens in einzelnen Punkten unsere Art und Weise zu leben gelehrt hat, so will uns doch ein wehmüthiges Gefühl beschleichen, wenn wir andererseits auch so manche unverkennbare Nachtheile wahrnehmen, welche jene Berührung für die kräftige und urwüchsige Fortentwickelung ihres Geschlechtes mit sich zu bringen scheint. Denn weit verheerender als ihre eigenen Unsitten und Zwistigkeiten unter einander scheint doch die immer nur halbe und äußerliche Zuführung einzelner europäischer Gewohnheiten und Sitten auf sie zu wirken. Nach den bisherigen Erfahrungen wird es kaum gelingen, ihnen unsere Gesittung mit solcher Wirkung einzuimpfen, daß sie den Eingeborenen gleichsam in Fleisch und Blut übergeht und durch ihre innigere Verbindung mit europäischem Wesen allmählig ein neues und lebensfähiges Kulturvolk aus ihnen schafft. Unfähig, gleich anderen Rassen, das europäische Wesen vollkommen in sich aufzunehmen und innerlich zu verarbeiten, droht ihnen vielmehr das Schicksal, dem überwältigenden Einflusse desselben gänzlich zu erliegen, und, statt mit dem fremden Eindringling gemeinschaftlich jenes Paradies zu bebauen, welches sie ihre Heimat nennen, ihm dereinst, nach rasch wachsendem Aussterben, das Feld gänzlich zu überlassen.

Wenn es nun scheint, daß sich gegen dieses unvermeidliche Naturgesetz Nichts einwenden läßt, so erübrigt nur die Frage, welcher Nation es einst gelingen wird, das hinterlassene Erbe anzutreten und die Herrschaft in der Südsee an sich zu bringen. Schon in der Einleitung wiesen wir darauf hin, daß hier nach den bisherigen Erfolgen zu schließen, der Vorrang den Völkern germanischer Abkunft gebühren wird. Die Romanen haben sich überall als unfähig erwiesen, sowol mit nachhaltiger Wirkung fremde Landstriche zu kolonisiren, als auch mit den Urbewohnern jener Gegend in gutem und dauerndem Einvernehmen zu bleiben. Jedenfalls würde es für das neu aufstrebende Deutsche Reich eine ehrenvolle Aufgabe sein, dereinst in jenen Ländern festen Fuß zu fassen, um den deutschen Handel, der, wie wir gesehen haben, bereits keine unbedeutende Rolle spielt, auch in jenen fernen Breiten zu schützen und den strebsamen deutschen Kolonisten ein neues Feld für ihre Thätigkeit zu eröffnen!

Namen- und Sachregiſter

zu

Ozeanien, die Inſeln der Südſee

von

Fr. Chriſtmann und Richard Oberländer.

I. Neu-Seeland. II. Ozeanien. E. Einleitung. A. Abbildung. T. Tonbild.



Oberländer, Ozeanien.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.